Deutsche Rundschau

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

47446
99.

Band V.

(October — November — December 1875.)

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Sehffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Häffel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

AP
30
D4
Bd. 5

Inhalts-Verzeichniß

zum

fünften Bande (October — December 1875).

		Seite
I.	Theodor Storm, Psyche. Novelle	1
II.	Hermann Hettner, Briefe Goethe's an K. E. Schubarth	23
III.	Ernst Haeckel, Brussa und der asiatische Olymp	41
IV.	Franz von Holtzendorff, Die Streitfragen des neueren Völkerrechts	55
V.	Louis Ehlert, Johann Sebastian Bach	81
VI.	F. X. v. Neumann-Spallart, Die Edelmetalle im Culturleben. I.	99
VII.	Julius Rodenberg, Ferien in England. I.	110
VIII.	Emanuel Geibel, Vier Oden des Horaz	118
IX.	Das Hermanns-Denkmal und der Teutoburger Wald	121
X.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	129
XI.	Robert Zimmermann, Werder's Hamlet-Vorlesungen	135
XII.	Gerhard Rohlfs, Der geographische internationale Congreß in Paris und die damit verbundene Ausstellung	139
XIII.	H. Krigar, Die Festspielproben in Bayreuth	153
XIV.	Karl Frenzel, Berliner Chronik	157
XV.	Politische Rundschau	164
XVI.	Levin Schücking, Onkel Martin's Vermächtniß. Novelle. I.	171
XVII.	* * *, P. M. Leontjew und die russische Presse	187
XVIII.	F. X. v. Neumann-Spallart, Die Edelmetalle im Culturleben. II.	203
XIX.	W. Henke, Michelangelo. Mit 2 Illustrationen	216
XX.	H. Vambéry, Bosnien und die Herzegowina oder die slavischen Unterthanen der Pforte	242
XXI.	Max Maria von Weber, Ein Name, besser als eine Hausnummer. Erinnerungen an K. M. von Weber und Rossini	257
XXII.	L. Friedländer, Ueber die neueren Bearbeitungen und den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte	266
XXIII.	Julius Rodenberg, Ferien in England. II. III.	283
XXIV.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	301

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XXV.	Oberst Bronsart von Schellendorff über den Dienst des Generalstabs	306
XXVI.	Fr. v. Hellwald, Neue Schriften über die Türkei	310
XXVII.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	315
XXVIII.	Politische Rundschau	322
XXIX.	N. N. Karasin, Ak-Tomak. Ein Sittenbild aus Central-Asien. Nach dem Russischen von Isolde Kurz	331
XXX.	W. Wundt, Die Theorie der Materie	364
XXXI.	H. J. A. Raaslöff, Das constitutionelle Dänemark. I.	387
XXXII.	Ferdinand Hiller, Luigi Cherubini. Sein Leben und seine Werke. Nebst persönlichen Erinnerungen	404
XXXIII.	Max Müller, Ueber die Lebenskraft des Brahmanismus	421
XXXIV.	Levin Schücking, Onkel Martin's Vermächtniß. Novelle. (Schluß.)	435
XXXV.	Julius Lessing, Weihnachtliche Rundschau	463
XXXVI.	Joseph Landgraf, Volkswirthschaftliche Rundschau. Die Ziele der deutschen Münzpolitik	466
XXXVII.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	471
XXXVIII.	Otto Gumprecht, Die neue Opernsaison in Berlin	476
XXXIX.	Der Strousberg'sche Concurs	482
XL.	Politische Rundschau	488
	Literarische Neuigkeiten	495

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 1. October 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roty. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Häffel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Theodor Storm, Psyche. Novelle	1
II.	Hermann Hettner, Briefe Goethe's an K. E. Schubarth	23
III.	Ernst Haeckel, Brussa und der asiatische Olymp	41
IV.	Franz von Holtzendorff, Die Streitfragen des neueren Völkerrechts	55
V.	Louis Ehlert, Johann Sebastian Bach	81
VI.	F. X. v. Neumann-Spallart, Die Edelmetalle im Culturleben. I.	99
VII.	Julius Rodenberg, Ferien in England. I.	110
VIII.	Emanuel Geibel, Vier Oden des Horaz	118
IX.	Das Hermanns-Denkmal und der Teutoburger Wald	121
X.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	129
	a) Tausend Gedanken des Collaborators. Von Berthold Auerbach.	
	b) Der monistische Gedanke. Eine Concordanz der Philosophie Schopenhauer's, Darwin's, R. Mayer's und L. Geiger's. Von Ludwig Noiré.	
	c) Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie. Von Ludwig Noiré.	
	d) Philosophie und Naturwissenschaft, ihr neuestes Bündniß und die monistische Weltanschauung, von Dr. Conrad Dieterich.	
	e) Zur Kritik moderner Schöpfungslehren mit besonderer Rücksicht auf Haeckel's „Natürliche Schöpfungsgeschichte" von Johannes Huber.	
	f) Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 23. Januar 1875 von Prof. Dr. W. Foerster.	
	g) Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden, von Sir John Lubbock. Autorisirte Ausgabe für Deutschland.	
XI.	Robert Zimmermann, Werder's Hamlet-Vorlesungen	135
XII.	Gerhard Rohlfs, Der geographische internationale Congreß in Paris und die damit verbundene Ausstellung	139
XIII.	H. Krigar, Die Festspielproben in Bayreuth	153
XIV.	Karl Frenzel, Berliner Chronik	157
XV.	Politische Rundschau	164

Psyche.

Novelle von **Theodor Storm.**

Es war an einem Vormittage im August und die Sonne schien; aber das Wetter war rauh, der Wind kam hart aus Nordwest, und Wind und Fluth trieben ungestüm die schäumenden Wellen in den breiten Meeresarm, der zwischen zweien Deichen von draußen an die Stadt hinanführte. Die Brettergebäude der beiden Badeflosse, welche in einiger Entfernung von einander am Ufer angekettet lagen, hoben und senkten sich; im Binnenlande würde man wol von einem Sturm gesprochen haben, und selbst hier an der Küste schien dieselbe Ansicht zu herrschen, denn der sonst so belebte Badeplatz war heute gänzlich leer. Nur dort vor dem Schuppen, der auf dem Vorlande neben dem der Stadt am fernsten Flosse lag, stand die knochige Gestalt der alten Badefrau; die langen Bänder ihres großen, verschossenen Taffethuts flatterten knitternd in der Luft, den Friesrock hielt sie sich mit beiden Händen fest. Sie hatte nichts zu thun; Badekappen und Handtücher der Damen und Kinder lagen drinnen im Schuppen ruhig in ihren Fächern. „Ich geh' nach Haus," sagte sie bei sich selber; „'s kommt Niemand in dem Mordwetter."

Sie haschte ihre Hutbänder, die ihr über die Augen flogen, und sah am Deich entlang nach der Stadt hinab. Die Schafe, welche auf dem Vorlande angetüdert waren, hatten, so weit die Stricke reichten, sich gruppenweise mit dem Rücken gegen den Wind gestellt; sonst war nichts zu sehen. — — Aber doch! Dort auf dem Deiche kamen zwei Männer angegangen und stiegen dem nächsten Badeflosse gegenüber, das der Uferbeschaffenheit wegen der Männerwelt hatte überlassen werden müssen, an der Außenseite des Deiches herab; ihre Leintücher, die sie mit sich führten, ließen sie dabei mit erhobener Hand über ihren Köpfen fliegen; ihre jugendlichen Stimmen, ihr helles Lachen konnte nicht zu der Alten dringen, denn der Wind nahm es ihnen vom Munde und verwehte es in der Richtung nach der Stadt zu.

„Hätten auch zu Haus bleiben können," brummte die Alte, als sie die Beiden in eine der Thüren des Badeflosses hatte verschwinden sehen; „aber 's kümmert mich nicht; ich geh' nach Haus!" Sie holte eine große, tombackne Taschenuhr hinter ihrem Gürtel hervor und zählte mit den Fingern die Zahlen

auf dem Zifferblatt. „Es könnt' nur Eine kommen bei dem Unwetter, aber ihre Zeit ist schon vorüber; die Fluth muß bald über eine halbe Stunde stehen, und die, die kann schon immer nicht 'nmal das erste Wasser abwarten."

Schon hatte sie die gegen Norden nach dem Deiche zu befindliche Thür des Schuppens in der Hand, als sie bei einem Blick, den sie noch zur Stadt hinüberwarf, mit beiden Händen an ihren Taffethut fuhr. „Heilige Mutter Maria!" rief sie; „man könnte katholisch werden! da kommt ein Frauenzimmer, da kommt sie!"

Und wirklich, es war ein Frauenzimmer, das dort auf dem Deiche von der Stadt her kam; es war sogar ein Mädchen, ja es war nur eine Mädchenknospe; und sie kam rasch trotz Wind und Wetter näher. Der flache Strohhut war ihr längst vom Kopf gerissen, und sie trug ihn am Bande in der Hand; den Knoten des sonnenblonden Haares hatte der Wind gelöst, daß es frei von dem jungen Nacken wehte; immer rascher ging sie, und ihre dunkeln Augen spähten in die Ferne. Als sie die knochige Gestalt der Alten, die noch immer vor dem Schuppen stand, erkannt hatte, flog sie an der Seite des Deiches hinunter und dann über das Vorland zu ihr hinüber. „Kathi," rief sie, „Kathi, ich konnt' nicht eher kommen; ich fürchtete schon, Du sei'st nach Haus gegangen!"

„Ja, ja," murmelte die Alte; „wär' ich nur so klug gewesen!"

„Kathi! Nicht brummen!" Und während sie drohend den Finger gegen die Alte erhob, schaute sie ihr fast zärtlich in die Augen.

„Aber, 's geht ja doch nicht, Frölen!" meinte noch einmal die Alte, indem sie dem Mädchen das blonde Haar von der Stirn zurück strich.

„Aber es geht erst recht, Kathi! Heut' gibt's hier weder Wickelkinder, noch alte Tanten; ganz allein hab' ich heut' das Reich, ich und über mir die Vögel in der Luft! Sieh nur da die schöne Silbermöve! Hurrah, Kathi, 's wird 'ne Luft!"

„Ja, ja, Frölen, selbst das Vogelzeug fliegt heut' an's Land."

„Oder vielmehr, sie werden vom Wind dahin geworfen! Aber ich, Kathi; so etwas lasse ich mir nicht gefallen!"

Die Alte sah sie voller Staunen an. „Aber, Kind, so sehen Sie doch nur, das Floß wippelt ja wie ein Schaukelpferd; der Weg dahin ist fußtief unter Wasser!"

Die junge Dame hob sich auf den Zehen und blickte zum Strand hinab. „Freilich," sagte sie, lustig nickend, „ich muß mir Schuh' und Strümpfe in Deinem Schuppen ausziehen."

In der Abtheilung desselben, welche die Beiden jetzt betraten, sah es in diesem Augenblicke wohnlich genug aus. Freilich waren auch drinnen nur die nackten Bretterwände; aber der Thür gegenüber stand eine mit bunten Polstern belegte Ruhebank, an der einen Seite befand sich neben den Fächern für die Bade-Utensilien ein mit braunen Kaffeekännchen, Dosen und Tassen besetztes Regal, und durch das der Stadt zugelegene kleine Fenster schien die Mittagssonne und erwärmte und erleuchtete den ganzen Raum.

„Hm," sagte das Mädchen und nickte lächelnd nach dem Regal hinauf, „die Frau Kammerräthin und die Frau Kriegsräthin und die Frau Baronin, die

haben alle die Schlüssel zu ihren Kaffee- und Zuckerdosen in ihren Taschen; schau' nur, da baumeln allenthalben die Vorhängeschlösser; da können wir nicht daran, Kathi."

„Aber, Frölen, Sie trinken ja doch keinen Kaffee nach dem Bade, wie die drei alten Damen."

„Nein, ich nicht, Kathi; aber Du, wie bekommst Du denn Deine Tasse?"

„Ich, Frölen? Ich hab' zu Haus meinen Cichorie; dann kriegt der Kater auch sein Theil."

Die Mädchenknospe aber langte in den Schlitz ihres Kleides und legte gleich darauf zwei zierliche Papierdüten auf den unter dem Tassenregal stehenden Tisch. „Mokka," sagte sie feierlich, „und — feinste Raffinade! Mama hat's mir eigens für Dich eingewickelt; sie wußte wol, daß Du für mich allein heut' Wache stehen müßtest. Und nun zünd' Dir die Spritmaschine an und koch Dir Deinen Kaffee, und — Deinen Kater lass' ich grüßen!"

Sie hatte sich auf's Sopha gesetzt und begann sich Schuhe und Strümpfe auszuziehen. Die alte Frau stand vor ihr und sah sie zärtlich an; aber sie dankte ihr nicht mit Worten, sie sagte nur: „Mama vergißt mich nicht," und nach einer Weile: „Aber, Frölen, wollte denn Mama Sie gehen lassen?"

„Mich gehen lassen? — Mama ist nicht so ein Hasenfuß, wie Du! Sollt'st Dich schämen, Kathi, so ein langer Kerl, wie Du bist!"

„Ja, ja, Frölen, ich streit' auch nicht. — Ich vergess' es nimmer — da ich Kindsmagd bei Ihrem Großvater, beim alten Bürgermeister war — die Angst, die ich oftmals ausgestanden; die Frau Mama — sie wird's mir nicht verübeln — war dazumalen grad' nicht anders, als wie das junge Frölen heute!"

Das junge Frölen hatte die nackten Füßchen zu sich auf die Sophakante gezogen und ließ sie behaglich von dem warmen Sonnenschein beleuchten. „Erzähl's nur noch einmal, Kathi!" sagte sie.

Die Alte hatte sich neben sie auf das Sopha gesetzt. „Ja, ja, Frölen; ich hab's Ihnen schon oft erzählt. Aber ich seh' sie noch immer vor mir, die Frau Mama; will sagen, das acht- oder neunjährige Dingelchen. Eben so schöne gelbe Haare, wie das Frölen!"

„Gelbe, Kathi? — Dank' Dir auch vielmals!"

„Sind sie nicht gelb, Frölen? — Nun, aber schön sind sie doch?"

„Ja, Kathi! Aber Mama ihre sind noch heut' viel schöner, als meine. Nicht wahr? Sie trug sie immer in zwei langen, dicken Zöpfen?"

Die Alte nickte. „Und wie die flogen, wenn sie lief und sprang!"

„Aber, Kathi, ging sie denn niemals ordentlich, so wie ich und andere Menschen?"

„Das Frölen meint, sowie vorhin den Deich herunter?" Und die Alte streichelte mit ihrer harten Hand den Kopf des schönen Mädchens, das lachend zu ihr aufblickte. „Ja, ja, es hat richtig genug nachgeerbt! — Aber einmal, eines Morgens, da ging's mit dem Springen noch nicht hoch genug! Auf der sieben Fuß hohen Gartenmauer saß das Dingelchen mit ihrem Lehnstühlchen, mit ihrem Kindertischchen und ihrem ganzen Puppentheeservice

darauf. An der Mauer stand ein alter, krummer Syringenbaum; daran hatte sie das Alles hinaufgearbeitet und sich selber auch; und nun saß sie da, wie in 'ner Laube, mitten zwischen all' den Blüthen, die just damals aufgebrochen waren."

— Die Mädchenknospe neckte ihre alte Freundin nicht mehr; nicht nur die kleinen Ohren, auch der geöffnete Mund und die dunkeln Augen schienen die Geschichte mitzuhören. —

„Ich war die Kindsmagd für das jüngere Schwesterchen, für die Frau Tante Elsabe," fuhr die Alte fort; „ich sollt' wol auch nach der Mama sehen; doch wer konnt' allzeit den Wildfang hüten? Und das Stück Mauer war ganz unten in dem großen Garten, wo nicht alle Tage Einer hinkam. — Aber heute, just da das Spiel am schönsten war, mußten wir nun doch dahin kommen; der Herr Bürgermeister hatte noch seinen geblümten Schlafrock an und die Zipfelmütze auf dem Kopfe. Er war immer ein leutseliger Herr gewesen. „Komm Kathi," rief er; „nimm die kleine Elsabe auf den Arm; ich will Euch mein Ranunkelbeet da oben an der Mauer zeigen!" — — Aber, was sahen wir, Frölen, was sahen wir!" — Das Frölen nickte. — „Da saß das feine Dingelchen auf der halsbrechenden Mauer, wie die Princeß im Kinderdöndje, und die Blumen hingen um sie herum; sie rührte eben mit einem Löffelchen in der kleinen Tasse, die sie in der Hand hielt, und brachte sie dann an den Mund, als wenn sie wirklich tränke, und nickte ihrer großen Puppe zu, die auch, in einem Korbstühlchen, ihr gegenüber an dem Tische saß. — Es schlug mir durch die Glieder; ich hätte bald das Tantchen Elsabe aus meinen Armen fallen lassen, und dem Herrn Bürgermeister stiegen die Haare und die Zipfelmütze in die Höhe; da stand er in seinem schönen Schlafrock und wagte weder A noch B zu sagen. — Doch nun war sie uns gewahr geworden: „O Papa! — Papa und Kathi!" sagte sie erstaunt und drehte ganz zierlich das Hälschen zu uns hin. — Aber Papa winkte nur stumm mit seinen Händen. — „Was soll ich, lieber Papa? Soll ich zu Dir hinunter kommen? — Gleich, gleich! Aber dann fang', Papa!" — Und, eh' wir's uns versahen, warf sie dem Herrn Bürgermeister alle ihre Puppentäßchen und Löffelchen zu, und er sagte gar nichts, und suchte sie nur, so gut er konnte, einzufangen. Und dann, als das Tischchen leer war, nahm sie ihre Puppe in den Arm, ging wie ein Seiltänzer ein paar Schritte auf der runden Mauer hin, und — Herr Jesus! ich und der Herr Bürgermeister und das Tantchen Elsabe schrieen alle mit einander auf — da flog der kleine Unband mit der großen Puppe selbst herab, und mitten in des Herrn Bürgermeisters Ranunkelbeet hinein!"

Die Augen des jungen Mädchens glänzten. „Weißt Du, Kathi," sagte sie, „Mama muß reizend gewesen sein! Hätte ich sie so nur einmal sehen können! — Meine Mama ist noch reizend, und jung, Kathi! Ich glaub', sie könnt' noch heute von der Mauer springen."

Die Alte schüttelte den Kopf. „Was das Frölen für Gedanken hat! Aber freilich, dazumalen gab's Tag für Tag was Neues mit dem hübschen Kindchen."

Sie hatte eben zu weiterem Erzählen die Hände über's Knie gefaltet, als

die Thür des Schuppens von einem Windstoß aufgerissen wurde; ein vorbeifliegender Brachvogel stieß seinen weithin hallenden Schrei aus, vom Ufer herauf konnte man das Wasser klatschen hören.

Die leichte Gestalt des Mädchens stand plötzlich hoch aufgerichtet vor der Alten. „O, Du betrügerische Kathi!" rief sie und hob drohend ihre kleine Faust; „nun merk' ich's erst, Du wolltest mich hier fest erzählen, bis Deine große Tombackuhr auf Eins marschirte und ich dann zu Mama nach Hause müßte! Aber dies Mal, Kathi!" — — Noch einen anmuthigen Knix vor der Alten, und schon war sie draußen und machte mit den kleinen Händen eine Schwimmbewegung in die Luft.

Die Alte war mit hinausgelaufen; aber sie sah ihr Spiel verloren. „Nur um's Himmels willen, Kind! Sie wollen doch heut' nicht aus dem Floß hinausschwimmen?"

„Und warum nicht, Kathi? Du weißt ja, ich versteh's! Und ich sag Dir, es wird 'ne Lust!

Der Fisch und der Vogel,
Der Wind und die Wellen
Sind alle meine Spielgesellen!"

Und singend schritt sie über das grüne Vorland zum Ufer hinab, den schönen Kopf dem Winde zugewandt; über den nackten Füßchen flatterte das leichte Sommerkleid.

Kopfschüttelnd ging die Alte in ihren Schuppen zurück. Strümpfe und Schühchen ihres Lieblings, die diese allerdings vor der Ruhebank hatte liegen lassen, legte sie fein beiseit; dann goß sie aus einem Kruge Wasser in einen kleinen Blechkessel und zündete die Spritmaschine an. „Das Kind wird heute auch wol eine Tasse nehmen," sagte sie, indem sie eins der braunen Kännchen von dem Regal herabnahm und den Inhalt des Kaffeedütchens in den darauf gesetzten Trichter leerte.

Aber es ließ ihr doch keine Ruhe; ihr war wie der Henne, die einen Wasservogel ausgebrütet hat. Ein paar Mal hatte sie schon den Kopf zur Thür hinausgesteckt; jetzt lief sie vollends an den Strand hinab. Der Steg zum Badefloß war völlig überschwemmt, so daß das schaukelnde Bretterhaus ohne alle Verbindung mit dem Lande schien. Weithin dehnte sich die grüne, wogende Wasserfläche; das jenseitige Vorland war so weit überfluthet, daß ihre Augen nur undeutlich noch dort den grünen Ufersaum erkennen konnten. — „Frölen!" rief sie; „Frölen!"

Es kam keine Antwort, der Wind hatte vielleicht ihren Ruf verweht; aber ein Plätschern scholl jetzt aus dem Floß herauf. Und zufrieden nickend trabte die Alte wieder in ihren Schuppen.

Drüben auf dem ersten Floß in dem gemeinsamen Ankleideraum hatten indeß die jungen Männer auch geplaudert. Der größere mit dem braunen Lockenkopf war ein junger Bildhauer und erst vor einem Vierteljahre aus Italien und Griechenland in die norddeutsche Hauptstadt, seinen Geburtsort, zurückgekehrt; vor einigen Tagen war er noch eine Strecke weiter nördlich, in

diese Küstenstadt, gegangen, um endlich den Freund wieder zu sehen, mit dem er während Beider Studienzeit im südlichen Deutschland im innigsten Verkehr gelebt hatte. Die Tage ihres jetzigen Beisammenseins hatten noch lange nicht gereicht, die Fülle der Erlebnisse zu erschöpfen, die es sie Beide drängte einander mitzutheilen.

„Und Du willst wirklich schon heute Abend wieder fort und mich in meinem Actenstaub allein lassen, nachdem Du diese Fülle der Gesichte vor mir heraufbeschworen hast?"

Halb lächelnd, halb sinnend blickte der junge Künstler auf den Freund. „Warum greifest Du nicht selbst zu Meißel oder Pinsel? Jetzt nimm es als Dein Schicksal und trag' es, wie Dein Stammbaum Dich!"

„Aber das ist kein Grund, mich heut' schon zu verlassen!"

„Ich muß, Ernst! Ich habe meiner Mutter versprochen, spätestens morgen wieder bei ihr zu sein; und überdieß — Du weißt ja, meine Brunhild beunruhigt mich." Er fuhr mit der Hand durch seine braunen Locken, und über den grauen, hellblickenden Augen faltete sich seine Stirn wie in beginnender geistiger Arbeit.

„Brunhild!" wiederholte der Andre, „ich begreife doch noch immer nicht, wie Du gerade an die gerathen bist!"

„Du meinst: was ist mir Hekuba? — Ich weiß es nicht; einmal, in einer Stunde, hatte sie, wie ich glaubte, es mir angethan; aber" — —

„Aber," unterbrach ihn sein Freund, „Du wirst einen Commentar in den Sockel Deiner Statue einmeißeln müssen! Warum in so entlegene Zeiten greifen? Als wenn nicht jede Gegenwart ihren eignen Reichthum hätte!"

„Warum? — Ernestе! Du sprichst ja fast wie, ich weiß nicht, welcher große Kritikus über Immermannos Tristan und Isolde. Was geht den Künstler die Zeit, ja was geht der Stoff ihn an? — Freilich, aus dem Himmel, der über uns Lebenden ist, muß der zündende Blitz fallen; aber was er beleuchtet, das wird lebendig für den, der sehen kann, und läge es versteinert in dem tiefsten Grabe der Vergangenheit."

Wie drüben die Augen des schönen Mädchens in ihrer kindlichen Liebe, so glänzten jetzt die Augen des jungen Künstlers in Begeisterung.

„Wir wollen heut' nicht streiten," sagte der Andre und blickte herzlich zu ihm auf; „aber — wann leuchtet dieser Blitz?"

„Sei nur fromm und ehre die Götter! — Es gilt dann nur, das neu erwachte Leben in das Licht des Tags hinaufzuschaffen, und ich dächte, auch Du hättest mir es zugegeben, daß ein paar Mal schon meine Augen sehend und meine Hände stark und keusch genug gewesen sind. — Aber das ist es eben," fuhr er fort, während der Freund ihm seinen stolzen Glauben durch einen Händedruck bestätigte, „ich fürchte, ich habe dieses Mal nicht recht gesehen, oder — ich war zu kurz noch in der Heimath; die furchtbare Walkyre des Nordens verschwindet mir noch immer vor dem heiteren Gedränge der antiken Götterwelt; selbst aus diesen grünen Wellen der Nordsee taucht mir das Bild der Leukothea empor, der rettenden Freundin des Odysseus. — Laß mich jetzt — ich tauge Dir doch nicht mehr!"

Sie hatten während dieses Gespräches ihre Kleider abgeworfen und traten jetzt auf die offene Galerie hinaus, bereit, sich in das Meer zu stürzen.

Man hätte wünschen mögen, daß nicht eben der Künstler der noch Schönere von ihnen gewesen wäre, oder lieber noch, daß außer ihnen noch ein anderes Künstlerauge hätte zugegen sein können, um sich zu künftigen Werken an der Schönheit dieser jugendlichen Gestalten zu ersättigen.

Noch standen sie gefesselt von dem Anblick der bewegten Wasserfläche, die sich weithin vor ihnen ausdehnte. Rastlos und unabläßig rollten die Wellen über die Tiefe, wurden flüchtig vom Sonnenstrahl durchleuchtet und verschäumten dann, und andre rollten nach. Die Luft tönte von Sturmeshauch und Meeresrauschen; zuweilen schrillte dazwischen noch der Schrei eines vorüberschießenden Wasservogels. Eine starke Woge zerschellte eben an dem Gerüst, worauf die jungen Männer standen, und übersprühte sie mit ihrem Schaum.

„Holla, sie werden ungeduldig!" rief der junge Actenmann. „Komm jetzt und wie Tritonen wollen wir durch den grünen Krystall hindurchschießen!"

Aber sein Freund, der Künstler, blickte in die Ferne und schien ihn nicht zu hören.

„Was hast Du, Franz?"

„Dort! Vom Frauenfloß her! Sieh doch!" Und er wies mit ausgestrecktem Arm auf die schäumende Wasserfläche hinaus.

Der Andre stieß einen Laut des Schreckens aus. „Ein Weib! — Ein Kind!"

„So scheint es, aber keine Okeanide!"

„Nein, nein; sie kämpft vergebens mit den Wellen. Und das meerbesänftigende Muschelhorn hat, leider, ja nur der alte Vater Triton!"

Er machte Miene, sich hinein zu stürzen, aber mit rascher Hand hielt ihn sein Freund zurück. „Du nicht, Ernst! Du weißt, ich bin der bessere Schwimmer, und Einer ist genug. Lauf' zu der alten Badehexe dort am Schuppen und sag' ihr, was zu sagen ist!"

Kaum war das letzte flüchtige Wort gesprochen, so spritzten auch schon die Wasser hoch empor, und bald, auf Armeslänge von dem Floß, tauchte der braune Lockenkopf des Schwimmers auf. Mit den kräftigen Armen die Wellen theilend, flog er dahin; überall vor seinen Augen flirrte und sprühte es; aber je nach ein paar Schlägen stieg er mit der Brust über die Fluth empor, und seine hellen Blicke flogen über die schäumenden Wasser.

Noch fern von ihm spielten die Wellen mit schönen, sonnenblonden Haaren; zwei kleine Hände griffen noch mitunter durch den beweglichen Krystall, aber auch mit ihnen spielten schon die Wellen. Eine Seeschwalbe tauchte dicht daneben in die Fluth, erhob sich wieder und schoß, wie höhnend ihren rauhen Schrei ausstoßend, seitwärts vor dem Wind über die Wasserfläche dahin.

Die alte Frau Kathi war vor ihrer brodelnden Kaffeemaschine doch auch wieder von ihrer Unruhe befallen worden. Der Sturm rüttelte an den Brettern ihres Schuppens, dann und wann schlug von draußen aus der Luft ein verwehter Vogelschrei herein; es litt sie nicht mehr auf ihrem Holzstuhle. Sie war wieder hinausgegangen, ja sie hatte ebenfalls ihr Schuhzeug abgethan,

um zum Floß hinüber zu waten, und stand jetzt dort, mit ihrer harten Hand bald an diese, bald an jene Badezelle pochend. „Frölen, ach liebes Frölen, so antworten Sie mir doch!“

Aber es kam keine Antwort; nicht einmal ein Plätschern ließ sich drinnen hören; nur das Rauschen und Klatschen der Wellen zog eintönig, unablässig ihrem Ohr vorüber.

Als sie rathlos nach dem Land zurückblickte, sah sie einen Mann auf ihren Schuppen zulaufen, und gleich darauf hörte sie ihn rufen. — „Frau Kathi! Frau Kathi Wulff!“ rief er durch den Wind hindurch.

„Hier! Um Gottes Willen, hier!“ — Und eilig watete die Alte über den schaukelnden Steg an's Land zurück. „O, mein Gott, Herr Baron, Sie sind es! Ach, das Kind, das Kind!“

Er faßte sie, ohne etwas zu sagen, an den Armen, drehte sie mit einem kräftigen Ruck herum und wies mit der Hand auf die offene Wasserfläche hinaus.

„Ist das der andre Herr? Sucht er das Kind?“

Der junge Mann nickte.

„Allbarmherziger Gott! Man soll nicht räsonniren! Ich räsonnirte, Herr Baron, als ich vorhin Sie Beide da auf dem Deich herauskommen sah! Man soll nicht räsonniren; nein, niemals, niemals!“

Der Baron antwortete nicht; er sah mit gespannten Augen auf die Fluth hinaus. Ein paar Augenblicke noch — weit von draußen her ließ sich der dumpfe Donner der offenen See vernehmen — und er packte wieder den Arm der Alten: „Jetzt, Frau Kathi, da seh'n Sie hin! Nun sucht er sie nicht mehr; er trägt sie schon in seinem Arm.“

Die Alte stieß einen lauten Schrei aus.

Da tauchte die Gestalt des Schwimmers mit der breiten Brust aus den schäumenden Wogen auf, und bald darauf sah man ihn langsam, aber sicher, an dem abschüssigen Ufer emporsteigen. In seinen Armen, an seiner Brust ruhte ein junger Körper, gleich weit entfernt von der Fülle des Weibes, wie von der Hagerkeit des Kindes, ein Bild der Psyche, wenn es jemals eins gegeben hatte. Aber der kleine Kopf war zurückgesunken; leblos hing der eine Arm herab. — Aus der Mittagshöhe des Himmels fiel der volle Sonnenschein auf die beiden schimmernden Gestalten.

„Wie in den Tagen der Götter!“ murmelte der junge Mann, der athemlos diesem Vorgange zugesehen hatte. — „Aber jetzt, Frau Kathi, an den Strand hinab! Nehmen Sie das Kind in Empfang; ich laufe zur Stadt und bringe einen Arzt; er könnte nöthig sein!“

Noch eine kurze, eindringliche Anweisung über die zunächst von der Alten vorzunehmenden Dinge, dann eilte er fort; nicht einmal den Namen des Mädchens hatte er erfahren.

Einige Minuten später lag drinnen im Schuppen die zarte Gestalt in ihrer ganzen Hülflosigkeit auf dem Ruhebette, bis zur Brust von dem rothen Umschlagetuch der Alten zugedeckt. Zitternd, ihr lautes Schluchzen gewaltsam niederkämpfend, stand diese vor ihr; sie hatte eben ein Leintuch genommen und schickte sich an, mit dem jungen Körper Alles vorzunehmen, was ihr von dem

einen, wie dann auch von dem anderen der beiden Männer eingeschärft worden war. Nur noch einmal bückte sie sich, um ihrem Liebling in's Gesicht zu sehen. — „Kathi!" —

Die jungen Lippen hatten es gerufen, und die jungen Augen blickten sie voll und lebenskräftig an. „Kathi, ich bin ja nicht ertrunken!"

Die Alte stürzte vor ihr nieder und bedeckte unter hervorströmenden Thränen die Hände, die Brust, die Wangen des Kindes mit ihren Küssen. „Ach, Frölen, Herzenskindchen, was haben Sie uns für Angst gemacht! Wenn nun der liebe junge Herr nicht gewesen wäre! Und ich räsonnirte, ich alte Einfalt, als ich ihn auf dem Deich herauskommen sah!"

Das Mädchen streckte mit einer jähen Bewegung ihr die Hand entgegen. „Um Gottes Willen, Kathi, schweig'! Ich will seinen Namen nicht wissen, nie!"

„Frölen, ich weiß ihn ja selber nicht; ich hab' den jungen Herrn ja nimmer noch gesehn; er muß wol nicht von hier sein."

Die junge Gestalt richtete sich auf und starrte düster vor sich hin, indem sie den Kopf in ihre Hand stützte. „Kathi," sagte sie, „Kathi, — ich wollte, er wäre todt."

„Kind, Kind!" rief die Alte, „versündige Dich nicht! — Ach, Frölen, der gute junge Mann; er hat ja doch auch sein Leben um Sie gewagt!"

„Sein Leben! Wirklich, sein Leben? — Ach, ich habe nicht daran gedacht!"

„Nun, Frölen, hätten Sie nicht beide da versinken können?"

„Beide! Wir Beide!" — — Und sie schloß wie im Traum die Augen; aber dennoch sah sie ein schönes, blasses Jünglingsantlitz, das in Angst und Zärtlichkeit auf sie hernieder blickte.

Die Alte hatte wieder das Tuch genommen und begann, ihr das lange, feuchte Haar zu trocknen; mitunter strich sie leise mit ihrer harten Hand über die weiße Stirn des Mädchens.

„Kathi," begann diese wieder, „nein, nicht er, aber ich! — O meine arme Mutter!" Und dabei drängte sich eine Thräne nach der andern durch die geschlossenen Wimpern. „Kathi! Ich kann ihm nicht danken! Nie, niemals! O, wie unglücklich bin ich!"

„Nun," meinte Kathi begütigend, „Sie brauchen das ja auch nicht zu thun, Frölen; Mama wird das ja Alles schon besorgen."

„Mama!" rief das Mädchen.

„Mein Gott, Frölen, hat Sie das erschreckt?"

Aber das Kind saß da, die nackten Arme vor sich hin gestreckt, in ihrer hülflosen Schönheit selbst für die Augen des armen alten Weibes ein bezaubernder Anblick. „Mama!" rief sie abermals. „Ja, ja, Kathi, die würde es thun, und wenn ich sie noch so viel bäte, sie würde es dennoch thun. — Kathi, sie darf es nie erfahren; versprich es mir, schwöre es mir, Kathi!" Sie hatte die Arme um den Hals der alten Frau gelegt, die neben ihr niedergekniet war.

„Ja, ja, Frölen, wenn Sie nur ruhig werden, ich will schweigen wie das Grab."

„Nein, Kathi, schwöre es mir ordentlich! Sage: bei Gott! daß Du schweigen willst!"

„Nun, Frölen: bei Gott! — Es hätt's auch ohne dies gethan."

„Ich danke Dir, alte Kathi! Aber es war noch Einer da. — War es nicht?"

„Ja, Frölen, es war — —"

„Nein, nein, nicht seinen Namen, Kathi!" Und sie verschloß den Mund der Alten mit ihrer kleinen, kalten Hand. „Sage nur, hat er mich erkannt, kann er mich erkannt haben?"

„Ich glaube nicht, Frölen. Als Sie auf dem Deich gegangen kamen, war er mit dem Andern drüben auf dem Floß. Nachher war es zu weit entfernt; auch ist er gleich zur Stadt zurückgegangen."

Das Mädchen nickte und legte sich, wie um auszuruhen, auf das harte Kissen der Ruhebank zurück, die Hände hinten um den Kopf gefaltet.

Die Alte war aufgestanden. „Ich komme gleich zurück;" sagte sie: „ich geh' nur, um dem andern Herrn zu sagen, daß das Frölen munter ist, und daß wir keinen Doctor brauchen."

„Aber, vergiß nicht, Kathi!"

„Nicht doch, Frölen, ich hab' es ja geschworen."

— — Als die Alte nach einiger Zeit zurückkam, fand sie ihren jungen Gast schon völlig angekleidet, eben damit beschäftigt, ein weißes Schnupftuch sich um den Kopf zu knoten. Aber die gute Alte ließ sie so nicht fort; der Kaffee war ja noch heiß, und das Kind, da es sie fror, ließ sich eine Tasse schon gefallen. „Und nun," sagte die Alte, „wenn Frölen warten wollen, können wir gleich zusammen gehen."

Aber das Frölen wollte nicht auf dem graden Wege nach der Stadt zurück; das Frölen wollte den weiten Umweg durch den Koog machen. Die Alte meinte zwar: „Um Gottes Willen, Kind, wenn Sie so bange sind vor dem jungen Herrn, — er wird gleich von dem Floß herauskommen; wir warten nur ein Weilchen, dann ist er lange vor uns schon zur Stadt!"

Aber das Frölen wollte doch nicht.

„Nun," sagte die Alte, „so geh' ich mit Ihnen; bei mir zu Haus wartet Keiner, als mein Hinz, und der wartet auch nicht, der schläft unterm Kachelofen; — Sie können da nicht allein gehen, über all' die Stege und durch all' das Viehzeug hindurch."

Aber das Frölen wollte auch das nicht; sie wollte eben ganz allein gehen. „Kathi, alte Kathi!" sagte sie und streichelte mit ihrer kleinen Hand die runzeligen Wangen der alten Frau; „die Küh' und Ochsen thun mir nichts. Siehst Du, ich bin ja ganz in Weiß; kein Läppchen Roth an mir!" Und sie schlug mit beiden Händen das luftige Sommerkleid zurück. „Da ist ja festes Land; ich laufe rasch hindurch; dann schlüpf' ich hinten in unsern Garten, und — siehst Du, Niemand hat mich gesehen, als Du, alte Kathi; und Du — Du hast geschworen."

Die Alte schüttelte den Kopf. Aber schon war sie zur Thür hinaus, und wie ein scheuer Vogel flog sie die Grasdecke des Deiches hinan und ebenso an der Binnenseite wieder hinunter. Einen Augenblick stand sie still, als sei sie hier geborgen; aber der alte Muthwille, der der Alten gegenüber noch eben auf ihrem Antlitz gespielt hatte, war ganz verschwunden. Als das sinnende Köpfchen

sich von der Brust emporhob, blickten die großen Augen fast mehr als ernst über die grüne Marschniederung, die sich unabsehbar ihr zur Seite dehnte. Es war nicht viel zu sehen dort. Zwischen den blinkenden Wassergräben, die auf eine Strecke hinaus ihrem Auge sichtbar blieben, ragte nichts aus der ungeheuren Fläche, als die zerstreut auf ihr weidenden Rinder und die niedrigen Heckpforten, welche von einer Fenne zu der andern führten; sie kannte das Alles, sie hatte es oft gesehen. Und jetzt ging sie, die Stadt im Rücken lassend, auf dem schmalen Wege weiter, der zwischen den zu ihrer Rechten sich hinziehenden Gräben und dem hohen Deiche entlang führte. Da der Wind aus Nordwest kam, so war sie demselben hier noch mehr als an der Seeseite des Deiches ausgesetzt. Einmal wurde der Strohhut, den sie auch jetzt in der Hand trug, ihr entrissen und gegen den Deich geschleudert; ein paar Mal mußte sie stehen bleiben, um das flatternde Tuch sich fester unter das Kinn zu knüpfen. Dann blickte sie ängstlich hinter sich zurück, aber kein Mensch war zu sehen; nur ihr zu Häupten schoß mitunter ein Strandvogel von draußen in das Land hinein, oder ein Kibitz flog schreiend aus dem Kooge auf.

Und jetzt legte sich ein dunkles Wasser vor ihren Weg; vor hunderten von Jahren hatte die Fluth den Deich durchbrochen und hier sich eingewühlt. Aber der Deich, wie er gegenwärtig lag, war vor dem Rand der Wehle zurückgetreten; das Wasser spritzte auf den Weg, als das Mädchen daran vorüber eilte; zwei graue Tauchenten, die inmitten der schwarzen Tiefe sich auf den Wellen schaukeln ließen, verschwanden lautlos unter der Oberfläche.

Hinter der Wehle machte der Deich gegen Westen einen Bogen, und bald führte von hier aus ein schmaler, grasbewachsener Weg zwischen Gräben in den Koog hinein. Als das Mädchen das Ende desselben erreicht hatte, von wo aus es nur noch von Heck zu Heck über die Fennen zur Stadt hinauf ging, gewahrte sie unten am Ausgang des Deiches die Gestalt eines Mannes; fern, fast nur wie einen Schatten.

Wie von einem jähen Schreck fuhr sie zusammen; ihr Fuß, der schon den Bretterfteg am Heck betreten hatte, zuckte zurück, während ihre Arme wie zum Halt sich um den Heckpfahl schlangen. Gleich einem vom Sturm geworfenen Vogel hing sie an dem morschen Holze; ihre Lippen waren regungslos geöffnet, nur ihre dunkeln Augen waren lebendig; sie folgten wie gebannt dem fernen Schatten, wie er mehr und mehr auf dem Hintergrunde der Stadt verschwand. Einen Laut, so leise wie das Springen einer Knospe, verwehte der Wind von den jungen Lippen in die leere Luft; dann schwang sie sich über den Steg und ging wie träumend weiter. Mitunter kamen die Rinder erhobenen Schweifes auf sie zugerannt, aber sie sah es nicht, und die Thiere standen und glotzten sie mit ihren dummen Augen an, bis sie vorüber war.

— Drüben auf dem Deiche stand, unbeachtet von den jungen Augen, noch eine andere Gestalt und hob sich wie eine riesige Silhouette von dem hellen Mittagshimmel ab; es war eine weibliche, die nach oben zu in einem ungeheuren Hute abschloß, wie ihn die Damenwelt vor etwa dreißig Jahren trug.

Dieser Hut stand so lange am Himmel, bis drunten aus dem Kooge das weiße Kleid verschwunden war.

Es war inzwischen Winter geworden. — Der erste Streifen eines December-Morgenrothes stand am Himmel und warf seinen Schein in die Dämmerung einer Künstlerwerkstatt. Abgüsse antiker Bilderwerke und einzelne Modelle von des Künstlers eigner Hand standen überall umher; an der einen Wand hingen Reliefstücke eines Bacchuszuges, an der andern von den inneren Friesen des Parthenon; aber Alles warf noch tiefe Schatten, nur einem Flöte spielenden Faun waren von dem jungen Licht des Morgens die Wangen rosig angehaucht. In der Ecke rechts vom Eingange ragte, aus dunklem Thon geformt, die übermenschliche Gestalt einer nordischen Walkyre aus der dort noch herrschenden Dämmerung hervor; aber nur der obere Theil mit dem einen Arm, den sie dräuend in die Luft erhob, war vollendet; nach unten zu war noch die ungestalte Masse des Thons, als wäre die Gestalt aus rauhem Fels emporgewachsen. Es mochte die furchtbare Brunhilde selber sein, die hier finsteren Auges auf die heiteren Griechenbilder herabsah.

— — Von draußen drehte sich ein Schlüssel in der Eingangsthür. Der Künstler selbst war es, der jetzt in seine Werkstatt trat, ein schlanker, jugendlicher Mann mit grauen, hellblickenden Augen und dunklem Lockenkopf. Doch weder fremde, noch eigene Gebilde schienen heute seinen Blick zu reizen; achtlos ging er an ihnen vorüber und griff wie mit sehnsüchtiger Hast nach einem offenen Briefe, der auf der Scheibe eines Modellirbockes lag; dann warf er sich in einen daneben stehenden Sessel und begann zu lesen. Aber nur an einer bestimmten Stelle des Briefes, die er gestern schon mehr als einmal gelesen hatte, hafteten seine Augen.

„Du trau'st es mir wol zu, Franz" — so las er heute wieder — „daß ich unseren beschworenen Vertrag gehalten habe. Weder einem profanen, noch einem heiligen Ohre habe ich Deine That verrathen; gewissenhaft habe ich jede Begierde zur Nachforschung über Person und Namen Deiner Geretteten in mir ertödtet; ja selbst, als eines Tages das Geheimniß mir so nahe schien, daß ich nur einen Gartenzaun auseinander zu biegen brauchte, bin ich, wenn auch zögernd, mit catonischer Strenge vorübergegangen. — Auch auf der andern Seite ist Alles stumm geblieben, und selbst unserer alten Badehexe muß durch irgend welche Zauberkraft der Mund wie mit sieben Siegeln verschlossen sein. — Und dennoch, ohne mein Zuthun beginnt der Schleier sich vor mir zu heben.

Es gibt eine sehr junge Dame in unserer Stadt, kühn wie ein Knabe und zart wie ein Schmetterling. Obgleich sie erst mit den letzten Veilchen aus der Schulstube an's Tageslicht gekommen ist, so mag doch schon so mancher junge Gesell in schwüler Sommernacht davon geträumt haben, sie Winters im geschlossenen Ballsaal an den Flügeln zu haschen; und ich will ehrlich sein — und zürne mir nicht — zu diesen kühnen Träumern habe auch ich gehört. Die alte Bürgermeisterin — mir ist das zufällig zu Ohren gekommen — die eine Art von Götzendienst mit diesem Kinde treibt, hatte mit voraus berechnender Kunst eine weiße Kamelie für sie gezogen, und das Glück war dies Mal günstig gewesen, eben am Tage vor dem Balle war sie aufgeblüht. — Aber weder die Kamelie, noch das blonde Götterkind selbst erschienen bei dem Feste; keine

silbernen Füßchen berührten den Boden, nur Alltagsmenschenkinder mit erhitzten Gesichtern flogen, keines Künstlerauges würdig, durch einander.

Und so ist es fortgegangen. Auch auf dem gestrigen Balle blieb Alles dunkel; nichts als der gewöhnliche Erdenstaub. — Nur in den vertrautesten Kreisen, zu denen ich leider nicht gehöre, soll sie zu erblicken sein; ja schon seit dem Nachsommer soll sie das Haus und den Garten ihrer Mutter fast nicht mehr verlassen haben; auf dem Deiche und am Strande ist seit jenem Tage eine gewisse, sehr jugendliche, kühne Schwimmerin nicht wieder gesehen worden.

Geredet wird viel darüber. Einige meinen, sie sei schon in der Wiege irgend einem in unbekannter Abwesenheit lebenden Vetter verlobt worden, der weder das Tanzen, noch das Schwimmen leiden könne und der nun plötzlich seine Rechte geltend mache; Andre sagen einfach, sie sei — verliebt. Nur für mich liegt Alles in deutlicher Folge wie unter einem durchsichtigen Schleier.

Nein, nein; fürchte nicht, daß ich den Namen nenne! Ich kenne Dich ja. Der grelle Tag soll die Dämmerung Deiner Phantasie mit keinem Strahl durchbrechen; Deine leiblichen Augen sollen sie nie gesehen haben! So seid Ihr Beide sicher, Du in Deinem Künstlerthum und sie in ihrer heiligen Jungfräulichkeit, die Du mir übrigens — o räthselhafter Widerspruch des Menschenherzens! — mit fast eigennützigem Eifer zu behüten scheinst."

— — Er las nicht weiter; er hatte den Brief aus der Hand fallen lassen und stand jetzt, die Hände auf dem Rücken, vor dem düsteren Bilde seiner nordischen Walkyre. Aber sie war ihm in diesem Augenblicke nichts, als nur der Hintergrund, auf dem vor seinem inneren Auge ein andres, lichtes Bild sich abhob. Langsam wandte er sich ab und trat an's Fenster.

Das Haus lag in einer der Vorstädte, welche die nordische Hauptstadt umgürten, und gewährte noch den freien Ausblick über Hecken und Felder, bis zum fernen Rand des Himmels, der jetzt ganz von leuchtendem Morgenroth überfluthet war. Der Schimmer des rosigen Lichtes lag jetzt auf dem Antlitze des jungen Künstlers selbst, der regungslos hinausschaute, als sähe er dort fern am Horizonte, was sich in seinem Innern leis emporddrängte und mehr und mehr Gestalt gewann. — — „Arme Psyche!" sprach er bei sich selber; „armer gaukelnder Schmetterling! Von der blumigen Wiese, die seine Heimath war, hatte er sich auf's fremde Meer hinaus gewagt. — — — Nein, Franz!" und es war, als ob er tiefer in's Morgenroth hineinschaute — „betrüge dich nicht selbst; du täuschest es doch nicht mehr hinweg! — Psyche, die knospende Mädchenrose, das schlummernde Geheimniß aller Schönheit, sie war es selbst. — — Wie gierig die Wellen nach ihr leckten! Wie sie mit den zarten Libellenflügeln spielten! — — War ich's denn wirklich, der auf diesen Armen sie emportrug?"

— Er war in's Zimmer zurückgetreten; unwillkürlich hatten seine Hände einen auf der Modellirscheibe liegenden Klumpen weichen Thons ergriffen, dann bald auch eines der Modellirhölzchen, die dicht daneben lagen. —

„Wie erzählt nur Apulejus das anmuthige Märchen? — Psyche, das arme leichtgläubige Königskind, hatte den neidischen Schwestern ihr Ohr geliehen: ein Ungeheuer sei der Geliebte, der nur in purpurner Nacht bei ihr verweilen wolle. Nach dem Rathe der Argen, mit brennender Lampe und mit scharfem Stahl

bewehrt, war sie an das Lager des Schlafenden getreten und erkannte, bebend vor Entzücken, den schönsten aller Götter. Aber die Lampe schwankte in der kleinen Hand, ein Tropfen heißen Oels erweckte den Schlafenden, und zürnend entriß der Gott sich ihren schwachen Armen und hob sich in die Luft. Aus dem Wipfel einer Cypresse schalt er die thörichte Geliebte; dann breitete er auf's Neue die Schwingen aus und flog zu unsichtbaren Höhen. — — — O süße Psyche! Als im leeren Luftraum Dein Auge ihn verloren, da hörtest Du die Wellen des nahen Stromes rauschen; da sprangst Du auf und stürztest Dich hinein; Dein zartes Leben sollte untergehen in den kalten Wassern!

Doch der Gott des Stromes, fürchtend den mächtigeren Gott, der selbst das Meer erglühen macht, trug Dich auf seinen Armen sanft empor und legte Dich auf die blühenden Kräuter seines Ufers. — — Nahmen nicht oft die Götter die Gestalt der Menschen an? — Vielleicht nahm er die meine, und mir träumte nur, ich sei es selbst gewesen. O, süße Psyche, ich hätte Dich an keinen Gott zurückgegeben!"

Nur in seinem Innern, unhörbar, hatte er alle diese Worte gesprochen. — Draußen am Himmel war das Morgenroth verschwunden, und dem schönen Aufgang war ein grauer Tag gefolgt. Der Flöte spielende Faun, wie alles Andre, stand jetzt im kalten Schein des Winterhimmels; nur auf dem Antlitz des Künstlers selber schien noch ein Abglanz des jungen Lichts zurückgeblieben. Aber aus dem bunten Scenenwechsel, der vor seinem innern Auge vorbeigezogen war, sah ihn stumm und rührend, wie um Gestaltung flehend, das eine Bild nur an. — Und seine Hände hatten nicht gerastet; schon war aus dem ungestalten Thonklumpen ein zarter Mädchenkopf erkennbar, schon sah man die geschlossenen Augen und die Wölbung des kleinen, leicht geöffneten Mundes.

Die Mittagshelle des Wintertages war heraufgezogen; da klopfte es von draußen mit leisem Finger an die Thür. — Er merkte es nicht; Ohr und Auge waren versunken in die eigene Schöpfung, die er aus dem Chaos an das Licht emportrug. — Da klopfte es noch einmal; dann aber wurde die Thür geöffnet.

Eine alte Frau war eingetreten. „Aber Franz, willst Du denn gar kein Frühstück?"

„Mutter, Du!" — Er war aufgesprungen und hatte hastig ein neben ihm liegendes Tuch über das junge Werk geworfen.

„Soll ich's nicht sehen, Franz? Hast Du ein neues Werk begonnen? Du bist ja sonst nicht so geheimnißvoll."

„Ja, Mutter, und dies Mal fühl' ich's, ist's das Rechte. — Aber deshalb — noch nicht sehen! Auch Du nicht, meine liebe alte Mutter!"

Der Sohn hatte den Arm um sie gelegt. So führte er sie aus seiner Werkstatt, während sie zärtlich nickend zu ihm aufblickte, und bald traten beide in das freundliche Wohnzimmer, wo seit lange der Frühstückstisch für ihn bereit stand.

Es war Winter gewesen und Frühling geworden; aber auch der und der halbe Sommer waren schon dahin gegangen; die Linden in der breiten Straße der Hauptstadt standen bestaubt, mit fast verdorrten Blättern. Statt der Natur,

die hier so früh schon ihre Herrlichkeit zurücknahm, hatte die Kunst ihre Schätze ausgebreitet. Es war das Jahr der Kunstausstellung; die Thore des Akademiegebäudes hatten schon seit einigen Wochen dem Publicum offen gestanden.

Unter den Werken der Bildhauerkunst war es besonders eine in halber Lebensgröße ausgeführte Marmorgruppe, welche die Theilnahme von Alt und Jung in Anspruch nahm. Ein junger, schilfbekränzter Stromgott, an abschüssigem Ufer emporsteigend, hielt eine entzückende Mädchengestalt auf seinen Armen. Trotz des zurückgesunkenen Hauptes und der geschlossenen Augenlider der letzteren sah man fast wie lauschend die Menschen an das Bild herantreten, als ob sie in jedem Augenblick den ersten neu erwachten Athemzug der jungen Brust erwarten müßten. — „Die Rettung der Psyche" war das Werk im Katalog bezeichnet.

Der Name des noch jugendlichen Künstlers ging von Mund zu Mund; fortwährend war sein Werk von einer Menge von Bewunderern umdrängt; die Neugierigen, wo sie ihn erwischen konnten, plagten ihn auch wol mit Fragen. „Nicht wahr, Verehrtester," meinte ein alter Kunstmäcen, der vor dem Ausstellungsgebäude seinen Arm erhascht hatte und ihn nun innig festhielt, „das ist noch ein Motiv aus Ihrem römischen Aufenthalt? Wo haben Sie nur das allerliebste Köpfchen aufgefischt?"

Auf die erste Frage blieb der Künstler die Antwort schuldig; auf die zweite gab er bereitwillig Auskunft. „Ich liebe es, im Wetter über Land zu schweifen; da sah ich eines Tags den Vorhang des Olympos wehen und war so glücklich, einen Blick hinein zu thun."

Der Alte sah ihn schelmisch an. „Sie wollen mir ausweichen. Nun — es muß ein langer Blick gewesen sein!"

Der junge Künstler schüttelte den Kopf. „Aber, Verehrtester, Sie schauen ja plötzlich ganz melancholisch drein!"

„Ich? Nun, vielleicht, — Sie wissen wol, man schaut nicht ungestraft ein Götterantlitz."

„Ja, ja, Sie haben Recht!" Und der Alte ließ sein Opfer für dieses Mal entwischen.

Wie es zu geschehen pflegt, nachdem die Bewunderung sich satt gesprochen, kam auch der Tadel dann zu Worte. Man fand das Ganze zu wenig stylvoll, das Herabhängen des einen Armes der Psyche insbesondere zu naturalistisch.

„Aber, Ihr Männer, könnt Ihr denn gar nicht sehen?" rief eine muntere, hellblickende Dame, die im Angesichte des Kunstwerks eben mit solchen Bemerkungen unterhalten wurde; „dieser schöne Arm ist eine Reminiscenz! Glauben Sie mir, das da hat seine lebendige Geschichte, das Bilderwerk ist ein Denkmal; vielleicht — —"

„Auf dem Grabe einer Liebe?"

„Vielleicht! Wer weiß!"

„O, gnädige Frau, Sie wissen mehr; verrathen Sie es nur!"

„Ich weiß nichts; und wenn ich wüßte, so etwas wird von keiner Frau verrathen."

„Aber da wären wir ja mit aller Kritik am Ende!"

„Ich dächte, ja!“

Noch andere Ohren hatten dies Gespräch gehört. Ein junger Maler, ein Freund des Künstlers, trat bald danach in dessen Werkstätte und erstattete getreulichen Bericht.

Der Bildhauer hatte auffallend schweigsam zugehört. Er stand mit dem Rücken gegen das Fenster gelehnt, die Arme in einander geschränkt, gleich einem Mann, der seine Arbeit für gethan hält. In der Ecke am Eingange stand, noch immer unvollendet, die dräuende Walkyre, neben dem Bacchuszuge blies der Faun noch seine Flöte; die Morgensonne leuchtete hell herein, aber Spuren eines neuen Werkes waren nicht zu sehen.

„Willst Du noch weiter hören, Franz?“ fragte der Maler. „Es gibt des Unsinns noch einen ganzen Haufen mehr.“

Der Andre bewegte leicht den Kopf.

„Nun also, zunächst! — Warum ist Dein bekränzter Stromgott, gleich der Psyche, so entzückend jung? Die Wirkung durch den Gegensatz wäre ja doch unendlich packender und das Gefühl des decenten lieben Publicums zugleich so schön gesichert gewesen, wenn Du statt dieser gefährlichen Jugend einen alten Stromian genommen hättest, so einen mit ellenlangem Schilfbart, in dem ein Dutzend Krebse und Garnelen auf- und abgeklettert wären! — Du siehst nun, Franz, Du bist ein höchst kurzsichtiger und einfältiger Patron gewesen!“

Der Bildhauer antwortete auch jetzt nicht; aber er war leise in sich zusammengezuckt. An einen alten Stromgott hatte er weder bei der Entstehung, noch bei der dann rasch erfolgten Ausführung seines Werkes gedacht; die jugendliche Gestalt desselben war ihm der gegebene Stoff gewesen.

„Und nun,“ fuhr der Maler fort, „nun kommt der letzte Trumpf; der junge Stromgott sollst Du selber sein! — — Nein, nicht Du selber grade; aber die Aehnlichkeit will man unverkennbar finden!“

„Was sagst Du? Die Aehnlichkeit mit mir?“ Die stumme Gestalt am Fenster war plötzlich lebendig geworden. Unruhig begann er in seiner Werkstatt auf- und abzugehen; er bestritt es heftig, ja er suchte es Zug für Zug zu widerlegen.

Der Maler sah ihn fragend an. „Du scheinst Dir das sehr zu Herzen zu nehmen.“

Der Andere verstummte wieder.

Als gleich darauf das Dienstmädchen mit einer Bestellung hereinkam, fragte er sie hastig: „Sind keine Briefe für mich da?“

Aber der Postbote war noch nicht vorbeigekommen.

— — Der Maler, da nicht, wie sonst, ein Gespräch zwischen ihnen in Fluß kommen wollte, hatte sich bald entfernt. Der Zurückbleibende war an's Fenster getreten und blickte durch die Lücken der Bäume in das Feld hinaus. Es stand jetzt kein Wintermorgenroth am Horizont; der Himmel war eintönig weiß von der Mittagssonne des Nachsommers.

In seinen Gedanken wiederholte sich ein Gespräch, das er in den letzten Tagen mit seiner Mutter gehabt hatte. „Du solltest ein wenig reisen, Franz,“ hatte sie gesagt; „Du bist ermüdet von der angestrengten Arbeit.“ — — „Ja,

ja, Mutter," hatte er erwidert, „es mag sein." — — „Und daß Du nach Deiner Art mir jetzt nicht gleich was Neues anfängst!" — — „Meinst Du! Aber mir ist im Gegentheil, es wäre das vielleicht das Beste." — — Fast ein wenig unwillig war die Mutter geworden. „Was red'st Du denn, Franz! Du widersprichst Dir selbst." — — „Sorge nicht, Mutter! ich kann nichts Neues machen." — Es war ein so seltsamer Ton gewesen, womit er das gesprochen; die kleine Frau hatte sich an seinen Arm gehangen: „Aber mein Sohn, Du suchst mir etwas zu verbergen!" — — Und liebevoll sich zu ihr niederbeugend hatte er erwidert: „Für wen, als für Dich, Mutter, habe ich zuerst das Tuch von meiner Psyche aufgehoben? Laß es auch hier noch eine kurze Zeit bedeckt, so lang' nur, bis ich weiß, ob es Gestalt gewinnen kann. Wenn nicht" — — Er hatte den Satz nicht ausgesprochen; aber die beiden Arme der Mutter hatten den großen Mann umfangen. „Vergiß es nicht, daß Du noch immer unter meinem Herzen liegst!" — Ein paar Thränen hatte sie sich abgetrocknet; dann aber hatten ihre Augen ganz muthig zu ihm aufgeblickt. „Aber Du mußt dennoch reisen, Franz! Dein Freund da unten an der Nordsee, der paßt für Dich und hat ein heiteres Gemüth; er hat Dich ja schon wieder dringend eingeladen."

Unbewußt hatte die Mutter ein erschütterndes Wort gesprochen; der Sohn hatte ihr nicht geantwortet, er hatte es vor plötzlichem gewaltigen Herzklopfen nicht gekonnt; aber noch am selben Abend war ein Brief nach der Küstenstadt der Nordsee abgegangen.

Die Antwort darauf konnte er heute schon erwarten. Und jetzt wurde wieder die Thür geöffnet. Da war der Brief. — „Von Ernst!" Aus beklommener Brust hatte er es herausgestoßen; die Hülle flog zu Boden, und seine Augen verschlangen die vertraute Schrift des Freundes.

„Ich wußte wol" — so schrieb der junge Actenmann — „ich wußte wol, daß Du mir kommen würdest. — Seitdem Dein Marmorbild die Stille Deiner Werkstatt verlassen hat und aller Welt zur Schau steht, ist es nicht mehr *sie*; es ist, wie Andres, nur noch eine Schöpfung Deiner Kunst. Nun streckst Du nach der Lebendigen sehnsüchtig Deine Arme aus; der Verlauf ist so natürlich, daß jeder Arzt ihn Dir vorausgesagt hätte.

Ob Du unerkannt ihr würdest nahen können, ob die Gewalt der Wellen — oder welche andre? — ihr damals tief genug die hellen Augen geschlossen hat, — wer möchte das entscheiden! Glaub' es immerhin! Ich rufe Dir Deinen eignen Wahlspruch zu: Sei nur fromm und ehre die Götter.

Dein Zimmer und Freundeshände sind für Dich bereit. Aber, Franz — und jetzt höre mich ruhig an! — Du weißt es wol noch, denn Du hast ja auch Deinen Ovid gelesen — irgendwo in der Welt, an der dreifachen Scheide von Erde, Luft und Wasser steht auf einsamem Gipfel das eherne Haus der Fama; unzählbare Eingänge hat es, die tags und nächtens offen stehen; keine Ruh' ist drinnen, in keinem Winkel ein Schweigen; wie ein Schwarm unsichtbarer Schlänglein läuft an den Decken der Säle das Gemurmel; ewig dröhnt es vom Geräusch aus- und einziehender Stimmen; kein noch so leises Flüstern, kein Seufzer einer Menschenbrust, und wenn aus tausend Meilen

weiter Ferne, dessen letzter Hall hier nicht aufgefangen würde, den hier die tönenden Wände nicht hin- und wiederwerfen und verdoppelt und verzehnfacht an das gierige Ohr der Welt hinaussenden.

Von dort muß es gekommen sein; denn die alte Bade-Kathi sieht mir nicht aus wie eine Schwätzerin. Aber sie wissen es, wissen es wirklich; sie reden davon, Alle und überall; nur Deinen Namen — vielleicht hat das Wellenrauschen ihn derzeit übertönt — scheint das eherne Haus nicht mit hinabgesandt zu haben. Ich habe meine gerechte Schadenfreude, wie sie mit den Nasen in der Luft forschen, wie vor Gier ihre Ohren in den Urzustand zurückkehren und wieder beweglich werden, und dennoch nichts erhaschen.

Aber hundert täppische und tückische Hände griffen nach Deinem schönen Schmetterling, um ihm den Schmelz von seinen Flügeln abzustreifen.

Da hat er sich denn einfach aufgeschwungen und — ist davon geflogen; wohin, das hat auch mir die Fama bis jetzt noch nicht verrathen wollen."

Schon längere Zeit hatte die Mutter vor dem Lesenden gestanden und ihm in das erregte Angesicht geblickt. Jetzt wandte er ihr langsam seine Augen zu.

„Ich werde meine Psyche von der Ausstellung zurückziehen," sagte er düster, „und dann, Mutter, reise ich; aber nicht nach der nordischen Küstenstadt."

Der andre Tag war angebrochen.

So viel stand fest, er wollte fort; er hatte das Bedürfniß, ganz mit sich allein zu sein; kein Sohn einer Mutter, kein Freund eines Freundes. Er dachte an den Spreewald mit seinem Netz von hundert stillen Wasserarmen, in dessen Schatten er sich einmal mit seinem Freunde, dem Maler, einen schönen Sommermonat lang verloren hatte. Auf einsamem Nachen unter überhängenden Erlen hinzufahren, zwischen flüsterndem Schilfrohr oder durch die breiten, schwimmenden Blätter der Wasserlilie — wie erquickende Kühle wehte es ihn an. Er ging rascher unter den bestaubten Linden der Hauptstadt dahin; er konnte morgen, ja schon heute abreisen. Nur noch einmal wollte er seine Psyche sehen und dann einem diensteifrigen Freunde alles Uebrige wegen Zurücknahme des Werkes übertragen.

Die Sonne stand noch schräg am Himmel. Die Säle des Akademiegebäudes waren zwar schon offen, aber die herkömmliche Stunde des Besuches war noch nicht gekommen. Nur in dem oberen Stockwerke, in welchem die Gemälde-Ausstellung ihren Platz hatte, standen einzelne Fremde hier und da vor einem Bilde; in den untern Räumen, wo sich die Werke der Bildhauerkunst befanden, schien noch Alles leer. Da sie gegen Westen lagen, auch ein paar Kastanienbäume unweit der Fenster ihre laubreichen Zweige ausbreiteten, so entbehrten sie noch des helleren Lichtes; es war noch etwas von der unberührten Morgenfrühe in diesen hohen Sälen, und die Marmorbilder standen da in einsamer Schönheit und wie in feierlichem Schweigen.

Und doch, auch hier mußte schon ein Besucher sich eingefunden haben; denn ein leiser, tastender Schritt war eben in dem letzten der drei Säle verschollen, als der junge Bildhauer die Thür des Eingangssaales hinter sich geschlossen hatte. Auch er trat, wenn gleich sicher wie im eigenen Hause, so doch fast behutsam

auf, als scheue er sich, den Widerhall zu wecken, der nur leicht in diesen Räumen schlief.

Im mittleren Saale blieb er vor einer Venus stehen, die aus einer eben geöffneten Muschel zum ersten Mal in die Welt des Sonnenlichts hinauszublicken schien. Aber seine Augen lagen nur wie abwesend auf der üppigen Gestalt, die hier von sinnentrunkener Künstlerhand geschaffen war; er hätte wol selber nicht zu sagen gewußt, weshalb er vor diesem ihm so fremden Bild verweilte. Sein eigenes Werk befand sich nebenan im letzten Saale; er war ja nur gekommen, um einmal noch zu prüfen, wie viel von seinem Geheimniß es ihm unbewußt verrathen haben könne, vielleicht auch — um in dem Marmorbild noch einen Abschied von der Lebenden zu nehmen. War es ihm doch plötzlich, als sei es in der lautlosen Stille dieser Hallen noch einmal wieder sein geworden, ja fast, als müsse er durch die offene Flügelthür das Athmen des schönen Steins vernehmen.

Da — es war keine Täuschung — schlug von dort ein leiser Klagelaut ihm an das Ohr; nur einmal, aber im freien Walde von einer verwundeten Hindin, meinte er solchen Ton gehört zu haben.

Rasch war er auf die Schwelle getreten; aber er kam nicht weiter. Dort an einer der großen Porphyrsäulen, welche hier die Decken der Säle tragen, lehnte ein Mädchen, noch immer eine Mädchenknospe, wie in sich zusammenbrechend, und starrte mit aufgerissenen Augen seine Marmorgruppe an; ein kleiner Sonnenschirm, ein Sommerhut lagen am Boden neben ihr.

Nun wandte sie den Kopf, und ihre Augen trafen sich. Es war nur wie ein Blitz, der blendend zwischen ihnen aufgeleuchtet; aber das schöne, ihm zugewandte Mädchenantlitz war von einem Ausdruck des Entsetzens wie versteinert. Den schlanken Körper wie zur Flucht gebogen, und doch mit niederhängenden Armen, stand sie da; nur ihre Augen irrten jetzt umher, als ob sie einen Ausgang suchten.

Vergebens! Dort auf der Schwelle, die allein zur Freiheit führte, stand der schöne furchtbare Mann, dem — seit wie lange schon; — selbst ihre Gedanken zu entfliehen strebten; zwar, wie sie selbst, noch immer unbeweglich; aber seine Arme waren nach ihr ausgestreckt.

Noch einmal wagte sie, ihn anzublicken; dann, wie ein rathloses Kind, vergrub sie das Gesicht in ihren Händen; all' ihre Kühnheit hatte sie verlassen.

— — Und nur einen Augenblick noch schwankte das Zünglein der Wage zwischen Tod und Leben; aber dann nicht länger.

„Psyche! Süße, holde Psyche!" — Seine Lippen stammelten; und an beiden Händen hielt er sie gefangen.

Sie bog den Kopf zurück, und wie zwei Sterne sah er ihre Augen untergehen. Er ließ sie nicht; in trunknem Jubel hob er sie auf seine Arme; er bog den Mund zu ihrem kleinen Ohre nieder und leise, aber mit einer Stimme, die vor Entzücken bebte, sprach er, was er einst nur fern von ihr gedacht: „Nun laß' ich Dich nicht mehr; ich gebe Dich an keinen Gott heraus!"

Da regte auch der schöne Mund des Mädchens sich. „Sage: nie!" kam es wie ein Hauch zu ihm herauf; „sonst muß ich heute noch vor Scham erblinden!"

„Nie!“ rief er laut; und wie Donner des Weltgeschickes hallte es von den Wänden des hohen Saales ihm zurück. „Nie, so lang' ich hier im Lichte wandle!“

„Nein; sage: nie in alle Ewigkeit!“

„Nie in alle Ewigkeit! — Auch drunten, unter den flüsternden Schatten will ich bei Dir sein!“

Seine Augen ruhten auf dem süßen Antlitz, das sie noch immer mit geschlossenen Lidern ihm entgegen hielt. Nun aber schlug sie leise die Wimpern auf; erst noch ein wenig zögernd, dann immer vertrauender blickte sie ihn an, und immer sonniger wurde der Ausdruck des lieblichen Gesichtes.

Wie lange er sie so an seiner Brust gehalten? — Wer könnte es sagen! — Ein Vogel, der von draußen aus den Kastanienbäumen gegen die Fensterscheiben flog, brachte den ersten Laut der Außenwelt zu ihren Ohren.

Da ließ er sie sanft zu Boden gleiten; nur mit einem Arm noch hielt er die leichte Gestalt umfangen. „Aber Du!“ sagte er — und es war, als wenn er plötzlich mit Erstaunen sie betrachte — „Du schöne Lebendige, wie bist Du nur hierher gerathen? Oder versteht vielleicht das Glück sich ganz von selbst?“

Sie wies mit scheuem Finger auf die Marmorgruppe und barg zugleich den Kopf an seiner Brust. „Das da,“ sagte sie. „Sie sprachen davon, daß es das Lieblichste von Allem sei.“ — Und kaum hörbar, so daß er sich tief zu ihrem Munde neigte, setzte sie hinzu: „Ich mußte es allein sehen, eh' die Andern mit mir kamen. Mich trieb eine Angst — — nein, frag' mich nicht! ich weiß nicht was! Aber hier hab' ich mich sehr gefürchtet.“

„Welche Andern?“ fragte er.

„Die mit mir hier sind: mein Oheim und meine Mutter. Ich war mit ihnen oben in den Gemäldesälen; ganz heimlich bin ich ihnen fortgelaufen.“

Dann plötzlich schoß es wie ein Blitz des alten Uebermuthes über das ein wenig blasse Antlitz. „Aber,“ rief sie, „wie heiß'st Du denn? Mein Gott, ich weiß nicht einmal Deinen Namen!“

„Ja, rath' einmal!“

Sie schüttelte das Köpfchen, daß die blonden Haare ihr in die Stirn fielen. „Nein, rathe Du zuerst!“

„Ich? Was soll ich rathen?“

„Was Du rathen sollst? Als ob ich keinen Namen hätte!“

„Aber den kenne ich ja längst!“ Er strich das seidne Haar ihr von der Stirn. „Sieh nur hin! Das bist Du ja! Und glaub' es nur, ich habe jeden Tag zu Dir gesprochen in all' der langen, langen Zeit.“

Von dunklem Purpur übergossen, schlang sie die Hände um seinen Hals und ließ ihn tief in ihre Augen blicken. „O welch' ein Glück, daß Du der Künstler bist!“

Mit beiden Armen umfaßte er die Geliebte und küßte zum ersten Male den jungfräulichen Mund. — Dann aber flüsterten sie sich ihre Namen zu, ganz leise, als seien es Geheimnisse, die selbst die steinernen Gestalten um sie her nicht wissen dürften; und als sie seinen Namen hörte, rief sie: „O wie schön! Du konntest gar nicht anders heißen!“ Er aber blickte ganz träumerisch auf sie nieder; er konnte es nicht verstehen, daß sie „Maria“ heiße.

Sie lachte, als er ihr das sagte, und flüsterte ihm zu: „Die alte Bürgermeisterin sagt es auch, ich sei verkehrt getauft."

„Getauft!" wiederholte er fast staunend. „Wie seltsam doch, daß Du getauft bist!"

Einen Augenblick sah sie ihn fragend an; dann wie zwei glückliche Kinder lachten beide mit einander.

Aber sie waren hier nicht mehr allein. Vom Eingange her nahten sich Schritte, und im mittleren Saale wurde eine noch immer schöne Frau am Arme eines älteren Mannes sichtbar.

„Dein Töchterchen," sagte dieser, nicht ohne einen Ausdruck von Besorgniß, „scheint doch nicht hier zu sein."

Die Frau an seinem Arme lächelte. „Du mußt Dich schon daran gewöhnen, daß sie ihre eignen Wege geht; sie wird wol oben noch von irgend einem Bild gefangen sein. Aber die gerettete Psyche, wo ist denn die?"

Sie erhielt keine Antwort; denn in demselben Augenblicke hing auch das Kind an ihrem Halse. „Hier ist sie, Mutter; Deine Tochter ist es! O seid beide gut und freundlich!" Die jungen Augen glänzten; über die geöffneten Lippen ging schwer der Athem aus und ein.

„Mein Kind, mein liebes Kind!"

Die Mutter wollte sie beruhigen; aber schon hatte sie in freudiger Hast deren beide Hände ergriffen und zog sie über die Schwelle in den letzten Saal, wo der Geliebte in stummer Erwartung neben seinem Werke stand.

Daheim in der Werkstatt des Künstlers ging derweile zwischen den Statuen und Modellen eine kleine, alte Frau umher. Sie schien so recht nicht etwas vorzuhaben, trotz des Staubtuches in ihrer Hand, mit dem sie hier und da an den umherstehenden Dingen sich zu thun machte. Endlich hatte sie sich in den Sessel neben der Modellirscheibe niedergelassen, ein stiller Seufzer ging über ihre Lippen, ein Seufzer, daß doch die großen Kinder, ja, auch die allerbesten, sich von dem Mutterherzen lösten. Sinnend blickte sie auf die leere Stelle, die noch vor Kurzem das letzte Werk ihres Sohnes eingenommen hatte.

Da wurden Schritte und Stimmen auf dem Hausflur laut, und noch bevor sie aus ihren schweren Gedanken sich emporgearbeitet hatte, waren durch die geöffnete Thür zwei Paare zu ihr eingetreten. Das ältere war ihr gänzlich unbekannt, aber hinter diesem, der junge Mann, an dessen Arm das schöne Mädchen hing — so konnten ihre alten Augen sie nicht trügen — das war denn doch ihr Sohn!

Voll Verwirrung war sie aufgestanden; aber schon hatten die jungen, schönen Menschen sich ihr genähert und ihre Hand gefaßt. „Mutter," sagte der Sohn, „hier hast Du mein Geheimniß! Dies Kind behauptet zwar, daß sie Maria heiße; aber Du siehst ja wol, daß es die Psyche ist, die lebendige, meine Psyche, durch die nun ich und meine Werke leben werden!" Und sich freudig aufrichtend und drüben seinem unvollendeten Werke zunickend, setzte er hinzu: „Auch Dich, Walkyre, wird sie aus Deinem Bann erlösen!"

Die alte Frau aber hielt jetzt die Psyche an ihren beiden kleinen Händen; sie betrachtete sie aufmerksam, ja fast mit Staunen; aber immer inniger wurde dieser Blick, bis dann das ganz erschütterte Kind in ihren mütterlichen Armen lag.

Der junge Künstler stand, wie träumend das Haupt geneigt; ihm war, als höre er in weiter Ferne das Wellenrauschen der Nordsee. Und auch die Geliebte schien er in seinen Gedanken mit sich dahin gezogen zu haben; denn aus ihren Thränen wandte sie plötzlich den Kopf zu ihm empor und sagte: „Aber Du, die alte Bade-Kathi muß doch mit zu unsrer Hochzeit!"

Da löste sich die Stille in ein heiteres Lachen des Glückes; ganz vernehmlich blies der Faun auf seiner Flöte, und am Himmel draußen stand in vollem Glanz die Sonne, noch immer die Sonne Homers, und beleuchtete wieder einmal ein junges, aufblühendes Menschenschicksal.

Am andern Morgen aber flog mit dem ersten Bahnzuge, der nach Norden ging, ein kurzer, jubelnder Brief nach der alten Stadt an der Meeresküste.

Briefe Goethe's an K. E. Schubarth.

Mitgetheilt
von
Prof. **Hermann Hettner** in Dresden.

Karl Ernst Schubarth ist allen Goethekennern bekannt. Obgleich die Schriften Schubarth's durch die genaue biographische Kunde, die uns inzwischen über Goethe so allseitig zugeströmt ist, jetzt größtentheils veraltet sind, so hat doch Goethe durch die liebevolle und eingehende Theilnahme, mit welcher er in den Tag- und Jahresheften, in den Gesprächen mit Eckermann und in den Briefen an Zelter und Schultz wiederholt Schubarth's gedenkt, dafür gesorgt, daß das Angedenken Schubarth's nicht verlöschen kann.

Schubarth war am 28. Februar 1796 zu Brinitze, einem kleinen Dorf bei Konstadt in Oberschlesien, geboren. Seine erste Bildung erhielt er auf dem Elisabethgymnasium und auf der Universität zu Breslau. Bereits im Sommer 1817 als Breslauer Student schrieb er eine kleine Schrift über Goethe. In den Jahren 1819 und 1820 erweiterte er diese Schrift, nachdem er auf die Universität zu Leipzig gegangen war, zu zwei Bänden, welche 1820 unter dem Titel „Zur Beurtheilung Goethe's" in Breslau bei Joseph Max erschienen. Schubarth hatte den Muth gehabt, das fortschreitende Manuscript bruchstückweise an Goethe zu übersenden, „um sich", wie er sich ausdrückt, „Hilfe und Auskunft bei Demjenigen zu suchen, dem er so viel schon vertraut". Goethe erwiderte dieses Vertrauen mit dem herzlichsten Entgegenkommen. Nicht nur, daß der junge Schriftsteller auf seine Zusendungen mit den freundlichsten Antworten beehrt wurde; auch bei einem längeren Besuch, den Schubarth im Herbst 1820 in Begleitung eines jüngeren Bruders dem Dichter in Jena abstattete, fand er die ehrendste persönliche Aufnahme. Goethe gewann von ihm den günstigsten Eindruck. Und diese Zuneigung steigerte sich, als Schubarth 1821 mit seinen „Ideen über Homer" hervortrat. Schwerlich hat sich Goethe über das Unhaltbare der wunderlichen Ansicht, daß Homer ein trojanischer Hofdichter gewesen, getäuscht; aber er freute sich, die Zweifel, die er schon lange gegen die von ihm in früheren Jahren so lebhaft ergriffene Lehre F. A. Wolf's in sich herumgetragen hatte, von jüngeren Mitstrebenden bestätigt zu sehen und die Homerische Dichtung wieder als ein Ganzes denken und empfinden zu dürfen.

Sehr natürlich also, daß Goethe sich die redlichste Mühe gab, auch in die äußere Lebensgestaltung seines jungen Freundes fördernd einzugreifen. Er richtete warme Empfehlungen nach Berlin, an den Geheimen Oberregierungsrath Schultz, an Zelter, selbst an Hardenberg und Altenstein. Und Schubarth siedelte zu diesem Behuf im Sommer 1821 nach Berlin über. Aber diese Bemühungen blieben ohne Erfolg. Es war nicht vortheilhaft, daß sich Schubarth vorzugsweise an Schultz schloß. Schultz, damals Regierungsbevollmächtigter an der Universität zu Berlin, stand mit seinen schroffen Demagogenverfolgungen gegen die freieren Anschauungen Altenstein's im gehässigsten Gegensatz. Dazu kam, wie aus den mir anvertrauten Briefen Schubarth's an Goethe deutlich hervorgeht und wie es Schultz in einem Briefe an Goethe ausspricht, das scheue starre Wesen Schubarth's und sein offener Widerspruch gegen F. A. Wolf und Hegel. Das Buch über Goethe war nicht zünftig, das Buch über Homer hatte geschadet. Nicht einmal die erbetene kleine Anstellung an der königlichen Bibliothek konnte erreicht werden. Enttäuscht kehrte Schubarth im Juli 1824 nach Schlesien zurück, in das Haus seiner Schwiegereltern zu Heidau bei Parchwitz. Seine Lage war um so mißlicher, da auch ein journalistisches Unternehmen „Paläophron und Neoterpe" gescheitert war. Nun gedachte Goethe, ihm in Gemeinschaft mit Riemer und Eckermann die neue Ausgabe seiner Werke zu übertragen. Allein auch dieser Plan erwies sich als unausführbar; die Ortsentfernung machte die erforderliche stete Berathung über die in allen Einzelnheiten festzuhaltende Einheitlichkeit der Redactionsgrundsätze unmöglich. Es fehlt nicht an sicheren Zeugnissen, daß sich Schubarth's um diese Zeit einzelne Verstimmungen gegen Goethe bemächtigten, aber seine Bildung wurzelte zu tief in Goethe, als daß sie hätten von Dauer sein können. Und Goethe bewahrte ihm nach wie vor das unwandelbarste Wohlwollen. Der letzte Brief Goethe's an Schubarth ist fünf Wochen vor seinem Tode geschrieben.

Im Mai 1826 ging Schubarth nach Hirschberg als Leiter einer Erziehungsanstalt. Ostern 1830 erhielt er ein Lehramt am Hirschberger Gymnasium. Die einst so rasch und reich begonnene Schriftstellerlaufbahn fand unter diesen Verhältnissen nicht den erwarteten Fortgang. Sein letztes bedeutenderes Werk waren (1830) seine „Vorlesungen über Goethe's Faust". Er schrieb nur noch einige kleinere Brochüren, insbesondere gegen Hegel, die ihn in jener Blüthezeit der Hegel'schen Philosophie in schlimme Händel mit Hegel und dessen Schule verwickelten, und eine Sammlung geschichtsphilosophischer und ästhetischer Abhandlungen (1835), die nur geringe Verbreitung gewann. Aber als Lehrer ist Schubarth allen seinen Schülern unvergeßlich. Er war Lehrer der Geschichte und der deutschen Literatur. Ich hatte das Glück, sein Schüler zu sein. Ich verdanke ihm meine ganze Richtung.

Endlich schien erreicht, was Schubarth so sehnlich gewünscht hatte. Im Jahr 1841 wurde ihm der Ruf zu einer Professur in Breslau. Es war zu spät. Er kränkelte seit vielen Jahren; die dumpfe große Stadt und die ungewohnte neue Thätigkeit behagten ihm nicht. Bald kehrte er nach Hirschberg in sein altes Amt zurück. Im Sommer 1860 nahm er wegen eines tödtlichen Leidens seine Entlassung. Er starb am 10. Juli 1861.

Von den Briefen Goethe's an Schubarth hat bereits Theodor Paur im 47. Band des zu Görlitz erscheinenden Neuen Lausitzischen Magazins eine ausführliche Charakteristik gegeben. Die Familie Schubarth's hat mich in den Stand gesetzt, diese Briefe vollständig mitzutheilen. Auch von den Briefen Schubarth's liegen mir einzelne im Concept vor. Ihr Umfang verbietet den wörtlichen Abdruck. Nur insoweit es zur Erläuterung der Goethe'schen Briefe diente, habe ich Inhaltsangaben und Auszüge beigefügt. H. H.

1*).

Ihre beiden Briefe, mein Werthester, habe wohl erhalten und in der Zwischenzeit Ihr Heft gelesen, da ich denn Ursache finde, mich für den Antheil, den Sie mir und meinen Arbeiten gegönnt, dankbar zu erzeigen. Dieses wüßte ich vorerst nicht besser zu thun als daß ich Ihre Frage mit Wenigem beantworte und Sie ersuche, auf dem Wege, den Sie eingeschlagen, standhaft zu verharren.

Es ist ganz einerlei, in welchem Kreise wir unsere Kultur beginnen, es ist ganz gleichgültig, von wo aus wir unsere Bildung in's fernere Leben richten, wenn es nur ein Kreis, wenn es nur ein Wo ist. Verharren Sie beim Studium meines Nachlasses: dies rathe ich, nicht weil er von mir ist, sondern weil Sie darin einen Complex besitzen von Gefühlen, Gedanken, Erfahrungen und Resultaten, die auf einander hinweisen, wie Sie schon selbst so freundlich und einsichtig dargestellt haben. Genügt Ihnen in der Folge diese abgeschlossene Region nicht mehr, so werden Sie von selbst sich daraus entfernen; führt Ihnen das Leben eine neue Wahlverwandtschaft zu, so werden Sie sich von Ihrem ersten Lehrer abgezogen fühlen und doch immer dasjenige schätzen, was Sie durch ihn gewonnen haben. Eine productive Bildung, die aus der Einheit kommt, ziemt dem Jüngling, und selbst in höheren Jahren, wo wir unsere Fortbildung mehr historisch, mehr aus der Breite nehmen, müssen wir diese Breite wieder zur Enge, wieder zur Einheit heranziehen.

Freilich weiß ich wohl, daß Sie mit der Welt in Widerspruch stehen, die auf dem großen Jahrmarkt des Tages Zeit und Kräfte verzettelt; deswegen thäte man wohl zu schweigen und für sich fortzuhandeln, wenn Mittheilung zum Leben und Wachsen nicht so höchst nöthig wäre.

Mehr sage ich nicht und schließe mit dem aufrichtigen Wunsch für Ihr Wohl und mit dem Verlangen von Zeit zu Zeit etwas von Ihnen zu hören.

Weimar, den 8. Juli 1818.

Goethe.

2.

Ihre Sendung, mein Werthester, erhalte ich in dem Augenblicke da Ihre Majestät die Kaiserin von Rußland Weimar verläßt. Seit sechs Wochen haben Geschäfte aller Art bei mir gestockt, um vorzubereiten und zu leisten was wir dieser allerhöchsten Gegenwart schuldig waren. Nun dringt das Beseitigte

*) Bereits in Schubarth's Buch: „Zur Beurtheilung Goethe's", 1820, Bd. II, S. 6 abgedruckt.

wieder auf mich ein und ehe ich meine Gedanken wieder darauf wenden kann, wofür Sie sich gegenwärtig interessiren, möchten einige Monate hingehen. Glücklicherweise habe ich beikommenden Bogen zu übersenden, der gewisse Differenzen aufklärt, wenn er sie auch nicht beilegt.

Sollten Sie das mir übersendete Manuscript zum Druck nöthig haben, so erfolgt es alsobald auf Anzeige.

Mit den besten Wünschen

Weimar, den 23. December 1818.

Goethe.

3.

Das übersendete Heft folgt hier mit Dank zurück; es freut mich daß Sie das einmal gewählte Feld so eifrig und treulich bebauen, leider kann ich gegenwärtig nicht umständlich, wie ich wohl wünschte, erwiedern, doch lege einen Schematischen Text bei, den Sie sich selbst auslegen und ausführen werden.

Es ist die Absicht daß Ihr zarter guter Sinn auch gerecht werde gegen Wissenschaft.

Noch eine Bemerkung füge hinzu: wenn Ihnen ein glückliches Gleichniß aufgeht, das sich nicht lakonisch ausdrücken läßt, so suchen Sie es der Parabel zu nähern und hüten sich die Allegorie ins Einzelne durchzuarbeiten. Ueberläßt man's dem Leser, so thut es ein jeder nach seiner Art, übernimmt man es selbst, so hat jedermann etwas zu erinnern.

Möge beikommendes Heft*) Ihrer guten Meinung nicht widersprechen.

Weimar, den 21. April 1819.

Goethe.

Auf

Glaube	Liebe	Hoffnung

ruht des Gottbegünstigten Menschen

Religion	Kunst	Wissenschaft

diese nähren und befriedigen
das Bedürfniß

anzubeten	hervorzubringen	zu schauen

alle drei sind eins
von Anfang und am Ende
wenn gleich in der Mitte getrennt.

4.

Ihr werthes Schreiben, mein Theuerster, mit Beilage, trifft mich eben beim Aufräumen und Einpacken zu einer bevorstehenden Badereise und ich eile nur für fortgesetzten Antheil und Zutrauen zu danken.

So eben lasse ich an meiner Morphologie weiter drucken. Aeltere hervorgesuchte Aufsätze nöthigen mich unmittelbar wieder an die Natur, die Gott, sei Dank! immer classisch bleibt; ihre ewig unwandelbar große Wahrheit vereinigt mehr und mehr die Menschen. Ich wenigstens darf mich freuen, daß

*) Kunst und Alterthum.

junge, tüchtige, den Gegenständen aufs Mark dringende Freunde auch in dem Sinne wandeln, aus dem ich mich seit so vielen Jahren nicht entfernen konnte.

Eben so erfreulich ist mir im ästhetischen Sinne Ihre treue Theilnahme. Nehmen Sie es aber mit sich selbst nicht zu genau: denn in der Art wie Sie es betreiben, ist nichts natürlicher als daß von Zeit zu Zeit neue Ansichten hervortreten und Sie mit eigenen früheren Aeußerungen nicht ganz zufrieden sein können.*)

Von den Nibelungen**) habe ich seiner Zeit so viel zu mir genommen als mir frommte. Mögen sie jetzt und künftig hin einem jeden auch das Seine bedeuten; für den Augenblick kann ich mich nicht damit befassen. Uebrigens komme ich mir bei Gelegenheit des zurückkehrenden Heftes abermals wie der Leichnam Mosis vor, um welchen sich die Dämonen streiten. Thun Sie von Ihrer Seite das Mögliche, daß der Altvater bei seinen Ahnen im Haine zu Mamre anständig beigesetzt werde.

Anfang Octobers bin ich wieder zurück und wünsche alsdann das Weitere von Ihnen zu hören.

Jena, den 21. August 1819. Treulichst

Goethe.

5.

Ihre angenehme Sendung kam gerade zu einer Zeit, wo ich derselben gebührende Aufmerksamkeit widmen konnte; demohngeachtet wird mir eine wiederholte Lesung nach dem Druck erfreulich und anregend sein.

Was Sie über die Nibelungen sagen, trifft mit meiner Vorstellung völlig überein, und Ihnen bleibt das Verdienst, das was ich mir im Allgemeinen dachte bis ins Einzelne verfolgt zu haben.

Der beliebten Kürze halber wiederhole: lassen Sie sich nicht irre machen, und wenn Sie ja getadelt sein sollen, so thun Sie es selbst.***) Auch wird Ihr Kampf mit dem Dämon nicht ohne Frucht sein.

Ihre Verhältnisse nicht kennend, habe ich schon längst den Wunsch unterdrückt, Sie in Dresden zu wissen, wo Natur, Kunst und lebhaftes Leben Ihnen zum Vortheil gereichen müßte. Stellen wir unsere Gedanken und Empfindungen eine lange Zeit nur gegen Geschriebenes und Gedrucktes, so nimmt denn doch unsere individuelle Denkweise mehr als billig überhand, und wir können uns zuletzt vor einer gewissen Grämlichkeit nicht schützen.

Das Beste wünschend und aufrichtige Theilnahme versichernd

Weimar, den 13. November 1819.

Goethe.

6.

Ihre liebe Sendung vom 10. Mai begrüßte mich bei meiner Rückkehr aus Karlsbad, zu Anfang Juni; da ich nun seit dieser Zeit her mich wieder ein-

*) Schubarth: „Zur Beurtheilung Goethe's". Bd. II, S. 521.

**) Auf die Ausführungen bezüglich, welche Schubarth in seinem Buch: „Zur Beurtheilung Goethe's", Bd. II, S. 426 ff., über das Nibelungenlied gibt.

***) Schubarth: „Zur Beurtheilung Goethe's". Bd. II, S. 521.

gerichtet, die Lücke meiner Abwesenheit hergestellt, Oeffentliches und Eigenes zu beleben gesucht, so habe ich seit mehreren Abenden und Nächten mich Ihrem freundlichgesinnten Werk überlassen; da geht es mir denn wunderlich genug, denn, als wenn ich durch einen Doppelspath hindurchsähe, werde ich zwei Bilder meiner Persönlichkeit gewahr, die ich kaum zu unterscheiden weiß, welches das ursprüngliche und welches das abgeleitete sei. Für jenes mögen meine Werke, für dieses Ihre Auslegung gelten.

Ich danke Ihnen gegenwärtig nur mit wenigen Worten. Manchmal war ich aufgeregt, bei einzelnen Stellen meinen motivirten Beifall aufzuschreiben, allein das führt zu weit und mancher Brief ist bei mir liegen geblieben, weil ich zu weit ausgeholt hatte. Nehmen Sie also meine Beistimmung im Ganzen freundlich auf, denn nicht allein coincidirt das Meiste mit meiner eigensten Vorstellung, sondern auch da, wo Sie an mir auszusetzen haben, wo Sie mir widersprechen, würde sich mit wenigen Worten eine Gleichförmigkeit herstellen.

Wie viel Dank ich Ihrer Bemühung schuldig bin, werden Sie selbst immer mehr ermessen, je mehr Ihnen, bei Ihrer Neigung zu mir, nach und nach im letzten Detail deutlich wird, wie ich mein Leben aufgeben mußte, um zu sein, wie ich den Augenblick aufgeben mußte, um nach Jahren des Guten zu genießen, was der Mensch so gern täglich von Hand zu Mund nehmen möchte, der Zustimmung mein ich, des Beifalls.

Lassen Sie sich nicht entgehen, daß Mitlebende, von den verschiedensten Richtungen, unter sich Todfeinde, darin conspirirten, meine lebendige Wirkung im Augenblicke zu lähmen. Ich habe dabei nichts verloren, und meine jüngeren und künftigen Freunde auch nichts; ich ward, in mich zurückgedrängt, immer intensiver, und so hab' ich mich bis auf den heutigen Tag gewöhnt, nur fortzuarbeiten, unbesorgt, wie und wo das wirken könne.

Hieraus werden Sie leicht ermessen, daß ich Ihren zweiten Theil mit Ungeduld erwarte, damit er mich noch ganz von dem Interesse des ersten warm finde: denn der Fluß Lethe, der uns hinweg spülen soll, spült uns immer mehr an; weder günstige noch ungünstige Stimmung klingt so lange nach als in früheren Zeiten.

Nachschrift.

Daß Sie dem Fürsten Hardenberg Ihre Arbeit zusenden, find' ich natürlich, ja nothwendig; ich stehe mit diesem wichtigen Manne als alter Universitäts-Geselle in einem freundlichen Verhältniß und habe einige wohlmeinende Worte zu seinem erst jetzt gefeierten Geburtsfeste gesagt. Es wäre nicht unmöglich, daß ich gelegentlich irgend etwas zu Ihren Gunsten könnte einfließen lassen, ohne daß es eine directe Empfehlung wäre. Mit dem Ministerium des Unterrichts steh' ich in näherm Verhältniß und ergreife schon diese Tage eine Gelegenheit, Ihrer mit Antheil zu gedenken.

Meine Hefte Kunst und Alterthum und zur Naturwissenschaft kommen Ihnen ja wohl in die Hand; gönnen Sie auch diesen Ihre Aufmerksamkeit, ich hoffe, Sie werden nichts darinnen finden, was Ihren früher gefaßten Ideen widerspräche. Schreiben Sie mir öfter: hora ruit! Treulichst

Jena, am 9. July 1820. Goethe.

7.

Indem ich Ihnen nur mit Wenigem, mein Werthester, für das erbauliche Vergnügen Dank sage, welches mir Ihr zweiter Theil gewährte, so ersuche Sie, mir baldigst zu übersenden, was man gewöhnlich curriculum vitae nennt: eine kurz gefaßte Geschichte Ihres bisherigen Lebens und Bestrebens, welchem hinzuzufügen bitte, was Sie zunächst beabsichtigen und wünschen. Ich kann sogleich Gelegenheit nehmen zu Ihren Gunsten wirksam zu sein, welches Sie jedoch geheim zu halten bitte.

Mögen Sie wohl das romantische Gedichtchen in zehn Gesängen: Olfried und Lisena von August Hagen in Königsberg, nach Ihrer Einsicht und Uebersicht entwickeln? Es scheint mir höchst bedeutend, daß ein Jüngling dergleichen hervorbringen könne, und bin verlangend zu sehen wie Sie es nach den im zweiten Theile gebrauchten Maasstäben messen und einordnen; mit Verlangen einem solchen Aufsatz entgegen sehend.

Soviel für diesmal, mit freudiger Anerkennung Ihrer sich so weit als gleich über das Ganze was Menschen nur interessiren kann verbreitenden Darstellung Ihres Empfindens und Denkens.

Treulichst

Jena, den 22. August 1820. Goethe.

8.

Gegenwärtiges, mein Werthester, soll Sie in Leipzig begrüßen und vermelden, daß Sie mich vom 24. September an Ihrem Vorsatze und meinem Wunsche nach in Jena finden werden. Sie sollen zum schönsten willkommen sein und wir dürfen uns für beide gar manchen Vortheil von kürzerem oder längerem Zusammensein versprechen.

Ich habe mich diese Tage her mit Ihrem zweiten Bande beschäftigt und bin Ihnen dabei viel näher gekommen, ja ich darf mir sicher versprechen, daß irgend eine obwaltende oder hervortretende Differenz sehr leicht werde beseitigt sein. Ueber Olfried und Lisena haben Sie ganz meine Empfindungen und Ansichten ausgesprochen; ich verlangte nicht mehr als Das, was Sie geben.*)

Mehr sage ich nicht und wünsche nur, daß Sie gesund und heiter bei uns eintreffen mögen.

Treulichst

Jena, den 14. Septbr. 1820. Goethe.

9.

Zwischen diesem und dem vorhergehenden Briefe liegt der persönliche Besuch Schubarth's. Goethe sagt über diesen Besuch in den Tag- und Jahresheften: „Mich besuchte Ernst Schubarth, dessen persönliche Bekanntschaft mir höchst angenehm war. Die Neigung, womit er meine Arbeiten umfaßt hatte, mußte ihn mir lieb und werth machen, seine sinnige Gegenrede lehrte mich ihn noch höher schätzen, und ob mir zwar die Eigenheit seines Charakters einige Sorge für ihn gab, wie er sich in das bürger-

*) Die Mittheilung Schubarth's wurde abgedruckt in „Kunst und Alterthum", Bd. 3, Heft I, S. 86—99.

liche Wesen finden und fügen werde, so that sich doch eine Aussicht auf, in die er mit günstigem Geschick einzutreten hoffen durfte." Vergl. den Brief Goethe's an Schultz vom 25. September 1820 (Briefwechsel 1853, S. 216). In einem Briefe aus Breslau vom 17. und 18. October 1820 dankt Schubarth dem Dichter für die liebevolle Aufnahme und gibt in diesem Briefe zugleich eine lange Abhandlung über die Zueignung und das Vorspiel des Goethe'schen Faust und über die Lösbarkeit des Conflicts durch den in Aussicht genommenen zweiten Theil. Schubarth sagt: „Ich würde für den Augenblick schon befriedigt sein, wenn ich nur die Schlußworte des Mephistopheles aus dem zweiten Theil wüßte. Mir scheint der Knoten dergestalt geschürzt zu sein, daß, indem Mephistopheles seine Wette gewinnt, Faust zugleich der Klarheit entgegengeführt sein muß." Nur auf diese Weise könne er jenes „Werd' ich zum Augenblick sagen, verweile doch, du bist so schön," mit dem Ausspruch des Prologs: „Wenn er mir jetzt auch nur verworren dient, so werd' ich ihn bald in die Klarheit führen", in Einklang bringen. Im ersten Theil seien die Mittel und Schritte gezeigt, durch welche der „ideirte" Zustand des Wahren und Falschen an Faust aufzuheben sei; der zweite Theil müsse den Gang darstellen, durch welchen eben jener ideirte Zustand ganz aufhöre und der echte Zustand hergestellt werde.

Ihre reichliche Sendung, mein werther Freund, hat mich sehr gefreut, und ich genieße die Frucht eines persönlichen Zusammenseins; wie Sie sich's denken, ist mir alles vollkommen klar.

Mit Ihren Blättern bin ich dergestalt zufrieden, daß ich wünschte sie wären gedruckt, ohne irgend eine Abänderung. Haben Sie keine Copie, so schicke ich eine, denn wer weiß ob es gelänge sich zum zweitenmal von Grund aus so entschieden auszudrücken.

Was Sie von Zueignung und Vorspiel sagen, ist untadelich; rührend aber waren mir Ihre Conjecturen über den zweiten Theil des Faust und über die Auflösung. Daß man sich dem Ideellen nähern, und zuletzt darin sich entfalten werde, haben Sie ganz richtig gefühlt; allein meine Behandlung mußte ihren eignen Weg nehmen: und es giebt noch manche herrliche, reale und phantastische Irrthümer auf Erden, in welchen der arme Mensch sich edler, würdiger, höher, als im ersten gemeinen Theile geschieht, verlieren dürfte.

Durch diese sollte unser Freund Faust sich auch durchwürgen. In der Einsamkeit der Jugend hätte ich's aus Ahnung geleistet, am hellen Tage der Welt säh' es wie ein Pasquill aus.

Auch den Ausgang haben Sie richtig gefühlt. Mephistophles darf seine Wette nur halb gewinnen, und wenn die halbe Schuld auf Faust ruhen bleibt, so tritt das Begnadigungs-Recht des alten Herrn sogleich herein, zum heitersten Schluß des Ganzen.

Sie haben mich hierüber wieder so lebhaft denken machen, daß ich's, Ihnen zu Liebe, noch schreiben wollte. Mehr sage ich nicht, denn, eben im Begriff, meinen Jenaischen Aufenthalt abzuschließen und die Weimarischen Winterquartiere zu beziehen, bin ich auf mancherlei Weise gedrängt.

Leben Sie wohl, gedenken Sie mein, grüßen Sie Ihren Herrn Bruder zum Schönsten und lassen bald wieder von sich hören.

Treulich theilnehmend

Jena, den 3. November 1820. Goethe.

10.

Da ich in den letzten Monaten des vorigen Jahres nicht dazu gelangen konnte, Ihnen, mein theurer junger Freund, für die reichhaltigen Sendungen zu danken,*) so will ich wenigstens nicht weit in's neue Jahr hinein zaudern, sondern sogleich versichern, daß es mir sehr angenehm sei, wenn Sie Ihre Unterhaltungen aus der Ferne fortsetzen wollen. Da wir einmal bei persönlicher Unterhaltung den Grund zum besten Verständniß gelegt, so wird es dann eher möglich, auch von weitem sich über Gegenstände zu erklären, die bei ihrer Bedeutsamkeit einer klaren Darstellung sich sonst entziehen möchten. Sie haben mich durch Ihre Blätter wieder mannigfaltig angeregt, und Einiges, was ich Ihnen zusagte, ist trotz mancher Hindernisse denn doch zu Stande gekommen.

Der Auszug aller einzelnen Motive der Ilias, frisch durchgesehen, liegt bereit, um in einem der nächsten Hefte mitgetheilt zu werden.**) Dieses unschätzbare Werk hat mich bei so naher und innigster Betrachtung wieder auf's Neue in Erstaunen gesetzt. Wer es auch sei, der diese letzte Redaction, wie sie zu mir kommen ist, vollbracht hat, die Menschheit ist ihm sehr viel schuldig geworden. Bei dem Auszug fällt der Reichthum des Gehalts erst recht in die Augen, die von dem Glanz der Behandlung nicht geblendet sind. Neben dem Lakonismus jedoch, dessen ich mich befleißigte, bin ich durch den Geist zu einem wunderbaren Unternehmen getrieben worden: die Gleichnisse ausführlich einzuschalten; dies thut eine sehr erfreuliche Wirkung, weil jenes Knochen- und Gliederwerk dadurch auf einmal belebt und bekleidet erscheint.

Mehr sag' ich diesmal nicht, als daß ich wünsche, Sie möchten Ihre Gedanken zu mir hinrichten und sich wie bisher mit mir fleißig unterhalten.

Kann das Frühjahr Sie von Ihrer Vaterstadt loslösen und Sie in eine mehr lebendige Umgebung, in einen Kreis von Natur- und Kunstanschauungen versetzen, so wird es Ihnen gewiß sehr heilsam sein. Eine mannigfaltige Unterlage zu Ihrem Denken und Betrachten bringt gewiß die herrlichsten Früchte. Nicht allein Wünsche, sondern auch eine mögliche Einwirkung möchte ich mir gegönnt sehen.

Leben Sie recht wohl und gedenken mein.

Treulichst

Weimar, den 12. Januar 1821. Goethe.

Vorstehendes war geschrieben, als ich Ihren werthen Brief erhielt. Mit Bewunderung seh' ich daraus die klare Einsicht verständiger Jünglinge in ihre keineswegs erfreulichen Lagen.***) Möge Homer indeß Ihnen über die nächsten

*) Wahrscheinlich handschriftliche Mittheilungen aus Schubarth's Buch über Homer.

**) Der Auszug stammt aus dem Frühjahr 1798. Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Knebel, Bd. II, S. 275 ff. Der Abdruck erfolgte in „Kunst und Alterthum," Bd. III, Heft 2, S. 1—42; Heft 3, S. 1—51. Wieder abgedruckt in der Hempel'schen Ausgabe Bd. XXIX, S. 519—556. Offenbar war über Homer schon mündlich viel zwischen Goethe und Schubarth verhandelt worden.

***) Diese Worte sind die liebevoll nachsichtige Entgegnung auf die krankhaft überschwängliche Faustiade in einem Brief Schubarth's vom 26. November 1820, dessen Absendung sich verspätet zu haben scheint. Dieser Brief lautet: „Wenn ich Zeilen von Ew. Excellenz unterzeichnet

Monate hinüber helfen, wie er mir durch die letzten hindurchhalf. Diene sodann mein Auszug Ihnen zu leichterer Uebersicht und Vergegenwärtigung.

Und so füge ich weiter nichts hinzu als meine besten Grüße an Ihren guten Bruder und aufrichtige Wünsche, daß uns das Frühjahr eine heitere Sommeraussicht eröffnen möge.

Weimar, den 13. Januar 1821. G.

11.

Auf Ihren letzten Brief, mein Wertheſter, wußte ich nichts zu erwidern*); auch jetzt kann ich nur so viel sagen: daß ich mehrmal in meinem Leben junge Leute gesehen, welche, ohne daß man es ihnen hätte rathen können, den Entschluß gefaßt, ihren Lebensgang zu verändern, und denen es nicht übel gelungen ist. Verzeihen Sie, daß ich so lange geschwiegen, mein Antheil an Ihnen bleibt derselbe; diesmal aber hat der Termin Jubilate auf mir gelastet, wie noch nie; Vorsatz und Zufall drängten mehr als billig übereinander.

Möge das, was von mir die Messe bringt, Sie in der guten Meinung, die Sie von mir gefaßt haben, nicht stören. Mehr sag' ich nicht; doch da Sie Ihren Vorsatz, nach Berlin zu gehen, gegenwärtig ausführen werden, so melden Sie sich ja baldigst bei Herrn Geheimen Staatsrath Schultz, der sich von einem Namensvetter dadurch unterscheidet, daß er Regierungscommissarius bei der Akademie ist, und Sie gewiß freundlich empfangen wird.

Mögen Sie mir auf Gegenwärtiges etwas melden, so kann ich schnellere Erwiderung versprechen als diese Monate her. Leben Sie wohl und fahren fort, meiner im Guten zu gedenken.

Weimar, den 10. Mai 1821. Goethe.

12.

Am 10. Mai ging ein Brief an Sie, mein Theuerſter, nach Breslau, worin ich meinen fortdauernden Antheil betheuere und einige Nachricht von Ihren Zuständen wünsche. Indessen sind Sie näher gerückt und lassen vernehmen**), daß Sie nach Berlin zu reisen gedenken, welches ich sehr billige, mit dem Wunsch, daß die Absichten, welche Sie hegen, bestens gelingen. Ich kann mir im Allgemeinen Ihren Zustand sowohl als Ihre Vorsätze denken; unterrichten Sie mich weiter davon. Möge ich nur Erfreuliches vernehmen.

---

empfange, ist mir, als wenn ein höherer Lichtstrahl in eine trübe Welt fiele. Mag es auch nur einen Augenblick ganz licht in mir sein, so lange ich lese; doch fühle ich mich beglückt, daß ich mir sagen kann, so ist doch Einer der Sterblichen, der, was er wollte, vermochte, und was er richtig fühlte, schön und vollendet durfte und immer jetzt noch kann. Denn wir übrigen armen Sterblichen quälen uns mit unzulänglichen Kräften um das, was wir nicht erreichen werden. Wir quälen uns um so elender, je schöner und besser ist, was wir wünschen und doch nicht erlangen können. Ich fühle mich einsam. Freunde habe ich wohl, aber sie sind leider nicht in der Nähe. Nun bleiben mir als treue Gefährten nur die Bücher. Aber auch was an diesen ist, wird mir vergällt, seit es nicht mehr erlaubt ist, ein Einfaches zu wissen und sich von diesem zu durchdringen, sondern man wissen muß eine Welt, ein Allerlei, was ungewußt weit besser wäre!"

*) Dieser Brief fehlt in den Papieren Schubarth's.

**) Dieser Brief Schubarth's fehlt.

An Herrn Geheimen Staatsrath Schultz liegt ein Blatt bei; ich wünsche, daß er in der Lage sein möge, Ihnen zu nutzen, er theilt meine günstige Meinung von Ihnen.

Was Sie über Homer und sein Jahrhundert sagen werden, erwarte mit Verlangen; es stimmt gewiß mit Ihrer übrigen Denkweise zusammen, die ich zu kennen glaube.

Mein Auszug aus der Ilias wird zur Hälfte in dem nächsten Stück Kunst und Alterthum erscheinen. Die Gleichnisse sind umständlich aufgeführt und jedes mit einem Sternchen bezeichnet, welches zu eignen Betrachtungen Anlaß gibt.*)

Mehr sage nicht diesmal, das Beste wünschend.

Weimar, den 22. Mai 1821. Ihr

Goethe.

13.

Und so ist mir denn auch zur sonst schon glücklichen Stunde der Wunsch gewährt, daß Sie in Berlin und in der Nähe des vortrefflichen Mannes angelangt sind; nun kann ich alles der Vernunft und dem Glück überlassen.**)

Zuvörderst aber will ich meinen Segen zu einer schleunigen Verehelichung geben, sobald Ihre Hütte einigermaßen gegründet und gedeckt ist. Alles, was Sie darüber sagen, unterschreibe Wort für Wort, denn ich darf wohl aussprechen, daß jedes Schlimme, Schlimmste, was uns innerhalb des Gesetzes begegnet, es sei natürlich oder bürgerlich, körperlich oder ökonomisch, immer noch nicht den tausendsten Theil der Unbilden aufwiegt, die wir durchkämpfen müssen, wenn wir außer oder neben dem Gesetz, oder vielleicht gar Gesetz und Herkommen durchkreuzend,***) und doch zugleich mit uns selbst, mit Andern und der moralischen Weltordnung im Gleichgewicht zu bleiben, die Nothwendigkeit empfinden.

Ihr Homer wird immer erfreulicher, je länger man dabei verweilt. Da es eine Zeit ist zu spalten und eine andere wieder zu vereinen, eigentlich aber doch nur die Menschen die Zeit machen, so sehe ich in den jungen Männern, die das letztere bewirken, ganz eigentlich gute Dämonen, welche das Versöhnen und Einen als nothwendigen Naturtrieb empfinden.

Melden Sie sich bei Zelter; er wird Ihnen, hoff' ich, freundlich begegnen; dieser außerordentliche Mann wird Sie als Künstler und Mensch in Verwunderung setzen.

Vorstehendes war gleich nach dem Empfang Ihres Briefes geschrieben; Heinrich Nicolovius sollte das Blatt mitnehmen, er ist aber noch hier, und so send' ich es ab.

Daß Sie von Herrn St. R. Schultz wohl empfangen sein würden, davon war ich überzeugt; es freut mich, daß Sie auch mit Herrn G. R. Wolf zusammen gekommen, auch er wird auf seine Weise Ihnen in hohem Grade

*) Vergl. oben die Anmerkung zu Brief 10.

**) Der Brief, in welchem Schubarth seine Ankunft in Berlin und seine Verheirathung meldet, fehlt.

***) Das erforderliche Zeitwort fehlt. Vielleicht: stehen.

nützlich sein. Gewöhnen Sie sich an, widersprochen, gescholten zu werden, verlangen Sie weder Zustimmung noch Theilnahme, am wenigsten Beifall, und so wird Ihnen der Umgang mit diesem außerordentlichen Manne sehr heilsam sein; denn indem er Alles zu versagen scheint, gewährt er Alles. Grüßen Sie ihn zum allerschönsten von mir und zum allerbesten.*)

Meinen Jenaischen Aufenthalt habe nunmehr verlassen und bin in die Weimarischen Winterquartiere gezogen, wo ich hoffe fleißig zu sein und auch für Sie etwas Erfreuliches zu leisten.

Herr Zelter ist jetzt hier und geneigt, wenn Sie ihn aufsuchen, Ihnen freundlich zu begegnen.

Glück auf der neuen Lebensbahn.

Weimar, den 7. November 1821. G.

14.

Die ersten 15 Bogen Ihres Werkes**) machten mir und meinen Freunden schon seit geraumer Zeit viel Vergnügen, da Ihre Ueberzeugung mit der unsrigen übereintrifft; nun kommt das Ganze und soll uns gleich willkommen sein. Dabei freute mich gar sehr, daß mein Auszug der Ilias aus einem zwanzigjährigen Schlafe zu gleicher Zeit erwachte, da dessen Zweck und Absicht ist, sich das herrliche Ganze der Ilias menschlichen Kräften übersehbarer darzustellen.

Zugleich vermelde, daß am 7. November ein Brief abgegangen, aber noch an Ihre erste Wohnung adressirt.

Da ich die sondernde, verneinende Epoche überstanden habe, die dem Dichter durchaus verhaßt sein muß, so thut es sehr wohl, zu erleben, daß Jüngere bemüht sind, ihn wieder zu Ehren zu bringen.

Ein Engländer hat auch mit gutem Sinne und Geschmack die Integrität des Homers zu vertheidigen angefangen; das ist doch einmal ein erfreulicher Zeitgeist. Ich werde nicht verfehlen, ihm fernerhin zu huldigen.***)

Professor Herrmann hat Anfang und Ende eines Euripideischen Stücks Phaethon aus der Pariser Handschrift herausgegeben; ich habe eine Uebersetzung veranlaßt und beschäftige mich nun mit Beihülfe und Einschaltung schon bekannter Fragmente dieses Stücks das Ganze vor den Geist wiederherzustellen, indeß die Chorizonten auch an den ganzen Stücken nieseln und rütteln; jene Beschäftigung macht mir viel Vergnügen.†)

---

*) Diese Worte beziehen sich auf eine Aeußerung Schubarth's, in einem undatirten Briefe, welcher also lautet: „Den alten F. A. Wolf sah ich einmal in großer Gesellschaft beim Geh. Staatsrath Schultz. Er benahm sich, so viel ich merkte, sehr zahm; aber doch folgte ich dem Sprüchwort, dem Wolf solle man aus dem Wege gehen, auch wenn er keine Zähne mehr hat. Ich habe ihn nicht gesprochen. Ist es nicht genug, daß wir uns selbst verwirren? Sollen wir uns von Anderen noch mehr verwirren lassen?"

**) Ideen über Homer und sein Zeitalter. Breslau, 1821.

***) Auch in den Tag- und Jahresheften 1821 gedenkt Goethe dieses englischen Aufsatzes. M. Bernays verweist in der Einleitung zu Goethe's Briefen an F. A. Wolf (1868, S. 83) auf T. Campbell's Lectures on Poetry, doch fügt er ausdrücklich hinzu, daß diese Vermuthung durchaus nicht gesichert sei.

†) Kunst und Alterthum, 1823, Bd. IV, Heft 2, S. 5—34, 152—58. Vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. S. 245.

Möge Wunsch und Vorsatz gelingen; die Nachricht davon wird zu dem angenehmsten gehören, was mir begegnen kann.

Weimar, den 19. November 1821. Treulichst

Goethe.

15.

Der nachfolgende Brief Goethe's ist die Antwort auf einen Brief Schubarth's vom 27.—31. Januar 1822. Die Mittheilung dieses Briefes wird um so mehr gerechtfertigt sein, da er die Urtheile, welche Zelter und Schultz in ihren Briefen über Schubarth abgeben, trefflich ergänzt.

„Was Ew. Excellenz über Herrn Geh. Staatsrath Schultz sagen, unterschreibe ich gänzlich. Auch ich finde Ursache, diesen vortrefflichen Mann immer höher zu schätzen, und gewiß wird es nicht ohne den günstigsten Einfluß auf mich und meine Bildung bleiben, daß ich diesem vorzüglichen Manne so nahe geworden bin. Ich fühle mich ihm ganz ergeben.

Auch habe ich die Bekanntschaft des Herrn Staatsrath Langermann gemacht. Dieser berührt und trifft mich nun von einer andern Seite. Doch bin ich höchst gern um ihn. Er ist heiterer, sinnlichbehaglicher als Schultz, den der würdevolle Ernst und die Haltung des Staatsmanns, die auf einem höchst entschiedenen und edlen Charakter beruhen, fast nie verläßt. Nur schade, daß dieser vortreffliche Mann in den besten Jahren seines Alters durch eine schmerzhafte Krankheit an Lebensgenuß und Thätigkeit so sehr zurückgesetzt wird.

Am wenigsten bin ich mit Zeltern zufrieden. Er ist mir zu unruhig als Alter, und läßt sich zu sehr gehen. Dagegen ich ihm wohl als ein junger Bursch zu todt und still, zu sehr zusammengenommen vorkommen mag. Ich begreife ihn übrigens vollkommen und geb ihm am Ende recht. Ob er aber einsehen mag, wie ich als ein Strebender ohnmöglich schon dem vollen Behagen des Augenblicks mich leicht zu überlassen im Stande bin, bezweifle ich wohl. Aber er macht mir ein böses Blut vollends durch ein gewisses halbgeheimnißvolles Wesen über Ew. Excellenz. Da erzählt er mir, er wüßte den zweiten Theil von der Pandora und vom Faust. Wenn ich ihn nun ersuche, mir doch etwas davon mitzutheilen, sagt er, es sei ihm verboten. Da verwünsche ich ihn, daß er die Neubegier erregt, ohne sie zu befriedigen. Und ist denn ein Geheimniß nicht schon verrathen, wenn man davon spricht? Wer ein Geheimniß recht bewahren will, muß keinen Menschen wissen lassen, daß er eines besitzt.

Die Bekanntschaft Sellbeck's habe ich ebenfalls gemacht. Mit ihm kannegießere und politisire ich gewöhnlich. Ich habe ihm abgemerkt, daß er sich in den Zeitungen fleißig umsieht.

Wenn ich nun aber mit genannten Männern über Ew. Excellenz mich unterhalte, so sehe ich wohl, wie sehr sie mir an Kenntniß Ihrer persönlichen Zustände überlegen sind. Auch muß ich es bewundern, wie sie Vieles eben deshalb in Ihren Werken ganz anders als ich ansehen. Sie überraschen mich oft dadurch nicht wenig. Aber wenn ich selten gegen diese höchst geistreichen, lebendig in's Einzelne eindringenden und dieses anschaulich entwickelnden Bemerkungen etwas einzuwenden vermag, mich vielmehr sehr bereichert und erweitert finde, so will es mir denn doch zuletzt bedünken, daß ich es, was das Gefühl für's Ganze, den Sinn für die höhere Allgemeinheit und Besonderheit der Leistungen Ew. Excellenz betrifft, jenen genannten vorzüglichen Männern in etwas zuvorthäte.

Am liebsten trage ich das, was mich an Ew. Excellenz beschäftigt, Unruhe und Sorge macht, Herrn Geh. Staatsrath Schultz vor. Da muß ich mir denn wohl manchen Scherz, manches feine Lächeln gefallen lassen. Wenn ich nur um so hartnäckiger und lebhafter auf meiner Meinung bestehe, so lacht er mich wohl am Ende aus mit den Worten: „Ich sehe schon, worauf Sie zielen. Sie möchten ihn am liebsten so ganz haben, wie er ist. Es geht denn doch nun einmal nicht an, daß

er sich selbst veräußere. Gewiß, es ist einmal sein Geheimniß, das wird und kann er Niemandem mittheilen. Verehren Sie es, und geben Sie sich sonst zufrieden."

Ich habe diesen Worten vielfältig nachgesonnen. Doch ist es mir nicht gelungen, ihnen etwas abzugewinnen, was mir zur Beschwichtigung, zur Beruhigung diente. Von jenen persönlichen Geheimnissen etwas zu erfahren, die nur, ich möchte sagen, das Individuum Ew. Excellenz angehen, davon etwas zu enträthseln, zu erhaschen, darnach strebe ich nicht. Ich wüßte nicht, welches Recht ich dazu hätte. Hier ist von jenen offenbaren Geheimnissen die Rede, die Sie selbst der Welt nicht haben vorenthalten mögen, indem Sie dieselben in Ihren Werken und öffentlichen Arbeiten niedergelegt, und die nicht mehr auf das Individuum, sondern den ganzen Menschen in seiner höchsten Allgemeinheit und Besonderheit gehen. Daß davon recht Viele wissen, einen deutlichen Begriff, oder doch ein hinlängliches Gefühl haben, daran glaube ich, muß Ew. Excellenz allerdings gelegen sein. Oder Sie selbst setzen Ihre Werke zu ägyptischer Tempelschrift herab, und es möchte freilich unnütz sein, Zeit und Mühe daran zu verschwenden. Dagegen glaub' ich, daß dem Genie allerdings ein gewisses Geheimniß zukommt, wie der Natur. Es ist dies das offenbare Geheimniß der Ueberlegenheit und größten Vollkommenheit, so daß, wenn das Genie, wie die Natur, auch schon das Ganze ausgesprochen, vollbracht hat, wir in unserer Stumpfheit, in unserm Halbsinn, bei unserer Halbbildung uns immer einbilden mögen, es fehle noch das Rechte, die Hauptsache werde erst kommen. Und so erblicken wir überall Räthsel. Das eigentliche Räthsel aber steckt in uns, nämlich in unserer Unfähigkeit und Ungeschicklichkeit, das vorhandene Ganze so ganz aufzunehmen, daß wir davon befriedigt werden. — — Wie dankbar würde ich sein, wenn Ew. Excellenz allen diesen Unbestimmtheiten durch eine Erklärung zu Hilfe kommen wollten. Doch auf eine solche Gunst habe ich wohl nicht zu rechnen.

Und so habe ich mich schließlich nur zu fortdauernder Gnade zu empfehlen als

Ew. Excellenz

unterthänigster

K. E. Schubarth.

Ihr nach einer langen Pause meinem Wunsch gemäß an mich gelangtes Schreiben erfreut mich, mein Werthester, als ich daraus persönliche Gesundheit und angenehmen häuslichen Zustand zu ersehen glaube, ob mich gleich die Unentschiedenheit Ihrer äußeren Lage in Sorge setzt. Die dortigen Verhältnisse kann ich freilich aus der Ferne nicht beurtheilen, ja es möchte schwer sein, selbst bei einem längeren Aufenthalt in Berlin, sich davon einen deutlichen Begriff zu machen. Alle meine Wünsche für Ihr Wohl sind Ihnen immer zur Seite.

Wirkung in die Ferne durch briefliche Unterhaltung wird mir immer schwerer, und ich muß wünschen, daß abwesende Freunde mögen recht ernstlichen Theil nehmen an dem, was ich gedruckt mittheile, und, weil sie mir immer gegenwärtig sind, sich dasjenige auszuheben geneigt wären, was sie an sich gerichtet fühlten. Im laufenden halben Jahr werden abermals einige Hefte erscheinen.

Wollen Sie mir von Zeit zu Zeit vertrauen, womit Sie sich beschäftigen so werde ich solches gewiß mit Antheil vernehmen.

Herrn von Henning's Einwirken in meiner Farbenlehre mußte mich freilich sehr erheitern; ich kann einem jungen frischen Manne ein Geschäft übergeben, das lange auf mir lastet, und mit mehrerer Freiheit doch noch manche Stunden dazu widmen und meine Forschungen fortsetzen.

Mein Aufenthalt in Böhmen hat mir dieses Jahr sehr wohl gethan; große

Mannigfaltigkeit des Interesses ohne Zerstreuung ist mir geworden; Bewegung, fremde Gegenstände haben Körper und Geist aufgeregt; die Naturbetrachtung ja nährt beide.

Soviel für diesmal; Herrn Geh. Ober-R.-R. Schultz, dessen Trefflichkeit Sie mit wenig Gleichnißworten schildern, meine besten und angelegentlichsten Empfehlungen; das innige Verhältniß, das Sie so herzlich ausdrücken, läßt mich für Ihr Dasein und ungetrübte Wirkung das Beste hoffen.

Leben Sie wohl, grüßen Sie die Ihrigen und schweigen nicht wieder so lange.

Treulichst

Weimar, den 28. October 1822. Goethe.

16.

Obgleich, wie die Datirungen des vorstehenden 16. und des nachfolgenden 17. Briefes beweisen, der Briefwechsel jetzt jahrelang stockte, so war das gegenseitige Verhältniß doch durchaus das unverändert alte geblieben. Als Goethe 1824 an eine neue Gesammtausgabe seiner Werke ging, suchte er vor Allem Schubarth bei der Redaction zu betheiligen; „seine innige Bekanntschaft mit meinen Arbeiten," schreibt Goethe am 3. Juli 1824 an Schultz, „gäbe ihm dabei die leichteste Uebersicht, sein bleibendes Interesse daran würde durchaus fördern und keine Ermüdung befürchten lassen." — Und Schubarth hatte sich auch zur Theilnahme bereit erklärt; vergl. Briefwechsel zwischen Goethe und Staatsrath Schultz. S. 320—322. Aber unter seinen Vorbereitungen, sich für dieses Unternehmen zu rüsten, hatte er es, wie der noch vorhandene Brief Schubarth's an Goethe vom 25. Jan. 1825 beweist, Schultz überlassen, an Goethe seine Bereitwilligkeit zu melden. Schultz aber, eben damals in schweren persönlichen Bedrängnissen, hatte diese Anzeige an Goethe nicht gemacht. Aus diesen Umständen erklärt sich Goethe's nachstehende Antwort:

Ihr Schreiben vom 25. Januar, mein Werthester, hat mich sehr angenehm überrascht, denn Ihr langes Stillschweigen, nach des Berliner Freundes erster Zusage, mußte mir die Vermuthung geben, daß Sie bei geändertem Zustand sich mit diesem Geschäft nicht weiter zu befassen gedächten. Durch die eingetretenen Ereignisse wurde die Communication dorthin erschwert, und ich habe vor einigen Monaten mich, gerade wegen der ersten Theile, mit einem kenntnißreichen Manne in der Nachbarschaft besprochen;*) da aber die Sache von weitem Umfang ist, so würde mir Ihr Zutritt immer höchst angenehm sein.

Wollten Sie daher die drei Bände Wahrheit und Dichtung übernehmen, wobei keine Vergleichung stattfindet, sondern ein scharfsinniger Corrector allein auf Druck und Sinnfehler zu sehen hat, wie Sie sich selbst ausdrücken?

Hiebei entsteht die Frage: ob Sie ein Exemplar an dieses Geschäft wenden wollten, wogegen ich ein anderes dankbar ersetzen würde.

Wegen der Lage des vortrefflichen Freundes**) bin ich eben so wenig aufgeklärt, und meine Theilnahme wird um desto schmerzlicher, als ich mir das Uebel zu erklären nicht im Stande bin.

Und so sage ich Ihnen um desto freudiger Lebewohl, als ich hoffen kann,

*) Eckermann.
**) Schultz.

bald wieder von Ihnen zu hören. Mir ist der Winter leidlich hingegangen, und ich habe meine Arbeiten nicht unterbrochen gesehen. Das Weitere nächstens.

Weimar, den 6. Februar 1825. ergebenst

J. W. v. Goethe.

17.

In einem Briefe vom 3. März 1825 hatte Schubarth seine Freude ausgesprochen, die Herausgabe von Wahrheit und Dichtung übernehmen zu dürfen.

Lassen Sie mich, mein Wertheſter, Ihrem letzten Schreiben vom dritten März Folgendes erwidern.

Auf Ihr erstes,*) worin Sie den früheren Gedanken, an der Ausgabe meiner Schriften Theil zu nehmen, wieder erneuerten, that ich den Vorschlag, Sie möchten sich mit Wahrheit und Dichtung beschäftigen, ob ich schon die ersteren poetischen Bände einem benachbarten Freund übergeben hatte. Ich dachte mir hiebei einen Versuch: inwiefern es möglich sein dürfte, durch zwei Personen dieses Geschäft fortzuführen.

Allein bei näherer Betrachtung fand sich viele Bedenklichkeit: man mußte sich vorerst über Rechtschreibung der deutschen Worte, sodann der aus fremden Sprachen entlehnten vergleichen, ferner über Flexion, worin ich mir manches Willkürliche erlaubt habe; die Interpunction kommt alsdann in Betracht; und sollten nicht in den meisten dieser Dinge zwei vorzügliche Männer verschiedenen Ueberzeugungen nachgehen? Wer sollte zuletzt entscheiden? und würde ich nicht gerade, indem ich einer solchen Bemühung auszuweichen gedenke, sie dadurch auf mich heranlocken?

Ueber diese Betrachtungen, und wenn sie mir auch dunkel vorschwebten, ging ich in meinem vorigen Briefe hinaus, weil der Wunsch, mit Ihnen wieder in eine nähere Verbindung zu treten, mir allzulebhaft wurde.

Nun aber gesellt sich zu dem Vorigen noch Ihre Entfernung von literarischen Hülfsmitteln, die Ortsentfernung, die uns scheidet, und die Ungewißheit Ihres Aufenthaltes. Wenn ich nun dies zusammen bedenke, und überlege, wie es in meinen Jahren immer nöthiger wird, alles, worauf ich zu wirken habe, nah zu halten, zu vereinigen und die Geschäfte so gut als möglich abzuthun, so wird es mir zur Pflicht, Ihnen dieses gleichmäßig vorzulegen.

Ich muß auf gar Vieles verzichten, in Betracht, daß ich mit jedem Tage auf Mehreres zu verzichten habe. Möge Ihrem Lebensgange bald eine günstigere Sonne leuchten.

Weimar, den 21. März 1825. ergebenst

Goethe.

Schubarth fühlte sich durch diesen unerwarteten Ausgang sehr verletzt. Ein noch vorhandener Brief an Goethe verhehlt nicht diese Gereiztheit. Der Briefwechsel erlitt eine Unterbrechung von mehreren Jahren. Erst 1829 nahm ihn Schubarth wieder auf, durch Zusendung des ersten Entwurfs seiner Streitschrift gegen Hegel. Diese Zusendung, dessen Begleitschreiben in Schubarth's Briefen fehlt, beantwortete Goethe wie folgt:

*) 25. Januar 1825.

18.

Sie sind, mein Wertheſter, beſchäftigt, ſich in dem weiten Kreiſe, der dem menſchlichen Geiſt eröffnet iſt, neben aller Philoſophie zu ergehen, und hie oder dort, wo es Ihnen gefallen möchte, ſich anzuſiedeln. Da ich auch kein anderes Beſtreben kenne, als mich ſelbſt, nach meiner Weiſe, ſo viel als möglich auszubilden, damit ich an dem Unendlichen, in das wir geſetzt ſind, immer reiner und froher Antheil nehmen möge, ſo kann ich nicht anders als den Weg billigen, den Sie auf gleiche Weiſe eingeſchlagen haben.*)

Da muß ich jedoch bekennen, daß die polemiſchen Richtungen bei mir immer ſchwächer werden und ſich nach der inneren Einheit zuſammenziehen; denn die Gegenſtellungen ſind überall dergeſtalt unvermeidlich, daß wenn man den Menſchen ſelbſt ganz genau in zwei Hälften ſpaltete, die rechte Seite ſogleich mit der linken in einen unverſöhnlichen Streit gerathen würde. In eben dem Sinne tadle ich jedoch die Jugend nicht, wenn ſie den Gegenſatz, den ſie in ſich gegen anders Denkende empfindet, polemiſch ausſpricht, ſich von dem Widerwärtigen trennt und ſich in der Theilnahme Gleichgeſinnter höchlich erfreut.

Hierbei das früher Ueberſendete, worüber ich kein Urtheil habe, indem ſich meine Gedanken in dieſen Regionen nicht mehr umſehen. Gelinge Ihnen alles, was Sie zu eignem und Anderer Nutzen und Frommen treugeſinnt unternehmen.

Weimar, den 10. May 1829. ergebenſt

J. W. v. Goethe.

19.

Die Nachricht, daß Sie, mein Theuerſter, wirklich angeſtellt**) und für Ihre künftige Lebenszeit beruhigt ſind, war mir ſehr angenehm, und ich habe es für meine Schuldigkeit erachtet, des Herrn Staatsminiſter von Altenſtein Excellenz auch in meinem Namen deshalb zu danken.

Was ich Sie nun inſtändig bitte: beobachten Sie ja recht genau, was für eine Höhe von Bildung Ihr Kreis eigentlich bedarf und verlangt. Alles Voreilige ſchadet, die Mittelſtufen zu überſpringen iſt nicht heilſam, und doch iſt jetzt Alles voreilig und faſt Jedermann ſprungweiſe zu verfahren geneigt. Indeſſen iſt es ſchwer, aber doch nicht unmöglich, den Menſchen auf den eigentlichen Punkt, wo er praktiſch wirken kann und ſoll, zurückzuführen; ich kenne jetzt keine andere Pädagogik. Sie ſind von einer trefflichen Maſſe thätiger Menſchen umgeben, und es wird Ihnen leicht ſein, Jeden, auf den Sie Einfluß haben, an ſeinen Tag, an ſeine Hand anzuweiſen, damit er leiſte, was er vermag. Hierin liegt das wahre Verdienſt um die Menſchheit, das wir Alle zu erwerben ſuchen ſollen, ohne uns um den Wirrwarr zu bekümmern, der fern oder nah die Stunde auf die unſeligſte Weiſe verdirbt.

Mein Fauſt iſt abgeſchloſſen; erſcheint er dereinſt, ſo werden Sie ſelbſt be-

*) Vergl. Geſpräche mit Eckermann, Bd. II, S. 55.

**) Am Gymnaſium zu Hirſchberg.

urtheilen, inwiefern Sie sich meiner Gesinnung und Behandlungsweise genähert, oder inwiefern Sie sich davon fern gehalten haben.

Ueber die Tragödie kann ich keine Meinung äußern.*) Während der vielen Jahre, in denen ich einem bedeutenden Theater vorstand, hab' ich die Stücke niemals anders als in Bezug auf die Bühne und ganz eigentlich meine Bühne betrachtet. Und so könnt' ich auch jetzt ein Stück in keiner andern Rücksicht beurtheilen, wenn ich anders meine Gedanken in ein Feld zurückwenden dürfte, auf dem ich längst für immer Abschied genommen.

Auch bedenkt man nicht, was für Momente bei Beurtheilung einer Tragödie zu beachten sind. Ein solches Stück kann physiologische und pathologische Verdienste haben, sogar dramatisch zu schätzen sein, und es ist doch noch nicht theatralisch. Alles dieses, wenn ich nicht irre, wäre bei dem gegenwärtigen Trauerspiel zu bedenken. Eine wahrhaft belehrende Entwickelung würde an Volumen vielleicht das Stück selbst übertreffen; weiter darf ich mich nicht einlassen.

Möge Ihnen Alles gelingen, was Sie, nach Erkenntniß Ihres Kreises, mit gutem Willen und ruhiger That unternehmen und wirken. Auch sollte es angenehm sein, wenn Sie, so lange wir diesen irdischen Boden gemeinsam betreten, mir von Zeit zu Zeit Nachricht von sich und was Sie zunächst berührt, mittheilen wollten. Wie ich denn auch wünsche, daß Sie mir das Gymnasium, wobei Sie angestellt und dessen Verfassung näher bezeichnen möchten.

Weimar, den 14. Februar 1832. Unwandelbar theilnehmend
J. W. v. Goethe.

*) Es ist nicht zu ermitteln, was für eine Tragödie gemeint ist. Wahrscheinlich handelt es sich um den poetischen Versuch eines Hirschberger Freundes.

Brussa und der asiatische Olymp.

Von

Prof. Ernst Haeckel in Jena.

Wenn man auf dem Seewege nach Constantinopel den Hellespontos passirt hat und das Marmarameer ostwärts durchschneidet, erblickt man am südlichen Gestade des letzteren in blauer Ferne langgestreckte Bergzüge. In mehrfach unterbrochenen, edelgeformten Linien stufenweise ansteigend, finden dieselben in einer majestätischen, mit ewigem Schnee bedeckten Kuppel ihren malerischen Abschluß. Diese stolze Gebirgskuppel ist der Olympos der asiatischen Griechen, der mysische Olymp des Herodot, der bithynische Olymp anderer classischer Autoren. Allerdings erfreut sich dieser asiatische Olympos nicht des hohen Rufes, wie sein europäischer Namensbruder, der auf der Grenze von Macedonien und Thessalien liegt, und auf den die altgriechischen Sagen den Sitz der Götter verlegen. Aber dennoch wird der abendländische Wanderer durch den Besuch des ersteren weit mehr als durch die Besteigung des letzteren befriedigt werden. Denn der wenig besuchte asiatische Olymp und seine nähere Umgebung ist mit einer Fülle von Naturschönheiten geschmückt, welche dem europäischen Götterberge abgehen, und die historischen Erinnerungen, welche sich an die von ersterem beherrschte Schaubühne weltgeschichtlicher Dramen knüpfen, verleihen ihm einen besonderen Reiz. Unmittelbar am Fuße des asiatischen Olymps liegt Brussa, die von Hannibal gegründete Hauptstadt Bithyniens, die Wiege der osmanischen Dynastie, eine von türkischen Dichtern vielbesungene Perle des Orients, welche an hohem Reiz der Lage mit Damascus und mit Granada wetteifert.

Im Abendlande ist Brussa heutzutage ein wenig bekannter und wenig genannter Ort. Für den Geschichtsforscher knüpfen sich freilich an diesen Namen hochwichtige Begebenheiten; dem Arzt ist Brussa durch seine heilkräftigen, weitberühmten heißen Quellen bekannt, das „Baden" des Orients, und für den Kaufmann ist diese ansehnlichste Handelsstadt Anatoliens durch ihre Seidenwaaren und Sammetfabriken von großer Bedeutung. Aber von den hohen Naturschönheiten Brussa's, von den malerischen Reizen seiner Lage, von dem üppigen Schmucke seiner südlichen Vegetation, von der Fülle rauschender Quellen in seinen kühlen Felsenthälern ist in Europa wenig bekannt; unter Tausenden

von Touristen, die jetzt alljährlich nach Constantinopel reisen, gelangen nur sehr wenige nach dem kaum eine Tagereise davon entfernten Brussa. Und doch ist sicher ein Besuch dieses herrlichen Ortes weit lohnender, als viele berühmte „Sehenswürdigkeiten" des Orients.

Der Besuch, den ich selbst im April 1873 dem asiatischen Olymp und Brussa abstattete, ist mir unter den vielen anmuthigen Erinnerungen, die ich von meiner damals unternommenen Orientreise mit nach Hause brachte, eine der werthvollsten geblieben; und wenn ich hier eine flüchtige Skizze davon mittheile, so hoffe ich, dadurch manchen Leser, den sein Glücksstern nach den reizenden Ufern des Bosporus führt, zu veranlassen, von der türkischen Hauptstadt aus diesen höchst lohnenden Ausflug nach der Residenz der ersten Sultane des Osmanenreiches zu unternehmen. Insbesondere möchte ich aber dadurch diesen oder jenen Landschaftsmaler auf die ungehobenen Schätze aufmerksam machen, die sein Auge in Brussa und seiner Umgebung reicher als in den ausgebeuteten Gefilden von Neapel, Palermo oder Granada finden wird.

Wenige Wochen, bevor ich nach Brussa kam, hatte ich in Cairo die Märchen von Tausend und einer Nacht lebendig an mir vorüber ziehen sehen, hatte von der Pyramide des Cheops einen Blick in die libysche Wüste gethan und von Suez auf einem Kriegsschiffe des Khedive einen höchst interessanten Ausflug zu den Korallenbänken des rothen Meeres am Fuße des Sinai unternommen. Von Alexandrien war ich darauf nach Smyrna gefahren, von wo ich in Gesellschaft liebenswürdiger deutscher Landsleute Excursionen nach den classischen Trümmerstätten von Magnesia und Ephesus unternahm, in ersterem das uralte, in den Felsen gehauene Riesenbild der Niobe, in letzterem die kürzlich ausgegrabenen Substructionen des weltberühmten Dianatempels bewundernd. Wenige Tage später genoß ich auf der Akropolis von Athen und auf den Tempelruinen von Eleusis unvergeßliche Stunden lebendiger Erinnerung an die Blüthe des classischen Alterthums; und abermals nach wenigen Tagen erfreute ich mich an den Ufern des Bosporus und am goldenen Horn von Constantinopel der Fülle von Natur- und Kunstgenüssen, von historischen Reminiscenzen und ethnographischen Bildern, mit denen die gewaltige Hauptstadt des Türkenreiches noch heute geschmückt ist. Und doch, nachdem alle diese wunderbaren Gemälde des Orients in der raschen Folge weniger Wochen an meinem Auge vorübergegangen waren, nachdem die Phantasie durch das Uebermaß der genossenen großartigen und mannichfaltigen Bilder übersättigt erschien, vermochte zuletzt noch das herrliche Brussa einen so tiefen Eindruck zu hinterlassen, daß ich mir keinen schöneren und harmonischeren Abschluß zu der langen Reihe der bunten vorhergegangenen Orientbilder wünschen könnte.

Es war ein heiterer, wolkenloser Frühlingsmorgen, als ich am 25. April 1873 in Gesellschaft des bekannten Landschaftsmalers Ernst Körner aus Berlin die Fahrt nach Brussa antrat. Der Kanzler am deutschen Generalconsulat in Constantinopel, Herr Rohnstock, welcher der türkischen Sprache vollkommen mächtig ist, begleitete uns und hatte die Güte, die Rolle eines Dolmetschers zu übernehmen. Während die aufsteigende Morgensonne mit ihren ersten Strahlen die Fenster von Scutari und von den kleineren Ortschaften am asiatischen Ufer

des Bosporus vergoldete, stiegen wir nach der großen Brücke hinunter, welche an der Ausmündung des goldenen Horns das fränkische Pera mit dem alttürkischen Stambul verbindet. In der Nähe dieser Brücke ankern die kleinen Dampfboote, welche mehrmals wöchentlich von Constantinopel nach dem Golfe von Mudania fahren. Die kleine Stadt Mudania liegt am südlichen Gestade des Marmarameeres, in gerader Linie etwa sechs deutsche Meilen südwärts von Stambul entfernt. Sie ist der Hafenort von Brussa und steht durch eine gute, vier Meilen lange Fahrstraße mit ihm in Verbindung.

Ein leichter Kaik, einer venetianischen Gondel ähnlich, führt uns von der Perabrücke zu dem kleinen Dampfer hinüber; wir finden sein Verdeck bereits dicht besetzt mit türkischen Landleuten in buntfarbiger Tracht, mit zerlumpten Fischern und verschleierten Weibern. Um 8 Uhr lichtet unser Schiff die Anker und bahnt sich mühsam seinen Weg durch das dichte Gewühl von Fahrzeugen aller Nationen, welche den größten Hafen des Orients erfüllen. Rasch durchkreuzen wir das südliche Ende des Bosporus, lassen die malerische, mit Cypressen bedeckte Serailspitze von Stambul zu unserer Rechten, den alten Leanderthurm und den riesigen Begräbnißplatz von Scutari mit seinem berühmten Cypressenwald zu unserer Linken liegen, und ergötzen uns an dem wundervollen Bilde, welches das alte Stambul hier von der Südseite gewährt. Je weiter wir uns von ihm entfernen, desto imposanter tritt die gewaltige Häusermasse der türkischen Hauptstadt auf ihren Hügeln hervor; die Kuppeln ihrer zahlreichen Moscheen und die schlanken Minarette daneben schimmern golden im Glanze der Morgensonne. Unten am Strande zieht sich der Rest der alten Stadtmauer hin, deren westliches Ende mit dem malerischen Schlosse der sieben Thürme abschließt. Dieses mächtige alte Castell spielte lange Zeit als Citadelle der Hauptstadt eine wichtige Rolle bei den Belagerungen und erinnert uns mit seinen mittelalterlichen Mauerkränzen und Thurmzinnen an die gewaltigen Ereignisse, die hier im Laufe von zwei Jahrtausenden vorüber gezogen sind. Doch werden wir in diesen historischen Betrachtungen bald durch den modernen Pfiff der Locomotive gestört, die längs der Mauern hindampft; sie befährt den neuen Schienenweg nach Adrianopel, welcher wenige Monate nach unserer Anwesenheit dem Verkehr übergeben wurde; ein wichtiger Fortschritt zur abendländischen Cultur und somit zur Auflösung des altersschwachen Osmanenreiches.

Während wir südwärts steuern, entschwindet das glänzende Bild der Constantins-Stadt allmälig unseren Blicken. Wir fahren ziemlich nahe an den Prinzeninseln vorüber, den lieblichen, mit Villen und Gärten bedeckten Eilanden, auf denen im heißen Sommer die vornehmen Bewohner von Pera und Stambul sich vom staubigen Gewühl des Alltagstreibens erholen. Schaaren von Delphinen umspielen unser Schiff und tauchen mit ihren Rückenflossen sich tummelnd empor. Unser Cours geht gerade auf eine steile, links weit vorspringende Landspitze zu, das „Bos burun“ oder das „Vorgebirge des Eises“. Zwischen diesen und den Prinzeninseln öffnet sich zu unserer Linken ein tief einschneidender, von bewaldeten Bergen umgebener Meerbusen, der Golf von Nikomedia, der „Sinus Astacenus“ der alten Römer. Tief im Grunde desselben liegt das unbedeutende

Städtchen Isnikmid, der letzte Rest des mächtigen alten Nikomedia, jener früheren Residenz der bithynischen Könige, die durch zahlreiche Erdbeben verwüstet wurde.

Zu unserer Rechten taucht jetzt aus der blauen Fluth das schöne Eiland Kalolimni auf; wir fahren zwischen ihm und dem Eiscap hindurch, und werden durch den herrlichen Anblick des Golfs von Mudania überrascht. Rings von langgestreckten, schöngeformten Bergketten umschlossen, deren Füße coulissenartig vorspringen, gleicht dieser Golf, der „Sinus cianus“ der Alten, einem großen, stillen Landsee. An seinen Gestaden landete Jason auf der Argonautenfahrt. Am südlichen Ufer des Golfs, wo er sich in das Marmarameer öffnet, liegt das Städtchen Mudania, eine Doppelreihe ärmlicher Holzhäuser, von vielen pyramidenförmigen Lebensbäumen (Thuja) überragt. Ihre Bewohner sind zum größten Theile griechische Gärtner und Weinbauer. Die Tochter eines solchen war die hier geborene Sophia Witt, die später durch ihre Schönheit und ihren Geist berühmt gewordene Gräfin Potocka.

Um 12 Uhr Mittags legt unser Boot an der Landungsbrücke von Mudania an. Nachdem wir uns bei den Polizeibeamten mittelst unseres türkischen Passes legitimirt haben, besteigen wir einen der bereit stehenden offenen Wagen, der mit zwei schmucken Schimmeln bespannt ist, und in munterem Trab fahren wir auf der Landstraße nach Brussa.

Die Mittagssonne entsendete jetzt glühende Strahlen vom wolkenlosen Aprilhimmel Kleinasiens herab, und zu unserer Linken schlugen die plätschernden Wellen des spiegelklaren Meeres so verführerisch auf den weichen Sand des schmalen Strandes, daß wir der Versuchung nicht widerstehen konnten, unsere Fahrt nach kurzer Dauer zu unterbrechen und ein improvisirtes Bad zu nehmen. Köstlich erfrischt von den kühlen Wellen und von einem frischen Trunk aus einer Felsenquelle, die nach kurzem Lauf sich in's Meer ergießt, gingen wir jetzt eine Strecke neben dem Wagen aufwärts. Die Straße steigt zwischen Olivengärten und Weinbergen in vielen Windungen bergan. Je höher wir hinauf kommen, desto schöner gestaltet sich der Blick auf den blauen Golf zu unseren Füßen und auf die edelgeformten, theils bebauten, theils bewaldeten Berge, die denselben in stattlichem Kranze umschließen. Besonders werden unsere Blicke durch den hohen, südöstlich gelegenen Berg Usuntschar gefesselt; seine ungemein schöne Form erinnert auffallend an den berühmten Monte pellegrino bei Palermo.

Nachdem wir anderthalb Stunden gestiegen, haben wir den Sattel des langgestreckten Bergrückens erreicht, welcher den Golf von Mudania und die Ebene von Brussa trennt, und wir fahren nun, nach einem letzten Rückblick auf das Marmarameer, hinter dem türkischen Dorfe Tschakirchan durch eine felsige Schlucht bergab. Am Ausgange der letzteren überrascht uns plötzlich die großartige Aussicht auf den weiten grünen Thalkessel von Brussa, überragt von der gewaltigen, den ganzen südlichen Hintergrund ausfüllenden Granitpyramide des schneegekrönten Olympos. Das frischeste Frühlingsgrün schmückt die lachende Ebene zu unseren Füßen, mitten hindurch windet sich in weitem Sförmigen Doppelbogen der anmuthige Fluß Nilufer. Er umgürtet den Fuß des Olymps und nimmt in sein Bett die zahllosen Bergbäche und Quellen auf, die den

westlichen und nördlichen Abhängen des Berges entströmen. Den schönen Namen Nilufer — d. h. „Lotosblume" (Lotos Nenufar) — verdankt der Fluß einer griechischen Prinzessin, die durch ihre Schönheit und Anmuth weit berühmt war. Diese unglückliche Fürstin wurde während ihres Hochzeitsfestes auf dem festen Schlosse Biledschik von dem Sultan Osman, dem Gründer der Osmanendynastie, überfallen, räuberisch entführt und in den Harem seines Sohnes Orchan eingesperrt. Hier wurde sie später die Mutter des kriegerischen Sultan Murad I.

Nach halbstündiger heißer Fahrt durch die Ebene, deren Wiesen stellenweise ganz blau von Irisblüthen waren, hatten wir das Gestade des Nilufer erreicht und hielten Rast im Schatten eines anmuthigen Eichenhaines; ein türkisches Kaffeehaus erquickte uns mit köstlichem Mokkatrank. Hier zog auf der Straße eine lange Karavane von schweren anatolischen Lastkameelen an uns vorüber, wie man sie in den Straßen von Smyrna so oft sieht. Mit Ballen von kostbarer Brussaseide belastet, gingen die schwerfälligen Thiere gravitätisch hinter einander her, durch Stricke zu einer langen Kette verbunden. Den Kopf der langen Colonne bildete ein kleiner kluger Esel, wie er hier gewöhnlich als Führer der Kameelzüge auftritt. Denn das Langohr vertritt hier im Morgenlande die leitende Intelligenz der Hufthiere, im Gegensatze zu den im Abendlande herrschenden Anschauungen.

Je mehr wir uns auf unserer weiteren Fahrt dem Olympgebirge näherten, desto mehr entfalteten sich die landschaftlichen Reize der Gegend. In freundlichem Gegensatze zu den dunkeln, waldigen Schluchten des Gebirges zeigte sich die üppige Fruchtbarkeit des Thales in lachendem Frühlingsgrün. Plätschernde Brunnen und mächtige Platanen an den Seiten des Weges verbreiteten Kühlung und Schatten.

Die Sonne neigte sich schon stark gen Westen, als wir in die Stadt einfuhren. Unsere Ankunft gestaltete sich dadurch besonders festlich, daß gerade ein griechischer Feiertag war. Die ganze griechische Bevölkerung, in die buntesten Festgewänder gekleidet, lustwandelte vor der Stadt und erfreute sich des schönen warmen Frühlingsabends. In heiteren Gruppen lagerten viele Familien auf den blumigen Hügeln vor den Mauern und ergötzten sich mit Musik, Spiel und Tanz. Keine schönere Staffage hätte den Vordergrund des herrlichen Bildes zieren können, das die prächtige Stadt mit ihren zahllosen Minaretten und Kuppeln, im Glanze der Abendsonne funkelnd, unseren entzückten Augen darbot.

In dem schön gelegenen „Hôtel du mont Olymp", dem einzigen europäischen Gasthofe von Brussa, fanden wir freundlichste Aufnahme und beste Verpflegung. Der treffliche Wirth desselben, Don Francesco Franchi aus Florenz, war in jeder Weise bemüht, uns unseren Aufenthalt so angenehm als möglich zu machen. Seine köstlichen Orangen und Feigen, die vorzüglichen Maccaroni con pomi d'oro und die leckeren Forellen aus den Olymposbächen, gewürzt durch den edlen, rosenrothen, am Fuße des Götterberges gewachsenen Wein, mundeten uns so vortrefflich, als ob es Nektar und Ambrosia von der olympischen Göttertafel selbst gewesen wäre. Dabei ergötzten sich unsere Geruchsnerven an den aromatischen Blumendüften der zahlreichen benachbarten Gärten, in denen Rosen und

Lilien, Jasmin und Nelken, Daphne und Balsamine in üppigster Fülle blühten; und als ob Vater Zeus am Thore seiner Götterwohnung alle Sinne gleichmäßig entzücken wolle, wurden wir noch am späten Abend durch ein unerwartetes Concert überrascht. Denn als wir das Verlangen nach Speise und Trank gesättigt hatten, unsere Schlafzimmer aufsuchten und auf deren Balcon hinaustraten, um die würzige Abendluft zu athmen, tönte uns aus der benachbarten Waldschlucht der melodische Gesang zahlreicher Nachtigallen entgegen. Während diese liebliche Sängerin bei uns meistens die Einsamkeit aufsucht, wohnt sie in Kleinasien schaarenweis in den Gärten und scheint im Wettgesange besondere Kunst zu entfalten. Jeden Abend, wenn wir in Brussa unser Lager aufgesucht hatten, lauschten wir noch lange ihren entzückenden Liedern und wurden erst spät dadurch in den süßesten Schlaf gesungen.

Waren so schon die ersten Eindrücke, die wir am Abend unserer Ankunft in Brussa empfingen, höchst angenehm, so überzeugten uns unsere Wanderungen in der Stadt und in der näheren Umgebung bald, daß eine lieblichere Sommerfrische im Orient wol nicht gefunden werden kann. Fürwahr, die türkischen Dichter haben Recht, wenn sie diese Stadt als ein irdisches Paradies besingen. Reizend schön, lieblich und großartig zugleich ist die ganze Lage und Umgebung der Stadt, in vieler Beziehung derjenigen von Granada ähnlich. Als ich auf der alten Schloßruine von Brussa, auf steilem Felsen hoch über der Stadt stand, und als mein Blick über die Häusermassen, Kuppeln und Gärten zu meinen Füßen schweifte, und weiter hinaus über die ausgedehnte, üppig grüne Ebene, und in blauer Ferne über den umschließenden Kranz von malerischen Höhenzügen, da tauchte lebendig die Erinnerung an das herrliche Panorama in mir auf, das ich vor Jahren auf der Alhambra und über der berühmten Vega von Granada genossen hatte. Wie die andalusische Hauptstadt von den schneegekrönten Höhen der Sierra nevada, so wird Brussa von dem gewaltigen Schneehaupte des Olymp überragt. Hier wie dort erhält die Lage der Stadt ihren besonderen Reiz durch die Anlehnung an das wilde und großartige Gebirge, durch den Quellenreichthum der buschigen Felsenschluchten und durch die üppige Vegetation der von vielen Bächen bewässerten Ebene. Auch bieten die beiden Städte viele Vergleichungspunkte in den zahlreichen und prächtigen Denkmälern islamitischer Kunst und Geschichte, mit denen sie noch heute geschmückt sind. Aber die Verhältnisse sind in Brussa großartiger und gewaltiger, als in Granada. Die anatolische Osmanenresidenz mit ihren vielen hundert glänzenden Kuppeln, weißen Minarets und schwarzen Cypressen daneben ist weit malerischer als die berühmte andalusische Chalifenresidenz, und auch in Bezug auf die sprudelnde Wasserfülle und die Ueppigkeit der südlichen Vegetation ist die erstere der letzteren weit überlegen. Im Uebrigen aber hat doch der landschaftliche Charakter beider Gegenden sehr viel Aehnlichkeit, und es legt ein gutes Zeugniß für den Schönheitssinn und das feine Naturgefühl der muhammedanischen Fürsten ab, daß sie ebenso in Kleinasien wie in Spanien die mit den höchsten Naturreizen geschmückte Stadt zum bleibenden Herrschersitz wählten. Das Gegentheil gilt von den christlichen Königen Spaniens, den Gönnern der heiligen Inquisition;

denn diese erwählten zu ihrer Residenz das traurige Madrid, mitten auf der öden Hochebene von Castilien, ohne Wald und ohne Wasser.

Die üppige Ebene von Brussa, die südlich vom Olympgebirge, nördlich von den Höhenzügen des Arganthonios (jetzt Catirli) umschlossen wird, ist ungefähr vier deutsche Meilen lang, eine Meile breit, und fast in ihrer ganzen Ausdehnung theils mit fruchtbaren Wiesen, theils mit Maulbeerpflanzungen bedeckt. Dieser Maulbeerwald ist das große Proviantmagazin für die Seidenraupen, welche Brussa's wichtigsten Handelsartikel, die kostbare Brussaseide spinnen. Zahlreiche, aus dem Olymp hervorquellende Bäche sorgen für beständige Bewässerung der Ebene. Während die Hauptmasse des Olymp nach Süden steil abfällt, strahlen nach Norden von seinem Fuße zwölf gewaltige Bergrücken aus, zwischen denen ebenso viele Schluchten liegen. In jeder Schlucht rauscht ein Bergstrom, der aus tausend Quellen das schmelzende Schneewasser des Olympgipfels sammelt. Diese Bergströme führen auch im heißesten Sommer eine nie versiegende Wasserfülle in das Thal, und darin liegt bei dem köstlichen Klima die Hauptursache der üppigen Vegetationsfülle, wie des poetischen Reizes der herrlichen Gegend. Ueberall rieseln kalte und warme Quellen aus den Schluchten des Götterberges, Wasserfälle stürzen von seinen jähen Felswänden, plätschernde Brunnen versorgen alle Theile der Stadt, und hier wird der Koranspruch zur Wahrheit:

„Das Wasser hat Leben
Allen Dingen gegeben."
(Min el — mai
Küllun schejun hai.)

Eine von den erwähnten Schluchten, wegen ihrer himmelhohen Felswände das Himmelsthal (Gökdereh) genannt, geht durch den östlichen Theil der Stadt mitten hindurch und ist von einer kühnen Brücke überspannt. Im Grunde rauscht der wilde Bergstrom über Felsentrümmer, während die Felsenmauern an beiden Seiten, unterhalb der Häuser, mit Buschwerk und Schlingpflanzen behangen sind. Eine andere, kleinere, aber ebenfalls sehr malerische Schlucht (Kodocha Naib) durchschneidet den westlichen Theil der Stadt. Zwischen diesen beiden Schluchten erheben sich, mitten über Brussa, auf einer gewaltigen, fast senkrecht abfallenden Felsenterrasse, die Ruinen der Citadelle und der ältesten osmanischen Herrscherpaläste, derjenigen von Muhammed I. und Murad I., daneben die Moschee Sultan Orchan's und die Grabcapellen von Orchan und Osman. Auch vom Marmorbade des Harems sind noch bedeutende Reste vorhanden. Von der alten Festung, der ältesten des osmanischen Reiches, sind nur noch ein paar Mauern und Thurmruinen übrig, und im Grase versteckt liegen vier uralte, verrostete, eiserne Kanonenläufe. Wilder Wein und Epheu überzieht wuchernd das zerfallene Trümmerwerk. Gleich hinter der Citadelle liegt Bunarbaschi, das „Quellenhaupt", einer der beliebtesten öffentlichen Spaziergänge Brussa's. Hier trifft man jederzeit, besonders aber gegen Abend, lustwandelnde oder auf den Rasenplätzen gelagerte Gruppen, die im Schatten alter Platanen ihren Tschibuk rauchen, Kaffee schlürfen und dem Gemurmel der vorübereilenden Bergbäche lauschen.

Unmittelbar an diese reizende Promenade stößt ein Friedhof mit mächtigen

alten Cypressen, und wenn wir diesen durchschreiten und dann auf einem anmuthigen Felsenpfade den Berg eine Viertelstunde hinansteigen, so kommen wir zu den berühmten Wallfahrtsorten zweier muhammedanischer Heiligen, Murad Abdal und Seid Nassir. Von hier genießen wir bei Abendbeleuchtung eine der schönsten Aussichten über die ganze, zu unseren Füßen liegende Stadt, über die weite grüne Ebene und über die fernen Arganthoniosberge, die im Glanze der Abendsonne sich in das zarteste rosige Gewand hüllen.

Nicht weniger als 365 malerische Aussichtspunkte und anmuthige Spaziergänge zählen die Bewohner von Brussa mit Stolz in ihrer herrlichen Umgebung auf, und ebenso groß soll auch die Zahl der glänzenden Kuppeln, der Moscheen und Gruftkirchen sein, die aus dem bunten Häusermeer der Stadt und aus den überall eingestreuten grünen Gärten hervorragen. Doch ist wol die Mehrzahl derselben jetzt halb verfallen oder ganz zerstört. Immerhin dürften noch gegen 200 Kuppeln vorhanden sein, und diese gehören nebst den schlanken Minaretten und den uralten Cypressen zu den charakteristischen Zierden der Stadt. Die weißen Minarette, die gleich hohen Marmorsäulen über die metallglänzenden Kuppeln der Moscheen emporstreben, stehen in lichtvollem Contrast zu den düstern schwarzgrünen Cypressen, welche überall einzeln und gruppenweise in der Stadt und ihrer nächsten Umgebung zerstreut sind. Nie habe ich gewaltigere und ehrwürdigere Cypressen gesehen als hier in Brussa. Verglichen mit diesen mächtigen, uralten Riesen erschienen mir die berühmten Cypressen der Villa d'Este in Tivoli bei Rom als schlanke Jünglinge. Ueberaus wirkungsvoll heben sich ihre dichten, schwarzen Nadelpyramiden auf der lichtvollen und farbenprächtigen Landschaft von Brussa ab, besonders wenn die untergehende Sonne diese mit einem zauberhaften rothen Glanze überzieht.

Gleich allen anderen Städten des Orients ist auch Brussa im Innern viel weniger anziehend als von außen. Doch zeichnen sich die engen Straßen durch verhältnißmäßige Reinlichkeit aus, und die blumenreichen Gärten hinter den Häusern geben ihnen einen freundlichen Charakter. Die Stadt zieht sich über eine Stunde lang am Olympabhange hin, ist aber kaum eine Viertelstunde breit. Die Einwohnerzahl, früher weit über hunderttausend, beträgt jetzt kaum 70,000, darunter ungefähr 10,000 Armenier, 6000 Griechen und 3000 Juden. Auch einige deutsche Kaufleute leben in Brussa, darunter ein Badenser, Namens Schwab, der zugleich das Amt eines deutschen Viceconsuls vertritt. Wir lernten in ihm einen ebenso liebenswürdigen, als fein gebildeten und poetisch begabten Landsmann kennen und denken mit Vergnügen an die höchst angenehmen Abende zurück, die wir in seinem gastfreien Hause verlebten. Ganz besonders erfreut war ich, in Herrn Schwab einen warmen Freund der „Natürlichen Schöpfungsgeschichte" zu entdecken und zu hören, daß er dem „Darwinismus" unter den Anwohnern des asiatischen Olympos schon manchen Anhänger geworben hat.

Unter den öffentlichen Gebäuden von Brussa sind vor allen die von den ältesten Osmanen-Sultanen gegründeten Moscheen und Grabdenkmäler von Interesse, sowol durch ihren architektonischen Schmuck als durch die daran geknüpften historischen Erinnerungen. Alle die älteren Herrscher der Osmanen-Dynastie haben sich hier durch schöne Kuppeldome verewigt: voran Osman, Ertoghrul's Sohn,

der als Gründer des Osmanenreichs sich welthistorische Bedeutung erwarb; dann Orchan, der nach langer hartnäckiger Belagerung im Jahre 1326 Brussa eroberte, kurz vor dem Tode seines Vaters Osman; darauf Murad I., welcher den Schrecken der türkischen Waffen nach Europa trug und 1389 in der siegreichen Schlacht auf dem Amselfeld in Serbien fiel. Murad's Sohn war Childrim Bajasid, der „Blitzstrahl", der gewaltige Krieger, der bis in das westliche Ungarn vordrang, 1396 bei Nikopolis den deutschen Kaiser Sigismund schlug, selbst aber 1402 in der furchtbaren Schlacht bei Angora von dem Mongolen Timur geschlagen und gefangen genommen wurde. Auf Bajasid folgte sein Sohn Muhammed I., auf diesen Murad II. und dann Muhammed II., der 1453 Constantinopel eroberte. Alle diese mächtigen Sultane des Osmanenreiches, die das ganze Abendland mit ihrer furchtbar wachsenden Macht in Schrecken setzten, haben in Brussa eine Zeit lang residirt und Moscheen gestiftet; die meisten sind auch dort begraben.

Auf der Ostseite der Stadt hat Childrim Bajasid seine Moschee erbaut, durch edle Einfachheit ausgezeichnet. Daneben steht sein Grabmal, im ältesten und einfachsten Styl der osmanischen Baukunst. Nicht weit davon erhebt sich auf einem Hügel mit herrlicher Aussicht die prachtvolle Moschee Muhammed's I., die für die schönste des ganzen osmanischen Reiches gilt. Polirte Platten von buntfarbigem Marmor schmücken die Außenwände, so daß der Dom schon von fern wie ein Edelstein glänzt. Ein wundervolles Thor, mit den zierlichsten Marmorarabesken, führt in das Innere, das mit blauen und grünen Porcellanplatten getäfelt ist; darauf prangen Koraninschriften in weißem Schmelz. Der Mirab (die Nische, worin der Koran liegt) ist von rothem Marmor, mit Gold verziert. Auch die Kuppeln und Minarets dieser wundervollen Moschee waren ehedem ganz mit grünem persischem Porcellan bekleidet, weshalb sie den Namen der „grünen Moschee" erhielt.

Am anderen Ende von Brussa, nahe dem westlichen Eingang, liegt an einem höchst malerischen Platze, von hohen Platanen und Cypressen umgeben, die „Muradieh", die Moschee und Gruftkirche Murad's II., daran stoßend ein Dutzend Mausoleen, Capellen und Schulen. In den Gruftkirchen hängen noch Kleider und Waffen der Sultane und ihrer Familien. Auf den Sarkophagen liegen schwarze Sammetdecken, mit Silber und Gold gestickt, davor der Koran und Gebetbücher in prächtigen alten Pergamentbänden mit feiner Malerei. Reizend ist der Garten vor dieser Moschee, in welchem jetzt eben Rosen, Lilien und Jasmin ihre Wohlgerüche ausströmten.

Die größte Moschee von Brussa, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, ist vom Sultan Murad I. angefangen, von seinem Sohn Bajasid I. fortgeführt und erst von seinem Enkel Muhammed I. vollendet. Sie bildet ein Quadrat von 200 Fuß Seitenlänge, und ihr Dach ist aus 19 Kuppeln zusammengesetzt. An Stelle der zwanzigsten befindet sich ein mächtiges kreisrundes Fenster und darunter ein großes viereckiges Wasserbecken, in dem Forellen spielen; eine Eigenthümlichkeit dieser Moschee. Mirab und Estrade sind mit Marmorarabesken, Pfeiler und Wände mit seltsamen Schriftzügen, Sprüchen aus dem

Koran geschmückt. Früher wurde diese Moschee in den Ramasan-Nächten mit 700 Lampen erleuchtet.

Viele von den Moscheen und den andern merkwürdigen Gebäuden Brussa's, die Hammer in seinem „Umblick auf einer Reise von Constantinopel nach Brussa" (1818) genau beschrieben hat, sind gelegentlich der wiederholten Verheerungen der schönen Stadt durch Krieg, Feuersbrünste und Erdbeben, insbesondere durch das letzte große Erdbeben von 1855, zerstört worden. Unter den wohlerhaltenen Gebäuden sind besonders noch die warmen Bäder zu erwähnen, schön gewölbte Kuppeldome, in denen mächtige warme Quellen sprudeln. Diese Thermalquellen, sieben an der Zahl, brechen aus den Tiefen des Olymp hervor; sie waren schon im Alterthum wegen ihrer Heilkraft berühmt und wurden vielleicht für Hannibal die Veranlassung, hier die Stadt zu gründen, die er seinem Gastfreunde und Gönner, dem Könige Prusias von Bithynien zu Ehren „Prusa" nannte. Noch jetzt werden die Heilquellen Brussa's alljährlich von mehreren tausend Patienten aus allen Theilen des Orients besucht. In manche der Bäder werden heiße und kalte Quellen neben einander geleitet und nach Bedürfniß in den Marmorbassins gemischt. Die Temperatur ist theilweise ausnehmend hoch und beträgt bei den vier mächtigen Hauptquellen 66 °R.

Unter den Ausflügen, die wir von Brussa aus unternahmen, war der weiteste und interessanteste die Ersteigung des Olymp. Am 26. April um 5 Uhr Morgens bestiegen wir die starken türkischen Bergpferde, welche uns auf den ungefähr 8000 Fuß hohen Götterberg hinauftragen sollten. Zwei berittene und bewaffnete Türken dienten uns als Führer und als Escorte. Der klare, wolkenlose Himmel und die empfindlich kalte Morgenluft versprachen uns einen schönen Tag, und sie hielten Wort. Nachdem wir die Stadt am östlichen Ende verlassen und eine kurze Strecke durch Weingärten geritten waren, führte uns ein steiler und steiniger Pfad in dem Walde aufwärts, der als dichter grüner Mantel den ganzen unteren Theil des gewaltigen Berges einhüllt. Der nördliche Abhang des Olymp gliedert sich in drei verschiedene Terrassen, von denen die unterste gegen 2000, jede der beiden oberen ungefähr 3000 Fuß hoch ist. Die oberste Terrasse ist fast ohne Baumwuchs, die mittlere mit Nadelholz, die untere mit Laubholz bedeckt; hier unten bestand auf unserem Wege der Laubwald größtentheils aus edlen Kastanien und Nußbäumen, weiter oben gesellten sich dazu viele Buchen und Eichen. Wilder Wein, Waldreben, Brombeeren und andere Schlingpflanzen winden sich in zierlichen Guirlanden von Baum zu Baum und dichtes Epheugewand umschließt die altersgrauen Stämme. Der Boden zwischen den Baumwurzeln ist mit einem lachenden Teppich bunter Frühlingsblumen geziert: rothen Anemonen, violetten Hyacinthen, blauen Veilchen, gelben Ranunkeln und weißen Narcissen. Der gelbe Jasminstrauch verbreitet mit seinen zierlichen Blüthentrauben ringsum balsamischen Duft. Der Weg führt eine lange Strecke an dem steilen östlichen Rande des Gökdereh oder Himmelsthales empor, dessen gewaltiger Felsenkessel mit senkrecht abfallenden Wänden in schwindelnder Tiefe zu unseren Füßen liegt. Die granitische Felsenmasse des Olymp ist auf dieser ersten Terrasse zum größten Theile von einem Gürtel von schiefrigem Gneiß umgeben, jedoch ist derselbe an vielen Stellen von weißem

Marmor durchsetzt. Auf der zweiten Terrasse tritt fast überall der Granit zu Tage. Auf der dritten Terrasse ist der rothe Granit wieder vielfach von grauem und weißem Marmor bedeckt, der auch den Gipfel bildet.

Nachdem wir etwa eine Stunde lang an der oberen Kante der Himmelsschlucht emporgestiegen waren, erreichten wir an der Grenze der ersten und zweiten Terrasse einen sehr anmuthigen Platz. Der Wald ist hier auf eine ausgedehnte Strecke gelichtet und der quellenreiche Felsboden mit üppigem Rasen bedeckt. Das Gebell großer zottiger Wolfshunde, die uns entgegensprangen, lenkte unsere Blicke auf eine Ziegenheerde, die in einiger Entfernung am Felsenhang weidete, und daneben wurden wir einige sonderbare Zelte von halbtonnenförmiger Gestalt gewahr. Es waren die Sennhütten turkomanischer Hirten, die den Sommer über auf den Abhängen des Olymp Alpenwirthschaft treiben. Im Winter ziehen sie als unstete, halbwilde Nomaden in der Ebene umher. Ihre Schafe und Ziegen sollen von den Heerden Sultan Osman's abstammen, der an 40,000 Lämmer auf dem Olymp weiden ließ.

Auf dieser Turkmenenplatte genossen wir einen herrlichen Rückblick über die ganze grüne Ebene von Brussa, tief unten im Grunde der blaue See von Jenischehr, rechts im Hintergrunde die schöne Bergkette des Arganthonios, links jäh zu unserer Seite das großartige Gökdereh. Von der Turkmenenplatte aufwärts führte uns der Weg fast drei Stunden lang über die Granitgehänge der zweiten Terrasse, deren Walddecke meist aus Nadelholz, größtentheils Edeltannen und Lärchenfichten, besteht. Namentlich unter ersteren finden sich prachtvolle alte Stämme von gewaltiger Höhe und Stärke, mit langen, grauen Bartflechten behangen. Große Strecken des Forstes waren durch Waldbrände zerstört, und wie riesige Gespenster ragten die nackten, gebleichten Stämme der hohen Edeltannen mit ihren halbverkohlten Zweigen aus den üppigen Farnkrautbüschen hervor, die sich auf der Brandstätte angesiedelt hatten. Zwischen den Aschenhaufen und den umherliegenden verkohlten Baumtrümmern sproßte neues reiches Pflanzenleben aus den Ruinen der vorhergegangenen Generation empor. Hunderte von kleinen Bächen, von dem schmelzenden Olymposschnee gespeist, rieselten zwischen den Felsentrümmern, und mehrmals mußten unsere Pferde durch reißende Bergwasser schreiten, deren schäumende Wellen bis zu unserem Sattel emporreichten.

Der gewaltige Bergspalt des Himmelsthales, auf dessen östlichem Rande sich unser Pfad bisher meistens hielt, findet jetzt seinen Abschluß durch eine colossale Mauer von himmelhohen Felswänden, die von dem untern Rande der dritten Olympterrasse fast senkrecht abstürzen.

Prächtige Wasserfälle schäumen donnernd zwischen den zerklüfteten Granitpfeilern in die furchtbare Tiefe hinab und lösen sich unten in feinen Wasserstaub auf. Ueppige weiche Moospolster bekleiden die hervorragenden Köpfe des triefenden Gesteins. Unser beschwerlicher Pfad weicht der unersteiglichen Felsenmauer, die südwärts von uns liegt, aus und wendet sich mehr gegen Osten, über einen zerklüfteten Abhang hinweg, der über und über mit den großartigsten Felsentrümmern bedeckt ist. Die riesigen Granitblöcke, die hier chaotisch durch einander und über einander liegen, sind von früheren Reisenden treffend mit den

Wurfgeschossen verglichen, deren sich die Giganten bei ihrem mißlungenen Sturme auf die Götterburg bedienten; oder auch mit den zerrissenen Gliedern der Giganten selbst, die Jupiter mit seinem Blitzstrahl zerschmetterte und in Stein verwandelte.

Mühsam zwischen diesem Granitgetrümmer uns hindurch windend, gelangen wir zu einer steilen Felsentreppe, über welche unsere wackeren Rosse mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit und Vorsicht hinanklettern. Nur an wenigen Stellen müssen wir absteigen und den guten Thieren selbst mit heraufhelfen. Nachdem wir die steilen, zum Theil in eine senkrechte Felswand gehauenen Stufen glücklich erklommen haben, stehen wir plötzlich vor einem neuen überraschenden Bilde. Vor uns liegt die dritte Terrasse, eine ausgedehnte Hochebene, mit tausenden von riesigen Granitblöcken bedeckt, hie und da auch mit einigen niederen, ganz verkümmerten Tannen. Ueber denselben aber steigt in erhabener Majestät der gewaltige Dom des Olympgipfels auf, eine schön gewölbte Kuppe, von oben bis unten in einen schimmernden Schneemantel gehüllt. Zu unserer Rechten liegt am oberen Waldrande vorn ein kleiner, von Gebüsch umgebener, Forellen enthaltender Alpensee. Mein Freund Körner hat diese großartige Scenerie in einem prächtigen Oelbilde verewigt, das jetzt mein Studirzimmer schmückt.

In munterem Galopp reiten wir nun auf dem weichen Moosboden gerade auf unser Ziel los. Doch nimmt der Wasserreichthum des von tausend Quellen getränkten Hochmoores bald so sehr zu, daß unsere Rosse bei jedem Schritte tief in den Schlamm sinken. Wir müssen absteigen und sie vorsichtig hinter uns herziehen, bis wir wieder festen Granitboden unter den Füßen haben. Wir begegnen hier einer langen Karavane von Eseln, die in Zwerchsäcken Olymposschnee herabholen, in Brussa und Constantinopel die Hauptquelle für das schöne Fruchteis, das die Bewohner im heißen Sommer erquickt.

Langsam über eine sanft geneigte, theilweise mit Schnee bedeckte Berglehne aufsteigend, haben wir endlich um 10 Uhr den nördlichen Fuß des kegelförmigen Gipfels erreicht. Hier liegt eine halb verfallene steinerne Hütte, die im Sommer von turkmenischen Hirten bewohnt wird. Sie erinnerte mich an die Casa inglese am Fuße des obersten Aschenkegels des Aetna, in der ich im October 1859 übernachtete, und an die ähnliche Steinhütte, in der ich im November 1866 oben auf dem Pik von Teneriffa rastete, bevor ich die Besteigung des obersten, damals ebenfalls ganz mit Schnee bedeckten Kegels begann. Obgleich die elende Turkmenenhütte uns wenig mehr als ein trockenes Plätzchen inmitten der umgebenden Schneelandschaft gewährte, so war uns doch eine halbstündige Rast in derselben nach dem ununterbrochenen, anstrengenden, fünfstündigen Reiten und Klettern sehr willkommen.

Wir zäumten unsere Pferde ab, breiteten die Satteldecken auf dem zerfallenen Gemäuer aus und zündeten aus umherliegendem Wurzelwerk und mitgebrachten Kohlen ein wohlthuendes Feuer an. Bald kochte über demselben ein kräftiger Kaffee und mit ausgezeichnetem Appetit verzehrten wir den Inhalt unserer Satteltaschen: olympischen Käse und anatolische Hühnereier, Smyrnafeigen und cyprische Orangen. Der treffliche rosenrothe Feuerwein aus dem Olymphôtel

goß neue Kraft in unsere ermüdeten Glieder. Während dieses herzerfreuenden Mahles bewunderten wir den großartigen Ernst der Alpenlandschaft, die uns umgab, und berathschlagten, ob und wie wir die Ersteigung des unmittelbar vor uns liegenden Schneekegels bewerkstelligen könnten. Unsere Freunde unten in Brussa hatten uns zwar vorher schon versichert, daß in dieser Jahreszeit an eine Besteigung des Gipfels nicht zu denken sei und daß wir des Schnees wegen höchstens bis zur dritten Terrasse kommen würden. Auch wollten unsere Führer davon nichts wissen und verweigerten jeden Versuch zur Mitwirkung; ja sie prophezeiten uns sogar sicheren Untergang im Schnee, wenn wir unbegreiflicher Weise auf den Gipfel klettern wollten. Indessen lag der schneeblinkende Doppelgipfel so verlockend vor uns, daß wir wenigstens den Versuch einer Ersteigung beschlossen, zumal ein glücklicher Erfolg ähnlicher früherer Wagnisse uns ermuthigte. War ich den höheren und steileren Schneekegel des Pik von Teneriffa vor sieben Jahren allein und gegen den Willen der Führer glücklich hinaufgekommen, so mußte auch dieses, offenbar viel weniger schwierige Unternehmen glücken; und so traten wir denn wohlgemuth nach halbstündiger Rast unsere Wanderung an.

Das glückliche Gelingen mußte davon abhängen, ob die vor uns liegende steile Schneewand, die in ununterbrochener Flucht von der Turkmenenhütte bis zum Doppelgipfel aufstieg, zugänglich war; ob der Schnee weich genug war, um darin festen Fuß zu fassen, hart genug, um nicht zu tief einzusinken. In der That war dies der Fall, und wir konnten ohne Gefahr, wenn auch nur langsam und beschwerlich, im Zick-Zack über die glänzende Lehne emporsteigen. Unsere kleine Gesellschaft kam jedoch bald auseinander, da sich Jeder seinen eigenen Weg suchte. Ich hielt mich am weitesten östlich, zog die kürzeste und steilste Richtung vor und hatte nach anderthalbstündigem anstrengendem Klettern glücklich den höchsten Gipfel erreicht; es war gerade 12 Uhr Mittags. Eine halbe Stunde später traf auch der Maler Körner oben ein, der sich seinen Pfad auf einer etwas flacher geneigten Schneelehne gesucht und dadurch einen Umweg gemacht hatte. Unsere anderen Reisegefährten, die eine ungünstigere, zu sehr von der Sonne aufgeweichte Schneehalde betreten hatten, erreichten die Höhe nicht und kehrten nach vergeblichen Versuchen zur Turkmenenhütte zurück, wo unsere Führer bei den Pferden geblieben waren.

Eigenthümlich erhebend und großartig war die gewaltige Rundsicht, die wir nun auf dem Gipfel des asiatischen Olymp, in ungefähr 8000 Fuß Höhe über dem Meere, genossen, und die durch das herrlichste, klarste Sonnenlicht begünstigt wurde. Wir standen auf einem anatolischen „Dreiherrenspitz"; denn der Gipfel des Olympos bezeichnet die Grenze dreier Provinzen des alten römischen Weltreiches: Bithynien im Norden und Osten, Phrygien im Süden, Mysien im Westen. Vor Allem großartig und prächtig ist der Blick nach Norden, wo unser Auge über die grüne Ebene von Brussa und den blauen Golf von Mudania hinüber auf das Marmarameer schweift, auf die Prinzeninseln und weiter bis zum Bosporus, ja bis zu dem Häusermeer und dem Kuppelwald von Constantinopel, das wir eben noch erkennen können. Westwärts erfreut sich das Auge an den herrlichen grünen Gefilden des fruchtbaren und früher reich be-

völkerten mysischen Küstenlandes, aus denen die beiden großen Landseen von Apollonia und Manija wie zwei blinkende Augen glanzvoll hervorschauen. Im Süden hingegen erblicken wir weit und breit nur dunkles Waldgebirge, Kuppen über Kuppen gehäuft, die Gipfel noch mit Schnee bedeckt, ohne eine Spur von menschlichen Wohnsitzen. Ostwärts ist die Rundsicht großentheils durch die benachbarten niederen Höhen des Olymprückens verdeckt.

Welche Ereignisse vollzogen sich auf der welthistorischen Schaubühne, welche unser Auge hier mit einem Blicke meilenweit überfliegt! Welche Fülle der größten historischen Erinnerungen knüpft sich allein an die Wasserstraße zu unseren Füßen, die gleich einem Zauberbande zwei Welttheile trennt und verbindet! Hier führten Xerxes und Darius ihre persischen Heeresmassen nach Griechenland hinüber; hier traten die römischen Legionen von Europa nach Asien über, um die Königreiche von Bithynien und Mysien der Universalherrschaft Roms zu unterwerfen; auf demselben Boden sammelten die ersten Osmanen-Sultane, deren Wiege in Brussa stand, ihre Türkenheere, die in kurzer Zeit der Schrecken Europa's wurden; und ebenda strömten wiederum die bunten Schaaren der Kreuzfahrer aus allen Landen Europa's nach dem „heiligen Lande", um das leere Phantom der Grabeskirche zu erobern!

Nachdem wir uns an dem wunderbaren Panorama gesättigt und die daran sich knüpfenden Erinnerungen in raschem Phantasiefluge an uns hatten vorüberziehen lassen, warfen wir noch einen Blick auf die nächste Umgebung, auf die weißen Marmorblöcke, die den Gipfel des Olymp bedecken, und auf die winzige Alpenflora, die zwischen denselben den Boden bekleidet. Da erkannten wir, unter der Schneedecke versteckt, zierliche kleine Saxifragen und Gentianen, niedliche Cruciferen und Primeln, Alpenpflanzen, deren schöne, farbenreiche Blüthen im Hochsommer den Gipfel des Götterberges mit buntem Schmucke zieren. Gegenwärtig waren nur das im Winterschlaf versunkene Kraut der Zwergflora sichtbar und trockene Früchte aus dem vorigen Jahre. Aber ein Schwarm von niedlichen rothen, schwarz getüpfelten Marienkäferchen (Coccionella) tummelte sich im Sonnenschein auf dem schneebedeckten Rasen. Auch eine der beliebtesten und am meisten charakteristischen Pflanzen unserer Hochalpen fehlte nicht; das Edelweiß, oder doch eine diesem nahe verwandte, mit weißem Filz bedeckte Gnaphalium-Art.

Als bleibendes Andenken an die gelungene Olympbesteigung schlug ich mir die Spitze des am höchsten vorragenden Marmorblockes ab und steckte sie zu den Alpenpflanzen in die Wandertasche; vertrauend, daß Vater Zeus darüber nicht zürnen werde, wenn sein Götterberg um einen halben Fuß niedriger ist. Dann trat ich mit meinem Gefährten Körner wohlgemuth den Rückweg an. Ueber die glatte Schneewand herabrutschend waren wir in kurzer Zeit wieder bei der Turkmenen-Hütte und banden uns hier noch einen schönen Strauß von den bunten Blumen, die unmittelbar am Rande des schmelzenden Schnees blühten: gelber und violetter Safran (Crocus), blaue Meerzwiebel (Scilla) und rothe Aurikeln (Primula). Dann setzten wir uns wieder zu Pferde, genossen auf dem Rückwege, der mit mehr Muße zurückgelegt wurde, noch eine prachtvolle Abendbeleuchtung und waren um 8 Uhr Abends wieder in Brussa.

Die Streitfragen des neueren Völkerrechts.

Von

Prof. **Franz von Holtzendorff** in München.

Als Bentham das früher fehlende Beiwort „international" erfand, befriedigte er ein allgemein gewordenes Bedürfniß sprachlicher Abkürzung für die Bezeichnung zahlreicher im Völkerverkehr neu entstandener Beziehungen. Zur rechten Zeit stellte sich in diesem Falle ein Wort ein, nicht um fehlende Begriffe zu ersetzen, sondern um der Entwickelung und Fortbildung unvollkommener Begriffe dienstbar zu werden. Es gibt gegenwärtig wenige Verhältnisse des staatlichen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens, die nicht in gewissem, bald stärkerem, bald geringerem, Maße eine internationale Wirkung von Volk zu Volk hervorzubringen vermöchten.

Vor den Augen jedes denkenden Menschen entrollt sich ein großartiges Bild stets wachsender Wechselwirkungen im geistigen und körperlichen Zusammenhange der gesitteten Welt, wobei Ursachen und Erfolge fortwährend ihre Rollen vertauschen, in dem alles Bedingende hinterher wiederum zum Bedingten wird. Wie der Großhandel, erweiterte Absatzgebiete aufsuchend, sich neue Wege bahnt und bequemere Straßen baut, so ruft jeder kürzere Weg alsbald nach seiner Entfernung wirthschaftliche Kräfte, die früher schlummerten, zur Thätigkeit. Wir gewöhnen uns mehr und mehr daran, die Spuren vergangener Ereignisse in unserer nächsten Umgebung aufzusuchen, zu fragen, welche Folgen irgend ein Vorgang, der sich in entlegenen Welttheilen vollzieht, für uns selbst möglicherweise nach sich ziehen kann. Die Politik, die sich ehemals weise dünkte, wenn es ihr gelang, mit annähernder Sicherheit die unmittelbaren und nächsten Ergebnisse ihres Handelns vorauszusehen, begreift heute, daß sie, um ihrer Endziele sicherer zu sein, in weite Fernen zu blicken hat, mit geschichtlichem Wissen ihr sonst kurzsichtiges Auge zu bewaffnen und jeden näher liegenden Erfolg ihres Thuns auch gleichzeitig als Ursache weiteren Geschehens zu würdigen hat.

Ein Grundzug unseres Zeitalters ist es, daß es sich in stärkeren Schwingungen, als frühere Epochen, zwischen den beiden gleichsam polaren Ideen der Weltgeschichte, zwischen der Nationalität und Internationalität des

staatlichen Daseins, bewegt. Nationalität, gleichbedeutend mit den Bedürfnissen des den größern Völkern innewohnenden Selbständigkeitstriebes, und die Internationalität, die man den praktischen Kosmopolitismus nennen könnte, haben sich bisher, wie Ebbe und Fluth, in großen geschichtlichen Zeiträumen dergestalt abgelöst, daß eine Richtung der andern gefolgt ist und von bestimmt bemessenen Perioden mit einiger Sicherheit gesagt werden konnte, welche von ihnen die jeweilig überwiegende oder herrschende gewesen ist. Heut zu Tage besteht die größte Schwierigkeit, das Verhältniß der nationalen Lebensprocesse bei der Gesammtheit der Culturvölker zu der Internationalität ihrer geistigen und materiellen Gütergemeinschaft abzumessen. Denn seit dem Ende der französischen Revolution sind in Europa das Nationalitätsprincip, gleichsam die negative Seite der heutigen Staatenwelt, und die Internationalität der völkerschaftlichen Wechselwirkungen gleichzeitig miteinander und durcheinander gewachsen. Dasselbe Zeitalter, welches die Eigenart überlieferter Volkstrachten in entlegene Alpenthäler zurückdrängt und den einförmigen Schnitt europäischer Kleidungen mit radicaler Vernichtung gesellschaftlicher Unterscheidungsmerkmale sogar den Orientalen in der Türkei, in Aegypten, in Indien und Japan aufzunöthigen beginnt, bezeugt auch gleichzeitig, wie mitten im lebendigen Weltverkehr, im Austausch leiblicher und geistiger Güter, das Bewußtsein eigenthümlicher Culturanlagen und des Selbstbestimmungsrechtes bei der Mehrzahl der Nationen gewachsen ist. Was Deutschland insbesondere anbelangt, so kann Jeder, der die letzten vier Jahrzehnte mit reiferem Verständniß durchlebte, aus eigenster Erfahrung bekunden, wie wir in starken Biegungen unserer geschichtlichen Bahnen aus den Wegen eines stark idealistischen Kosmopolitismus, der seinerseits das Werk eines in Kleinstaaterei zersplitterten Volkslebens war, in diejenigen einer mächtig emporstrebenden Nationalität umgelenkt sind, woraus denjenigen, die die geistigen Bewegungen unseres Volks mit dem Compaß geschichtlicher Erfahrung steuern, schon jetzt die Aufgabe erwächst, rechtzeitig nach den vorläufig noch entfernteren Klippen schädlicher Selbstüberschätzung auszuschauen.

Andrerseits ist nicht leicht zu verkennen, daß in England und Nord-Amerika anscheinend jenes schärfere Gepräge abgeschliffen wird, das ihnen zu Anfang dieses Jahrhunderts ein vom heutigen wesentlich verschiedenes Ansehen gab. Es wäre vielleicht zulässig, zu behaupten, daß im Strome des Weltverkehrs, wie auf dem Boden eines stark abschüssigen Flußbettes in beständig wiederholter Drehung die Kiesel zu gewissen ähnlichen Rundformen abgeschliffen werden, Nationalität und Internationalität bewirkt haben, daß der ehemals stärkere Sondergeist gewisser geographisch abgelegner Länder minder schroff hervortritt, und auf der entgegengesetzten Seite Völker mit vorwiegend kosmopolitischer Denkweise zu lebendiger Empfindung ihres selbständigen Wesens geführt wurden, im Großen und Ganzen also eine Annäherung des Verschiedenartigen eingetreten ist.

Mit dieser Auffassung unseres Zeitalters steht, wie es scheint, eine nicht wegzuleugnende Thatsache im Widerspruch. Die Streitfragen des neueren Völkerrechtes und ihre Erörterungsweise läßt gleichzeitig erkennen, daß jenes Verhältniß der Annäherung das Werk einer Reihe von Ursachen war, die den Völkern nicht zum klaren Bewußtsein kamen und sich unabhängig von ihrem Willen voll-

zogen. Unzweifelhaft liegen innerhalb der heut lebenden Menschheit auch Keime der Zwietracht angehäuft, an denen es ehemals fehlte. Die Masse des Streitstoffes ist im letzten Menschenalter gewachsen, das Gebiet der seine volle Entfaltung hemmenden Vermittlungen augenblicklich verringert, indem alle geistigen Dinge unter der schweren Wucht abstract logischer Consequenzen die Neigung verrathen, sich unter dem Banner unversöhnlicher Gegensätze zu verfeinden. Der stärker gewordenen Gemeinschaft des materiellen Interessenverkehres entspricht auch eine schroffere Scheidung in den die Menschen beherrschenden Grundvorstellungen. Zumal in den wirthschaftlichen und religiösen Fragen tritt dies deutlicher hervor, wenn wir die zweite Hälfte unsers Jahrhunderts mit dem Zustande vergleichen, in welchem sich die Welt zur Zeit des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges befand. Den damals Lebenden, die ohne großes Erstaunen die Aufhebung des Jesuiten-Ordens durch das Oberhaupt der katholischen Kirche vollziehen sahen, würde eine Prophezeiung der heutigen europäischen Kirchenzustände unfaßbar und nahezu wahnsinnig erschienen sein. In die Tiefe greifend, sind die Streitfragen der kirchlichen Bewegung in dem Umfange *international* geworden, daß sie unter wenig veränderten Formen an den Gestaden des atlantischen Oceans sich ebenso fühlbar machen, wie am adriatischen Meere. Nicht anders verhält es sich mit den Kämpfen auf wirthschaftlichem Gebiete, die an Stelle der alten Lohntaxen und Gewerbeordnungen des vorigen Jahrhunderts getreten sind. Was ehemals in dem Rahmen kleinstädtischer Bürgermeistereien oder kleinfürstlicher Kanzleien actenmäßig unter den Behörden abgehandelt wurde, hat sich unter Abstreifung aller minderbedeutenden Nebenpunkte zu gewaltigen Streitsachen ausgewachsen, bei denen die Kämpfenden ihr einfaches: Entweder — Oder sich entgegenhalten. Und umgekehrt: was unsere Großeltern in gewaltigste Erregung zu bringen vermochte, die Köpfe der Gelehrten beschäftigte, tausend Federn gleichzeitig in Bewegung brachte, ist zu einer Angelegenheit der Alterthumsforscher geworden. Der Streitfragen, an denen die heutige politische Welt allgemeinen Antheil nimmt, sind weniger geworden, aber sie sind in ihrer Tragweite über die Maßstäbe vergangener Zeiten hinausgewachsen. Wie eine moderne Schlachtreihe mit ihren Kampfmitteln sich zu dem einleitenden Wortgefecht homerischer Helden verhält, ebenso entfernt stehen wir bereits in unserer Denkweise dem diplomatischen Zank, mit dem man ehemals die kleinlichen Rangstreitigkeiten nebenbuhlerischer Gesandten an den Fürstenhöfen oder die Anwendbarkeit gewisser Titulaturen behandelte.

Wenngleich auch heut zu Tage die Regierungen ihren auswärtigen Agenten chiffrirte Depeschen zusenden, so sind doch die Zeiten dahin, in denen „Staatshändel" nach den wunderlichen Recepten der diplomatischen Geheimlehre ärztlich behandelt werden konnten. In der Presse, in öffentlichen Versammlungen, in Parlamenten, in diplomatischen Zusammenkünften, deren Verhandlungen kaum wochenlang vor der Welt geheim gehalten werden, treten jene großen Angelegenheiten des internationalen Verkehrs vor die Oeffentlichkeit, die früher mit einem für uns komisch gewordenen Pomp in dem Mausoleum der Amtsverschwiegenheit so lange beerdigt blieben, bis spätere Geschichtsschreiber aus den Archiven diplomatische Mumien ausgraben durften.

Unter diesen Umständen hat das Völkerrecht eine ganz andere Bedeutung gewonnen, als vor zweihundert Jahren. Es ist als ein großer Fortschritt menschlicher Gesittung zu erachten, daß man überhaupt ernstlich daran denkt, einen rechtlichen und sittlichen Maßstab an die Beziehungen der Staaten zu einander zu legen, ein festes Verhältniß aufzusuchen zwischen den einseitigen Interessen und ihrer rücksichtslosen Geltendmachung nach Außen und den Pflichten, welche die Culturgemeinschaft den einzelnen Völkern auferlegt.

Jener Zweifel, welcher vor hundert Jahren herrschend war und auch heute noch gelegentlich gehört wird: ob es überhaupt ein über den Willen und die Macht der Nationen hinausreichendes Völkerrecht geben könne, hat für die Gegenwart seine grundsätzliche Bedeutung verloren, sobald man sich überhaupt das Wesen des Rechts klar gemacht hat und begreift, daß die Herrschaft des Rechts nimmer so weit reichen kann, die ihr gegenüberstehende Thatsache des Unrechts vollkommen auszuschließen.

Schon in den Beziehungen der einzelnen Menschen ist es unmöglich, die Forderung zu befriedigen, daß überall Unrecht verhindert und überall vollendete Gerechtigkeit gespendet werde. Wie wir im Verlauf eines längeren menschlichen Lebens niemals auf eine ununterbrochene Fülle leiblicher Gesundheit rechnen dürfen, im Gegentheil Krankheiten in ihren verschiedenen Gestalten der Heilbarkeit oder Unheilbarkeit in Anschlag zu bringen haben, so ist Jedermann darauf gefaßt, in einem gewissen Maße Unrecht leiden zu müssen, wobei es vernünftiger Weise nur darauf ankommen kann, dieses Maß auf die denkbar geringfügigste Ausdehnung herabzusetzen. Die vollkommensten Gesetzbücher sind nicht im Stande, zu verhindern, daß richterliche Irrthümer oder Versehen der Advocaten das beste Recht zum Scheitern bringen, wenn vor Gericht Hilfe begehrt wird. Denn die Diagnose des Unrechts im menschlichen Verkehr ist deswegen weitaus schwieriger, als die rechtzeitige Erkenntniß der inneren Krankheiten des menschlichen Leibes, weil die Rechtsverhältnisse der einzelnen Menschen zunächst oder zum größeren Theil aus dem Willen der Betheiligten entstehen und dieser stets im Augenblicke seiner Entscheidung über zukünftige Dinge einen gewissen Zusatz von Unklarheit enthält. Nicht viel anders, als mit den Privatrechtsverhältnissen und den vermögensrechtlichen Streitigkeiten um Mein und Dein verhält es sich mit der Strafrechtspflege. Nicht nur dies wird von allen Einsichtigen anzuerkennen sein, daß auch in der höchsten Culturblüthe der Staaten schwere Verbrechen ungehindert verübt werden, sondern außerdem auch, daß ein nicht unerheblicher Theil begangener Verbrechen unbestraft und unentdeckt bleibt. Eben deswegen ist es ohne Bedeutung, wenn der Ausgang großer staatlicher Entwickelungen, als geschichtliche Thatsache, im Widerspruch stehen kann zu den Anforderungen der Rechtsidee. Selbst im Zustande höchster Vollendung vorgestellt, würde das Völkerrecht nimmer soviel vermögen, daß kein Volk in seinen auswärtigen Beziehungen Unrecht zu erdulden hätte. Man kann von der Macht völkerrechtlicher Regeln nicht mehr verlangen, als von den Verfassungsgesetzen, welchen jedes Volk für sich unterworfen ist, ohne daß dadurch das Unrecht des Staatsstreiches oder des Bürgerkrieges jemals völlig ausgeschlossen würde. Eins bleibt freilich gewiß: daß Unrecht in den großen Lebenskreisen des inneren

und äußeren Staatenlebens deswegen verhängnißvoller wirkt, als innerhalb der Beziehungen einzelner Menschen zu einander, weil es vermöge seiner allgemeinen menschlichen Tragweite überall bis in unberechenbare Ferne auf alle Verhältnisse einen Rückschlag auszuüben vermag, sogar auf den untersten Gebieten des Privatverkehrs jenes Rechtsgefühl erschüttert, das die beste Gesetzgebung mit ihrem Ergebniß verständiger Ueberlegung oder juristischer Kunstfertigkeit niemals zu ersetzen vermag. Jedes entschiedene Unrecht gegen fremde Völker berührt uns in den Tiefen unseres Empfindungsvermögens, weil wir innerhalb des in's Ungeheure anwachsenden Gedankenaustausches unwillkürlich bewegt werden, uns als möglichen Gegenstand eines gleichen oder ähnlichen Unrechts andern Nationen gegenüberzustellen. Weil solche Rückschläge des gleichsam größeren Unrechts in allen kleineren Lebensverhältnissen sofort gefühlt werden, verhält sich das Interesse der Rechtsverständigen zu demjenigen der Laien in Beziehung auf verschiedene Rechtsgebiete völlig anders. Die große Masse der Juristen und Rechtsverständigen vermindert ihre innere Theilnahme für Rechtsverhältnisse in demselben Maße, als sich diese von dem Boden der Vermögensinteressen und des Privatverkehrs entfernen und in die gewaltigen Gebiete des staatlichen Lebens hinübergreifen, während die Klasse der nicht berufsmäßig gebildeten Laien den Angelegenheiten des Staats- und Strafrechts wegen ihrer tiefern sittlichen Bedeutung mit lebendigerer Aufmerksamkeit sich zuwendet, als denjenigen des Privatverkehrs, dessen Streitfragen der überwiegenden Mehrzahl unserer Richter allein des tieferen Studiums würdig erscheinen.

Es gehört zum eigensten Wesen der durch den richterlichen Beruf und einseitig juristische Betrachtungsweise gewohnheitsmäßig herausgebildeten Denkweise, daß die Dinge überall unter den Gesichtspunkten der sie bestimmenden Willensrichtung und der einfachen Verkettung logischer Consequenzen, nicht aber unter demjenigen des sittlichen Werths, des thatsächlichen Zusammenhanges und der geschichtlichen Folgen gewürdigt werden. Gerade im Völkerrecht ist diese Auffassung am wenigsten zu verwerthen. Hier zeigt sich von vornherein, daß die in den Staatsverkehr am mächtigsten eingreifenden Ereignisse die von der Gesammtheit der Völker am wenigsten vorausgesehenen und gewollten, oder von Bedingungen abhängig waren, die sich jeder rechtlichen Vorausbestimmung entzogen. Krisen und Katastrophen, die innerhalb des vermögensrechtlichen Verkehrs selbst von vorsichtigsten Gläubigern nicht vorausgesehen werden konnten, wenn sie plötzlich unvermuthet in Gestalt einer kaufmännischen Zahlungseinstellung auftreten, dennoch aber vom Gesetzgeber für den Fall ihres Vorkommens eine rechtlich angemessene Behandlung erfahren können, entziehen sich auf der Wahlstatt der Geschichte jeder menschlichen Vorausbestimmung. In den Augen des Juristen, der die Streitigkeiten der Einzelnen zu beurtheilen hat, erscheint das menschliche Leben als eine ebne Bahn, auf welcher alle Dinge auf derselben Stelle liegen bleiben, die ihnen der Wille des Einzelnen oder der Staatsgewalt angewiesen hat; in den Augen des Staatsmannes hingegen als ein abschüssiger Rand, auf welchem sie häufig in's Rollen kommen und an ein Ziel gelangen, für welches sie nicht bestimmt waren. Bei den völkerrechtlichen Verhältnissen ist niemals blos auf das zu achten, was zwei Nationen in ihren wechselseitigen Beziehungen

wollen und beabsichtigen, sondern auch darauf, wie dritte Staaten sich zu eben diesen Beziehungen voraussichtlich verhalten werden und welche Endergebnisse alsdann zu erwarten sind. Ueberall ist zuerst nicht von dem Willen der Handelnden, sondern von den Erfolgen ihres Thuns und von der Beschränkung in den Entschließungen auszugehen, welche den Staaten durch die Rücksichtnahme auf Andre geboten ist.

Die völkerrechtlichen Streitigkeiten sind ihrer Natur nach verschieden von denjenigen, welche auf anderen Gebieten des Rechtslebens zur Entscheidung zu bringen sind. Lange Zeit hindurch hat man dies verkannt. Neben der alten Diplomatie, welche in früheren Jahrhunderten darauf bedacht war, einfache Dinge zu verwirren, um im Trüben fischen zu können, stand eine gegenwärtig unbrauchbar gewordene Jurisprudenz der Staatskanzleien mit ihrem Bemühen, eine Streitfrage politischen Charakters nach den Regeln der Pandekten mit dem Corpus Juris in der Hand zu entscheiden, durch Citate aus dem alten Testament oder den mittelalterlichen Glossatoren Ansehen zu gewinnen und den Staub der Gelehrsamkeit aus ihrer Studirstube bei wichtigeren Gelegenheiten in dicken Wolken aufzuwirbeln. Man glaubte, daß in den Beziehungen der Staaten dieselbe juristische Sicherheit erlangt werden könnte, wie in den Clauseln einer Grundschuldverschreibung, in den Rubriken eines Hypothekenbuches oder in den Paragraphen eines Societätsvertrages. Neben der Geringschätzung der sittlichen und rechtlichen Ideen durch die alte Diplomatie nahm die Ueberschätzung der juristischen Formen Platz. Die Symbolik dieser älteren Zeit wäre am besten auszudrücken in der freundschaftlichen Nähe des höfischen Galanteriedegens und der Allongeperücke des „Staatsgelehrten". Wer die Sammlungen durchspürt, in denen die Polizeiverordnungen des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts eingetragen sind, wird diese maßlose Ueberschätzung des Juristischen begreiflich finden. Der Gesetzgeber jener Zeiten versuchte mit seinen Machtgeboten überall einzugreifen; er traute sich zu, das häusliche und gewerbliche Leben, die Vergnügungen und Unterhaltungen der getreuen Unterthanen, ihre Kleidung und Tracht bevormunden zu können. Was Wunder, wenn die Rechtsgelehrten damals zu der Ueberzeugung kamen, daß auch Weltereignisse regulirt und die Geschichte in die Bahnen gelenkt werden könnte, welche ihr ein fürstlicher Gesetzescodex von Zeit zu Zeit vorschreiben würde. Der praktische Ausdruck dieser verkehrten Richtung offenbarte sich in dem alten Vertragsrecht der Staaten und in der bis in dieses Jahrhundert hinein hartnäckig festgehaltenen Täuschung, daß es gelingen könnte, die Lebensprocesse der Völker in Gemäßheit eines alles erschöpfenden Vertragsrechtes nach einfachen Auslegungsregeln zu ordnen. Damals zog man die Grenzen unter den Staaten, indem man ohne Rücksicht auf natürliche Bedürfnisse Quadratmeilen auf den Karten abzirkelte. Man glaubte, in jedem einzelnen Falle einen endgültigen Zustand des staatlichen Nachbarschaftsrechtes geschaffen zu haben.

Obschon das Verständniß des Staates nach seinem innerlichen Wesen und seinen auswärtigen Beziehungen seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts gewachsen ist, weil man sich immer allgemeiner von philosophischen Kategorien und theologischer Dogmatik lossagte, so bleiben doch auch heute noch erhebliche Ver-

schiedenheiten in der theoretischen Behandlung staatswissenschaftlicher Aufgaben bestehen. Noch immer ist es nicht gelungen, das Verhältniß zwischen den gegebenen Machtzuständen und den sittlich rechtlichen Ideen der gegenwärtigen Culturperiode festzustellen. An die Stelle der alten Lehrunterschiede ist ein neuer Gegensatz getreten. Auf der einen Seite stehen die modernen Historiker, auf der anderen der neuere radicale Idealismus.

Zu den Eigenthümlichkeiten der historischen Schule gehört es, daß sie bei der Würdigung der großen Völkerzwiste von den gegebenen, geschichtlich gewordenen Machtzuständen der einzelnen Staaten ausgeht und die Stärke der nach Außen zu übenden Einflüsse lediglich nach den Thatsachen der wirklichen Machtäußerung bemißt. Das Gesetz der wirthschaftlichen und wissenschaftlichen Arbeitstheilung führte sie dahin, daß die Darstellung geschichtlicher Vorgänge immer weiter in die Erforschung der Einzelheiten und der Thatsachen des nationalen Lebens eindringen mußte, auf welche die Lebensäußerungen der auswärtigen Politik zurückbezogen wurden. Der Werth der Absichten der leitenden Personen, die Bedeutung der Zweckbestimmungen, der sittliche Gehalt der Motive, die Rechtfertigung der Unternehmungen vom Standpunkt positiver Gesetze trat dabei naturgemäß in den Hintergrund. Für den Historiker ist das Recht eine Ableitung aus bereits früher gegebenen Verhältnissen nach dem Prüfstein der inneren Angemessenheit, so daß der Zusammensturz öffentlicher Rechtsverhältnisse nicht anders aufgefaßt werden kann, wie der Zusammenbruch eines auf wankenden Grundlagen und unter Vernachlässigung mechanischer Gesetze errichteten Gebäudes. Das Recht als solches wird zu einer physiologischen Function des Volkslebens. Wie der Volkswirth allen seinen Theorien die unumstößliche Thatsache des aus dem Selbsterhaltungstriebe hervorgehenden Eigennutzes zu Grunde legt, ohne dieselbe nach dem Maßstabe der Religionslehre oder der Moral zu begrenzen, zu beurtheilen oder zu rechtfertigen, so erscheint in den Augen der neueren Geschichtsschreibung das Völkerrecht kaum anders, als eine jeweilige Uebereinstimmung in solchen *Interessen* einzelner Staaten, von denen jeder beherrscht wird, als eine Naturmacht nationaler Anlage, ohne daß eine sittlich haltbare Grenze zwischen berechtigtem Eigennutz und verwerflicher Herrschsucht mit den Mitteln der geschichtlichen Forschung festgestellt werden könnte. Dem Historiker ist das Recht eines Staates im Nachbarschaftsverhältniß zu anderen Staaten durchaus abhängig von der Abwägung der eigenen Stärke im Vergleich zu den gegensätzlichen Interessen anderer Staaten. Er wird daher zu der Schlußfolgerung gelangen müssen, daß völkerrechtliche Normen und vertragsmäßige Festsetzungen völlig werthlos sind, wenn sie jener Lebensbedingungen einer sie schützenden und tragenden Macht entbehren. Die *Garantie der Thatsachen* ist ihm das Erste, worauf Alles ankommt, und das Urtheil über die persönlichen Träger der auswärtigen Politik kann für die geschichtliche Würdigung nur davon abhängen: ob jene die zu ihrer Zeit bereits erkennbar hervortretenden Thatsachen verwertheten, außer Acht ließen, kurzsichtig verleugneten, oder aber in klar bewußter Absicht vor den Augen der Welt entstellten, verheimlichten, eigennützig zum Zwecke der Täuschung ausbeuteten. Persönliche Kräfte der Staatsmänner kommen nur insoweit in Betracht, als das Gesetz der

geschichtlichen Zurechnung von Erfolgen auf sie Anwendung finden kann, oder nicht. In der Regel ergibt sich dabei das sonderbare Resultat, daß gerade Geschichtsschreiber die Voraussicht leitender Staatsmänner in Beziehung auf zahlreiche durch die Gunst des Zufalls herbeigeführte Erfolge bedeutend überschätzen und ungefähr ebenso behandeln, wie der Sprachforscher und Aesthetiker den vor Jahrhunderten dichtenden Genius, dem hinterher correctere Lesarten, tiefe Speculationen und geheime Absichten zur Erhöhung seines Ruhmes von durchaus prosaischen Seelen angedichtet werden. Unter allen Umständen hat die Geschichtsschreibung der neuen Völkerrechtswissenschaft dadurch großen Vorschub geleistet, daß sie das unbedingte Vertrauen in den Werth juristischer Formen gründlich zerstörte, indem sie zeigte, daß der Bestand und die Dauer der Staatsverträge außer dem guten Willen ehrlicher Politiker von einer Reihe anderer Factoren bedingt ist und die Verletzung des internationalen Rechts im Staatenverkehr nicht beurtheilt werden darf, wie die Handlungsweise eines Fabrikbesitzers, der in schuldhafter Weise seine Zahlungseinstellung herbeiführt oder gar seine Gläubiger betrügt. Nicht die spätere Verletzung von Staatsverträgen wird in der Betrachtungsweise des Historikers das Entscheidende zur Begründung eines tadelnden Urtheils sein, sondern im Gegentheil der Abschluß solcher Vereinbarungen, die den Keim der Zwietracht schon zur Zeit ihrer Entstehung in sich trugen oder gar zu Streitigkeiten hinterher die Handhabe bieten sollten.

Anders als die neuere Geschichtsschreibung steht der radicale Idealismus zu den Problemen des Völkerrechts. Er ist der Nachfolger jener naturrechtlichen Schule früherer Jahrhunderte, soweit deren Neigung zur Aufstellung vermeintlicher Weltgesetze in Betracht kommt, ohne übrigens deren Klarheit zu besitzen. Die Lehrer des Naturrechts hatten ihren Gegensatz nicht an einer auf tieferer Geschichtsforschung begründeten Staatswissenschaft, sondern an einer der Theologie verwandten Systematik juristischer Dogmen. Wie auf politischem Gebiet der Radicalismus von der Voraussetzung einer staatlichen Gleichberechtigung alles Dessen ausgeht, was „Menschenantlitz trägt", so muß er um der Folgerichtigkeit willen in den Staatenbeziehungen von der Gleichwerthigkeit aller staatlich organisirten Volkskörper seine einzelnen Aufstellungen abzuleiten suchen. Die Macht größerer Staaten, die dem Historiker als eine Garantie ihres rechtlichen Wollens erscheint, gilt ihm als die Quelle alles Uebels, als Grund zur Verfeindung der Menschheit. Auf der letzten Stufe seiner Betrachtung angelangt, wird der Radicale als idealen Abschluß seiner Geschichtsphilosophie die Auflösung der Großstaaten in communale Verbände oder in „vereinigte Staaten" Amerikas, Europas, Asiens u. s. w. betrachten, so daß kein einzelnes Staatswesen an Macht den übrigen erheblich überlegen sein dürfte.

Der oberflächlichen Anschauung der Dinge liegt es nahe, in den geschichtlichen Conflicten der neueren Zeit nur Ausschreitungen der Herrschgier zu erblicken und den Regierungen Schuld zu geben, daß die Welt durch Kriege verwüstet wird. Unpopulär, wie die geheime Diplomatie der Cabinette zu Anfang dieses Jahrhunderts überall war, mußte sie es über sich ergehen lassen, daß man in allen Verwicklungen nur ihre Hand, in den großen Interessenkämpfen nur ihre Ränke und Verschwörungen sah. Der radicale Idealismus rechnete in seinen Systemen

darauf, daß die gesammte Welt mit gutem Willen und vernünftiger Ueberlegung regiert werden könne, wofern man nur die natürlichen Gefühle der Brüderlichkeit unter den Nationen walten lassen wollte. Er glaubte, daß es nur darauf ankomme, ein Moralgesetz auszusprechen, um seiner Befolgung im äußeren Staatenverkehr sicher sein zu können. Für den Krieg insbesondere läßt er kaum eine andere Bezeichnung gelten, als diejenige der willkürlichen Barbarei, der wahnsinnigen Zerstörungswuth. Nach seiner Ansicht ist die auswärtige Politik der Staaten überhaupt ein ihrer inneren Entwickelung hinderliches Uebel. Große Armeen gelten in seiner Dogmatik als die Ursachen der Kriege ebenso sehr wie als Quellen der wirthschaftlichen Verarmung oder als Zerstörungswerkzeuge zur beständigen Gefährdung der Volksfreiheiten. Volle Verwirklichung der Demokratie heißt ihm die Grundsteinlegung zum Tempel des ewigen Friedens. Seiner Ansicht nach ist es ein Leichtes, daß sich die Entwickelungsprocesse der Völker in den einfachen Bahnen gradlinig gezogener Rechtsregeln fortbewegen lassen, wenn nur erst die Geleise gelegt sein werden, auf denen die Maschine der eisernen Moral durch Wüsten an ihre Endziele dahindampfen kann. Allen großen Streitfragen liegen, so meint er, nur Irrthum oder Eigennutz zu Grunde, der durch den Ordnungsruf einer kräftig redenden öffentlichen Meinung schließlich zur Besinnung gebracht werden könnte, wenn dieser nur Zeit gelassen würde, sich geltend zu machen. In zahlreichen völkerrechtlichen Abhandlungen über den Militarismus, über Schiedsgerichte, Völkertribunale, Nationalitätsprincip und ähnliche Dinge suchen die Anhänger dieser Richtung auf die Denkweise der heutigen Zeit Einfluß zu gewinnen.

In Wirklichkeit würde für das Weltgetriebe diese Systematik des internationalen Lebens als ein Fortschritt, oder wenigstens als eine Darstellung eines in seinen letzten Zielen achtungswürdigen Idealismus anzusehen sein, wenn sich irgendwie nachweisen oder hoffen ließe, daß die volle Durchführung rein demokratischer Principien in den Staatsverfassungen gleichbedeutend wäre mit dem Wachsthum der dem Rechtsleben dienenden Garantien. Es ist nicht meine Absicht, hierüber weitergehende Untersuchungen an dieser Stelle anzustellen, vielmehr mich meinerseits mit der Vermuthung zu begnügen, daß Fragen der auswärtigen Politik, so unbequem sie sein mögen, auch demokratischen Republiken der Zukunft sich aufdrängen und in öffentlichen Volksversammlungen zu London, zu Washington und zu Paris wahrscheinlich mit derselben oder noch größerer Leidenschaftlichkeit behandelt werden würden, als vor Jahrtausenden in Athen, Rom oder Carthago. Nach den Gesetzen der politischen Schwere steht die Vernunft der Sache und die Sorgfalt in der Ueberlegung im umgekehrten Verhältnisse zu den in Staatsangelegenheiten souverän beschließenden Massen, und auf keinem Gebiete haben Demokratien eine so große Schwäche bewiesen, wie in der Behandlung auswärtiger Angelegenheiten, eine Erfahrung, die der Schweiz bei der absoluten Enthaltsamkeit ihrer Neutralität und den Nordamerikanern bei dem Mangel irgendwie gefährlicher Nebenbuhlerschaften zu ihrem Heile hoffentlich nicht verderblich werden wird.

Dennoch ist die abstrakte Betrachtungsweise des Völkerrechts vom Standpunkte der Völkermoral nicht ohne erheblichen Nutzen. Sie enthält ein Gegen-

gewicht gegen die Uebermacht der Interessenpolitik und spricht die vollkommen berechtigte Forderung aus, daß die Rechtsidee in höherem Maße, als bisher, zu einem leitenden Factor der internationalen Staatenbeziehungen erhoben werden sollte.

Jene Verschiedenheit der beiden von mir kurz geschilderten Richtungen erklärt es, daß in der Behandlung völkerrechtlicher Streitfragen so wenig Uebereinstimmung herrscht. Die Mehrzahl der Rechtslehrer steht überall schon deswegen in dem Bannkreise einer oder der anderen Grundanschauung, weil die politischen Ueberlieferungen der einzelnen Staaten sich niemals völlig von der Rechtslehre der in ihnen lebenden Staatsmänner und Schriftsteller trennen ließen. Es bleibt von einiger Wichtigkeit, die persönliche Stellung der Urtheilenden zu der internationalen Praxis derjenigen Länder zu würdigen, denen sie angehören. Die Auffassungen der Engländer von der Gerechtigkeit der im Seekrieg anzuwendenden Gewaltmittel waren stets andere, als diejenigen der Continentalen, insbesondere der Holländer, Franzosen, Italiener und der Deutschen. Die mehr idealistisch abstracte Richtung, die ihrer Natur nach die Machtunterschiede der Großstaaten mit mißgünstigen Augen betrachtet und die Rechte der schwächeren Gemeinwesen mit Vorliebe verficht, suchte gleichsam instinctiv in der Aufstellung allgemeiner Rechtsgrundsätze für den Staatenverkehr einen Schutz. Andrerseits überwog in den Großstaaten die Werthschätzung des rein Geschichtlichen. In Deutschland war bei der eigenthümlichen Entwicklung, die die öffentlichen Dinge bisher gewonnen haben, vor der Begründung des deutschen Kaiserreichs keine dieser Richtungen alleinherrschend. Beide lösten einander schon deswegen ab, weil die Interessen der größeren deutschen Staaten mit denjenigen der kleineren so häufig im Widerstreit sich befanden.

Uebrigens läßt sich schon im Ursprunge des Völkerrechts selbst erweisen, wie großen Antheil die nächsten praktischen Interessen gewisser Staaten an der Aufstellung allgemeiner Rechtsprincipien gehabt haben. So verfochten die Holländer, denen der Ruhm und der Vorwurf gebührt, den Begründer der neueren Völkerrechtswissenschaft hervorgebracht und aus ihrer Mitte durch ungerechte Verfolgung vertrieben zu haben, im Gegensatz zu den Engländern und Portugiesen die Freiheit der Seeschifffahrt als allgemeines Recht der Nationen, woraus sie ihrerseits Vortheil zu ziehen gedachten, mit demselben Eifer, mit dem sie beinahe gleichzeitig die Schelde versperrten, um den Handel von Antwerpen zu Grunde zu richten. Sie waren, indem sie die Freisinnigkeit ihrer Publicisten im Auslande rühmen ließen, darauf bedacht, sich jede Nebenbuhlerschaft im ostasiatischen Handel vom Halse zu schaffen und Monopole zu behaupten. Zu tief ist im Herzen der Nationen der Eigennutz seit Jahrtausenden begründet, als daß er die Contrebande der Heuchelei nicht unter der Flagge erhabener Rechtstheorien gelegentlich zu decken bemüht sein sollte. Engländern wird es nicht schwer werden, mit dem Aufwande großer Gelehrsamkeit zu beweisen, daß die Zerstörung desselben Privateigenthums, das im Landkriege geachtet werden soll, im Seekriege eine heilsame und wohlthätige Maßregel ist. Selbst Lord Palmerston hatte den Muth, zu behaupten, daß um solcher Zerstörung willen mit der Besorgniß vor möglichen Geldverlusten auch die Furcht vor dem Kriege

in nützlicher, dem allgemeinen Frieden dienlicher Weise wachsen würde. Aber auch in Deutschland sind ähnliche Erscheinungen hervorgetreten. Während des orientalischen Krieges haben nicht wenige hervorragende Zeitschriften den Waffenhandel nach Rußland beschönigt, den man auf Seiten der Amerikaner und Engländer 1870 verdammte, oder die Zufuhr von Steinkohlen an die Flotte einer kriegführenden Partei für erlaubt erklärt, die hinterher 1870 unter den Begriff der Kriegscontrebande fallen sollte.

Wichtiger, als die zur Weisheit mahnende Stimme aufrichtiger und ehrlicher Publicisten, die sich erfahrungsmäßig gern zum Schweigen entschließen, wenn sie in entscheidenden Augenblicken das gefährliche Amt üben sollen, ungerechten Ansprüchen ihrer eigenen Nation rügend entgegenzutreten, ist für den Fortschritt der völkerrechtlichen Ideen der Wechsel des Schicksals, der gelegentlich große Staaten erniedrigt und kleinere zu ungeahnter Größe emporhebt. Solcher Wechsel nöthigt zur Betrachtung der weltgeschichtlichen Wiedervergeltung. Jeder Staat muß sich sagen, daß er einmal mit dem Maße, mit welchem er mißt, wieder gemessen werden könnte. England hat es sich gefallen lassen müssen, die Anforderungen, die es früherhin an die Leistungen neutraler Staaten erhoben hatte, in der Alabamafrage auf sich selbst angewendet zu sehen, und Frankreich, das sich im Schlachtenglück vergangener Jahrhunderte daran gewöhnte, Vergrößerungen seines Gebietes als willkommenen Abschluß seiner Kriege gut zu heißen, war 1871 selbst in der Lage, den Schmerz eines Gebietsverlustes ertragen zu müssen. Wenn Frankreich gegenwärtig eine neue Epoche seiner Publicistik mit dem nationalen Bekenntniß einleitet, daß wider den Willen der Bevölkerungen auf dem Wege der Gewalt keine neuen Gebietstheile einem erobernden Staate einverleibt werden sollen, so stellt es damit ein Princip auf, welches gleichfalls zunächst aus einer einzelnen Interessenfrage hervorgegangen ist, in den Verwickelungen der Zukunft aber ihm als eine Schranke entgegengehalten werden kann, sollte es, abgesehen von einem Kampfe gegen Deutschland, über schwächere Nachbarstaaten kriegerische Vortheile erstreiten. Hier ist also der Punkt, wo die völkerrechtliche Idee auch in die moderne Geschichtschreibung eintritt und Anerkennung verlangt. Wer das Vorhandensein einer allgemein sittlichen Idee im Staatenverkehr bestreitet, wird immer noch daran festhalten müssen, daß jedes Volk an dasjenige Gesetz gebunden bleibt, das es sich selbst in seinem historischen Entwickelungsgange einmal vorgezeichnet hat.

Ein weiterer Grund, der die Beurtheilung der völkerrechtlichen Streitfragen erschwert, liegt in der ungleichen Culturhöhe der in äußerer Rechtsgemeinschaft verbundenen Staaten. Dieser Unterschied könnte für die Folgezeit noch wichtiger werden, als der Gegensatz zwischen Großmächten und Kleinstaaten.

Das Privat-Recht gleicht in gewissem Maß die erheblichsten Verschiedenheiten der persönlichen Entwickelung aus, indem es Kinder, Unmündige, Minderjährige, Blödsinnige, Geisteskranke unter einen besonderen Schutz stellt, um das Uebergewicht der Gewalt von ihnen abzuwehren. Es verhindert den Erwachsenen, die Unerfahrenheit eines Minderjährigen zu seinem Vortheil auszubeuten, es versagt dem Testament eines Unzurechnungsfähigen die Anerkennung. Eben darin liegt der Fortschritt der neueren Gesetzgebung, daß sie auch auf privat-

rechtlichem Gebiete gegenwärtig die socialen Kräfte richtig abschätzt und nicht mehr an der Fiction festhält, als ob jeder Erwachsene unter allen Umständen seines Lebens unter gleichen Bedingungen der Willensfreiheit mit einer ihm natürlich überlegenen Macht Verträge abschließen könne. Es erkennt an, daß der einzelne Arbeiter in einer Fabrik, oder ein einzelner Auswanderer gegenüber dem Schiffsrheder die Bedingungen und Folgen der von ihm anzunehmenden Lage nicht zu übersehen vermag und eben deswegen eines ergänzenden Schutzes bedarf. Das Völkerrecht andererseits geht von der Grundregel aus, daß alle Staaten ohne Ausnahme in rechtlicher Hinsicht einander völlig gleich sind. Obgleich nun, wo von der Geltung des Völkerrechts überhaupt die Rede sein soll, von der Größe der Quadratmeilen eines bestimmten Gebietes rechtlich nichts abhängen kann und die Schweiz oder Holland in rechtlicher Hinsicht durchaus gleichwerthig sein müssen mit Rußland oder Oesterreich, so finden sich dennoch in der völkerrechtlichen Persönlichkeit der Staaten durchaus dieselben innerlichen Unterscheidungen der Fähigkeit, welche in dem einzelnen Menschen durch den Gegensatz zwischen Kindheit und Reife ausgedrückt werden. Es giebt Gemeinwesen, deren Regierungen die weitgehendsten Ansprüche auf internationale Achtung erheben, obwol ihre Bevölkerungen sich im Zustande der politischen Kindheit, des greisenhaften Eigensinns oder der Unreife befinden, oder eben diese Regierungen, vorübergehend wenigstens, als politisch kaum zurechnungsfähig erscheinen.

Schon in der europäischen Staatenwelt sind sehr bedeutende Unterschiede der Culturreife bemerkbar. Man braucht nur an die Judenhetzen in den Donaufürstenthümern zu erinnern, um die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Rumänen nicht auf derselben politischen Entwickelungsstufe stehen wie Schweizer und Holländer. In einer Monarchie, wie Oesterreich, finden sich nach dem Eingeständniß der höheren Culturstämme weite Abstände unter den einzelnen Landestheilen und ihren Bevölkerungen, größere vielleicht als zwischen Franzosen und Belgiern, Holländern und Dänen. Alle diese Verschiedenheiten, wie wichtig sie sonst sein mögen, schrumpfen aber doch wieder zum Bedeutungslosen zusammen, wenn wir der Thatsache gedenken, daß seit 1856 die Türkei auf Grund des Pariser Friedens in die europäische Völkerrechtsgemeinschaft eingetreten ist und im letzten Jahrzehnt ostasiatische Staaten, zumal Japan, in engere Verbindung mit den christlichen Culturlanden hineingezogen wurden.

Angesichts dieser Ausdehnung des geographischen Gebiets, innerhalb dessen Grundsätze des europäischen Völkerrechts angewendet werden sollen, der ungeheuren Abstände zwischen europäischen, muhammedanischen und ostasiatischen Staatswesen, scheint jene Gemeinsamkeit der weltgeschichtlichen Ueberlieferungen, jene Gegenseitigkeit des Verständnisses zu fehlen, welche in Europa selbst Jahrtausende brauchte, um das Samenkorn völkerrechtlicher Ideen zum ersten Keimen zu bringen. Wird es möglich sein, alle diese Völker nach ihrem gegenwärtigen Entwickelungsstande mit demselben Maße der Verantwortlichkeit, der Verschuldung und der Berechtigung in ihren internationalen Verhältnissen zu messen? Die Erfahrungen, über die wir zu gebieten haben, sind zu geringfügig, als daß wir im Stande wären, die hier gestellte Frage zu beantworten. Schwerlich

würde aber irgend Jemand sich getrauen, den Beweis dafür anzutreten, daß europäische Staaten mit dem asiatischen Reich der Mitte auf dem Fuße der Gleichberechtigung schon gegenwärtig verkehren könnten. Der Historiker könnte sich wiederum zu der Bemerkung versucht fühlen, daß die voreilige Uebertragung völkerrechtlicher Verkehrsformen und des internationalen Gleichheitsprincips auf alle Völker, ohne jegliche Beachtung der am weitesten zurückgebliebenen Culturstufe, möglicherweise dahin führen könnte, die sonst zu hoffende Emporhebung der tiefer stehenden Völker zu vereiteln oder zu erschweren, zumal diesen eine ganz falsche Vorstellung von dem ihnen wirklich gebührenden Culturrange beigebracht und das heilsame Gefühl der Achtung vor einer der ihrigen weitaus überlegenen Gesittung benommen werden würde. Unleugbar geht in der Geschichte der Menschheit der Epoche, in welcher sich der Culturfortschritt unter den Formen des Rechts vollziehen kann, eine für das internationale Recht gleichsam prähistorische Zeit voraus, in welcher die Gesittung sich nur auf dem Wege *natürlicher* Ueberlegenheit der Kräfte geltend macht.

Die Schwierigkeit, völkerrechtliche Streitfragen in allgemein gültiger Weise zu lösen, liegt also, wie ich zu zeigen suchte, in der Verschiedenheit der staatswissenschaftlichen Grundrichtungen, in der Verschiedenheit der Interessen, aus denen heraus völkerrechtliche Axiome bei einzelnen Völkern entstanden, in der Ungleichheit der Culturstufen, durch welche überall erhebliche Abweichungen in den Rechtsanschauungen der Völker bedingt werden.

Man muß deswegen anerkennen, daß das Maß der in der heutigen Staatenwelt herrschenden Rechtsgemeinschaft zwar zusehends im Wachsthum begriffen, aber dennoch ein viel geringeres ist, als man gemeiniglich annimmt. Wer dies leugnen wollte, würde einfach zu befragen sein, wie es sich sonst erkläre, daß in der rechtlichen Würdigung der durch den deutsch-französischen Krieg geschaffenen Verhältnisse und des Frankfurter Friedens nicht nur unter den Schriftstellern der beiden unmittelbar betheiligten Nationen, sondern sogar unter den Staatsmännern dritter, unbetheiligter Länder so große Verschiedenheiten zum Vorschein kommen konnten.

Die Sicherheit in der Beurtheilung der dem Völkerrecht zukommenden Autorität und die richtige Lösung der gerade im internationalen Verkehr besonders verhängnißvollen Streitfragen hängt wesentlich davon ab, daß man einsehe, wie wir heute in der Mitte stehen zwischen alten, zum Theil unbrauchbar gewordenen Ueberlieferungen der früheren Staatspraxis und einer Reihe noch nicht allgemein anwendbar gewordener Lehrsätze, denen ein menschliches Zukunftsideal zu Grunde liegt. Wir befinden uns somit in einem höchst bedeutungsvollen Uebergangszustande, dessen endlicher Verlauf mit völliger Bestimmtheit in den Einzelheiten nicht vorausgesagt werden kann. Dennoch steht für uns soviel fest: *alle dauernd gesicherten und praktisch wirksamen Grundsätze des Völkerrechts setzen eine ihnen vorausgegangene oder sie begleitende, ebenfalls dauernde Interessengemeinschaft unter den betheiligten Nationen voraus.* Der Wissenschaft als solcher fällt nicht nur die Aufgabe zu, die wirklich bestehenden Interessengegensätze anzuerkennen, sondern auch mißverständlich gehegte, durch nationale

Leidenschaften getragene, von einer kurzsichtigen Politik geförderte Gegensätze als unberechtigt nachzuweisen. Denn die letzte und höchste Aufgabe des Völkerrechts besteht darin, eine feste Ordnung herzustellen zur Vermittlung zwischen den nothwendigen Forderungen der sittlichen und materiellen Culturgemeinschaft, die alle einander gleichartig entwickelten Nationen verbindet, und der berechtigten Selbständigkeit jedes einzelnen am internationalen Verkehr theilnehmenden Volkes, so daß es sich um eine der geschichtlich gewordenen Vernunft entsprechende Ausgleichung der in der Menschheit wirkenden Grundrichtungen handelt.

Diese Aufgabe ist aber nur dann mit einiger Aussicht auf Erfolg anzugreifen, wenn man sich klarer, als bisher geschehen ist, dessen bewußt wird, daß die Ganzheit des Völkerlebens niemals mit juristischen Regeln einseitig beherrscht werden kann. Das Erste und Wichtigste für den Fortschritt des Völkerrechts ist die Beschränkung seiner Macht auf solche Verhältnisse, die mit den gegenwärtig vorhandenen Mitteln, rechtlich beherrschbar geworden sind. Sobald man dies begreift, wird man nicht anstehen, es als ein gutes Zeichen anzusehen, daß die neuere Staatspraxis der Selbständigkeit des nationalen und politischen Lebens unter Verzichtleistung auf die ehemaligen Lehrsätze der legitimistischen oder revolutionären Interventionspolitik entschieden entgegengekommen ist.

Wenige Dinge sind für den Umschwung der internationalen Verhältnisse so bezeichnend, wie ein Vergleich zwischen den auf dem Wiener Congreß und im Zeitalter der heiligen Alliance herrschend gewesenen Auffassungen, mit der vorurtheilsfreien Prüfung der auswärtigen Beziehungen, wie sich solche seit dem Jahre 1866 Bahn gebrochen hatte. Die alte europäische Diplomatie war unter der erklärlichen Nachwirkung der großen französischen Revolution von einer kindischen Furcht vor dem bloßen Namen der Republik erfüllt. Ueberall, wo sich im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts die Freiheitsbestrebungen der Völker regten, erschienen als Vollstrecker der Interventionspolitik die Heere, die in den Falten ihrer Fahnen die Angst der geheimen fürstlichen Cabinette mit sich trugen. Gegen aufreizende Reden in Volksversammlungen, gegen die Propaganda freiheitlicher Ideen wehrte man sich mit den Mitteln diplomatischer Verschwörungen. Es war das Zeitalter internationaler Verfassungsprogramme; die ganze Welt wurde einfach absolutistisch, oder republikanisch, oder constitutionell-parlamentarisch aufgebaut. Heute ist die Nationalität in ihr ursprünglichstes Recht wieder eingetreten: sich diejenigen Verfassungen zu schaffen, welche dem jeweiligen Bedürfniß und dem geschichtlichen Lebensgange der Völker entsprechen. Verfassungen sind heute in den Augen denkender Beobachter nichts als Incidentpunkte oder im günstigsten Falle Entwicklungsabschnitte in der Biologie jedes einzelnen Volkes, dessen Werthschätzung um so höher steigt, je weniger es sich von der auch in staatlichen Dingen oft herrschend gewordenen Mode beherrschen, von der Treue gegen sein eigenstes Wesen abbringen ließ.

Welche Erfahrungen mußten eingesammelt werden, ehe streng monarchisch gesinnte Staatsmänner in Deutschland „kühl bis ans Herz hinan" die Frage untersuchen konnten, ob die republikanische Verfassungsform in Frankreich der Aufrechterhaltung des Friedens wahrscheinlich günstiger sein würde, als die

monarchische! Von Deutschland aus wurde, obwol gerade bei uns die Legitimitätsapostel in hohen Aemtern und auf Lehrstühlen sich am längsten behauptet haben, die Anerkennung eines republikanischen Dictators in Spanien als eine Züchtigung des legitimen Prätendenten angeregt. Die Schweiz und Nordamerika, ehemals als Herd demokratischer Bestrebungen den europäischen Großmächten verhaßt, leben mit unbeschränkten Monarchien, wie Rußland, auf dem besten Fuße. Frankreich, dessen gewaltsame Ausschreitungen die monarchische Restaurationspolitik hervorgerufen hatte, machte sich zu deren letztem Vertreter, indem es die Zurückführung des Papstes nach Rom und die Herstellung einer Monarchie in Mexiko unternahm. Die alte Streitfrage, unter welchen Umständen ein gewaltsames Einschreiten in die Verfassungsangelegenheiten fremder Länder gerechtfertigt werden könne, zeigt, wie sehr an ihrer endlichen Lösung thatsächliche Vorgänge betheiligt sind. Niemals wäre die Theorie allein im Stande gewesen, die gegenwärtig herrschenden Anschauungen groß zu ziehen, wenn nicht Umwälzungen in den staatlichen Dingen vorangegangen und einen erweiterten Gesichtskreis geschaffen hätten.

Es ist eine Wohlthat für die Menschheit, daß der Glaube geschwunden, man könne in den Paragraphen eines großen Vertragsinstrumentes oder durch allgemein bindende Satzungen die Staatenbildungsprocesse völkerrechtlich zum Stillstand bringen. Gerade dies war der Irrthum der alten Völkerrechtslehre. Sie sah in dem Vorhandensein bindender Normen und in einer festen, unabänderlichen Ordnung der Territorialverhältnisse den Ausgangspunkt des praktischen Völkerrechts und hielt daran so lange fest, bis die Weltgeschichte die dagegen erhobene Nichtigkeitsbeschwerde auf den Schlachtfeldern der letzten Zeiten für begründet erklärte. Indem das Völkerrecht nunmehr die Entstehung und den Untergang der Staaten als einfache geschichtliche Processe annimmt, wird es auch der natürlichen Thatsache der Revolutionen gerecht und erkennt an, daß Gründung und Auflösung staatlicher Gemeinwesen überhaupt kein Gegenstand juristischer Vorausbestimmung sein können. Sein Standpunkt ist gerade aus diesem Grunde ein viel höherer und freierer, als derjenige des Staatsrechts; denn dieses letztere beruht überall auf der Rechtsfiction, daß der jeweilig bestehende Staat ein ewiges Leben habe und seine Verfassungsform in ihren Grundprincipien unabänderlich sei. Keine Staatsverfassung enthält eine Bestimmung darüber, unter welchen Umständen und in welcher Form eine Republik in eine Monarchie und umgekehrt eine Monarchie in eine Republik verwandelt werden könne. Kein Grundgesetz kann die Revolution als ein Mittel der Verfassungsänderung auch nur thatsächlich im Hinblick auf die daraus hervorgehenden Folgen ins Auge fassen. Es ist Sache der Strafgesetzbücher, über Hochverrath zu bestimmen. Jedes Verfassungsgesetz verordnet andererseits, was selbstverständlich ist: die Unverantwortlichkeit des Souveräns.

Allen diesen staatsrechtlichen Sätzen und Fictionen war das alte Völkerrecht in seinen Ausführungen gefolgt, und zu verkehrten Schlußfolgerungen geführt worden. Die Anerkennung neuer Verfassungen revolutionären Ursprungs, neuer Dynastien und neuer Regierungsformen war ehemals ein Gegenstand ernsthafter Zweifel für die berufensten Vertreter des internationalen Rechts.

Gegenwärtig hat sich im Völkerrecht die Auffassung Bahn gebrochen, daß die Rechtsregel überhaupt niemals im Widerspruch mit den geschichtlich gewordenen Thatsachen stehen darf. Der Wahrheit entsprechend und von der Geschichte belehrt, geht die neue Wissenschaft des Völkerrechts von anderen Fundamenten aus, als das positive Staatsrecht. Die staatsrechtliche Legitimität irgend einer Verfassungsform ist für das Völkerrecht überhaupt nicht vorhanden; Republik oder Monarchie sind Thatsachen, bei deren Würdigung im internationalen Verkehr nur die Beständigkeit und die Dauer, gleichsam die Dispositionsfähigkeit gewisser Herrschaftsträger in Beziehung auf den ihnen unterworfenen Volkswillen entscheidend ist. Das Völkerrecht der Gegenwart statuirt als seine Voraussetzung die große geschichtliche Wahrheit, daß keine irdische Gewalt, möge sie sich in einer republikanischen Volksmasse oder in einem gekrönten Haupt verkörpern, in Wirklichkeit unverantwortlich ist, obwol die Staatsrechtslehre und das Verfassungsrecht ihr diese Eigenschaft zusprechen mag. Ein auf dem Schlachtfelde zertrümmertes Volksheer, der in Kriegsgefangenschaft abgeführte Monarch, ein mit der Spitze des Schwertes erzwungener Friedensschluß, bilden den großen geschichtlichen Hintergrund, in welchen die letzte und höchste Verantwortlichkeit der Souveräne hineingestellt ist. In der Berührung mit anderen Staaten weiß jede Herrschaft sich sterblich; gegenüber den Kanonenkugeln des Feindes giebt es keine Unverletzlichkeit, keine geheiligte Majestät, keine Unantastbarkeit des Herrscherwillens.

In demselben Augenblicke, in welchem man sich die Staatenwelt im absolut unabänderlichen Territorialbestande völkerrechtlich garantirt dächte, würde das Gefühl dieser letzten und höchsten Verantwortlichkeit aus den Beherrschten und den Herrschenden verschwinden. Die Unzerstörbarkeit der Staaten wäre nicht gleichbedeutend mit ewiger Jugend, sondern vielmehr mit dem Greisenalter jenes mythischen Griechen, der in den Armen der Morgenröthe schlummert. An Stelle des auswärtigen Krieges, der möglicherweise mit Eroberung des schwächeren Theiles enden würde, träte dann mit Sicherheit der Bürgerkrieg, der sicher mit der Zerstörung des ursprünglichen Volkslebens enden müßte.

Die denkbar stärkste Schranke der in Parteileidenschaft ausbrechenden Bürgerzwiste liegt in jenem vaterländischen Gefühl, welches von dem Bewußtsein beseelt ist, möglicherweise eine auswärtige Gefahr heraufzubeschwören. Bestände also eine völkerrechtlich wirksame Garantie des Territorialbestandes sämmtlicher jetzt vorhandener Staatswesen, so würden sich in der Zukunft Neubildungen nur in Folge erfolgreich durchgeführter Bürgerkriege vollziehen können. Mittelbar wäre somit das Endergebniß lauter kleinerer im Wege fortschreitender Theilung entstandener Staatswesen als Ideal der menschlichen Entwickelungsgeschichte hingestellt, was mit den letzten Culturzielen der Geschichte jedenfalls schon deswegen nicht in Einklang gebracht werden kann, weil gerade die Wechselwirkung größerer und kleiner Staaten auf einander und die Reibung wetteifernder Mächte für den Fortschritt der Gesittung wesentlich erscheint.

Aus dem gleichen Grunde, aus welchem das moderne Völkerrecht bestimmten Staatsformen die Privilegirung ihres Daseins versagt und den Völkern die Freiheit der Entschließung auf staatsrechtlichem Gebiete zurückgiebt,

entsteht auch eine erhöhte Verpflichtung jedes Volkes, sein Thun in Gemäßheit der dem Auslande schuldigen Achtung einzurichten. So lange das Legitimitätsprincip dem Staatenverkehr zu Grunde lag, konnte kein Volk für die Missethaten seiner Regierung verantwortlich gemacht werden, zumal diese vom Auslande im Kampfe gegen ihre eigenen Unterthanen aufrecht erhalten und gestützt wurde. Zur Zeit der heiligen Alliance waren die Völker in Wirklichkeit berechtigt, die Zurechnung internationalen Unrechts von sich abzuweisen, um es ihren Regierungen aufzubürden. Gegenwärtig besteht das doppelte Rechtsverhältniß, daß jede Regierung dem Auslande gegenüber für das Unrecht ihrer Unterthanen innerhalb gewisser Grenzen haften muß, auf der anderen Seite aber auch das Volk für die Versehen und Rechtswidrigkeiten seiner Regierung zu büßen hat. Das Völkerrecht erhebt somit eine Anforderung, die vom Standpunkte des Strafrechts aus betrachtet verbrecherisch sein könnte: daß die Nationen zu ihrem eigenen Heile sich solcher Regierungen entledigen, deren Verhalten, weil es mit den Principien des internationalen Rechtsverkehrs grundsätzlich unvereinbar ist, den Staatsbestand nach Außen hin gefährdet.

Die Ordnung der Territorialverhältnisse kann zwar nicht als eine rechtlich gleichgültige Angelegenheit angesehen werden, aber sie darf niemals als ein Princip des allgemeinen Völkerrechts gelten. Sie wird immer nur als eine bedingte Anerkennung eines bestimmt gegebenen Zustandes unter dem Vorbehalt späterer Abänderungen aufzufassen sein. Grundsätzlich muß daher auch überall ungerecht angegriffenen Staaten das Recht zuerkannt werden, für den Fall ihres Obsiegens im Kriege so viel vom feindlichen Gebiete an sich zu behalten, als aus dem Gesichtspunkte vollständiger Kriegsentschädigung oder der Sicherheitsleistung gegen eine Wiederholung zukünftiger Angriffe gerechtfertigt werden kann.

Im Widerspruch mit dieser Abwendung des neueren Völkerrechts von den alten Legitimitätsprincipien steht heute die Forderung des europäischen Ultramontanismus, daß die päpstliche Herrschaft in ihre ehemaligen Rechte des weltlichen Besitzes durch eine Intervention der katholischen Mächte wieder eingesetzt werde. So gering auch im gegenwärtigen Augenblick außerhalb der rein kirchlichen Kreise des katholischen Priesterthums die Aussichten auf Verwirklichung dieser Anforderungen sein mögen, so liegt in ihnen doch eine Wahrheit verborgen, die von Staatsmännern nicht verkannt werden darf. Richtig ist nämlich der Satz, daß in allerneuester Zeit die Stellung des unfehlbar gewordenen Papstthums weder eine kirchliche Angelegenheit der Katholiken allein, noch auch eine staatsrechtliche Gesetzgebungsangelegenheit der Italiener, sondern in erster Linie eine völkerrechtliche Streitfrage allerobersten Ranges geworden ist.

Obgleich das Völkerrecht mit einer allgemeinen Garantie territorialer Verhältnisse nichts zu schaffen hat, muß es dennoch an einem Grundsatze als an seiner unveräußerlichen Basis festhalten, daran nämlich, daß eine nach außen souveräne Herrschaft durchaus nicht von territorialem Besitz getrennt werden kann. Man mag entthronten Fürsten die persönlichen Ehrenrechte und Titulaturen im diplomatischen oder höfischen Verkehr zur Tröstung im Unglück

belassen, aber es kann unter keinen Umständen zugestanden werden, daß irgend eine Person, die mit der materiellen Möglichkeit der Schadenszufügung ausgerüstet ist, nach völkerrechtlichen Grundsätzen souverän erklärt werde. Ihr fehlt jede praktische Verantwortlichkeit, wenn ihr eine politische Herrschaft über Unterthanen oder Staatsgebiet entzogen ist.

Mit der Einverleibung Roms in das Königreich Italien ist die eigenthümliche Verschiebung eingetreten, daß die italienische Gesetzgebung, um die Beunruhigung katholischer Mächte zu verhindern, dem Papste jene Stellung einräumte, welche als persönliche, landlose Souveränetät erscheint und den Italienern selbst weniger gefährlich ist, als anderen Mächten, mit denen, wie aus einem sicheren Versteck, der Papst Krieg zu führen gesonnen ist. Zunächst trifft freilich die Italiener kein Vorwurf, weil die von ihnen geschaffene Lage von sämmtlichen europäischen Staaten in entschieden übereilter Weise angenommen worden ist.

Man erwäge einfach dies: der Papst, der in Uebereinstimmung mit der großen Mehrzahl der Katholiken die von ihm schrankenlos mit der Gewalt eines Feldmarschalls kriegerisch befehligte Kirche als eine dem Staat grundsätzlich nicht nur gleichberechtigte, sondern sogar übergeordnete Rechtsanstalt mit allen Ansprüchen auf äußerliche Macht- und Zwangsmittel leitet, verwirrt die für die menschliche Gesellschaft fundamentalen Begriffe von Krieg und Frieden. Dieselbe geistliche Macht, die die gesammte moderne Cultur verdammt, die politische Gemeinschaft verschiedener Confessionen, die von der mühseligsten Arbeit vergangener Jahrhunderte errichtet wurde, beständig zu zerreißen sucht, die Abweisung ihrer Angriffe auf die öffentliche Ordnung als bejammernswürdige Verfolgung ihrer Glaubensfreiheiten beklagt, das Recht beansprucht, Staatsgesetze für ungültig zu erklären, Unterthanen des Eides zu entbinden, neue Glaubensgesetze zu verkünden, wodurch nicht blos den Gebeten, sondern auch den Handlungen und Unterlassungen der Menschen eine als Gewissenspflicht geheiligte Richtung gegen den Staat gegeben werden könnte — dieselbe geistliche Macht zieht aus freiwilligen Geldbeiträgen der von ihr gleichsam zur Insurrection genöthigten Unterthanen weltlicher Regierungen und der ihr von Italien garantirten Rente die Mittel zur Unternehmung ihrer modernen Kreuzzüge.

Daß die Stellung des Papstthums als eine Angelegenheit des internationalen Rechts aufgefaßt werden sollte, ist aus der Geschichte der staatskirchlichen Kämpfe darzuthun. Denn alle Staaten ohne Ausnahme sind der Reihe nach vom Papstthum angefallen worden. Der wirkliche Sachverhalt wird nur dadurch verdunkelt, daß die Curie in begreiflicher Vorsicht niemals alle Mächte gleichzeitig in Mitleidenschaft zog, vielmehr, obgleich ihr Princip ein durchaus kosmopolitisches ist, die Kriegführung so zu localisiren wußte, daß diese unter Entstellung ihres wahren Charakters als eine staatsrechtliche Angelegenheit erschien und von Seiten der Regierungen vorzugsweise mit strafrechtlichen Mitteln ausgefochten werden mußte, deren Anwendung fast regelmäßig den Anschein der Härte hervorruft und den davon getroffenen ein natürlich menschliches Mitleiden zu verschaffen pflegt. Leider ist die Aussicht, daß die Einschränkung der päpstlichen Souveränetät als eine völkerrechtliche Angelegenheit von den

Culturstaaten begriffen werde, um so geringer, als die Curie ihre geistliche Assistenz zu allen Zeiten den politischen Zwecken einzelner Mächte zur Verfügung stellen kann, um deren Bündniß für sich zu erkaufen. Doch wird man wahrscheinlich je länger, desto mehr begreifen, daß der stille Krieg eines fanatischen Priesterthums gegen die heutige Gesittung der Sicherheit der Staaten durchaus nicht minder gefährlich werden kann, als der ehrlichere, kürzere, offene Zusammenstoß, in welchem sich weltliche Mächte auf den Schlachtfeldern begegnen.

Gelänge der römischen Curie die Wiederherstellung der mittelalterlichen Hierarchie unter täuschender Beibehaltung des gesammten modernen constitutionellen oder demokratischen Apparats, des Vereins- und Versammlungsrechtes, des allgemeinen, gleichen, von der Geistlichkeit geleiteten Stimmrechts, der sogenannten freien, vom Jesuitismus gestifteten Universitäten, der von den Kanzeln herab gelenkten Preßfreiheit, des von frommen Orden umsonst übernommenen Volksunterrichts, der aus kirchlichen Stiftungen besorgten Armenpflege, so wäre die Grundlage des modernen Völkerrechts selber zerstört und mit ihr der wahre Werth aller persönlichen Freiheit, welche ohne das Vorhandensein hinreichend starker, von der geistlichen Obervormundschaft unabhängiger Staatsgewalten in ihr Nichts zurücksinken würde.

Es wäre ein Gegenstand besonderer Beweisführung, zu zeigen, in welchem Maße die persönliche Freiheit der Staatsbürger mit den völkerrechtlichen Ideen verwachsen ist und wie die menschliche Rechtsstellung jedes Einzelnen sich erst im Völkerrecht zu vollenden vermag. Der äußere Gegensatz der größeren politischen und gesellschaftlichen Freiheit innerhalb eines weiter vorgeschrittenen Staatswesens nöthigt allmälig die weiter zurückgebliebenen zur Nachfolge. Durch die Entwickelung der modernen Verkehrsmittel in Verbindung mit dem Dasein freier Gemeinwesen ist der Fortbestand einer im Widerspruch zum Volkswillen herrschenden Despotie unmöglich gemacht. So steht die Thatsache der modernen Auswanderung durchaus in Verbindung mit der Begründung des neueren Völkerrechts. Die Schranke der Ausschließlichkeit gegen Andersgläubige und Fremde muß erst eingerissen sein, ehe der Staat selbst sich entschließt, von einer rechtlichen Zurücksetzung einzelner Gesellschaftsclassen zum Vortheil anderer Abstand zu nehmen. Dem Alterthum und dem Mittelalter war die Vorstellung völlig fremd: daß der Staatsbürger anders als im Wege der Selbstbestrafung oder des rechtsflüchtigen Exils sich freiwillig in die Rechtsgenossenschaft eines fremden Volkes begeben, oder der fremde Gast unter gewissen thatsächlichen Voraussetzungen den Anspruch auf Theilhaberschaft am politischen Rechtsgenusse erheben dürfe. Dagegen ist der heutige Culturstaat insoweit zu einem Wahlstaat für seine Bürger und für Ausländer geworden, als er die Auswanderung grundsätzlich wie eine Folge der persönlichen Freiheit anerkennt und in der entgegengesetzten Richtung Einwanderer naturalisirt. In Wirklichkeit ist also kein Mensch gezwungen, einem bestimmten Staate angehörig zu bleiben. Millionen von Europäern haben nach und nach die neue Welt bevölkert. Weder der Scholle, auf der er geboren ward, noch der Regierung, die ihn beschützt, bleibt der Einzelne leibeigen.

Aus dieser Veränderung der Beziehungen zwischen der Staatsgewalt und ihren in's Ausland ziehenden Unterthanen ergibt sich eine nicht unbedeutende Reihe von völkerrechtlichen Streitfragen. Zunächst kommen diejenigen Personen in Betracht, welche trotz ihres längeren Aufenthaltes in der Fremde Staatsangehörige bleiben wollen. Man rechnet, daß über eine Viertelmillion Deutsche im Ausland ständigen Aufenthalt genommen haben und etwa eben so viele Fremde in Deutschland ansässig sind. Deutschland ist somit in Beziehung auf eine halbe Million Individuen dem Auslande gegenüber berechtigt und verpflichtet. Berechtigt insofern, als jeder Deutsche in Gemäßheit des ausländischen Gesetzes Anspruch darauf hat, daß er innerhalb seines privaten Rechtskreises geachtet und geschützt werde. Verpflichtet insofern, als wir selbst dafür verantwortlich gemacht werden können, wenn wir Fremde in willkürlicher und gesetzwidriger Weise beschädigen wollten. Die Vertretungspflicht, welche der Staat seinen im Auslande lebenden Unterthanen schuldet, wäre wiederum ohne einen ausreichenden Vorrath von Staatsmacht undenkbar. Im Verkehr mit Europäern richtet sich die Achtung halbbarbarischer Völkerschaften durchaus nach dem Kaliber der Schiffskanonen, die eine Flagge aufzuzeigen im Stande ist. Eben daraus erklärt sich, daß in überseeischen Ländern ansässige Deutsche vielfach früher, als einheimisch gebliebene, die Bedeutung der im Jahre 1866 begonnenen Umwälzung begriffen. Sie sahen ein, was sie lange Zeit hindurch nur unklar empfunden hatten: daß am Welthandel in entfernten Gegenden nur solche Nationen erfolgreich sich betheiligen können, die zur Wahrnehmung ihrer Rechte mehr aufzuwenden haben, als Petitionen und Beschwerden.

Ein englischer Völkerrechtsschriftsteller sagt: „In den Gewässern eines fremden Staates ist der Nachen eines Engländers ebenso sicher wie ein Schiff der königlichen Marine, denn das Unrecht, das dem letzten Bettler englischer Nationalität widerfährt, verlangt vom Auslande ebenso sehr Sühne, wie die Beleidigung des Königs!" Daß dies keine Großsprecherei war, zeigte der abyssinische König. Ungeheure Summen hat der Feldzug verschlungen, dessen Ziel kein anderes war, als die Befreiung einiger Landesgenossen aus ungerechter Gefangenschaft. Indem Deutschland ernsthaft daran ging, eine Achtung gebietende Flotte zu gründen und zum Erweise ihres Daseins in ferne Meere zu entsenden, bekundete es seinen Willen, ein Rechtsvolk in dem Sinne zu sein, daß es für seine auswärts wohnenden Landsleute überall zu gelegner Zeit eintritt. Denn die Aufgabe eines von seinem Weltberuf erfüllten Volkes ist dieselbe, wie eines für seinen persönlichen Werth eintretenden Mannes: nicht blos kein Unrecht zu thun, sondern auch kein Unrecht zu dulden.

Mit dieser Forderung ist zweierlei ausgesprochen. Einmal, daß wir im Vertrauen auf die Ueberlegenheit unserer Kräfte uns niemals verleiten lassen dürfen, an minder hoch entwickelte Völker unbillige Anforderungen zu erheben. Und zweitens, daß die großen Staaten nicht nur für ihre eigenen Unterthanen eintreten müssen, sondern auch für die Angehörigen schwächerer Staaten, wenn deren Regierung darum nachsucht. Von jeder Großmacht gilt dasselbe, was man früher vom Adel sagte. Sie ist in erster Linie nicht Vorrecht, sondern Vorpflicht, und die Völkermoral muß den Satz aufstellen: puissance oblige!

Was jene erste Schlußfolgerung anbelangt, daß wir auswärtigen Staaten gegenüber maßvoll auftreten und kein unbilliges Verlangen stellen sollten, so ist dieselbe um so mehr zu betonen, als die neuere Geschichte des Völkerrechts mehrere Fälle zu verzeichnen hat, in denen europäische Regierungen sich eines Gewaltmißbrauchs gegen überseeische Länder schuldig gemacht haben. Wenngleich wir nämlich eine gesetzwidrige und willkürliche Behandlung von halbcivilisirten Staaten keinenfalls zu dulden brauchen, so scheint es dennoch gänzlich unstatthaft, zu verlangen, daß unsere Landesgenossen in asiatischen Staaten genau so behandelt werden, wie sie in Europa oder gar in ihrem eigenen Heimathlande behandelt worden wären. Gerade dieser Punkt ist in manchen Völkerrechtsstreitigkeiten übersehen worden. Während noch vor Jahrzehnten in Spanien und bis zum Jahre 1870 in der ewigen Stadt Rom protestantische Missionsprediger im Falle öffentlichen Auftretens der Bestrafung nicht entgangen sein würden, beanspruchen heut zu Tage die Missionare christlicher Bekenntnisse, daß sie unter dem Schutze von Zehncentimeter-Geschützen in China die dortige Volksreligion schmähen und verlästern dürfen, um dem Evangelium Bahn zu brechen. Sie glauben, daß China zu *ihrem* Vortheil verpflichtet ist, christliche Missionen ungehindert walten zu lassen, während sie in Aufregung gerathen würden, wenn etwa der Islam daran dächte, in europäischen Großstädten die frohe Botschaft der Polygamie den Arbeiterklassen zu predigen. Wird ein solcher Missionar von kurzsichtig angepredigten Volksmassen in gewaltiger Aufregung erschlagen, so wird die übliche Werthberechnung oder Schadenersatzforderung an die chinesische Regierung eingereicht. Meine Auffassung der Sachlage erlaubt mir nicht, in der Mehrzahl solcher Ansprüche etwas Anderes, als einen Gewaltmißbrauch zu erblicken. Jeder christliche Staat hat den Missionaren einzuschärfen, daß sie sich auf eigene Verantwortlichkeit in Ausübung ihres Berufs zu fremden Völkern begeben und die Märtyrerkrone mit amtlichen Liquidationen und der Anwendung von Schießpulver durch den Staat nichts zu schaffen hat.

Der Grundsatz der Exterritorialität, dem zufolge Europäer in asiatischen Staaten der Gerichtsbarkeit des Landes entzogen sind, weist gebieterisch darauf hin, die Rechtsordnung orientalischer Völker nicht straflos verletzen zu lassen. Nicht ohne Grund beschwert man sich in China darüber, daß Europäer nur selten wegen der von ihnen begangenen Rechtsverletzungen zur Rechenschaft gezogen werden können. Man darf niemals vergessen, daß bei Orientalen Sitte und Herkommen eine viel bedeutendere Rolle spielen als im Abendlande, und ohne Rücksicht darauf, ob sie vernünftig sind oder mit unsern eigenen Anschauungen übereinstimmen, im internationalen Verkehr geachtet sein wollen.

Bezüglich des zweiten Punktes, dessen ich gedacht habe, sind noch einmal gerade die *Auswanderungsverhältnisse* zu erwähnen. Zwischen dem Augenblick, in dem ein Auswanderer aus seinem bisherigen staatsbürgerlichen Verbande ausscheidet, und seiner Aufnahme in eine andere Staatsgenossenschaft, zwischen Entlassung auf der einen und Naturalisation auf der andern Seite, liegt eine mittlere Periode, während welcher der Einzelne eines festen staatsbürgerlichen Rechtes ledig ist. Durch die Verkehrsverhältnisse der neueren Zeit ist eine Classe von Menschen geschaffen worden, die man in rechtlicher

Hinsicht staatenlose nennen könnte. Sollen diese der Willkür und Mißhandlung derjenigen Länder preisgegeben werden, die ihnen die nachgesuchte Naturalisation verweigern oder erschweren? Darf der Schiffsrheder, der diese staatenlos gewordenen Wanderer befördert, darauf rechnen, daß der Mangel einer völkerrechtlichen Schutzpflicht bestimmter Staaten seinen eigennützigen Zwecken dienlich sein werde? Vor allem Anderen ist hier auch der asiatischen und polynesischen Kulis zu gedenken, deren Schicksal in vielen Fällen nicht weniger schrecklich ist, als dasjenige der Negersclaven war. Wer früher an der afrikanischen Küste einen Schwarzen einhandelte und nach amerikanischen Staaten fortschaffte, konnte sich wenigstens sagen, daß er durch Ankauf einem Menschen das Leben rettete, der, wenn er keinen Kaufpreis gehabt hätte, von siegreichen Häuptlingen auf der Stelle abgeschlachtet worden wäre. Den Kuli hingegen fangen die Agenten weißer Speculanten ein, um ihn unter der trügerischen und heuchlerischen Form sogenannter Arbeitscontracte in beinahe rettungsloses Verderben zu locken. Zwischen alter Negersclaverei und modernem Kulihandel ist kein andrer Unterschied, als derjenige zwischen der directen Tödtung eines Menschen und dem Zwang, der Jemand zum Selbstmord treibt. Je weniger asiatische Despoten sich um das Wohlergehen ihrer Unterthanen kümmern, desto entschiedener ist die Forderung zu stellen, daß europäische Regierungen, ihrer Schutzpflicht eingedenk, dem neuen Piratenwesen auf Grund wirksamer Vereinbarungen entgegentreten.

Endlich ist auch daran zu erinnern, daß zahlreiche Streitfragen in der Verschiedenheit wurzeln, die bis jetzt in den Staatsgesetzgebungen bezüglich des Erwerbes und des Verlustes des Staatsbürgerrechts bestehen. So kann es geschehen, daß mehrere Staaten eine und dieselbe Person als ihren Unterthan beanspruchen, zumal wenn Naturalisationen solchen Ausländern bewilligt werden, deren früheres Unterthanenverhältniß durch Entlassung aus dem staatsbürgerlichen Verbande rechtlich nicht beendigt worden war. Die Ungleichheit des französischen und deutschen Rechts führte zu erheblichen Zweifeln über die Folgen der Option, die den Elsässern durch den Friedensschluß von 1871 eingeräumt worden war. Von erheblicher Schwierigkeit sind auch die Streitfragen, welche zwischen Deutschland und Nordamerika sich ergeben, sobald solche naturalisirte Amerikaner, die aus Deutschland auswanderten, zu uns zurückkehren und zur nachträglichen Ableistung der Militärpflicht herangezogen werden, der sie sich durch unerlaubte Entfernung entzogen hatten. Zwar hatte der bekannte, im Februar 1868 abgeschlossene, von den Amerikanern auf Bancroft's Namen getaufte Vertrag diesen Zwistigkeiten die Spitze abzubrechen gesucht; der Widerstreit der Staatsgesetzgebungen auf diesem wichtigen Gebiete dauert indessen fort und beeinflußt auch die Anwendung der Auslieferungsverträge, deren Wichtigkeit für die allgemeine Rechtssicherheit nicht hoch genug veranschlagt werden kann.

Nicht nur der Friede erzeugt unter den Nationen mit der zunehmenden Ausdehnung des Verkehrs stets neue Streitfragen. Auch der Krieg hat allmälig den Charakter eines in den Formen gewaltsamer Selbsthilfe verhandelten Proceßrechts angenommen. Den alten Völkern lag es völlig fern, die Vernichtung des Feindes unter bestimmte Rechtsregeln zu bringen oder in feste

Schranken zu bannen. Daß im heutigen Zeitalter der Kriegszustand zwischen den Kämpfenden so zahlreiche Streitfragen hervorruft, gereicht unserem Zeitalter zur Ehre. In den wechselseitigen Anschuldigungen, welche der deutsch-französische Krieg von 1870 hervorrief, steckt ein gutes Stück leidenschaftlicher Erregung, aber ein noch größeres Stück hoffnungsreicher Geistescultur. Je zahlreicher die Vorwürfe sind, welche verfeindete Staaten im Kriege mit einander austauschen, desto mehr erweisen sie, daß in ihren eigenen Augen der Krieg nicht mehr ein Chaos der Vernichtung sein soll, sondern eine durch einen Rechtszweck, durch die Gebote der Menschlichkeit, durch ritterliche Achtung des Gegners in ihren Mitteln beschränkte Gewalt. Die Brüderlichkeit, welche revolutionäre Bewegungen vergebens auf ihre Fahnen schrieben, feierte ihre ersten größeren Siege auf den Stätten des tiefsten Hasses, als unter dem Zeichen des rothen Kreuzes dem verwundeten und gefangenen Feinde die Schonung seines Lebens, die Pflege seiner Wunden, die Linderung seiner Schmerzen dargebracht wurde.

Obwol in ihren Einzelheiten und der bisherigen Ausführungsweise unvollkommen, besitzt die Genfer Convention dennoch eine Tragweite, die im gegenwärtigen Augenblick noch gar nicht übersehen oder ermessen werden kann. Sie ist der Mittelpunkt, von welchem ausgehend die Kriegführenden allmälig dahin gebracht werden müssen, während des Krieges sich fortdauernd einer Verantwortlichkeit für die Acte der Zerstörung vor der Menschheit in Nachwelt und Gegenwart bewußt zu bleiben.

Es ist gegenwärtig nicht an der Zeit, die Streitfragen des Kriegsrechts an dieser Stelle zu erörtern, nachdem in Brüssel die sachverständigsten und besten Kräfte versammelt waren, um festzustellen, in welchen Punkten eine Ausgleichung der jetzt bestehenden Gegensätze zu hoffen oder zu versuchen ist. Aber dies Eine ist anzuerkennen: jeder ernsthaft gemeinte, wenn auch nur theilweise glückliche Versuch, die Mittel der Zerstörung einzuschränken und die Kriegführenden vor dem Tribunal der Völkermoral zur Rechenschaftslegung anzuhalten, wird die Gedanken der Menschen immer nachhaltiger dahin leiten, zu untersuchen, welche Mittel geeignet sind, den Krieg selbst auf das Aeußerste einzuschränken und vermeidlich zu machen. Die beiden Richtungen des geschichtlichen Realismus, welcher den Krieg als eine niemals völlig auszuschließende Thatsache des Menschheitslebens betrachtet, und des internationalen Idealismus, der den Krieg als unvernünftige Barbarei der Menschheit unwürdig erklärt, vermögen sich in der Zukunft gleichsam auf halbem Wege entgegenzugehen. Unter dem Einfluß Beider wird der Krieg immer mehr und mehr letztes, verzweifeltes Nothmittel in solchen Streitsachen werden, in denen die Nationen rathlos allen friedlichen Rechtsmitteln gegenüberstehen, die Frage des Daseins nach ihrer eigensten Ueberzeugung unausweichlich an sie herangerückt scheint und zu einer Entscheidung drängt, die durch das nationale Gewissen nicht auf die Meinung dritter Staaten, sondern nur auf das weltgeschichtliche Gottesurtheil des Kampfbeweises gestellt werden kann. In einem solchen Kriege, dem jeder Gedanke der eigennützigen Bereicherung, der Gewinnsucht oder der materiellen Interessen fern bleiben muß, wird unter dem Einfluß fortschreitender Gesittung

persönliche Aufopferung, vaterländische Begeisterung, Spannung der sittlichen Kräfte, Aufschwung des Ehrgefühls, menschliches Mitleid mit dem unterliegenden Gegner noch stärker leuchten, als der Wiederschein brennender Dörfer oder die Flamme der Rachsucht.

Nicht zu leugnen ist freilich, daß die Zahl Derjenigen wächst, welche der Meinung sind, daß das Zeitalter des ewigen Friedens herbeigeführt werden könnte, wenn die Mächte sich entschließen wollten, ein für alle Mal ihre Streitigkeiten einem Schiedsgericht unterzuordnen. Das englische Unterhaus, und nach seinem Vorgange die Wahlkammern von Italien, Belgien, Holland, haben darauf abzielende Anträge den Staatsregierungen anempfohlen. Eine in West-Europa einflußreiche Gesellschaft, der ursprünglich von Amerikanern gestiftete Verein für Reform und Codification des Völkerrechts, wirkt in Verbindung mit den Friedensgesellschaften für diesen Gedanken. Seinen Werth anerkennend, hat das zu Gent begründete Institut für Völkerrecht unter dem Vorsitz seiner beiden Präsidenten Mancini und Bluntschli im vergangenen Jahre eine internationale Schiedsgerichtsordnung berathen, zu der Dr. Goldschmidt die Vorarbeiten lieferte. Die von dem Secretär des völkerrechtlichen Instituts, Herrn Rolin-Jaequemyns, herausgegebene „Revue de droit international et de législation comparée“ wirkt im gleichen Sinne auf streng wissenschaftlichem Boden.

Allein gerade die streng fachmännisch gebildeten Kreise, die ihren Vereinigungspunkt im Völkerrechtsinstitut gefunden haben, sind der Ansicht, daß, wenn auch die Mehrzahl der Völkerrechtsstreitigkeiten durch gütliche Mittel, insbesondere durch Schiedsspruch, beigelegt werden könnten, doch immer etliche Lebensfragen übrig bleiben, in denen die Völker sich verpflichtet glauben werden, die Entscheidung der Waffen anzurufen. Wie die einzelnen Menschen, so haben die Nationen ihre Gewissensfragen, in denen sie trotz aller Friedensliebe nur der eigenen Stimme folgen können. Die Ueberschätzung der internationalen Schiedsgerichte kann nur nachtheilig wirken und zur gefährlichsten Selbsttäuschung werden. Wo das Schiedsgericht bisher wirksam gewesen ist, handelte es sich um Streitigkeiten, derentwegen die Parteien keinen Krieg geführt haben würden. Weder die s. g. Alabama-, noch die San Juan-Streitigkeit, welche durch den Ausspruch des Genfer Schiedsgerichts und des deutschen Kaisers geschlichtet wurden, hatten die Bedeutung eines ausreichenden Kriegsgrundes für die Nordamerikanische Union und England.

Was der allgemeinen Anwendbarkeit des Schiedsgerichts im Wege steht, ist wesentlich zweierlei: zunächst sind, wie ich gezeigt habe, die allgemeinen Rechtsnormen des Völkerrechts zum weitaus überwiegenden Theile im gleichsam gasförmigen Aggregatzustande ihres Daseins; es fehlt ihnen die deutliche Erkennbarkeit. Außerdem ist aber auch bisher das Urtheil der Nationen über die Rechtsansprüche fremder Staaten durch Leidenschaften, Interessen, Zuneigung und Antipathie in dem Maße beeinflußt worden, daß eine unparteiische Rechtsentscheidung in keiner Weise bei großen und wichtigen Angelegenheiten gehofft werden kann. Wenn das Gemeinschaftsgefühl unter den Völkern wächst und der Zusammenhang aller internationalen Interessen sich noch mehr verdichten sollte — wenn jeder Staat somit an dem Ausgang einer weltbewegenden Frage

mitbetheiligt wird — wo sollen sich alsdann die Richter finden, von denen mit Bestimmtheit erwartet werden könnte, daß sie Niemandem zu Liebe und Niemandem zu Leide entscheiden könnten?

Uebrigens ist der Augenblick gekommen, um die Einrichtung ständiger internationaler Schiedsgerichte für gewisse Gattungen von Streitigkeiten zu versuchen. Es ist nicht meine Absicht, auf diesen Gegenstand tiefer einzugehen; auch vermöchte ich nicht, ohne die mir gesteckten Grenzen zu überschreiten, auf eine Reihe der bedeutendsten völkerrechtlichen Streitigkeiten, nämlich die Rechte der Neutralen, einzugehen. Gerade diese Rechte der neutralen Staaten sind es aber, die zu allererst eine feste und dauernde Schiedsgerichtsordnung verlangen.

Zuvörderst ist daran zu erinnern, daß es gewisse Staaten gibt, die sich wechselseitig in einer zum Schadenersatz verpflichtenden Weise beeinträchtigen können, ohne überhaupt in der Lage zu sein, mit einander Krieg zu führen. Nach den geographischen Verhältnissen ist es undenkbar, daß England, Belgien, Holland, Dänemark, Schweden, ohne Verbündete zu haben, mit einem neutralen Staat wie die Schweiz Krieg führen könnten. Für solche Staaten, die überhaupt zur Gewaltanwendung nicht gelangen können, ist die Herstellung einer friedlichen Völkerrechtsprocedur nicht nur um ihrer selbst willen wünschenswerth. Das so gegebene Beispiel bliebe nicht ohne Nachwirkung. Sodann wäre aber auch als Grundsatz des Völkerrechts anzuerkennen, daß alle Streitigkeiten zwischen neutralisirten Staaten und den ihnen benachbarten Mächten durch Schiedsspruch zu erledigen wären.

Niemand wird die Möglichkeit bestreiten, daß die schweizerische Eidgenossenschaft oder Belgien sich einer Rechtsverweigerung gegen eine auswärtige Macht schuldig machen und dabei auf fremde Unterstützung zählen könnten. Einen dieser beiden neutralen Staaten gewaltsam anzugreifen oder auch nur mit Krieg zu bedrohen, würde die diplomatische Lage der rechtsuchenden Großmacht auf das schwerste beeinträchtigen. Es könnte sehr bedenkliche Folgen haben und zu europäischen Verwickelungen führen, wenn man zur Verfolgung wirklicher oder vermeintlicher Rechte die Neutralisirten mit Krieg bedrohen würde. Noch viel stärker ist auf der Kehrseite das Interesse der neutralisirten Länder. Die Schweiz und Belgien müssen durchaus in die Lage gebracht werden, sich gegen den Druck zu starker Zumuthungen eines mächtigen Nachbarstaates wehren zu können, indem sie zu geeigneter Zeit ein Schiedsgericht verlangen. Geben beide Länder mit Rücksicht auf ihre bedrängte Lage unbilligen Anforderungen nach, so wird ihre Stellung sehr bald an moralischem Ansehen einbüßen, während doch die meisten Mächte, ganz vornehmlich Deutschland, dabei interessirt sind, daß ihr Ansehen ungeschmälert aufrechterhalten werde. Nur durch die Einrichtung eines ständigen schiedsrichterlichen Verfahrens kann der Grundgedanke der Neutralisirung gewisser europäischer Gebiete zur vollen Verwirklichung gebracht werden. Auf welchem anderen Wege sonst sollten die Zwistigkeiten zwischen neutralisirten Staaten und den angrenzenden Nachbarländern zum Austrage kommen?

Daß die Schweiz und Belgien für den europäischen Frieden eine über die Zahl ihrer Quadratmeilen weit hinausreichende Bedeutung haben, wird schwerlich

bestritten werden können. Beide haben bisher durch ihr Verhalten bekundet, daß sie nicht nur ihrer Rechte sich völlig bewußt, sondern zur rechten Zeit auch ihrer Pflichten eingedenk sind. Die Frage liegt daher nahe: ob nicht auch anderen kleineren Staaten die Rechtswohlthat der Neutralisirung gewährt werden könnte? Nicht jeder Staat ist jedoch in der Lage, die Obliegenheiten der Neutralität in entscheidenden Krisen aufrecht zu erhalten.

Vorsichtig und zurückhaltend deutet dies auch Rolin in einem vor der belgischen Akademie über die Aufgabe und den Beruf der neutralen Staaten gehaltenen Vortrage an. Er sagt von ihnen: „Ihre politische Lage versetzt sie in die gebieterische Nothwendigkeit, noch viel mehr Planmäßigkeit und Folgerichtigkeit in ihr Verhalten zu bringen, gleichmäßig Rücksicht zu nehmen auf ihre Rechte und Pflichten. Eine andere Erwägung ethnographischer Art zum Vortheil unserer gegenwärtigen neutralen Staaten ist diese, daß ihre Bevölkerung im Allgemeinen zweien oder mehreren Nationalitäten zugehört. In ihrer Regierung und in der inneren Politik diese Thatsache berücksichtigend, können sie es nicht schwer finden, sich in ihren auswärtigen Beziehungen von jeder ausschließlichen Bevorzugung fernzuhalten." Wenn Rolin anerkennt, daß die Neutralität durch das staatliche Zusammenleben mehrerer Nationalitäten erleichtert wird, leugnet er gewiß auch nicht, daß in Ermangelung eines in der Schweiz bestehenden Gleichgewichts verschiedener Confessionen die Haltung Belgiens durch den Ultramontanismus gefährdet werden könnte.

Zwischen der Neutralität und einer thätigen Großmachtspolitik gibt es im Völkerverkehr keine Zwischenstufe. Die Schwäche Englands seit dem orientalischen Kriege besteht darin, daß es thatsächlich, trotz seiner Vorherrschaft zur See, sich in Europa beinahe grundsätzlich als eine neutralisirte Macht in den continentalen Angelegenheiten hinstellte und gelegentlich dennoch wieder aus seiner Zurückhaltung heraustrat, um durch Rathschläge auf Andere einzuwirken.

Wie die neutralisirten Staaten, um ihrer Selbsterhaltung willen, allen internationalen Verwickelungen fernbleiben müssen, so haben die Großmächte Europas die höchste Pflicht der wirksamen Parteinahme für das gekränkte Völkerrecht und den bedrohten Frieden. Denn der Friede wird nicht immer dadurch erhalten, daß man im Voraus erklärt, Alles geschehen lassen zu wollen. Grundsätzliche Neutralität, die den Brandungen einer stürmischen See vom sicheren Ufer zuschaut, ohne ein Rettungsbot auszusetzen, birgt neben der Tugend weiser Zurückhaltung auch die Keime sittlicher Schwäche.

Das Schwert hinter dem Schilde, der das Recht schirmt — dies verlangt die künstlerisch durchdachte Darstellung der Germania, die unsere Politik sinnbildlich veranschaulicht. Auf dem weithin sichtbaren Postamente einer Großmacht einfach, ruhig und erhaben stehend, sei ihre Aufgabe, im Dienste des Völkerrechts frei von Eigennutz, falscher Ruhmsucht und Eroberungsgelüsten eine Mehrerin der menschlichen Cultur zu sein und Partei zu nehmen für die Aufrechterhaltung des Friedens, der für keine Nation der Welt werthvoller ist, als für Deutschland, weil keine mehr zu verlieren hat als wir.

Johann Sebastian Bach.

Johann Sebastian Bach von Philipp Spitta. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1873. Bd. I, XX u. 855 S.

Zu dem literarischen Monument, welches die Bachgesellschaft dem großen Meister des XVIII. Jahrhunderts durch eine Gesammtausgabe seiner Werke gesetzt hat, ist ein neues getreten, das Buch von Philipp Spitta, eine Arbeit von so tiefer kunstwissenschaftlicher Bedeutung, wie wir sie annähernd nur noch in Otto Jahn's Mozart, Thayer's Beethoven und Chrysander's Händel besitzen. Das Buch ist schon 1873 erschienen, und wenn hier der Versuch gemacht wird, von seinem weltbewegenden Inhalt ein Bild zu entwerfen, das sich von einem Schattenriß nur durch seine Unvollständigkeit und Unsicherheit unterscheiden wird, so geschieht dies einerseits, um einem Gefühl der Bewunderung und Pietät Ausdruck zu geben, und zugleich in der stillen Hoffnung, den engen Kreis der Fachleser vielleicht zu einem allgemeinen zu erweitern. Ein Buch, in dem so viel Arbeit steckt, wird freilich auch einer gewissen Arbeit bedürfen, es zu lesen; weder der Verfasser noch seine Behandlung sind daran Schuld, sondern allein die Schwierigkeit und Breite des Materials. Das Spitta'sche Buch ist nach einer streng historischen Methode entworfen und ausgeführt und konnte sich zur Klarlegung vieler Erscheinungen der weitesten Ausblicke und der größten Umwege ebensowenig entschlagen, wie der peinlichsten Analyse oft scheinbar gleichgültiger Einzelheiten. Wenn beispielsweise der Entwickelung der Instrumentalformen bei den Vorgängern und Zeitgenossen Bach's ein bedeutender Raum angewiesen wird, so resultiren hieraus zwei gleich große Vortheile, zunächst der, daß man jene Formen in ihrer geschichtlichen Entwickelung genau kennen lernt, und zwar an der Hand eines Mannes, dem nichts Bedeutendes entgeht und welcher trotz aller Begeisterung für seinen Stoff niemals fälscht, weder durch Schönmalerei noch durch jene gefährliche Unterschätzung, welche aus dem befangenen Wunsche hervorgeht, eine Sache so und nicht anders zu finden, — und dann der andere, daß wir durch den Zusammenhang mit dem Ueberlieferten den Genius Bach's sich organisch vor unseren Augen entwickeln sehen und einen Blick in die geheimste Werkstatt seines Gedankens thun.

Eine Controlle des Spitta'schen Buchs wird kaum möglich sein. Einzelne

Männer werden über Einzelnes, was er bringt, mitreden können. Beherrschen wie er wird keiner sein Material. Wenn es aber jemals einen Forscher gegeben hat, dem man die Lauterkeit und Zuverlässigkeit seines ganzen Wesens an jeder Zeile, die er schreibt, anfühlt, so ist er ein solcher. Möglich, daß spätere Zeiten noch dieses oder jenes Material herbeischaffen, welches das Spitta'sche Buch ergänzt; berichtigen wird ihn schwerlich Einer. Wo er, sehr zum Vortheil seines Buchs, auch ästhetisch über Einzelnes spricht, geschieht es fast immer mit so dichterischer und doch zugleich so sachlicher Bestimmtheit, das Recht subjectiver, nach keiner Seite hin usurpirender oder sich überhebender Aussprache tritt dabei so unverhohlen zu Tage, daß man nur wünschen möchte, Thayer wäre in seiner vortrefflichen, was Authenticität betrifft so unglaublichen Arbeit über Beethoven nicht so grundsätzlich vor dieser Seite seiner Aufgabe zurückgewichen. Seine Gründe, allem Aesthetisiren aus dem Wege zu gehen, sind sehr bemerkenswerth und enthalten des Wahren viel. Spitta aber hat gezeigt, daß man auch Historiker und Aesthetiker in einer Person sein kann.

Das Buch beginnt mit einer Geschichte der Ahnen Bach's, welche 175 Seiten umfaßt. Sebastian selbst gibt als Urahnen Veit Bach an, der zwischen 1550—1560 geboren sein dürfte. Spitta ist es gelungen, auch den Vater desselben, Hans Bach aus Gräfenroda bei Arnstadt, ungefähr um 1500 nachzuweisen, der ein einfacher Bauer gewesen zu sein scheint. Das Geschlecht, der thüringischen Landschaft entsprossen, erhält sich „bis ins Unüberseh bare verzweigt" dritthalb Jahrhunderte in derselben Gegend und wird entweder zu Kunstpfeifern oder Organisten und Cantoren erzogen. Die schlichte Beschränktheit des Thüringer Waldes, die „Einsamkeit der Wälder und Thäler, die auch in unsrer Alles überfluthenden Zeit noch hier und da das beglückende Gefühl zu erwecken vermag, als sei die bunte Welt hinter den Bergen versunken, deren eigener Zauber selbst Goethe's reichen Geist mehr als fünfzig Jahre seines Lebens fesseln konnte, machte den Blick nach Außen umschränkt, vertiefte das innere Leben, aus dessen geheimnißvollem Schacht vor Allem die Kunst der Musik Nahrung zog, und färbte auch den eigenthümlich religiösen Geist, der aus den Werken eines Christoph und Sebastian Bach zu uns redet" (S. 174). Familiensinn, Frömmigkeit, Ehrbarkeit werden zu durchgehenden Charakterzügen des ganzen Geschlechts.

Es wird unter den Lesern, welche nicht vom Fach sind, viele geben, welche sich durch diese Geschichte der Vorfahren schwer oder gar nicht durcharbeiten können. Es ist nicht von Jedermann der geschichtliche oder Quellensinn für eine so ausgedehnte und in's Einzelne gehende Aufrichtung eines Stammbaumes zu verlangen. Anders der Forscher. Im Hinblick auf eine so einzige Erscheinung, wie sie Bach war, folgt er den Wurzeln der Genealogie bis in ihre äußersten Verzweigungen. Was er in mühevoller Arbeit von Documenten und Vermuthungen, die er auf sie gründen kann, gesammelt, wird er auch da berechtigt sein vorzuführen, wo er recht gut weiß, daß die Figuren, welche er zeichnet, nicht an sich, sondern nur durch ihren Stammeszusammenhang von Werth sind. Den Lesern, welche an den Details der Einleitung zu scheitern drohen, wäre daher zu rathen, sich auf einige Hauptpunkte zu beschränken. Zu

ihnen gehören zwei Abhandlungen, die eine über „die Entwickelung der Orgelkunst im XVII. Jahrhundert, mit besonderer Berücksichtigung der Choralbearbeitung“ (S. 95), die andere über „das deutsche Kunstpfeiferthum im XVII. Jahrhundert“ (S. 140). Die letztere hat auch ein allgemein culturhistorisches Interesse. Besonders lehrreich sind die von Kaiser Ferdinand III. bestätigten „Zunftstatuten“, welche Spitta in ihren 25 Artikeln vollständig mittheilt, weil sie einen eigenthümlichen Einblick in das Ringen jener Zeit gewähren, der handwerksmäßigen Kunstübung tiefere musikalische Bildung entgegenzusetzen und eine durch ihre demokratische Grundlage vielfach gefährdete Association in Zucht und Sitte zu erhalten. Welch' drollige Weisheit steckt z. B. in Art. 21: „nachdem auch die Erfahrung bezeuget, daß mancher seinen angenommenen Dienst mit lauter Lehrjungen versehen wollen, dargegen aber einem jeglichen die gesunde Vernunfft selbst dictiret, daß die tirones und Lehrknaben, wie in allen andern Sachen, also auch in dieser musikalischen Kunst kein vollkommenes Stück zuwege bringen können, und da denn entweder bei dem öffentlichen Gottesdienst, oder einiger anderer Versammlung dergleichen Fehler und Mängel vorkommen, hierfür dem Direktor solcher Musik nicht nur alle Schuld beigemessen, sondern auch der meiste Schimpf auff ihn gewälzet, und die löbliche Kunst selbst dadurch nur verächtlich gemacht wird, so soll keinem Lehrmeister gestattet und nachgelassen seyn, mehr denn drey Knaben auff einmal in seine Information und Lehr auffzunehmen und darinnen zu behalten.“ Ein Rath, der mutatis mutandis auch heute noch zu beherzigen wäre.

Außer den beiden Abhandlungen fällt das Hauptlicht der Einleitung auf Joh. Christoph Bach, den Oheim Sebastian's, geb. 1674, den bedeutendsten Motettencomponisten des Jahrhunderts, und seinen jüngeren Bruder, Joh. Michael. Man muß es nachlesen, wie aus der Ermattung des 30jährigen Krieges diese beiden Gestalten emporsteigen, würdige Vorgänger ihres großen Neffen, in dem die Kirchenmusik ihren letzten, höchsten Abschluß feiern sollte; wie sie, an die Ueberlieferungen von Heinrich Schütz und Andreas Hammerschmidt anknüpfend, zu bedeutendem, vielseitigem Schaffen gelangen, das seinen Höhepunkt in Joh. Christoph's Tonbild „Es erhob sich ein Streit im Himmel“ findet. Von diesem Werk, für zwei fünfstimmige Chöre, zwei Violinen, vier Violas, Fagott, vier Trompeten, Pauken, Baß und Orgel geschrieben, erzählt Philipp Emanuel Bach, daß es später unter Sebastian Bach's Leitung in Leipzig alle Welt in Erstaunen gesetzt habe.

Wenn man das erste Zimmer der musikalischen Abtheilung in der Berliner Königl. Bibliothek betritt, so erblickt man das Bild eines Mannes mit frei schauendem Blick im bequemen Hauskleide, dessen kräftige Züge namentlich in Kinn und Nase uns an etwas Wohlbekanntes erinnern. Das ist Ambrosius Bach, der Vater Sebastian's, mit dem der erste Abschnitt des Spitta'schen Buches und mit ihm die Geschichte der Vorfahren schließt. „Ein zusammenhängender Rückblick auf diese,“ sagt der Verfasser, „macht es einleuchtend, daß wir bei keinem anderen Künstler ein größeres Recht haben, von ihm auf der Schwelle seines Lebens den echtesten Ausdruck deutschen Wesens zu erwarten, als bei Sebastian Bach. Vor Jahrhunderten schon hatten seine Ahnen auf dem Gebiete

Deutschlands, das ihm zur Wiege wurde, gelebt und gearbeitet; sie waren, wie es die Thätigkeit der Bauern mehr als jede andere mit sich bringt, mit ihrer heimathlichen Scholle wie mit ihrem eigenen Selbst verwachsen. Aus dieser seine Nahrung ziehend, hatte sich das Geschlecht ausgebreitet, wie ein mächtiger Eichbaum seine Zweige nach allen Seiten treibt, aber niemals war die Gemeinsamkeit des starken Stammes vergessen worden. Durch Generationen hindurch hatten sie diejenige Musik gepflegt und vertreten, welche dem auf das Uebersinnliche gerichteten Geiste des Deutschen am meisten entspricht, und daher auch von ihm zur höchsten Vollendung geführt werden sollte: die instrumentale Musik und die an ihr sich vorzugsweise entwickelnde protestantisch-kirchliche Tonkunst. Von Geschlecht zu Geschlecht hatte sich die stets vergrößerte Summe musikalischer Erfahrungen und Gewöhnungen fortgepflanzt, war allmälig zu einem Theil des Bachischen Wesens geworden und konnte so den fruchtbaren Boden bilden für die glückliche Entfaltung eines Genies von unübertroffener Größe." (S. 173).

Joh. Seb. Bach wurde zu Eisenach, wahrscheinlich am 21. März 1685, geboren; als Tauftag beglaubigt ist nur der 23. März. Der Vater schritt 1694 zu einer neuen Ehe, nachdem er seine erste Frau kaum 7 Monate verloren hatte. „Eheliches Zusammensein war für den gesunden Familiensinn der Bachs am schwersten zu entbehren; ihre urwüchsige Kraft wandte sich von den Todten rasch wieder den Lebenden zu." Aber Ambrosius stirbt schon nach 2 Monaten, und die Familie löst sich nun auf. Ein älterer Bruder Sebastian's, Johann Christoph, nimmt sich der Erziehung des zehnjährigen Knaben an und wird auch sein erster Lehrer im Clavierspiel. Spitta weiß über seine Leistungsfähigkeit nur anzuführen, daß er Pachelbels Schüler gewesen sei und eine Sammlung von Werken berühmter damaliger Orgelmeister angelegt habe. An dieses Orgelbuch knüpft sich die erste interessante Jugendgeschichte Sebastian's. Da sein Bruder es ihm „aus Altersstolz" vorenthält und die Sehnsucht des Knaben darauf beschränkt bleibt, es täglich hinter den weitläuftigen Gittern eines Schrankes liegen zu sehen, so zieht Sebastian bei nächtlicher Weile das zusammengerollte Heft heraus und copirt es, da ihm keine andere Beleuchtung zu Gebote steht, binnen 6 Monaten mit Hülfe des Mondscheins. Die „geniale Beharrlichkeit" Bach's, wie Spitta sich glücklich ausdrückt, tritt in diesem kleinen Zuge schon klar hervor. Auch haben wir uns in jener ersten Zeit Sebastian, der sich eines schönen Discants erfreute, wie Luther einst an dem currenten Chor theilnehmend zu denken, welcher bei Hochzeiten und Beerdigungen, und in bestimmten Jahreszeiten auch von Thür zu Thür ziehend seine kirchlichen Weisen sang. Wir in Berlin sind vor wenigen Jahren noch Zeugen dieses seltsamen Restes mittelalterlichen Musicirens gewesen.

Die erste allgemeine wissenschaftliche Bildung wird auf dem Lyceum in Ohrdruf gewonnen, wo man Theologie, Latein, Griechisch nebst etwas Rhetorik und Mathematik lehrte. Geschichte fehlte ganz, ebenso die französische Sprache. Vermuthlich ist Sebastian nicht über die Secunda hinausgekommen, denn 1700, also im 15. Lebensjahre, tritt er mit seiner gewiß schon gut geschulten Stimme als Discantist in den Chor der Michaelisschule in Lüneburg. In Ohrdruf hatte er Gelegenheit gehabt, sich in dem unter der Leitung des Cantors stehenden

Sängerchor stimmlich auszubilden. In Lüneburg bleibt er 3 Jahre, also bis zu seinem 18., erweitert seine Bildung auf der dortigen Michaelisschule und hat vermuthlich einen zweijährigen Cursus in Prima vollendet. Er verliert beim Mutiren seine Stimme, zeigt sich wahrscheinlich aber schon instrumental, als Violinist, Orgel- und Cembalospieler brauchbar. Die reiche Chorbibliothek des Michaeliskloſters, welche seitdem verloren gegangen ist, bietet ihm Gelegenheit, sich Kenntnisse in der kirchlichen Vocalmusik zu verschaffen, doch ist anzunehmen, daß Bach's Entwickelung mit seiner Ausbildung als Spieler und Instrumentalcomponist begonnen habe. Die Orgeln in Lüneburg waren schlecht. „So begann bereits hier das Mißgeschick, welches den größten deutschen Orgelmeister durch sein Leben verfolgt hat, sich gewöhnlich mit kleinen oder schlechten Orgeln behelfen zu müssen und niemals ein recht ausgezeichnetes Werk dauernd zur Verfügung zu haben."

Von Lehrern im gewöhnlichen Sinne des Worts ist bei Bach überhaupt nicht zu reden. Die Betrachtung fremder Werke, fremden Spiels feuert sein eigenes Schaffen, sein eigenes Spiel an. „Der rastlose Fleiß des Genies," bemerkt Spitta, „der, vielmehr eine Naturgewalt als das Ergebniß sittlich bewußter Forderung, unwiderstehlich vorwärts drängt, ließ ihn zur Lösung selbstgestellter Aufgaben sogar des Nachts nicht ruhn." Wichtig in diesen ersten Zeiten der Compositions- und Spielstudien, welche den Meisterjahren vorangehen, ist nur die Erkenntniß, welche Persönlichkeiten und Kunstrichtungen es waren, die Einfluß auf Bach gewannen. Von den Männern nun, welche in der Lüneburger Zeit den jungen Geist nachhaltiger anzuregen verstanden, sind Georg Böhm (geb. 1661) und Adam Reinken (1623—1722) zu nennen. Den Letzteren, einen berühmten Orgelspieler und Componisten, kennen zu lernen, mußten Ausflüge zu Fuß nach Hamburg unternommen werden. Ebenso wandert Bach nach Celle, um sich in der dortigen Capelle, welche seit der Mitte des XVII. Jahrhunderts eines großen Rufs genoß, mit dem dort herrschenden französischen Geschmack, dessen bedeutendster Vertreter François Couperin war, vertraut zu machen. „Die Verschmelzung, welche deutsches Wesen mit dem französischen Stile überhaupt eingehen konnte, war in Böhm's Persönlichkeit im Wesentlichen schon vollzogen, so daß Bach die französischen Elemente durch dessen Vermittelung in sich aufgenommen haben wird." Spitta bemerkt hierbei ausdrücklich, daß die betreffenden Compositionen jener Zeit nicht erhalten geblieben sind und daß die sogenannten „französischen Suiten", Werke aus Bach's reiffster Zeit, in diesem Sinne verstanden, ihren Namen mit Unrecht führen. Unter den Arbeiten Bach's, von denen wir aus seiner Lüneburger Zeit wissen, sind es namentlich einige Choral-Partiten, welche Spitta mit seiner ihm eigenen Gründlichkeit in ihrem Zusammenhang, namentlich mit Böhm, bespricht. Der überall den Dingen auf den Grund gehende Trieb des Verfassers führt in dem ganzen Buch niemals eine mit dem Bach'schen Werden sich inniger berührende Persönlichkeit ein, ohne von ihr ein genaues Bild zu entwerfen. So sehen wir denn, wie sich in dem jungen Geiste Bach's, trotz pietätvoller Anlehnung an seine großen Vorgänger, seine „im denkbar größten Gegensatze zu seiner Zeit und wie in Fels gehauene Individualität" mit einer Sicherheit Bahn bricht,

daß sie „niemals den Pfad, den sie einmal betrat, späterhin als falsch erkennen und durch Umkehr hätte verlassen müssen". Es bleibt trotzdem zu bedauern, daß uns aus dieser Zeit des Knospens und Treibens nicht mehr Documente vorliegen. Das Genie ist die höchste Kundgebung menschlichen Geistes; in sein Werden und Gestalten möchten wir so gern den vordringlich suchenden Blick werfen, um das geheimnißvolle Wunder seiner Bildung in vertrauter Nähe zu belauschen.

Von Lüneburg geht Bach als Hofmusiker an den Weimarer Hof Herzog Wilhelm's IV., wo er in die Privatcapelle des jüngern Bruders des regierenden Fürsten, Johann Ernst's, aber nur für kurze Zeit, als Violinist eintritt. Aeußere Existenzgründe sollen die Annahme einer Stellung veranlaßt haben, aus der ihn sehr bald ein Ruf als Organist an die „neue Kirche" in Arnstadt, „der alten Sammelstelle seines Geschlechts," ablöst. Am 14. August 1703 wird er auf sein neues Amt durch Handschlag verpflichtet. Die Aufführung volksthümlicher Singspiele in Arnstadt mag dem zwanzigjährigen Jüngling ungewohnte Erholung gewährt haben. Die Uebertragung eines kleinen Schülerchors an der Kirche gibt ihm Veranlassung zu der, später von ihm umgearbeiteten concertirenden Ostercantate: „Denn du wirst meine Seele nicht in der Hölle lassen," die einzige Kirchencomposition, die es gelungen ist aus dieser Zeit ans Licht zu ziehen. Dagegen stammt eine Curiosität, ein Stück Programmmusik, aus ihr, wie es — mit einer kleinen Ausnahme — (S. 239) in der Bach'schen Literatur nicht wieder zu finden ist. Es ist auf den Abschied von Joh. Jakob, einem von Bach's älteren Brüdern, geschrieben, welcher in einer romantischen Anwandlung als Hautboist in die schwedische Garde unter Karl XII. trat, und führt den Titel: „Capriccio sopra la lontananza del suo fratello dilettissimo". Ich kann mich nicht enthalten, die wunderliche Reihe dieser 5 Stückchen hier mitzutheilen. I. (ist eine Schmeichelung der Freunde, den Bruder von seiner Reise abzuhalten), II. (ist eine Vorstellung unterschiedlicher Casuum, die ihm in der Fremde könnten vorfallen), III. (allgemeines Lamento der Freunde), IV. (die Freunde kommen und nehmen Abschied), V. (Aria di Postiglione). Zum Schluß findet sich eine werthvolle Doppelfuge über das Posthornsignal. Als besondere Curiosität sei noch erwähnt, daß der berühmte „basso ostinato" aus dem „Crucifixus" der H-moll-Messe, einem Lieblingsthema Bach's, das auch anderwärts auftritt, in Nummer III. bereits zu finden ist. Ein Mann wie Spitta ist natürlich in der Lage, die Beziehungen dieser seltsamen Production zu ähnlichen Erscheinungen ihrer Zeit aufzufinden, und so auch hier wie immer das scheinbar Isolirte eines genialen Problems auf seine kunstgeschichtlichen Analogien zurückzuführen. In diesem Fall waren es die von Johann Kuhnau (1667—1722) erfundenen „biblischen Historien", in denen die Situationsmalerei schon eine poetisirende Richtung geltend machte, gegen welche Bach's ganze spätere Entwickelung als gegen ein „musikalisches Fabuliren" das „schwer wiegendste Zeugniß" ablegte. Immerhin bleibt es eine denkwürdige Thatsache, daß ein Mann wie Bach, wenn auch nur völlig vorübergehend und in dem romantischen Frühlicht seiner Jünglingsjahre, auf dieses Littoral geführt werden konnte, in welchem — wenn man sich diesen Ausdruck erlauben darf — die Musik an

den Ufern der Poesie strandet. Gewiß lag dem grundmusikalischen Geist seiner Natur solcher Wahn ferner als jedem anderen. Spitta macht zu diesem Thema einige Bemerkungen, die ich nicht vorenthalten möchte. „Einem so urmusikalischen Genie wie dem seinigen," sagt er, „mußte es unerträglich sein, die Kunst auf Krücken wandeln oder Magddienste thun zu sehen." „Wird mit rein musikalischen Mitteln gewirkt und bezweckt die poetische Einmischung nur die Abgrenzung eines einzigen bestimmten Empfindungskreises, in dem die Musik nunmehr unbehindert ihr Wesen entfalten kann, so dient dies allerdings sehr dazu, die Stimmung zu vertiefen, verrückt dann aber das Gleichgewicht zwischen objectiven und subjectiven Elementen im Kunstwerk wesentlich zu Gunsten der letzteren. Denn das Allgemeingültige im Kunstwerk ist die Form, in welche bei einem Musikstück der Gedanke oder die Vorstellung nicht eingeht." . . . „Künstler sein heißt das innerlich Erlebte äußerlich gestalten, und zu immer größerer Objectivirung eines Inhalts drängt, wie die gesammte Kunst, so die Entwickelung jedes echten künstlerischen Individuums."

Von Compositionen aus dieser Zeit sind ein paar Orgelfugen und eine Reihe von Variationen, deren Echtheit nicht einmal ganz erwiesen, das Einzige, was uns geblieben ist. Daß Bach auf dem Gebiete des Orgelchorals, den man wol als das Mark seines Wesens bezeichnen kann, viel gearbeitet haben wird, ist anzunehmen. Die Orgelfugen zeigen mehr noch „die Wonne, in dem unbeschränkten Tonmaterial der Orgel zu baden," ihr gesammtes Rüstzeug zur Geltung zu bringen, als daß sie den höchsten und letzten Forderungen der Fugenform schon gerecht werden. Aus dem Thema der C-moll-Fuge schlägt das Bach'sche Genie aber schon wie eine feurige Flamme zum Himmel auf.

Nach zwei Jahren zurückgezogenen Kunstlebens nimmt Bach im October 1705 einen vierwöchentlichen Urlaub, um den berühmtesten Meister jener Zeit, Dietrich Buxtehude (geb. 1637), in Lübeck aufzusuchen. Die „Abendmusiken" in der Marienkirche, vollständige Kirchenconcerte, in denen Buxtehude wol auch selbst die Orgel spielte, übten damals auf Nah und Fern die größte Anziehung aus. Auch Händel ist in Begleitung Mattheson's von Hamburg einmal herübergekommen.

Es folgt nun in dem Spitta'schen Buch die ausführliche Schilderung des Lübecker Meisters; eine Studie, die für sich allein von des Verfassers Gelehrsamkeit und Gründlichkeit das vollwiegendste Zeugniß ablegen würde. Buxtehude durch „seine großen, von einem reichen Geiste erfüllten unabhängigen Tonstücke" und mit ihm Pachelbel (1653—1706) durch seinen epochemachenden Orgelchoral, sie sind es, an denen Bach'scher Geist sich auferzieht. Treffend sagt aber Spitta: „Wenn eine Kunst ihrer höchsten Entwickelung nahe gekommen ist, kann das Verhältniß ihrer Träger zu einander nicht mehr so aufgefaßt werden, daß einer den andern in sich aufzehre und seine Sonderbedeutung aufhebe." Und an einer anderen Stelle: „In der Geschichte ist es eine überall wiederkehrende Erscheinung, daß die Leistungen des menschlichen Geistes, wenn sie in einer bestimmten Richtung zur möglichsten Vollkommenheit entwickelt sind, dann einen Widerspruch in ihrem Wesen zu zeigen beginnen, welcher über sie hinausdrängt, sie zu sprengen sucht und den Keim bildet für neue und anders geartete

Entwickelungen." Bach's Verhältniß zu beiden Männern spricht Spitta charakteristisch so aus: „Man sieht, wie die Gegensätze von Süd und Nord einander entgegen streben: Buxtehude's unruhige Innigkeit zu Pachelbel's Choral, Pachelbel's schöne Ruhe zu Buxtehude's freiem Orgelstück. Bach vereinigte in sich diese Gegensätze. Aber er empfing Pachelbel's Einfluß durch die Vermittlung der thüringischen Künstler, die ihn mit eigenem Geiste bereits versetzt hatten; er war außerdem eine kerndeutsche Natur und dem Romantischen mehr zugethan, als dem Classischen. Darum steht er nicht ganz in der Mitte über beiden, sondern etwas näher zu dem Lübecker Meister hin, und eben darum dieser nicht ganz unter, sondern theilweise, und zwar mehr als Pachelbel, neben ihm. Jene subjective Wärme, welche 100 Jahre später gegenüber dieser ersten Blüthezeit deutscher Instrumentalmusik eine zweite hervorrufen sollte, lebte auch in Bach und unendlich viel stärker, als je in einem seiner Vorgänger und Zeitgenossen; sie quoll nur nicht so heftig empor, wie bei Buxtehude, sondern durchdrang in großartigster Weise gezügelt Alles und Jedes, was er schrieb." (S. 284). Nur über einen Punkt der Buxtehude'schen Studie möchte ich mir noch erlauben, unseren Verfasser zu citiren, weil er vom allgemeinsten Interesse. Bei Gelegenheit eines von ihm besprochenen Dialoges (schon Hammerschmidt hatte 1645 „Dialogi oder Gespräche zwischen Gott und einer gläubigen Seele" herausgegeben) äußert sich Spitta über das pietistische Element der damaligen Kirchendichtung folgendermaßen: „Das Charakteristische für die Componisten am Ausgange des siebenzehnten Jahrhunderts liegt darin, daß sie den Choral von nur einer Stimme mit Begleitung vortragen lassen und ihn hierdurch, wie durch leidenschaftathmende Umbildungen der Melodie und ungewöhnliche Harmonien zum Mittel des subjectivsten Empfindungsausdrucks machen konnten, ohne ihn doch so streng polyphon umzugestalten, daß dadurch dem Subjectivismus das Gleichgewicht gehalten wäre. Sie eigentlich sind es, in denen das musikalische Gegenbild der pietistischen Dichtung zu erkennen ist. Freilich nicht so, daß durch diese ihre Compositionsart angeregt und bestimmt sei. Der directe Einfluß des Pietismus auf die kirchliche Musik und ihre Entwickelung ist ein ganz unbedeutender gewesen, schon deshalb, weil er eigentlich den Reichthum der Kunst von sich ausschloß. Beide Richtungen entstanden neben einander her, wenngleich aus derselben Gemüthsquelle, und die Musik gelangte thatsächlich um mehrere Jahrzehnte früher in die Entwickelungsphase der Empfindsamkeit und jugendlichen Schwärmerei, die sich jedesmal bei dem Neuaufblühen des Lebens einer Nation einstellt und die in der Musik am frühesten sich zeigen mußte, da sie der Anlage des deutschen Volkes zufolge die erste Geistesthätigkeit war, in der nach dem Unglück des großen Krieges das neue Leben kräftige Knospen ansetzte. Die Anfänge pietistischer Dichtung greifen allerdings noch in jene musikalische Periode hinein, und Buxtehude konnte ihr seine Töne noch einige Male gesellen, aber als sie recht in Blüthe stand, hatte die Kirchenmusik jenes Stadium lange überwunden und sich theils der religiösen Ideale in ihrer Erhabenheit wieder bemächtigt, theils sich nach einer Richtung hingewendet, die gar nichts mehr mit ihnen zu thun hatte." (S. 300.)

Jede Werdezeit eines großen Menschen pflegt noch ein Stückchen der Eierschale an sich zu tragen, irgend ein charakteristisches Merkmal, welches die noch nicht zu voller Entfaltung gelangte Kraft schamhaft verräth. Nichts Rührenderes gibt es in dieser Beziehung als die Frühwerke Beethoven's. So ist für alle aus der Lüneburger und Arnstädter Zeit stammenden Zeugnisse Bach'schen Schaffens die Verwendung des Pedals kennzeichnend. Sicherer als aus dem Wasserzeichen des Papiers läßt sich aus ihr die Chronologie eines Bach'schen Manuscriptes bestimmen. In der Lüneburger und Arnstädter Zeit ist das Pedal noch kein wesentliches Glied der Composition, keine Stimme im streng musikalischen Sinne, sondern mehr ein Farbenmittel, eine dynamische Macht, welche dem Bedürfniß nach klanglicher Steigerung zu Willen ist. Von jener Kunst der reifen Jahre, ein Pedal zweistimmig durchzuführen, ist noch keine Rede; es spielt mehr die Rolle des Gewitters, als eines Verbündeten von besonderer Würde.

Unterdessen läuft Bach's Urlaub ab, ohne daß es ihn unter Kunsteindrücken von solcher Bedeutung kümmert. „Das Organistenamt war ihm gleichgültig geworden. Woche auf Woche vergeht, er überschreitet die ihm zugestandene Frist um das Doppelte, das Dreifache." Buxtehude's Nachfolger in St. Marien zu werden, scheint ihn nicht gelüstet zu haben, vielleicht weil die nach damaliger Sitte mit der Stelle ihm „begebene" oder „conservirte" Tochter des Amtsvorgängers sich in zu vorgerückten Jahren befand. Ende Februar 1706 erhält Bach bei seiner Rückkehr nach Arnstadt eine Vorladung vor das Consistorium. Er hatte seinen Urlaub von vier Wochen um zwölf überschritten. Dazu kam, daß er durch sein kühnes und oft ausschweifendes Orgelspiel beim Gemeindegesang schon zu mannigfachem Aergerniß Veranlassung gegeben hatte. Auch hatte er sich mit dem sittlich wie musikalisch verwilderten Schülerchor, über den er bei seiner Gleichaltrigkeit schwer eine Autorität behaupten konnte, überworfen. Das Protokoll des mit Bach angestellten Verhörs, welches Spitta im Urtext mittheilt (S. 313) ist überaus ergötzlich zu lesen. Unter Anderem wird ihm darin „verwiesen", daß er „letztverwichenen Sonntag unter der Predigt in den Weinkeller gegangen". Es vergehen acht Monate, ohne daß Bach den Vorstellungen des Consistoriums irgendwie Gehör schenkt. Eine neue Vorladung erfolgt, in deren kurzem Protokoll folgender Passus erscheint: „stellen ihm hierauf ferner vor, auß was macht er ohnlängst die frembde Jungfer auf das Chor biethen und musiciren lassen". Die fremde Jungfer ist von Spitta mit großer Wahrscheinlichkeit als Maria Barbara Bach, seine nachmalige erste Frau, ermittelt worden. Da in der älteren Kirchencantate, welche damals in Arnstadt noch die herrschende war, Frauenstimmen nicht verwendet wurden, so kann in diesem Fall nur von einem privaten Musiciren die Rede gewesen sein. Ueber den weiteren Verlauf des Conflicts mit dem Consistorium liegen keine Urkunden vor. Bach muß also wohl eingelenkt haben, da er noch einige Zeit, wenngleich ungern, in Arnstadt bleibt, ehe er im Juni 1707 den Organistendienst an der Kirche Divi Blasii in Mühlhausen annimmt. Sein Einkommen bestand in 85 Gulden, 3 Maltern Korn, 2 Klaftern Holz, 6 Schock Reisig und einem jährlichen Fischgeschenk von 3 Pfunden. Außerdem hatte er sich ausbedungen, daß ihm „zur Ueberbringung

seiner Mobilien werde mit Fuhrwerk assistiret werden". In Arnstadt verzichtet er auf den rückständigen Theil seiner Besoldung zu Gunsten eines hilfsbedürftigen Vetters. Am 17. October 1707 wird er mit Maria Barbara Bach aus Gehren in dem Dörfchen Dornheim bei Arnstadt getraut. Spitta bemerkt hierzu: „Wenn man die eheliche Vereinigung von Individuen aus blutsfremden Familien mit Recht als die Bedingung einer kräftigen Fortentwickelung in den Kindern ansieht, so deutet Bach's Wahl darauf hin, daß in ihm der Gipfel einer Entwickelung erreicht war, indem sein Instinct den natürlichen Weg, weitere Fortbildungen anzustreben, verschmähte und sich zum eignen Geschlechte zurückneigte." Ganz abgesehen davon, daß Bach seine zweite Ehe mit keiner Blutsverwandten schloß, finde ich den Gedanken etwas gewagt und zugespitzt. In einem anderen Schriftsteller würde so etwas weniger auffallen; bei einem Mann wie Spitta kann man eine leichte Verwunderung nicht unterdrücken. In dem ganzen herrlichen Buche wird man übrigens nach einer Parallelstelle vergebens suchen. Sein Geist hat in seiner Gesundheit und Größe etwas von dem Mann, dessen Leben er geschrieben. Niemals wird er ein schiefes Urtheil, eine Halbwahrheit, einen künstlichen Syllogismus bringen, niemals sonst den Gegenstand seiner Bewunderung so klein achten, daß er ihn zu vergrößern versuchen sollte.

Aus der Mühlhauser Zeit stammt die sogenannte „Rathswechsel-Cantate". „Besonders bedeutsam," schreibt Spitta, „ist die Mitwirkung des Orchesters in ihr; sie zeigt, wie Bach schon jetzt sich ganz darüber klar war, daß in dem damals allein möglichen Kirchenstile die Singstimmen mit den Instrumenten zu einer innerlich verbundenen Gesammtmasse zusammengeschmolzen werden müßten"... „Er hatte erkannt, daß das menschliche Organ so viel wie möglich seinen persönlichen, wenn man will, dramatischen Charakter abstreifen und, so weit es irgend angeht, zum Instrumente werden müsse, was selbstlos dem Ausdrucke einer allgemein religiösen Lyrik dient; mit dieser Erkenntniß war aber der Empfindsamkeit und der Vereinzelungssucht der älteren Kirchencantate die Freundschaft aufgesagt." Die Cantate ist die einzige geblieben, welche zu Bach's Lebzeiten gedruckt wurde. In jener Zeit blieben Compositionen, namentlich die größeren, meist auf ihr handschriftliches Leben angewiesen.

Unterdessen entbrennt zwischen den Orthodoxen und den Anhängern des Spener'schen Pietismus in Mühlhausen ein heftiger Hader. Theologisch gebildeten Lesern wird diese Abschweifung im Spitta'schen Buche willkommen sein. „Bach's religiöser Standpunkt war ein über allen Streit erhabener und allgemeiner, wie er sich für ein universales Genie geziemt, und wenn ihn die Tradition seines Geschlechtes und die Liebe zu seiner Kunst auch in die Reihen der Orthodoxen wies, so wäre doch nichts verkehrter, als ihn für einen fanatischen Parteigänger zu halten." (S. 364.) Der unmittelbaren Berührung mit solchen, künstlerisches Schaffen wenig fördernden, Reizzuständen zu entfliehen, vielleicht auch verdrossen über manches Unzureichende im Bereiche seines allgemeinen musikalischen Wirkens und seiner nicht eben glänzenden Dotation, reicht Bach, obwol er eben eine neue Disposition zur Reparatur der Orgel entworfen, sein Entlassungsgesuch ein und geht mit einem kleinen Umwege über Arnstadt, wo er die Hochzeit des Mannes, der im Jahr vorher seinen eignen Bund eingesegnet hatte,

durch Aufführung der Cantate „Der Herr segne euch je mehr und mehr, euch und eure Kinder" verschönt, als Hoforganist nach Weimar. Neun Jahre verwaltet Bach unter der Regierung des Herzogs Wilhelm Ernst sein Amt als Hoforganist und Kammermusicus und entfaltet während dieses Zeitraums seine glänzendste Wirksamkeit als Orgelspieler und Orgelcomponist. Der Verkehr mit seinem Collegen Joh. Gottfr. Walther, dem Verfasser des bekannten musikalischen Lexicons, mit Reineccius, Joh. Matth. Gesner und anderen Männern von Bedeutung wirkt anregend auf ihn. Auch Schüler beginnen sich dem jungen Meister anzuschließen. Ueber sein Orgelspiel schreibt Mattheson drastisch: „Ich habe von dem berühmten Organisten Herrn J. S. Bach Sachen gesehn, sowol für die Kirche als für die Faust, die gewiß so beschaffen sind, daß man den Mann hoch ästimiren muß." Von seiner colossalen Finger- und Kunsttechnik geben seine Compositionen eine annähernde Vorstellung. „Mit seinen zween Füßen," schreibt Mizler in seinem Nekrolog, „konnte er auf dem Pedale solche Sätze ausführen, die manchem nicht ungeschickten Clavieristen mit fünf Fingern zu machen sauer genug werden würden." Ueber die wunderbare Art seines Registrirens liegen aber, einen Fall ausgenommen, leider keine Aufzeichnungen vor.

Eine musikalische Charakterisirung der in diese Zeit fallenden Orgelcompositionen (Präludien, Fugen, Toccaten u. a.) muß ich mir an dieser Stelle natürlich versagen. Sie ist auch in dem Spitta'schen Buche begreiflicher Weise nur für Musiker lesbar. Wichtig aber ist es, aus dieser Zeit Bach's Bekanntschaft mit der italienischen Kammermusik zu verzeichnen, welche ihn zunächst zu Uebertragungen Vivaldi'scher Violinconcerte auf Clavier oder Orgel anregt. Aus dem Contact mit diesen neuen Instrumentalformen (Concert, Sonate, Ouverture) entspringt später das berühmte „Italienische Concert". Insbesondere sind es Frescobaldi, Corelli und Albinoni, welche Bach, der alles Werthvolle seiner Kunst sogleich in sein eigen Fleisch und Blut umzusetzen liebte, zu mannigfachen Verarbeitungen von einzelnen ihrer Gestaltungen Veranlassung geben. Spitta theilt Bach's productive Beschäftigung in Weimar in zwei Hälften, von denen die erste, 1712 abschließend, sich wesentlich mit Instrumentalmusik befaßte. Nur drei Cantaten, unter ihnen die wohlbekannte „Gottes Zeit ist die allerbeste Zeit" (auch „actus tragicus" genannt) fallen in dieselbe. Sie tragen mehr oder weniger noch den Stempel der älteren Kirchencantate. Wie sich dieser durch eine Fülle bisher ungeahnter, fremdartiger Formen und Stimmungen zu dem entwickelt, was Bach'sche Kirchenmusik unsterblich gemacht hat, wird durch eine Analyse der zweiten Weimarer Hälfte auf's Schlagendste erläutert.

Sehr geistvoll schildert Spitta, wie die Oper der damaligen Epoche auf die Cantate Bach's, dessen Passionen und das Händel'sche Oratorium Einfluß gewinnt, wie „die Persönlichkeit, durch die mehrstimmige Musik gebunden gehalten, nach dem Rechte verlangt, ihre eigensten Empfindungen zu äußern," und wie auf dem Gebiete, „wo der Einzelgesang gattungsbestimmender Factor war, die neue Musikweise, welche sympathischen Widerhall in den Herzen der Menschen geweckt hatte, dreist an die Pforten der Gotteshäuser klopft" (S. 463). Recitativ und Arie werden in die kirchliche Kunst eingelassen und mit Hilfe

der Neumeister'schen Cantatendichtung, trotz allen Sturms, den sie unter den damaligen Parteien erregte, trotz allen Widerspruchs, den die Benutzung theatralischer Formen für die Kirche erfuhr, diejenige Gattung gefunden, welche durch die Verbindung beider so verschiedenen Stilarten der damaligen Kirchenmusik die einzig mögliche Gestalt an die Hand gab. Von dem Recitativ sagt Spitta bedeutungsvoll, daß, als einem ursprünglich dramatischen Kunstmittel, „das Hauptgewicht in ihm auf dem liegt, was singend gesprochen, nicht auf dem, was sprechend gesungen wird". Bach konnte hiervon aber nur einen modificirten Gebrauch machen, denn um es stilgemäß der Kirchenmusik anzubequemen, durfte neben dem Streben nach ausdrucksvoller Declamation das musikalische Princip, als das wichtigere, nicht aus den Augen verloren werden. Die reif entwickelte Bach'sche Arie wird als ein „unabläßig fortströmender Gesang" bezeichnet, „dessen Hauptabschnitte durch Ritornelle markirt werden. Die Instrumente umschlingen die Singstimmen stützend, widersprechend, fortspinnend, ausdeutend und vergeistigend." Die Instrumentaleinleitung, welche den meisten Cantaten vorangeht, läßt sich nur ganz allgemein auf die Stimmung, „niemals auf schildernde Zwecke" ein. Ueber das malerische Element in der Musik findet sich S. 488 eine höchst merkwürdige Stelle, welche jeder Musiker memoriren sollte: „Streng genommen ist es ungenau, von Malerei zu reden, wenn die Musik Bewegungen der sichtbaren Welt in ihrer Weise nachahmt. In jeder bewegten Erscheinung der Außenwelt erkennt der Mensch ein Spiegelbild gewisser eigner Gefühlsströmungen, und das Gefühl ist uns das unmittelbarste Zeugniß des Lebens. Das Leben aber, diesen im tiefen Grund rauschenden Strom, in den alle in die Erscheinungswelt aufragenden Dinge ihre Wurzeln hinabsenken, künstlerisch darzustellen, ist die eigentliche Aufgabe der Musik. Hierin beruht die innere Berechtigung der sogenannten Nachahmungen von dem Rieseln der Quelle, dem Wogen des Meeres, dem Niederströmen des Regens, dem Ziehen der Wolken, dem Zittern der Blätter, ja selbst dem Schwärmen der Vögel und Insecten: sie stellen das unlösliche Band her, welches uns mit dem zu Eins verbindet, was uns entgegengesetzt erscheint, die Kräfte, welche mit gleicher Intensität die übrige Welt wie unser eignes Wesen durchziehen."

Um sich von Bach's Productivität schon in seiner Weimarer Zeit einen Begriff zu machen, erwähne ich, daß Spitta außer den massenhaften Orgelcompositionen desselben allein 21 erhaltene Kirchencantaten und eine weltliche anführt. Wie viele mögen gar nicht wieder ans Tageslicht gebracht worden sein! Die meisten derselben sind zu Salomo Frank's Dichtungen gesetzt. Wie vollkommen vorurtheilsfrei und gerecht Spitta Bach gegenüber bleibt, ersieht man aus der Analyse von „Ich hatte viel Bekümmerniß".

Auch von Weimar aus werden, wie es Bach liebte, Kunstausflüge unternommen, diesmal nach Cassel, Halle und Leipzig. Mit Halle spinnen sich wegen eines Engagements Unterhandlungen an, die sich wieder zerschlagen; doch wird seine Stellung in Weimar, künstlerisch wie pecuniär, von Jahr zu Jahr besser. Er wird Concertmeister und übernimmt auch einen Theil der Pflichten des alternden Capellmeisters. In diese Zeit 1715/16 fällt auch die Bekanntschaft mit Joh. Ludw. Bach in Meiningen, dem sogenannten Meininger Bach,

dessen Talent ihn so sehr interessirt, daß er 18 Partituren desselben copirt. Bei einem Herbstaufenthalt in Dresden findet das berühmte Turnier mit dem Pariser Orgelspieler Marchand statt, welches zu solchem Triumphe für Bach werden sollte. Marchand, ein eleganter Spieler, aber ein etwas selbstgefälliger und arroganter Franzose, hatte am Dresdner Hofe viel von sich reden machen. Nach Bach's Ankunft bildeten sich sehr bald zwei Parteien, welche einen Größenwettstreit beider Künstler zu provociren und denselben zu einem Zweikampf zwischen französischer und deutscher Kunst herauszuputzen verstanden. Bach und Marchand wurden aufgefordert, sich mit einander zu messen. Nachdem sie sich heimlich über ihre gegenseitigen Leistungen orientirt hatten, wurde eine bestimmte Stunde verabredet, in welcher der Kampf vor einem musikalischen Schiedsgericht zum Austrag gelangen sollte. Der Termin rückt heran, Alles ist versammelt, nur Marchand fehlt. Er hatte, in dem sicheren Vorgefühl, zu unterliegen, Dresden am selben Morgen verlassen. In die Zeit von Bach's Rückkehr nach Weimar fällt seine Berufung als Capellmeister und Director der fürstlichen Kammermusik am Hofe Fürst Leopold's von Anhalt-Cöthen. Es war eine Stellung völlig intimer Art, wie sie Bach noch nicht gehabt hatte. Man fragt sich, aus welchem Grunde er seine Weimarer Stellung so plötzlich quittirt hat. Vermuthlich war es Kränkung darüber, daß man nach des alten Capellmeisters Drese Tode erst Unterhandlungen mit Telemann angeknüpft, und als diese sich zerschlagen hatten, die Stelle an den jungen Drese vergab. Nach neun Jahren der bedeutendsten Thätigkeit gibt man die erste Stelle am Orte nicht Bach, sondern einem unbedeutenden Manne, der mit ihm keinen Vergleich aushält. Kein Wunder, wenn der so Umgangene seinen Abschied nimmt.

Aus der Weimarer Zeit stammen noch zwei Orgelstücke, ein Passacaglio in C-moll, welches dem größeren Publicum durch die meisterhafte Orchestration H. Esser's bekannt ist, und die A-dur-Fuge ($^3/_8$ Tact), unter den weicheren, oft fast mädchenhaft zarten Tonstücken Bach's vielleicht das bezauberndste, das er geschrieben. Bei dieser Gelegenheit sei es empfohlen, die Bach'schen Orgelpräludien und Fugen, um sich mit ihnen recht vertraut zu machen, am Clavier vierhändig zu spielen und zwar in der Art, daß dem linken Spieler nur die Pedalstimme, zu Octaven verdoppelt, zufällt. Hin und wieder wird einige Gewandtheit in der Uebernahme eines Theils der Manualstimmen nöthig sein. Solche Darstellung eines Bach'schen Orgelstücks wird immer jedem zweihändigen, auch dem geschicktesten Arrangement vorzuziehen sein, weil es bei diesem oft unmöglich ist, die Pedalstimme in Octaven wiederzugeben.

Ehe Spitta zur nächsten Periode in Bach's Leben, der Cöthener, übergeht, entwirft er eine Schilderung von Bach's Art, den Gemeindegesang zu begleiten, sowie von seiner Kunst des Orgelchorals, worüber das von ihm stammende, zunächst wol für seinen erstgeborenen Sohn, Wilhelm Friedemann, entworfene „Orgelbüchlein" einen positiven Anhalt gewährt. Auch Proben von Bach's Behandlung des Gemeindegesangs sind, wenn auch dürftig, vorhanden. Von einer dieser heißt es: „Die Zwischensätze sind nicht melodisch oder in einer anderen Weise selbstständig, sondern nur ganghaft. In diesen Grenzen aber, die er sich aus pietätvoller Rücksicht auf den Gemeindegesang zog, zeigt er seinen

kunstschöpferischen Genius in ganz wunderbarer Freiheit und Größe. Mit diesem gewaltigen Harmoniebau, dieser glänzenden Tonfülle, dieser kühnen Bewegung der Stimmen wob er den Schein künstlerischer Verklärung um den einfachen Volksgesang, mit dem tiefsinnigen Eingehen auf seine poetische Bedeutung verlieh er ihm etwas von der individuellen Tendenz, welche dem Protestantismus gegenüber der katholischen Kirche eigen ist." (S. 586.) Und an einer anderen Stelle: „Beim Betrachten eines solchen Stückes überkommt uns wol die Ahnung, welche Gebilde unter Bach's Fingern entstanden sein mögen, wenn der Schwung religiöser Begeisterung ihn fortriß, märchenhafte Zauberpaläste, die der Augenblick gebar und vernichtete, goldene Wolkenschlösser, den geheiligten Tonwesen, den Kirchenmelodien, zur erhabenen Wohnung bestimmt." Schildern wollen, was Spitta hier geschildert, hieße eine vortreffliche metrische Uebersetzung noch einmal in Prosa übertragen. Um sich von dieser vielleicht liebevollsten und feinsinnigsten Partie des merkwürdigen Buches eine Vorstellung zu machen, muß man sie im Original lesen, und auch dieses wird sich nur dann als fruchtbar erweisen, wenn jene Saite, welche nur die Kunst Bach'scher Choralbehandlung in volle Schwingung zu versetzen versteht, im Gemüthe selig nachklingt. Was eine spätere Entwickelung der Tonkunst unserer Art zu empfinden auch Näherliegenderes, Intimeres und darum vielleicht Fortreißenderes gebracht hat, unseres musikalischen Empfindens letzte, nachweisbare Quellen rauschen in dem großen Strom, der aus Bach's Orgel quoll, und deren geheimnißvoller Urgenius der Choral war. Am Schlusse der Betrachtung heißt es: „Bis zum Niedergange seines Lebens schuf der Meister in dieser Gattung weiter, und die letzten und kostbarsten Blüthen derselben bleiben uns noch aufgespart. Aber neue Formen werden wir nicht mehr zu verzeichnen haben; schon jetzt war das Gebiet vollständig durchmessen und mußte es sein, denn auf den unumschränkten Besitz desselben gründete sich die weitere Entwickelung seines Künstlerthums." (S. 609.)

Der Aufenthalt Bach's in Cöthen währt von 1717—1723. Keinerlei nachweisbare Erinnerungen an seine Person und seine Thätigkeit als Dirigent der fürstlichen Hausmusik haben sich dort vorfinden lassen. Der Fürst ist musikalisch, liebenswürdig und voller Zuvorkommenheit gegen Bach, den er sogar auf seinen Reisen mit sich nimmt. In Halle will Bach den sich dort auf der Durchreise befindlichen Händel kennen lernen, findet ihn aber bei seinem Besuch nicht mehr vor. Auch ein späterer Versuch, sich dem großen Zeitgenossen zu nähern, schlägt fehl, so daß beide Männer sich wunderbarer Weise nie gesehen haben. In Hamburg findet Bach den steinalten Reinken wieder, und spielt in der Katharinenkirche zwei Stunden lang vor versammeltem Magistrat und vielen Vornehmen der Stadt. Eine Improvisation über „An Wasserflüssen Babylons" ruft eine solche Verwunderung hervor, daß Reinken, der nicht ohne Neid und großes Selbstbewußtsein war, zu ihm sagen konnte: „Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben; ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch lebt." — Als Bach von Karlsbad, wohin er den Fürsten begleitet hatte, nach Hause zurückkehrt, findet er seine Frau, die er gesund verlassen, gestorben und begraben. So etwas war in jenen Tagen möglich. Sieben Kinder waren ihm im Laufe der Jahre geboren worden, von denen drei, darunter ein Zwillingspaar, frühzeitig starben.

Zu den Söhnen, die ihm blieben, gehörte außer dem schon erwähnten Wilhelm Friedemann der nachmalig so berühmte Philipp Emanuel. Bach wird den Verlust seiner noch nicht 36jährigen Frau tief genug empfunden haben; seine künstlerische Thätigkeit ist aber wesentlich durch ihn wol kaum unterbrochen worden. In Cöthen bleibt er jeder kirchlichen Beschäftigung fremd und vertieft sich fast ausschließlich in Kammermusik. Der Untergrund Bach'schen Wesens, welcher das Instrumental-Beschauliche war, findet hierbei seine volle Nahrung. „Ein wesentlicher Zug des deutschen Künstlerthums," schreibt Spitta, „tritt in dieser Lebensperiode deutlicher hervor, als in irgend einer anderen: die Sinnigkeit, welche sich in engster Umschränkung erst ganz behaglich fühlt, das Glück des Schaffens und Genießens in lauschige Heimlichkeit im Kreise weniger verständnißreicher Freunde, deren theilnehmendem Blicke sich gern auch das tiefste Innere erschließt. Es ist jener deutsche Zug, dem später die Quartettmusik entsproßt." (S. 618.)

Nichts war natürlicher, als daß Bach, da er in Cöthen ohne Orgel war, sich vorzugsweise dem Clavicembalo zuwandte. Schon früher hatte er für dasselbe eine Reihe von Compositionen geliefert, darunter die berühmte dreistimmige A-moll-Fuge (im $^3/_4$ Tact), die, beiläufig erwähnt die längste, welche er für Clavier geschrieben, durch ihre unausgesetzte Sechszehntelbewegung, mit Recht ein perpetuum mobile genannt worden ist. Zweier Bedingungen bedurfte er jedoch, um so für Clavier schreiben zu können, wie er es gethan hat: einer moderneren Applicatur, welche den Daumen als gleichberechtigten Finger neben die anderen stellte, und der gleichschwebenden Temperatur. Gleichschwebende Temperatur entsteht, wenn man den Unterschied, welcher sich bei der Addition von 12 Quinten gegen die Octaven herausstellt, auf die innerhalb derselben liegenden 12 Halbtöne gleichmäßig repartirt. Daß Bach zu diesem immensen praktischen Resultat unserer heutigen Clavierstimmung nicht auf dem Wege acustischer Speculation, sondern durch reinen Instinct gelangt ist, wird durch Mattheson wie Mizler bestätigt. Seinem Geiste muß wie eine dunkle Ahnung dasjenige Instrument vorgeschwebt haben, welches „die Klangfülle der Orgel mit der Ausdrucksfähigkeit des Clavichords vereinte", unser moderner Flügel. Um einem Hauptmangel des Kielflügels abzuhelfen, ersann er selbst ein Lautenclavicembel, welches nach seiner Angabe ausgeführt wurde. Den Anfang des modernen Flügels, das Silbermann'sche Hammerclavier, erlebte er noch, ohne selbst, wie es scheint, im Besitz eines solchen gewesen zu sein.

In Cöthen vermehrt sich die Zahl seiner Schüler auf's bedeutendste. „Dem höchsten Gott allein zu Ehren, dem Nächsten draus sich zu belehren" schrieb er als Motto auf sein „Orgelbüchlein". „Es ist," sagt Spitta, „in gleichem Maße ehrfurchtgebietend und herzerquickend, diesen Mann, dessen titanische Phantasie jetzt nach dem höchsten Ideale die Hand ausstreckte, in der nächsten Stunde sich zu einem seiner Schüler niedersetzen zu sehn, schüchternen Organisten- und Cantorensöhnen unverdrossen die Mechanik des Fingergebrauchs erklären, theilnehmend dem Ungeschick durch Niederschreiben besonderer Uebungsstücke zu Hilfe kommen, mit pädagogischer Einsicht durch eigne Musterausführungen sie zu höheren Zielen anzuspornen." Fleiß verlangte er in erster Reihe. „Ich habe fleißig sein

müssen," soll er gesagt haben, „wer es gleichfalls ist, wird eben so weit kommen." Dieser instructiven Seite seines Wissens verdanken einige seiner beliebtesten Werke ihre Entstehung. Zunächst die „Inventionen und Sinfonien". Hauptaccent wird in der von Bach selbst gegebenen Anleitung dabei auf das „cantable" Spiel gelegt. Die „Clavierritter", wie er die bloßen Fingerkünstler zu nennen pflegte, waren nicht nach seinem Geschmack.

Es ist erinnerlich, daß Bach früher das Amt eines Concertmeisters verwaltete; mithin muß er auch in der Ausübung eines Streichinstrumentes nicht ungeübt gewesen sein. Aus seinen Violincompositionen (ich erwähne beispielsweise nur die weltbekannte Ciaconne und andere Solostücke für die Geige) geht deutlich hervor, daß er mit der Technik des Violinspiels vollkommen vertraut gewesen ist. Wird ihm doch sogar die Erfindung eines neuen Saiteninstrumentes, der „viola pomposa", einem zwischen Bratsche und Cello in der Mitte stehenden, fünfsaitigen Instrumente zugeschrieben, welches vermuthlich die Octavenkluft zwischen Cello und Viola vermitteln sollte. (S. 678.)

Bei Besprechung der sechs Violinsoli sucht Spitta nun zunächst die Kunstbegriffe der „Sonate" und „Suite", in denen Bach'sche Kammermusik sich vorzüglich bewegt, geschichtlich und aesthetisch zu erklären. Die Bach'sche „Sonate" leitet sich aus den Arbeiten von Gabrieli, Corelli und Kuhnau naturgemäß her. Was die „Suite" betrifft, so bedaure ich, daß Gustav Nottebohm, der seit langer Zeit an einer Geschichte der Instrumentalformen arbeitet und in ihr sich speciell mit der Suite beschäftigt hat, noch immer nicht dazu gekommen ist, etwas Ausführlicheres über seine Forschungen zu publiciren. Nur die „Wiener Monatsschrift für Theater und Musik" hat in den beiden Jahrgängen 1855 und 1857 einige Mittheilungen von ihm gebracht. Die Spitta'sche Auseinandersetzung ist etwas karg ausgefallen. Ich bin weit davon entfernt, ihm daraus einen Vorwurf zu machen. Hätte er hier weiter gehen können und wollen, so wäre dieser Abschnitt allein zu einem kleinen Buche angeschwollen. — An die Sonaten und Suiten für Sologeige schließen sich ähnliche für Violoncell und die ziemlich bekannten Sonaten für Violine und obligates Clavier an. Auch Flöte und die jetzt außer Gebrauch gekommene Gambe treten zu je drei Sonaten mit dem Clavier zusammen. Es folgen die dem Markgrafen Christian Ludwig von Brandenburg zugeeigneten sechs sogenannten „brandenburgischen" Concerte, unter denen wir uns nicht Concerte im modernen Sinne, d. h. für ein Instrument mit Orchester geschriebene Tonwerke, sondern mehr „concerti grossi" zu denken haben, in denen nicht ein, sondern mehrere Instrumente gegen das Tutti concertiren, wie wir im Tripelconcert Beethoven's darin einen letzten Ausläufer besitzen.

In die Cöthener Zeit fallen noch die „französischen Suiten", vier „Orchesterpartien", von denen eine D-dur-Suite in neuerer Zeit viel gespielt wird, und endlich das „wohltemperirte Clavier". Nach dem Originaltitel ist es „zum Nutzen und Gebrauch der lehrbegierigen musikalischen Jugend", zunächst also für instructive Zwecke geschrieben worden. Es umfaßt bekanntlich Präludien und Fugen durch alle 24 Dur- und Molltonarten und scheint zum größeren Theil auf einer der Reisen verfaßt zu sein, auf denen Bach den Fürsten begleitete.

Daß sich in ihm auch einige Stücke aus einer früheren Zeit befinden und einige der Präludien ursprünglich wol nicht im Zusammenhange mit ihren Fugen gestanden haben (schon Robert Schumann hat diese Vermuthung ausgesprochen), scheint ebenfalls fest zu stehen. Späterhin fügte Bach zu diesen 24 Stücken noch weitere 24 Präludien und Fugen, welche jetzt den zweiten Theil des wohltemperirten Claviers bilden. „Die Sage erzählt," schließt Spitta seine Betrachtungen über dieses Werk, „von einer im Meere versunkenen Wunderstadt: aus der Tiefe dringt noch der Glocken Ton hervor, und bei stillem Wasser erblickt man durch die klare Fluth Häuser und Gassen und ein buntes, bewegtes Bild menschlichen Treibens und Leidens, aber es bleibt unerreichbar weit und jeder Griff nach ihm trübt nur und zerstört die Erscheinung. So ist es dem, der sinnend diesen Tönen lauscht. Alles, was an Liebe und Haß, an Seligkeit und Schmerz durch die Brust des Tondichters zog, liegt mit seinen zufälligen und flüchtigen Anlässen tief im Grunde; leise, leise klingt es herauf, und hinabschauend durch den reinen Spiegel der Tonfluth werden wir inne, daß er lebte, litt und fröhlich war, wie wir. Nur was ihn bewegte, läßt sich nicht ergreifen. Und daß ein Jeder noch das Selbsterlebte mit anheimelndem Gefühle darin begrüßen konnte, ein Jeder von allen Denen, die seit anderthalb hundert Jahren mit Ernst sich in dies Werk versenkten, das hat es bis auf den heutigen Tag zu einer vollströmenden Quelle der Freude, der Erhebung, der Stärkung gemacht." (S. 783.)

Gegen Ende des Jahres 1721 schritt Bach zu seiner zweiten Ehe mit Anna Magdalena Wülken, welche ihm in einem Zeitraum von 28 Jahren dreizehn Kinder gebar. Bach hat also aus seinen beiden Ehen zusammen zwanzig Kinder gehabt. Im Mai des Jahres 1723 verpflichtete er sich zur Uebernahme des Cantorats an der Thomasschule in Leipzig. „Mit seinen überragenden Gaben war es ihm plötzlich klar geworden, daß er nicht dazu da sei, sie einem einzigen dilettantirenden Fürsten zu widmen." „Was der Cöthener Aufenthalt für ihn sein konnte, war er gewesen: durch eine mehr als fünfjährige Beschäftigung mit der instrumentalen Kammermusik hatte er seinen Genius an der reinsten und unmittelbarsten Quelle der Tonkunst weiter gekräftigt, um nun geraden Weges jene allerhöchsten Ziele zu erreichen, für welche er geboren war." (S. 766.)

Das ist im gedrängten Auszuge der wesentliche Inhalt des ersten Bandes von Spitta's Arbeit. Nach einer Mittheilung der Herren Verleger wird der zweite und Schlußband im Laufe des nächsten Jahres erscheinen.

Alle früheren Versuche, den Gegenstand zu bewältigen, stellen sich neben diesem als hinfällig dar. Um das Buch zu lesen, wie es geschrieben ist, muß man, fürchte ich, Musiker sein. Aber wir wollen nicht vergessen, daß viele unter uns auch Lessing's theologische Streitschriften gelesen haben, ohne Theologen, ja selbst besondere Lateiner und Griechen zu sein. Der Kern und die Seele des Spitta'schen Buches könnten recht gut gerettet werden, auch wenn man die speciellen Musikanalysen zu verstehen nicht in der Lage wäre. In unserer Zeit der politischen und wirthschaftlichen Eroberungen wird der Hinblick auf eine Gestalt, in welcher auf der Grenzscheide zweier Jahrhunderte das künstlerische Ringen sich mit so weltbezwingender Macht personificirte, geeignet sein, uns im

täglichen Kampf frisch zu erhalten und die Erinnerung an ein Vermächtniß zu erneuern, welches im allgemein menschlichen wie künstlerischen Sinne nur noch mit dem späteren Beethoven's verglichen werden kann. Die unbeugsame Kraft, die sich immer gleiche Liebe, mit der Bach seinen Idealen lebte, sollte gerade uns die ganze Heiligkeit einer Kunstrichtung vergegenwärtigen, welche in ihrem natürlichen Verbande mit allen tieferen Saiten unseres Gemüthslebens wie berufen erscheint, alles das aufzuhellen, was der krankhaft gesteigerte Individualitätscultus, das unselig Persönliche in unserem Kunstleben zu verdunkeln und in dem Dunkel zur Vereinsamung zu führen droht. Wie seine unvergängliche Kunst den Choral zu schmücken und in tausendfältiger Weise auszulegen verstand, so sollten wir ein Kunstleben wie das seinige gleich einem „cantus firmus" in unserer Betrachtung festzuhalten und in dem vielstimmigen Wesen unserer Tage harmonisch zu figuriren suchen. Denn nichts erhält das Gegenwärtige kräftiger und in der Besinnung auf seine höchsten Güter wachsamer, als der Rückblick auf ein, allen Widerstreit in sich besiegt und verklärt tragendes Vergangenes. Unter den Berufenen aller Zeiten wurde ja nur wenigen das göttergleiche Schicksal zu Theil, ihr Erdenleid und ihre Erdenwonne zu so reinem Klang aufzulösen, wie ihm. Louis Ehlert.

Die Edelmetalle im Culturleben.

Von

Professor F. X. v. Neumann-Spallart in Wien.

I.

(Gold und Silber in der Sage und Mystik.)

Kein Ding hat seit Menschengedenken einen so magischen Kreis um die Bewohner der Erde geschlungen, kein Theil des unbelebten Stoffes ist den Wanderungen der Völker so regelmäßig Schritt für Schritt gefolgt, keine materielle Macht steht noch heute, nach vieltausendjähriger Herrschaft, so ungebrochen, wie Gold und Silber! In welchen Mythos, in welche Sagenwelt wir blicken, immer schimmert eines der edlen Metalle aus den Heiligthümern der Götter, aus den phantastisch geschmückten Wohnsitzen der guten und bösen Geister hervor. Von Altersher weiß sich die Begierde der Menschen nach Gold und Silber, die auri sacra fames, in so tief poetische Gestaltungen zu hüllen, daß wir ihr nicht gram sein können, sondern fort und fort beitragen, sie zu verherrlichen. Gold gilt als der Inbegriff des Glückes, wenn man vom „goldenen Zeitalter", jener verlorenen Epoche einer erträumten früheren Vollendung spricht, von deren Gipfel unsere Ahnen herabgesunken sein sollen. Hatten sie ihn wirklich jemals erklommen, oder ist das „goldene Zeitalter" nicht blos die Symbolik für die Vergangenheit, die im Lichte der Erinnerung stets rosiger aussieht, als die Gegenwart, welcher wir voll in's Angesicht schauen und deren Kummerfurchen wir immer vor uns erblicken? Genug daran, daß die griechische Mythologie so gut wie die Edda das Goldalter beschreibt; die Edda bleibt nicht bei der figürlichen Bezeichnung, sondern füllt die Götterburgen realistisch mit Gold aus; „das Haus Altvatters ist das bestgearbeitete und größte auf der Welt, innen und außen ist es wie gediegenes Gold; hier spielen die Götter Brett und erfreuen sich ihrer goldenen Geräthe."

Die ältesten Erzählungen und Märchen gehen aus dem lüsternen und doch poetisch gefeierten Streben nach Gold hervor. Zuerst die Sage vom goldenen Vließe des Aeëtes und vom Zuge der Argonauten nach Kolchis am östlichen Gestade des schwarzen Meeres, wo frühzeitig die Goldwäschereien des dem Kaukasus entspringenden Flusses Phasis (jetzt Rion) bekannt waren. Appian erzählt von den Anwohnern jener Gegenden, daß sie zottige Schaffelle in diese Gewässer legen und so die von denselben geführten Goldtheilchen auffangen. Die Hellenen,

die in der ersten Zeit ihres staatlichen Gemeinwesens sehr wenig Gold besaßen, rüsteten die abenteuerlichsten Unternehmungen aus, welche die damals nicht wenig gefahrvolle Fahrt durch das ägäische und thracische Meer, den Hellespont, die Propontis und längs der Südküste des schwarzen Meeres wagten, um das lohnende Ziel zu erreichen: die Argonautenzüge zu dem goldenen Vließ. Dann eine andere, seither unendlich oft zu Gleichnissen mißbrauchte Sage: jene vom König Midas. In Lydien, dem heutigen türkischen Vilayet von Aïdin, liegt der 9000 Fuß hohe Berg Tmolus (Boz-Dagh), welchem der Caystre entströmt, den die Alten Paktolus nannten. Hier waren einst reiche Goldgruben und Goldwäschen; sie gaben die Veranlassung zur Fabel, daß Dionysos dem Midas, König des benachbarten Phrygien, die Gabe verliehen habe, Alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln; als dies auch bei den Speisen geschah, mußte sich Midas nach dem Rathe des Bachus im Paktolus waschen, der alles Gold von seinem Körper abspülte und seither goldführend ward. Eine zweite historische Erzählung hängt mit der oben besprochenen zusammen; denn auch die übertriebenen Schilderungen vom Schatze des Cröſus, der weit über 80 Millionen Mark Gold enthalten haben mußte, sind gewiß durch das älteste Vorkommen des edlen Metalles in Kleinasien und durch dessen Anhäufung in Sardes zu erklären.

Die verschwommenen Gleichnisse und Personificirungen solcher Art gehen lange im Culturleben der alten Völker fort. Eines der anziehendsten Bilder ist wol dasjenige, welches uns Herodot von den Hyperboräern und Arimaspen entwirft: es seien Menschen mit Einem Auge, welche das Geheimniß kennen, den Greifen, die das auf den höchsten Bergesgipfeln verborgene Gold bewachen, diese Schätze zu entreißen. Der böotische Sänger Hesiod war der erste, der acht Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung die Greife erwähnt; bald wurden von den Samiern eherne Weihgeschenke mit Greifenköpfen geschmückt, und spätere Schriftsteller bringen fast immer wieder den Erwerb glänzender Reichthümer mit den Greifen in Verbindung. Der Sinn dieser Vorstellungen ist ungezwungen zu enträthseln. In den Bergwerken des Ural und in den Goldfeldern des südlichen Sibirien wurde schon in der grauesten Vorzeit Edelmetall gewonnen. Die Arimaspen dürften Bergleute mit den vorgebundenen Grubenlichtern sein, und die von den Geognosten heute nachgewiesenen Funde von Ueberresten ungeheurer urweltlicher Thiere im Ural leiteten vielleicht in jenem Zeitalter der Unwissenheit zu der Beschreibung der fabelhaften Thiergestalten von Greifen, welche überhaupt in der Phantasie der asiatischen Völker eine so große Rolle spielen, daß sie auf Gefäßen, Geräthen, Waffen, Bauwerken und anderen Kunstgegenständen mit besonderer Vorliebe zu ornamentalem Schmucke verwendet wurden.

Der Sagencultus von Gold und Silber endet aber nicht in der alten Zeit; er spinnt sich herüber in's Mittelalter, wo die germanischen Völkerschaften durch lange Zeit verhältnißmäßig so wenig edle Metalle besaßen und gewannen, daß sie mit den verfügbaren Vorräthen weitaus nicht ihrem Bedürfnisse zu genügen vermochten. Da gibt man sich dem Wahne hin, als könnte an Stelle der bergmännischen Gewinnung und der Goldwäscherei die neu erwachende speculative Wissenschaft im Laboratorium das Gold und Silber erzeugen. Die Sucht nach Edelmetallen leistet der Alchymie Pathenstelle. Aus einem der mächtigsten

Triebe wird eine ganz neue Richtung des Geistes geboren: der Mysticismus. Statt die Erscheinungen des Lebens auf Raum und Zeit, auf Kraft und Stoff zurückzuführen, suchen die Mystiker überall geistige und übersinnliche Relationen, suchen den Zusammenhang der vergangenen und zukünftigen Ereignisse der moralischen Welt und verfallen auf die sonderlichsten Ausgeburten der Phantasie. Der arabische Alchymist Geber von Sevilla, der im 8. oder 9. Jahrhundert gelebt haben soll, bringt das edle Metall mit dem cabbalistischen Streben nach moralischen Eigenschaften in ganz offenkundige Verbindung und stellt dadurch die Brücke her zwischen dem Alterthum und der Neuzeit. Denn in der That wird schon Hermes, Sohn des Anubis in Aegypten, als Gründer der Alchymie bezeichnet, von welchem viele magische und mystische Bücher vorgewiesen werden, die natürlich in viel späteren Zeiten entstanden. Schon Caligula versucht, aus Operment Gold zu machen, Diocletian befiehlt, die ägyptischen Bücher über Magie zu verbrennen, und von Aegypten nahmen diese Schriften im 7. Jahrhundert durch die Araber ihren Weg nach Spanien, von wo sie über ganz Europa sich verbreiteten. Geber's Werke handeln von der Auffindung der Wahrheit und Vollkommenheit, und die Grundlage dieser absolut unklaren Phraseologie ist die Unterscheidung der Metalle in vollkommene und unvollkommene. Gold ist ihm das vollkommenste Metall, da es das schönste, reinste, dauerhafteste und kostbarste ist; ihm zunächst steht das Silber. Das Buch Geber's, welches „Ergründung der Vollkommenheit" heißt, bespricht die Probleme der späteren Adepten: die Kunst, andere Metalle in Gold zu verwandeln, was theoretisch für möglich gehalten wurde. Allein der mystische Hang, die entferntesten Dinge mit einander zu verbinden, griff bald noch viel weiter. Man erklärte Gold und Silber für die zwei edelsten Metalle und nannte jenes den „König" und dieses die „Königin" aller Metalle. Um diese Einfälle zu unterstützen, wurden mythologische Ideen zu Hilfe gerufen, wie es früher auch in der Astrologie geschehen war. Gold war gleichbedeutend mit Sol, Silber mit Luna. Man verknüpfte so die Gewinnsucht mit einem kühnen Fluge der Phantasie und kam bald zu dem Wahne, daß dasselbe Präparat, welchem die Kraft innewohnen sollte, unedlere Metalle in Gold zu verwandeln, auch alle Krankheiten heilen oder ihrem Ausbruche vorbeugen werde, daß es im Stande sei, das menschliche Leben zu verlängern und körperliche Kraft und Schönheit zu verleihen. Das war der „Stein der Weisen", Lapis philosophicus, das „große Magisterium", oder das „große Elixir", während ein anderes Mittel, die unedleren Metalle in Silber zu verwandeln, der Stein der zweiten Ordnung oder das kleine Magisterium genannt wurde. Der magische Schein, mit welchem Gold und Silber von nun an durch die Wissenschaft selbst verklärt wurden, verlischt erst, als die Neuzeit mit der Entdeckung Amerika's und der Erfindung des Buchdruckes hereinbricht. In der neuen Welt selbst flackert dieser Glanz aber vorher nochmals auf. Als Chr. Columbus auf Española (Haiti) landete, hielt er diese Insel für das alte Goldland Ophir; denn die Eingeborenen trugen dort das Gold zum Putze der Nase oder in Arm- und Stirnbändern, ja sogar zur Ausschmückung der Angeln. „Die Herrlichkeit und Macht des Goldes", so schreibt er an die Königin Isabella von Spanien, „sind unbeschreiblich. Wer es besitzt, thut, was er will, in dieser Welt; ja

es glückt ihm sogar, die Seelen aus dem Fegefeuer in das Paradies zu führen." Und ein andermal: „die Schätze dieses Landes sind hinreichend, alle Kriegskosten zu decken, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen." — Das ist die Zeit, in welcher neue Argonautenzüge der europäischen Menschheit beginnen; die spanischen Conquistadores entdecken die goldstrotzenden Tempel und Paläste Peru's, sie sehen die alte Stadt der Inkas, Cacamarca, mit der Burg und dem Palaste des Atahuallpa, und erdrosseln den unglücklichen Fürsten, obgleich er ihnen anbietet, in seinem Gefängnisse das Gold in Platten, Barren und Gefäßen so hoch aufzuthürmen, als er mit der Hand reichen könne. Und wieder spinnt die Phantasie ein Gewebe um diese Thatsachen, welches die Wahrheit reich ausschmückt. Es wird an eine Sage der Inkas angeknüpft, welche erzählt, daß einer ihrer Ahnen einst der Gattin die Augen verbunden und sie durch viele Irrgänge, die in den Felsen ausgehauen waren, in den unterirdischen Garten des Inka hinabgeführt habe. Neben kunstreich aus Gold nachgebildeten Bäumen und Vögeln sah sie den goldenen Tragsessel des Atahuallpa. Der Mann gebot seiner Frau, nichts von diesem Zauberwerke zu berühren, weil die längst verkündigte Zeit, die Wiederherstellung des Inkareiches, noch nicht gekommen sei. Wer sich früher davon aneigne, müsse sterben in derselben Nacht. Diese Traditionen führten unter den Spaniern zur Mythe vom Dorado und der goldenen Stadt Manoa, zu deren Eroberung Raleigh eine eigene Expedition gründete.

Es war nicht die letzte abenteuerliche Idee, welche dem Reize des Goldes ihren Ursprung dankt. Aber im 17. Jahrhundert beginnt der Realismus; er macht die edlen Metalle zur Grundlage eines großen, in seinen Folgen für die ganze Menschheit verhängnißvollen Systemes: des Mercantilismus, aus welchem der materielle Krieg Aller gegen Alle hervorgeht. Die Nationalökonomie verharrte lange auf diesem Sophisma; die Naturwissenschaft aber machte sich bald von den früheren Verirrungen frei; sie suchte den Stein der Weisen nicht mehr in der Kenntniß der Adepten, sondern in der Erforschung des höheren geistigen Lebens, welches den Menschen vom Thiere scheidet. Nicht das Magisterium und das Goldelixir, sondern der Homunculus wird zu ergründen versucht. Die edelste und geistreichste Dichtung der Deutschen ist im großen Umrisse, im letzten Grundgedanken eine wunderbare Darstellung des Ueberganges vom Mysticismus zum Erkennen. Die ganze Wandelung, welche wir mit wenigen Strichen hier zu skizziren versuchten, ist im „Faust" poetisch zugleich und tief philosophisch verewigt. Der zweite Theil der Tragödie zumal könnte geradezu eine Culturgeschichte dieses Ringens nach Wahrheit genannt werden; er feiert den Sieg des Homunculus über die Greifen und Arimaspen, über die Ameisen der Mythe, welche „Gold gesammelt in Fels und Höhlen eingerammelt", über den thörichten Wahn, daß Gold und Silber, daß Glück und Reichthum vom blinden Zufall oder dem unergründlichen Walten höherer Mächte abhängen. Mephisto spricht deutlich aus, was das Zeitalter der realistischen Aufklärung gegenüber jenem des Mysticismus zu bedeuten hat:

Wo fehlt's nicht irgendwo auf dieser Welt?
Dem dies, dem das, hier aber fehlt das Geld.
Vom Estrich zwar ist es nicht aufzuraffen;
Doch Weisheit weiß das Tiefste herzuschaffen.

In Bergesadern, Mauergründen
Ist Gold gemünzt und ungemünzt zu finden.
Und fragt ihr mich, wer es zu Tage schafft?
Begabten Manns Natur- und Geisteskraft.

Dem Kanzler sind diese Worte des Freidenkers ein Gräuel:

Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deshalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel!

Aber wir stehen trotzdem heute mehr als je auf dem Standpunkte Mephisto's, des Naturphilosophen. Und so treten wir denn aus dem Zauberkreise heraus, welchen Aberglaube und blindes Nachbeten um unsere Vorfahren gelegt haben, um an der Hand der Geschichte zu zeigen, was: „begabten Manns Natur- und Geisteskraft" seit Jahrtausenden aus dem Gold und Silber zu machen verstand. Der Gedankengang führt uns naturgemäß zu zwei Fragen, erstens zur Frage nach den wirthschaftlichen Momenten der Gewinnung von Edelmetallen, und zweitens zu einer Besprechung ihres Gebrauches in Kunst, Gewerbe und Münze.

II.

(Gold- und Silbergewinnung in alter und neuer Zeit.)

Es ist nicht unsere Absicht, einen archäologischen Excurs über die alten Fundstätten von edlem Metall zu liefern; aber eine Thatsache leuchtet in großen Zügen aus der Weltgeschichte hervor: Gold und Silber haben, was ihre Gewinnung und ihren Gebrauch betrifft, historisch denselben Lauf um die Erde genommen, wie die Cultur und das intensive Leben der Menschen selbst. Dies zeigt sich vor Jahrtausenden in der grauen Vergangenheit der Cultur des Ostens, und es bewährt sich in unseren Tagen an der Cultur des Westens.

Wenn man von den ältesten menschlichen Gemeinwesen in Ostasien absieht, welche sich unabhängig und aus sich selbst heraus entwickelten, aber nur spärliche Ueberbleibsel ihrer Leistungen zurückließen, so darf als der erste Sitz einer genauer erforschten und durch Denkmäler aller Art verewigten Civilisation das Nilthal gelten. Der Anfang der ägyptischen Geschichte wird mit ziemlicher Verläßlichkeit um das Jahr 4500 v. Chr. verlegt; mit Rücksicht auf die Nothwendigkeit einer langjährigen Entwicklung, welche der monarchischen Staatsform vorausgegangen sein mußte, läßt sich sogar das Jahr 5500 v. Chr. als jener Punkt ansehen, bis zu welchem der Ursprung des ägyptischen Volkes zurückzuverlegen ist. Schon am Ausgange des vierten Jahrtausendes v. Chr. finden sich hieroglyphische Inschriften des Königs Snefru, welcher den Uebergang der vierten Dynastie bildet. Hier ist also der älteste in seinen Anfängen nachweisbare Boden der Cultur. — Uebereinstimmend damit ist, trotz der mangelhaften Kenntniß des Einzelnen, dennoch zweifellos, daß die ägyptischen Bergwerke die ältesten sind, welche überhaupt betrieben wurden, denn bereits unter Osiris waren sie aufgenommen, lieferten Gold, Silber und Kupfer. Die Erze an der äthiopischen und alten arabischen Grenze und in der Nähe von Berenice wurden von Aegyptern und Phöniciern gewonnen; im alten Aethiopien wurde die berg-

männische Förderung betrieben; schon unter den ptolemäischen Königen sind die Goldbergwerke von Nubien am Berge Olacky bekannt. Ebenso wird jetzt von vielen Gelehrten das Land Sofala für das biblische Reich „Ophir", für jenes Land gehalten, aus welchem zu Zeiten König Salomo's (1011 v. Chr.) Gold in großer Menge zur Ausschmückung des Jehovatempels ausgeführt wurde. Schon David hat dazu, wie im Chronicon erzählt wird, aus Ophir 3000 Ctr. Gold (das wäre circa 280 Mill. Mark!) gespendet, und von Salomo heißt es im Buche der Könige: „des Goldes, welches in einem Jahre von Ophir kam, war an Gewicht 666 Ctr." (das wäre etwa 60 Mill. Mark).

Eine andere Stätte antiker Cultur ist Central-Asien. Es ist bekannt, auf welcher Höhe das alte Indien, das babylonische und assyrische Reich, dann jenes der Meder und Perser stand. Von allen diesen Völkerschaften aber berichtet die Ueberlieferung und die Geschichtschreibung, daß sie ungeheure Schätze von Gold und Silber anhäuften. Freilich ist es nicht klar zu erweisen, wie viel davon phantastische Uebertreibung, wie viel Wahrheit ist. Aber sehr gewiegte Forscher der indischen Alterthumskunde stimmen darin überein, daß in jener uns weit entrückten Epoche die Stromgebiete des oberen Indus und Satadru (Satletsch) im heutigen Tübet an den Abhängen des Hymalaya mit allen ihren Zuflüssen an der Nordgrenze des Hindostan (um Kaschmir, Leh und Baltistan herum) eine reiche Fülle von edlem Metalle bargen. Eben hier ist, wie C. Ritter in seiner meisterhaften Schilderung angibt, das Land der von Herodot beschriebenen goldholenden Inder, der in den ältesten Schriften bei Megasthenes und Arrian wie bei Strabo und Plinius erwähnten Dardi, deren Nachkommen neuestens wieder das Interesse der civilisirten Welt erwecken. Dort gäbe es, wie der griechische Historiograph sagt, Myrmeken, das heißt Ameisen, kleiner als Hunde und größer als Füchse, welche den goldhaltigen Sand ausgraben. Die Dardi füllten diesen Goldsand in lederne Säcke und führten ihn auf den schnellsten Kameelen davon, denn falls die Myrmeken sie ereilten, würde weder Mensch noch Thier davon kommen. Es ist kaum nöthig, hinzuzufügen, daß unter den Myrmeken nicht Ameisen, sondern wahrscheinlich die kleinen Jagdleoparden oder gefleckten Panterthiere zu verstehen sind, welche im tübetanischen Hochlande damals gewiß in großer Menge vorkamen, und daß der Goldstaub jenes Plateaus von den Hirtenvölkern bis an den unteren Indus gebracht und dort in großen Mengen ausgeboten wurde; einige Forscher verlegen mit Rücksicht auf diese Berichte das Goldland Ophir nach Indien. Soviel aber steht ziemlich fest, daß die Hauptquelle der assyrisch-babylonischen Schätze nicht dort zu suchen ist, sondern daß Asien noch zwei große Fundgruben für die Befriedigung seiner Luxusbedürfnisse besaß: die nördlichen Abfälle des Altaigebirges und den Ural. Vom Altai und wol auch von den Ostabhängen des Bolor wanderte das Gold auf langem Wege durch die Hände der herumschweifenden Arimaspen, Issidonen und Massageten bis nach Vorderasien, wo es zum Schmucke der prachtvollen Königspaläste eines Nebukadnezar, zur Zierde von Pasargadä und Ekbatana, zum Bau des Baltempels oder babylonischen Thurmes seinen Theil beitragen mußte.

Mit dem allmäligen Verfalle der großen Reiche Centralasiens wandert die Cultur nach dem Westen. Babylonien und Assyrien, das Reich der Meder und,

nach Cyrus' Sieg, jenes der Perser sind Etappen dieser Wanderung über Kleinasien nach Griechenland. Den Siegen der Herrscher ziehen Gold und Silber nach; die aus den ältesten Fundstätten aufgehäuften Schätze werden als Kriegsbeute vom Euphrat bis an die Gestade der Propontis, dann selbst über den Hellespont nach Griechenland geschleppt; nachher zieht das zu rascher Machtfülle gediehene Rom einen anderen Theil der Jahrtausende alten Goldmassen auf dem Wege über Aegypten nach Europa; von Italien aber und von den östlichen Donauländern geht — wieder um eine geraume Zeit später — eine beschränkte Wanderung der Edelmetalle nach dem Westen und Norden Europa's vor sich. Auf diesem Laufe lernen die Culturvölker neue, immer mehr gegen Westen gelegene Fundorte edlen Metalles kennen; so den Reichthum des Kaukasus und der Flüsse um Kolchis, dann jene der lydischen und phrygischen Gebirge und Gewässer, noch später die Silber- und Goldgruben in Europa; denn, als die griechischen Städterepubliken erstanden, wurden auch im pangäischen Gebirge, an der Grenze zwischen Thracien und Macedonien, in Skapte Hyle, auf mehreren Inseln des ägäischen Meeres, in Cypern, Syphnos u. s. w., endlich in den berühmten Silberwerken zu Laurium edle Metalle gewonnen. Die hier erzeugten Mengen erscheinen aber gegenüber dem aus Asien zufließenden Golde nur unerheblich; zur Zeit des Beginnes griechischer Cultur und noch lange nach Homer waren so geringe Vorräthe in Hellas vorhanden, daß die Edelmetalle als Gegenstand der höchsten Werthschätzung galten. Die Küsten Kleinasiens mußten deshalb durch die Züge nach Kolchis und durch die Beziehungen zu Crösus den Griechen besonders wichtig werden. Die Plünderung der persischen Heereslager nach dem Siege der Griechen über Xerxes brachte einen noch größeren Theil der asiatischen Schätze nach Hellas; hierauf folgte ein fortdauernder Abfluß dieses orientalischen Goldes und Silbers, indem bedeutende Summen als Sold an griechische Miethstruppen, dann als Subsidien und Geschenke an einzelne hellenische Staaten und Feldherren bezahlt wurden. Eine mächtige Fortsetzung dieses Metallstromes wird endlich durch die siegreichen Züge Alexander's des Großen bewirkt, welcher in Susa, Persepolis u. s. w. ungeheure Summen, angeblich 120 bis 180,000 Talente, d. i. 480 bis 720 Mill. Mark erbeutete. Zwar nahm ein Theil dieser, nach dem Maßstabe der alten Zeit geradezu colossalen Menge seinen Weg zu den Ptolemäern nach Aegypten und erst später von dort nach Rom; aber Vieles wurde sogleich über Thracien und Macedonien in den Verkehr Griechenlands gebracht.

Auch in der Geschichte des römischen Weltreiches geht die Cultur mit dem Besitze von Gold und Silber Hand in Hand. Die alten Italiker und auch die ersten Bewohner Rom's können nur sehr wenig Gold besessen haben, denn als sie nach dem unglücklichen Clusinischen Kriege im Jahre 390 v. Chr. den Abzug der Gallier durch 1000 Pfund Gold (etwa 1 Mill. Mark jetzigen Geldes) erkaufen mußten, war so ziemlich ihr ganzer Vorrath erschöpft. Zwei Jahrhunderte später, nach dem siegreichen Ende des zweiten punischen Krieges, wird Rom dagegen der Mittelpunkt, zu welchem die früher in Asien und Afrika gesammelten Reichthümer strömen; Beuten bei ihren Triumphzügen, Tributzahlungen, die Eroberung der Schätze der Seleuciden und Ptolomäer bringen

das Edelmetall nach Italien. Wol muß später auch Gallien und Hispanien seinen Beitrag aus Gold- und Silberbergwerken liefern; aber das Herüberreichen des orientalischen Goldes ist ein Merkmal, welches auch der römischen Weltherrschaft nicht fehlt.

Dies das Bild der älteren Jahrhunderte. Wir verweilen nicht bei dem sogenannten Mittelalter, sondern wenden uns sogleich der Entdeckung Amerika's zu, welche bald von tiefgreifendem Einflusse wird. Zwar überschätzt man häufig die Höhe der nach den ersten Landungen der Spanier in der neuen Welt gewonnenen Edelmetalle; allein seit der Auffindung der Minen von Potosi (1545) und seit Cortez' Zug nach Mexico (1557) wurden in der That große Silbermassen aus Amerika nach Europa verschifft. Potosi allein muß nach der geringfügigsten Schätzung bereits 30 Jahre nach der Entdeckung jährlich 40—48 Mill. Mark Silber ertragen haben; die Ausbeute verminderte sich wol später auf 14—15 Mill. Mark, aber was es von 1545 bis jetzt lieferte, ist auf 5—6 Milliarden Mark Silber zu veranschlagen. Dazu kommt der mexicanische Silberstrom; die Minen von Guanaxuato lieferten in einzelnen Jahren bis zu 80 und 100 Millionen Mark. Diese in die letzten drei Jahrhunderte fallenden Ereignisse bringen also gewissermaßen die erste größere Strömung der Edelmetalle von Westen nach Osten mit sich; ihr gegenüber verschwinden die Schätze des Alterthums; selbst die Beute Alexander's des Großen beträgt kaum ein Fünfzigtausendstel der vom Jahre 1500 bis 1847 gewonnenen Edelmetalle.

Aber alle bisher geschilderten Veränderungen werden verdunkelt, wenn man sich der Ereignisse erinnert, welche in das Leben der gegenwärtigen Generation fallen und deren Schauplatz Californien und Australien ist. Ein ehemaliger Officier der schweizer Garde, Capitän Sutter, hatte sich als Flüchtling nach der französischen Juli-Revolution im Jahre 1830 an der Westküste der Vereinigten Staaten, an den Ufern des Sacramento angesiedelt und dort die Niederlassung „Neu-Helvetien" gegründet. Im Monate Juni 1848 — so berichtet Sutter — stürzte während der Siesta sein Factotum Marshall, der gerade den Bau einer Sägemühle beaufsichtigte, herein; er stand bald unbeweglich, mit starrem Blicke, offenem Munde, ohne ein Wort zu sprechen und die Arme ausstreckend vor ihm. Endlich flüsterte er ihm halblaut zu: „Unerhörte Schätze! Berge von Gold! Wollen Sie einen unermeßlichen Reichthum besitzen, Millionen von Dollars, um dieses Zimmer zu füllen?" Er hatte am Ufer des Flusses eine Menge glänzender Steinchen gefunden und gewahrte zu seinem größten Erstaunen, als er eines derselben aufnahm, daß er ein Korn des reinsten Goldes in der Hand hielt; und nicht blos dieses einzelne Korn, der ganze Erdboden war goldhaltig. Sutter und Marshall eilten mit Anbruch der Nacht an den Mühlbach; ihre Taschenmesser dienten ihnen als Spaten, um im Flußsande zu suchen; sie gruben eine solche Menge Goldkörner im Gewichte von einer bis zu mehreren Unzen aus dem Boden, daß ihre höchsten Erwartungen weit übertroffen wurden. Beherrscht von der ganz natürlichen Erregung über diese wunderbaren Funde, kehrten sie stillschweigend zur Mühle zurück. Da aber kamen ihnen schon die Arbeiter mit dem lauten Rufe: „Gold, Gold!" entgegen. Einer derselben hatte die beiden nächtlichen Schatzgräber beobachtet und war

ihrem Beispiele gefolgt, ohne sein Geheimniß bewahren zu können. Das von Allen geleistete Versprechen unverbrüchlichen Stillschweigens verhinderte nicht, daß am nächsten Tage schon Hunderte von dem Ereignisse wußten. Die Goldfelder Californiens waren entdeckt! Nach kaum vier Wochen durchwühlten mehr als viertausend Golddiggers den Boden des neuen Dorado. Das Jahr 1830 gilt als das Geburtsjahr der Stadt San Francisco; im Jahre 1860 zählte sie bereits 66,000 und im Jahre 1870 gar 149,000 Einwohner, so mächtig war die Anziehungskraft des edlen Metalles, das sich hier fand! Die Vereinigten Staaten von Amerika hatten nach der Zählung des Jahres 1840 eine Bevölkerung von 17 Millionen, nach jener von 1870 aber 38,5 Millionen Menschen, also in dreißig Jahren mehr als eine Verdoppelung. Wie gewaltig dazu die Reize des Goldes beitrugen, zeigen die Listen der Einwanderung; diese ergeben für das Jahr 1840 nur 84,000 Menschen, während im Jahre 1848 ein Strom von 226,000, im Jahre 1851 379,000, im Jahre 1854 427,000 Immigranten sich über den reichen Boden der neuen Welt ergießt. Erst ein Vierteljahrhundert ist abgelaufen, und in dieser Zeit haben die pacifischen Staaten einen Werth von 6400 Millionen Mark Gold und Silber aus ihren allmälig immer genauer durchforschten Minen gezogen; der Löwenantheil fällt auf Californien: beinahe drei Viertel des ganzen Betrages, nämlich 4800 Millionen Mark; das Uebrige vertheilt sich auf Nevada, dessen Silberminen in den letzteren Jahren namentlich zu höherer Bedeutung gelangten, dann auf die Nachbarstaaten und Territorien von Utah, Montana, Oregon, Washington u. s. w.

Das zweite, für die Geschichte der Edelmetalle entscheidende Ereigniß vollzieht sich wenige Jahre nach dem ersten in dem geologisch ältesten, aber culturell jüngsten Erdtheile, in Australien. Zwar hatte man schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts (1788) im Allgemeinen vom Goldvorkommen auf diesem Continente gesprochen, aber erst die von englischen Geologen in den vierziger Jahren, besonders auf Sir Roderich Murchison's wiederholte Anregung vorgenommenen Untersuchungen führten zur Constatirung desselben. Einzelne in der Zeit von 1841 bis 1849 vorgekommene Funde und die aus der geognostischen Durchforschung geschlossene Wahrscheinlichkeit größerer Lager bestimmten die englische Regierung im December 1850, den Geologen Stutchbury nach Australien zu senden; in Verbindung mit Hargraves erreichte er bald sein Ziel. Schon am 2. Mai 1851 berichtet der „Sydney Morning Herald" von den in den Alluvionen des Westens gemachten Funden und Ende Mai 1851 ging die erste Goldsendung im Werthe von 800 Pfd. Sterling nach London ab. Hier war es also nicht blinder Zufall, sondern bewußtes Forschen, welches Reichthümer von Gold an's Tageslicht brachte. Bald gewahrte man auch in Australien die große Ausdehnung der Goldregion und deren Ergiebigkeit. Klumpen im Gewichte von mehr als zwanzig Pfund und im Werthe von 20,000 bis 24,000 Mark waren nicht selten; der größte derselben, ein Goldcoloß von 184 Pfd. 9 Unzen 16 Drachmen engl. Gewicht wurde aus leicht begreiflicher Sympathie „Welcome" genannt und stellt ein kleines Vermögen, etwa 190,000 Mark, vor. Wer erinnert sich nicht, die riesige Goldpyramide gesehen oder von ihr gehört zu haben, welche in dem 1862er Ausstellungs-Palaste zu London vor aller Welt in be-

redter Sprache verkündete, wie viel des edlen Metalls die junge Colonie Victoria während zehn Jahren zu Tage gefördert hatte; es bezifferte sich damals schon auf 104 Millionen Pfd. Sterling. Eine andere Colonie, Neu-Süd-Wales, hatte in derselben kurzen Periode von 1851 bis 1860 für 11,6 Millionen Pfd. Sterling Gold versendet. In dem ganzen seit der Entdeckung der Goldfunde verstrichenen 22jährigen Zeitraume aber, für welchen bisher die Daten vorliegen, hat Victoria Gold im Werthe von rund 180 Millionen Pfd. Sterling oder 3600 Millionen Mark exportirt, und Neu-Süd-Wales hat rund 26 Millionen Pfd. Sterling oder 520 Millionen Mark dieses Edelmetalles gewonnen. Und auch dort hat der glanzvolle Mammon seine Attraction auf Menschenblut geübt; die Colonie Victoria zählte im Jahre 1851 77,435 Einwohner, im Jahre 1873 das Zehnfache: 774,784! Während der ersten, besonders ergiebigen Jahre waren oft weitaus über 100,000, in der letzten Zeit nur 75,000, und in manchen Jahren 50,000 Menschen mit der Gewinnung von Gold beschäftigt.

Trotzdem ist die Menge des Stoffes, welcher so großartige sociale und ethnische Revolutionen, welcher Völkerwanderungen und Kriege veranlaßte, keineswegs so enorm, als man sich häufig vorstellt. Nach den Schätzungen Ad. Soetbeer's betrug die Gesammtproduction von Gold und Silber in den Jahren 1500 bis 1873 etwa 38,800 Millionen Mark; davon ist aber gewiß ein sehr bedeutender Theil in den abgelaufenen drei Jahrhunderten abgenutzt, verbraucht, vergraben oder in den Tiefen des Oceans verloren. Seit dem Jahre 1849, welches einen Wendepunkt in der Edelmetall-Geschichte bezeichnet, bis 1874 wurden in allen Theilen der Erde ungefähr 19,900 Millionen Mark Gold und Silber, also im Durchschnitte jährlich je 796 Millionen Mark producirt. Die geringste Ausbeute an beiden Metallen zusammen fällt auf die ersten Jahre dieses Vierteljahrhunderts mit nur 483 und 527 Millionen Mark; der Höhepunkt dagegen liegt in den Jahren 1853, 1867 und 1870 mit 872, 871 und 882 Millionen Mark, allerdings mit dem für die Währungsfrage wichtigen Unterschiede, daß die relativ höchste Quote dem Golde im Jahre 1853, dem Silber aber in den letzten zehn Jahren von 1865 bis 1874 zukommt. Wir werden darüber später noch zu sprechen haben und möchten vorläufig nur erwähnen, daß unter den gegenwärtigen Gewinnungsstätten Amerika und Australien obenan stehen, Asien und Europa aber blos geringe Quoten, Afrika sehr unbedeutende Summen beiträgt*).

Würde man annehmen, daß die gesammte seit dem Jahre 1500 erzeugte Menge von Edelmetall noch vorhanden wäre, so besäße die Menschheit ein Vermögen von ungefähr 26,300 Millionen Mark Gold und 32,400 Millionen Mark Silber,

*) Der Antheil jedes einzelnen der vier wichtigen Continente vertheilt sich in den letzten Jahren ungefähr in nachfolgender Weise:

	Gold.	Silber.	Zusammen.
Amerika	313,6 Mill. Mark.	254,0 Mill. Mark.	567,6 Mill. Mark.
Australien	197,0 „ „	0,6 „ „	197,6 „ „
Asien	63,0 „ „	4,2 „ „	67,2 „ „
Europa	8,4 „ „	33,6 „ „	42,0 „ „
Zusammen	582,0 Mill. Mark.	292,4 Mill. Mark.	874,4 Mill. Mark.

was aber gewiß nicht annähernd thatsächlich der Fall ist. Diese ganze Masse Gold, so ungeheuer die Vorstellungen des sich daran knüpfenden Reichthums sind, hätte in einem mäßig großen Saale Platz, denn nach dem specifischen Gewichte des Goldes würde dasselbe in einen Würfel zusammengeschmolzen nur einen Kubikinhalt von circa 26 Fuß einnehmen.

An der geographischen Wanderung, welche die edlen Metalle in der Gegenwart nehmen, bestätigt sich aber wieder der Satz, von welchem wir bei unseren Betrachtungen ausgegangen sind, in deutlichster Weise: sie folgen dem Laufe der Cultur. Das mythische Eden, jene geheimnißvolle Stätte, von welcher die arische Menschheit ihren Ausgangspunkt nahm, fällt mit demjenigen Gebiete Asiens zusammen, das in der ältesten Zeit für das goldreichste galt. Hochasien, die wahrscheinliche gemeinsame Urheimath der Semiten und Arier, ist auch der Fundort von edlem Metalle. Dieses wird in eben demselben Maße und auf denselben Wegen gegen den Westen und Süden Asiens gedrängt, wie die Urväter unserer Ahnen vorwärts wandern: es gelangt in die assyrisch-mesopotamische Niederung. Im späteren, nach Jahrtausenden oder vielen Jahrhunderten vor sich gehenden Weiterdringen derjenigen Völker, welche die Ethnographen jetzt als „mittelländische Race" bezeichnen, zieht das Edelmetall mit den Semiten und Hamiten weiter nach Aegypten, Vorderasien und in einzelne Theile Ostafrika's. Es folgt die erste Besiedelung der ältesten europäischen Culturfitze durch Angehörige der indogermanischen Arier, deren Urfitze nahe dem Turkestan, an den Südrand des kaspischen Meeres und an beide Abhänge des Kaukasus, also wieder an Goldfundorte zu verlegen ist. In der geschichtlichen Zeit wurden die Schätze der Achämeniden von Pasargada, die Reichthümer von Susa und Ekbatana aus dem Oriente mit der Cultur nach Griechenland und durch die pelasgischen Einwanderer nach Italien getragen. Die Metallgewinnung wird nach weiteren Jahrtausenden vom Altai und von Hochasien über den Ocean in die neue Welt verlegt. Europa, das Culturland dieser ganzen Zwischenzeit, sendet seine Menschenkraft, seine Intelligenz, die colonisirende Arbeit nach Amerika; es bezieht von dort Ströme Goldes und Silbers, aber es gibt — und dadurch kennzeichnet sich die neueste Phase — seit ungefähr einem Vierteljahrhundert einen sehr großen Theil dieses Metalles, in manchen Jahren bis zu 300 und 360 Millionen Mark für Naturproducte den asiatischen Völkern in Indien, China und Japan. Und in diesen jüngsten Gold- und Silbersendungen liegt nicht blos ein mit Wucherzinsen geleistetes Zurückzahlen der einst von dort herübergekommenen Metallmassen, sondern auch ein freigebiger Ersatz der Culturelemente, welche die europäische Menschheit in der Vorzeit aus dem Osten erhielt; ein Ersatz, der um so erfreulicher ist, als er dort befruchtet und anregt, ohne hier zu entkräften oder zu erstarren. Denn wir geben nur jene Lebenskraft ab, deren wir selbst nicht bedürfen.

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Ferien in England.

(September, October 1874.)

Von

Julius Rodenberg.

I. Der Sturm.

„Erste Scene. In einem Schiffe auf der See. Ein Ungewitter mit Donner und Blitz. Matrosen kommen. Heisa, Kinder! Lustig, lustig, Kinder! Greift frisch an, oder wir treiben auf den Strand. Rührt euch! Rührt euch!“....

Der Sturm ist nicht Shakespeare's Sturm, sondern ein Sturm auf der Nordsee, und das Schiff nicht Alfonso's Schiff, sondern der Dampfer „Virgo“ auf der Fahrt von Hamburg nach London. Seit vorgestern Nacht sind wir unterwegs. Der Capitän sagt, daß er mit diesem Schiff noch keine schlimmere Reise gemacht habe. Die Tage vorher waren schwül und windstill; als wir an Bord gingen, noch im Hafen, kam ein heftiges Gewitter zum Ausbruch, und als wir am andern Morgen die See erreichten, fanden wir sie ganz in Aufruhr. Wir hatten es übrigens nicht besser erwartet. Denn die letzte Nachricht, die wir noch am Lande hörten, war von einem Hamburger Rheder, der sich mit seiner Yacht in's offene Meer hinausgemacht, mehrere Tage für verloren galt und endlich mit gebrochenen Masten und zerrissenem Segelwerk in die Weser eingelaufen war, statt in die Elbe. Es war im Herbste, die Zeit der Tag- und Nachtgleiche; von Westen her brausten die Aequinoctialstürme, Wolken und Wasser vor sich her wälzend, und schwer gegen Wind und Wetter hatte die Virgo zu kämpfen. Mühsam gegen die Brandung machte sie ihren Weg, hin- und hergeschleudert, rollend auf den Wellen; man hörte sie keuchen, indem ihre Brust sich zuweilen aus dem Wogenschaum hob. Zuweilen schien sie ganz still zu stehen, tapfer sich wehrend, in einer Art von Zweikampf gegen den Westwind, der an ihr riß und zerrte, bald mehr nach Süden, bald mehr nach Norden umsprang, als ob er ihr jede Möglichkeit des Entkommens abschneiden wollte. Doch sie leistete beherzten Widerstand und wartete einen Moment der Ruhe ab; dann stieß sie drei, vier große Rauchwolken aus, die mit Funken und Asche vermischt von der stürmischen Luft zurückgejagt wurden, während sie wieder ein

paar Kabellängen vorwärts machte. So war der Tag vergangen, und nun ist es wieder Nacht.

Die Schiffsgesellschaft befindet sich nicht zum Besten. Es sind viel Frauen und Kinder an Bord, fünf, sechs deutsche Gouvernanten, welche Stellen in England suchen oder schon gefunden haben, eine Deutsch-Amerikanerin mit einem Mulattengesicht, welche schlecht deutsch und noch schlechter englisch spricht, aber ein großes Interesse für die Bühne bekundet, am Anfang der Reise sehr laut war und sogar einige Opernarien (mit mehr als zweifelhafter Stimme) zum Besten gegeben hat. Aber auch sie ist jetzt still geworden. Alles ist stille geworden. Seit Eintritt der Dämmerung habe ich kein menschliches Wesen mehr gesehen, denn auch die „stewardess", die solch ein Wetter noch nicht erlebt, hat sich unter ihre Kranken gebettet; und was die Herren betrifft, so kamen nur wenige von ihnen zur Abendtafel und jetzt wachen außer mir nur noch zwei: ein kleiner, brauner Irishman, der ganz aus Knochen und Sehnen zu bestehen scheint, und ein langer, blonder deutscher Capitän, ein prächtiger Gesell, von unsrer Ostküste gebürtig. Er hat den deutschen Krieg mitgemacht und führt jetzt sein eigenes Schiff, einen Schooner, der mit Ladung für Pernambucco im Hafen von London liegt. Innerhalb einer Woche wird er in See gehen und dann für die folgenden drei, vier Monate Nichts schauen, als Himmel und Wasser. Zuvor ist er in Deutschland in der Heimath gewesen, um Abschied zu nehmen von seinem alten Mütterlein. Gott segne dich, du wackrer deutscher Seefahrer! Seine Hünengestalt und die blonden Haare erinnern mich an die seefahrenden Männer aus unserer Gudrun, und es ist auch Etwas von dem alten, nordischen Idiom in dem Klang seiner Sprache. Wenn das Schwarz und Weiß und Roth, um das er selber so mannhaft mitgestritten, durch die weiten Einsamkeiten des Atlantischen Oceans zieht, so werden schöne und ruhmvolle Bilder ihn begleiten, Erinnerungen an die Lieben, die daheim geblieben, aber auch an die Herrlichkeit des Vaterlandes, von der er ein beseligendes Empfinden mit sich nimmt. Wie glücklich ist doch jetzt das Loos des Deutschen, der in die Ferne geht, verglichen mit dem, was es früher war!

Mein zweiter Cumpan, der kleine Irländer — Gott weiß, was sein Geschäft sein mag, aber er kennt die ganze Welt, Länder und Meere — sitzt tiefsinnig vor einem Glase Grog und hat ein schwarzseidenes Schlafmützchen über beide Ohren gezogen. Das Schiff ächzt und schnauft, wie ein lebendes Wesen, welches eine harte Arbeit zu thun hat und alle seine Kräfte dabei aufbietet. Das Wetter, welches um die Stunde des Sonnenuntergangs ein wenig ermattet schien, ist mit erneuter Heftigkeit losgebrochen. Seit zehn Uhr Abends weht ein vollkommener Sturm, mit Blitz und Donner. Es ist, als ob das aufgewühlte Meer unser Schiff zwischen seine Wogenmassen nehmen und zusammendrücken wolle; ein knackender, berstender Ton geht zuweilen durch den Schiffskörper, als ob seine Rippen irgendwo brechen müßten.

„Was ist Ihre Meinung?" frage ich den Irishman.

„Sir," versetzt er, „die Virgo ist ein gutes Schiff. Sie ist ein sehr gutes Schiff; and if the worst comes to the worst, Sir, wenn das Schlimmste zum

Schlimmsten kommt, so ist es immerhin ein großer Trost, zu wissen, daß die Virgo ein gutes Schiff ist."

Hierauf führt er sein Glas an die Lippen, stellt es aber sogleich wieder auf den Tisch, als ob er noch nicht genug gesagt, um mich zu beruhigen. „Ein gutes Schiff ist ein großer Trost, Sir!"

Diesem Argument hat er Nichts mehr hinzuzufügen; er erhebt sich demnach, trinkt seinen Grog aus, zieht die Schlafmütze noch fester über den Kopf und sagt, indem er sich von der Lehne der Bank zum Geländer an der Wand und von dieser zur Thür seiner Cajüte forttastet: „Ich hoffe, Sie morgen wieder zu sehen, Gentlemen!"

„Und sonst ist keine Gefahr für ein Schiff auf hoher See," frag' ich den blonden Landsmann mir gegenüber, „außer etwa der, daß man mit einem andern Schiffe zusammenrennt?"

„Sonst keine," sagt er, indem er mir mit einem ehrlichen Ausdruck des Staunens, fast des Erschreckens in's Gesicht sieht. „Aber das eine von den beiden Schiffen pflegt dabei zu Grunde zu gehen."

Es ist eilf Uhr, und auch der deutsche Seefahrer hat mich verlassen. Jetzt bin ich ganz allein in dem langen, schmalen, niedrigen, nur von einer Lampe spärlich erleuchteten Raum, und draußen heult und brüllt das Wasser und der Wind. Mich gelüstet in dieser Nacht nicht, das Lager aufzusuchen. Ich sitze, den Kopf in die Hand gestützt, und denke an die Jahre, wo ich dieses Meer zuerst gekreuzt, wo es wie eine neue Offenbarung um mich her rauschte und mich in ein neues Land und gleichsam zu einem neuen Leben trug. Erwartung spannte jeden Nerv, Erwartung füllte die Segel und trieb sie zu den unbekannten Küsten, vor denen die Seele zurückbebte, wie vor etwas völlig Fremdem und Freudlosem, und die sie dennoch so lieb gewinnen sollte, so lieb, daß ein ganzes Leben nicht hinreichen wird, das Andenken an jene Zeit auszulöschen. Freunde habe ich dort gefunden. Das fremde Land ward mir eine zweite Heimath. Seine riesengroßen Städte, anfangs unter Rauch und Nebel begraben, bevölkerten sich mit sonnigen Erinnerungen, seine grauen Castelle mit den Gestalten der Sage, der Dichtung, der Geschichte, seine duftigen Wiesenlandschaften mit Bildern gegenwärtigen Glücks. Das Alles lag damals vor mir, unberührt, voll neuer, starker Erregungen, wie Etwas, das noch zu gewinnen und zu erobern ist. Wer hätte, in seiner Jugend, ein solches Gefühl nicht gekannt; wer nicht, gleich jenem Normannen, mit der ganzen Flotte seiner Hoffnungen, seiner Wünsche, seiner Illusionen auf dem Meere schwimmend, in den Sturm gejauchzt, der ihm die Zukunft und ganze Ferne zu Eigen gab?

Jahre sind seitdem vergangen, und heute bin ich nicht mehr allein. Jedes Geräusch in der „ladies' cabin" läßt mich auffahren von meinem Sitz. Aber dort herrscht tiefer, bleierner Schlaf, wie unter einer Verzauberung. Es ist Mitternacht. Alle Arten von unheimlichen Tönen sind um mich her — das Zittern und Krachen des Schiffes, die dumpfen Stöße der Maschine, das Wimmern des Windes in den Stricken und das hohle Brausen des Meeres, unveränderlich, monoton. Tausend Schreckgebilde steigen auf vor der geängsteten Phantasie; die Passagiere, schlafend auf den Bänken, fahren zuweilen aus dem Traum mit

blassen Gesichtern; Alles an den Wänden ist in Bewegung, die Spiegel, die Bilder, die Lampen — Alles schwankt hin und her; lange, schwarze Kautschukröcke baumeln an den Nägeln, wie Gehängte, kommen um die Ecke zum Vorschein und verschwinden wieder — dazwischen die Schläge der Schiffsglocke und der Ruf der Wache, zweimal, dreimal wiederholt, bis er den Mann am Steuer erreicht — nun Alles still, nun Alles wieder in Aufruhr, die Lampen, die Bilder, die Kautschukröcke in tollen Sprüngen durcheinander tanzend und das Stampfen der Maschine sich in eine Melodie von drei Tönen wandelnd, die immer wiederkehren, immer, immer — bis auch mir das Auge sinkt und Schlaf mich umfängt. Aber es ist ein unruhiger Schlaf, von Träumen gequält. Bald ist mir, als hört' ich die Mulattin eine Arie aus Meyerbeer's Afrikanerin singen und bald, als rufe der blonde Capitän verzweiflungsvoll: „Wir sind verloren! Wir werden in den Grund gesegelt!" Dann aber, aus dem umhersplitternden Gebälk taucht fröhlich der kleine Irishman auf, das Seidenmützchen über den Ohren und das Groggläschen in der Hand, mir verschmitzt zulächelnd: „Ein gutes Schiff ist ein großer Trost, Sir!" — und zu derselben Zeit heben sich leuchtend aus dem Seegischt die weißen Klippen von Hastings, und Wilhelm der Eroberer schwingt die Fahne mit den silbernen Leoparden und springt an's Land mit den Worten: „Preux chevaliers, mir nach!"

Da wach' ich auf. Es ist heller Tag. Morgens früh, sechs Uhr. Als ich auf Deck komme, scheint die Sonne warm und golden über einer weithin bewegten See — durchsichtig grün, überall mit weißen Schaumflocken, wie mit schwimmenden Eisstücken bedeckt. Breite Streifen von dunklem Violett wechseln mit bläulich schillernden Flächen, je nachdem Wolken, Himmel oder Sonne darin reflectiren. Gegen neun Uhr kommen viele Schiffe in Sicht, Zeichen des nahenden Landes, und jetzt, gegen 12½ Uhr, passiren wir das Leuchtschiff; der Himmel hat sich wieder umzogen, ein feiner Regen rieselt herab, aber das Schiff geht ruhiger, und einer nach dem andern kommen die Passagiere wieder zum Vorschein. Damen, die sich achtundvierzig Stunden lang nicht von der Stelle gerührt, versuchen sich im Gehen, wie nach einer überstandenen Krankheit. Kinder, bis an das Kinn eingewickelt in Shawls, kauern in den warmen, geschützten Winkeln bei der Maschine. Bleiche Gesichter überall; aber überall auch wieder erwachende Lebensluft. Die Mulattin trällert eine Cadenz, die mir jetzt, verglichen mit der bänglichen Stille von gestern, gar nicht mehr unangenehm ist; die blonden Haare des deutschen Capitäns flattern im Winde, indem er eine von den deutschen Gouvernanten, die sich auf seinen Arm stützt, nach dem Vorderdeck führt. Und hier ist auch der Irishman wieder, heute mit einem mächtigen Filzhut, der sein ganzes Gesicht beschattet. „Sir," sagt er, auf einen Dampfer deutend, welcher hinter uns mit den Wellen kämpft, „dieser Dampfer, von derselben Linie wie der unsere, hat Hamburg 24 Stunden früher verlassen, als wir. Danken Sie Gott, daß Sie nicht darin sind. Denn, wie ich Ihnen schon gesagt, es ist ein großer Trost, in einem guten Schiff zu fahren."

Zur rechten Hand, ganz in der Ferne, wird der erste feine Küstenstrich gesehen, grau gezeichnet auf dem grauen Hintergrunde des Himmels. Wir sind in der Themse. Das Land tritt näher, ein Haus, eine Windmühle, zuletzt ein

ganzes Dorf mit Kirchthurm wird unterschieden. Aber Alles hat noch den maritimen Charakter und den Salzgeruch, Möven fliegen über die großen, gelben Wellen, und gewaltige Dreimaster, kaum leise hin- und hergeschaukelt, liegen fest darin vor Anker. Jetzt wird auch die linke Seite von einem Ufer begrenzt und wir können uns dem behaglichen Gefühle hingeben, im Strome zu sein. Doch die Freude dauert nur kurz. Was der Capitän befürchtet, ist eingetreten. Wir haben die Fluth verpaßt, und die Ebbe läuft uns entgegen, mit ihr viele große Schiffe, die mit breit gespannten Segeln in's Meer hinaus wollen, während diejenigen, die gleich uns von dort hereinkamen, zurückbleiben und Anker werfen. Dazu kommt der Regen und ein dichter Nebel aus den Themseniederungen, der den Horizont mehr und mehr verengt. Statt am Abend wird die Virgo nicht vor Mitternacht im Hafen von London sein. Die meisten Passagiere beschließen daher, das Schiff in Gravesend zu verlassen. Mit unerträglicher Langsamkeit vergehen die Stunden. Müde, durchnäßt, ungeduldig drängt man die kleine Schiffstreppe hinauf und herunter. Es ist mittlerweile ganz finster geworden, und Lichter leuchten durch die Dunkelheit, huschen vorüber und verschwinden. Ein dumpfes Geräusch, Rufe durch die Nacht, Taue werden ausgeworfen — das Wasser plätschert auf, mit jener ziſchenden Bewegung, wie von einem scharfen Kiele geschnitten; lange Strahlen, wie von Blendlaternen, fallen aus dem feuchten Dunst gegen unser Schiff, klimmen daran empor und sind plötzlich unter uns — die Zollbeamten Ihrer britischen Majestät, bis über die Ohren in Gummiröcken, machen ihre Aufwartung. Eine Scene des unbeschreiblichsten Durcheinanders folgt — unter strömendem Regen, in der pechschwarzen Nacht, schwarz, wie nur solch eine Nacht auf der Themse sein kann; unaufhörlich irren Lichter und Regenschirme vorüber, als ob ihre Zahl beständig im Wachsen sei; centnerschwere Koffer werden aus der Tiefe heraufgewunden und fallen polternd auf das Deck nieder, bis es, einer Rumpelkammer gleich, von Bagagestücken bestreut ist, und Jeder ist Jedem im Wege. Jetzt tauchen, längs des Schiffsgeländers, fremdartige Gestalten auf, als ob sie aus dem Wasser gekommen seien, mit Lederhüten, die von Schaumflocken triefen — Nachenführer mit Piratengesichtern, ihre Dienste zu fabelhaften Preisen anbietend. Die Empfindung von etwas Außerordentlichem, Abenteuerlichem ist immer, auf irgend eine Weise, mit der Landung in England verbunden.

Endlich sind wir frei. Mit Hilfe des blonden Capitäns, der mir zum Abschied noch einmal die Hand drückt, gleiten wir an der schlüpfrigen Strickleiter hernieder, nehmen Platz auf den nassen Bänken des Bootes und fahren quer über den Fluß, in dem die Lichter von Gravesend sich spiegeln. Es ist eine böse Passage trotz alledem; allein, meine beiden kleinen Damen behaupten, verglichen mit der Luft im Schiffsraume, an die sie sich schaudernd erinnern, sei dies ein Athmen von Wonne. Die Strecke kann nicht viel mehr als fünf Minuten betragen; doch die rechtschaffnen Seelen, denen wir uns anvertraut, wollten den ausbedungenen Lohn von 3 Thlr. 10 Sgr. nicht umsonst haben. Sie machten deshalb einen Umweg von 10 Minuten, verlangten aber, als sie uns und unsere Güter an der schwindelnd steilen Treppe des Pier's abgesetzt, noch einmal eine ähnliche Summe, um letztere hinauf in das Zollgebäude zu schaffen.

Solch ehrlichen Naturen ist in einer solchen Nacht nicht wol Etwas abzuschlagen. Wir scheiden demgemäß auch als ziemlich gute Freunde, zahlen zum dritten Mal eine Kleinigkeit von gleichem Betrage, um das Gepäck, ohne welches der beste Mensch doch nun einmal nicht auf Reisen gehen kann, nach dem etwa hundert Schritt entfernten Bahnhof transportirt zu haben, und berechnen, als wir diesen erreicht, daß die Fahrt von der Rhede zum Bahnhof genau so viel gekostet, wie die Fahrt von Hamburg über die ganze Nordsee und die halbe Themse. Doch als wir nun festen Boden unter den Füßen haben und die Gaslichter des Bahnhofes sehen, da loben wir Gott in unsern Herzen, sind fröhlich und guter Dinge und sagen, es sei nicht zu theuer bezahlt.

Der Bahnhof ist klein und unansehnlich, wie die meisten in England mit Ausnahme der Centralstationen, die dann freilich wieder, im Vergleich mit den unsern, selbst in Berlin, den Eindruck des Colossalen machen. Zweierlei jedoch findet man in England auch an den kleinsten Haltestellen: nämlich ein Damenzimmer und die neuesten Zeitungen. Uebrigens folgen die Züge einander in so kurzen Zwischenräumen, daß man nirgends lange zu warten braucht. Selten vergehen fünf Minuten, ohne daß ein „up-“ oder „down-train“ vorbeikommt, als ob einer dem andern gerade Zeit genug lassen wolle, sich vor ihm in Sicherheit zu bringen. Als ich an das Schalter trete, um Billets zu lösen, stoße ich auf den ersten Betrunkenen, und als ich hinaus auf die Plattform trete, kommt mir schon ein ganzer Schwarm davon tobend und jauchzend entgegen — Matrosen von Gravesend, welche Matrosen von London das Geleit geben. Ich begreife die Nothwendigkeit eines Damenzimmers und finde mich darein, daß man auch mir den Eintritt verwehrt; ich muß meinen beiden kleinen Damen durch's Fenster das Zeichen geben, daß unser Zug sich nahe. So viel Rohheit man auch in England gleich bei dem ersten Schritte trifft: die Rücksicht für die Damen ist dort viel größer und allgemeiner als bei uns; sie hat sich im öffentlichen Leben zu einer Art von Gesetz ausgebildet, welches Niemand zu verletzen wagen würde. Ein alter Schriftsteller des vorigen Jahrhunderts, in dem ich mit Vorliebe blättere (Berckenmeyer's Getreuer Antiquarius 1708), sagt von England: es sei ein Paradies der Frauenzimmer, ein Fegefeuer der Knechte und eine Hölle der Esel. Was die beiden letzten Einwohnerklassen von Großbritannien betrifft, so muß sich ihr Loos gegen früher wesentlich verbessert haben; allein das Paradies der Frauen ist es heute noch, wie vor anderthalbhundert Jahren, mit gewissen Einschränkungen allerdings, von denen weiterhin die Rede sein wird.

Der Zug hält, und wir nehmen Platz in einem geräumigen Wagon, gut erleuchtet und mit breiten, gut gepolsterten Sitzen. Obwol in England die Eisenbahnen unverhältnißmäßig stärker frequentirt sind, als bei uns, ist doch niemals Mangel an Raum, und niemals würde man dort die Passagiere so dicht zusammenpferchen, wie bei uns. Wir haben die ganze Abtheilung des Wagens für uns allein; und jetzt, dem Meere — das wir immer noch in der Ferne brüllen zu hören meinen —, dem Schiffe, den Flußpiraten und dem betrunkenen Pöbel des Hafens entronnen, sind wir wirklich in England — sein Comfort umgibt uns, und durch Nacht und Dunkel und Regen eilen wir mit

ungewohnter Geschwindigkeit dem Ziel entgegen. Nach jeder längeren Seefahrt, auf welcher man die Bestimmung der Zeit und nahezu die Herrschaft über sich selbst verloren hat, wirkt das Bewußtsein, seinen Willen wieder zu haben und wieder Beschlüsse fassen zu können, wie neues Leben. Jeder Sinn scheint geschärft, jede Fähigkeit energischer gestimmt. Indem man dahin fliegt, glaubt man sein Schicksal noch einmal in der Hand zu haben. Wir fahren auf der London-Chatham- und Doverlinie, der belebtesten vielleicht in diesem Königreiche, mit zahllosen Seitensträngen, wie ein ganzes Nervensystem, mit dem Strom und seinen tausend Schiffen zur einen, mit den gesegneten Ackerbaudistricten der Grafschaft Kent zur andern Seite, mit Wald und Schlössern und Dörfern und Städten ringsum, auf der Grundfläche von wenigen Quadratmeilen. Die Finsterniß verhüllt es; doch nicht zwei, höchstens drei Minuten vergehen, ohne daß Lichter aufblitzen, zuweilen eine ganze Hügelseite beleuchtend, zuweilen tief im Thale einen röthlichen Dunstkreis ausstrahlend — dann wieder ein dumpfes Rollen, ein Näherkommen, ein Sausen und Zischen, und dann wie Sturmwind und Blitz vorüber — nun rechts und links zu gleicher Zeit, nun Lichter oben, Lichter unten, Lichter überall — nun wieder Dunkelheit, doch nur für einen Moment — und nun der ganze Horizont wie von einem fernen Flammenmeere, von einer Feuersbrunst beschienen.

Wenn dieser Gluthstreif eine Täuschung zuließe, das Herz würde mir's sagen — es fühlt die Nähe der Riesenstadt, es klopft ihr entgegen mit all' der Ungeduld vergangener Jahre — hier Blackheath, hier Greenwich... an wie manchen Sommernachmittag erinnert ihr mich, ihr Namen, „die längst ich vergessen geglaubt," an wie manchen Freund, der nicht mehr ist... an Lachen und Scherz und fröhliche Lust der Jugend... Obwol noch eine Stunde von der Stadt, sind wir doch schon in der Stadt... ihre Häuser beginnen, ihre Straßen fangen an, um nicht mehr aufzuhören, für Meilen und Meilen in der Runde, so weit der Blick reicht, so weit der Fuß uns trägt... zuerst ärmliche Straßen, Vorstadtstraßen, klein, schmal und spärlich beleuchtet, unter uns, ihre Kaminröhren, vom Rauch geschwärzt, den Eisenbahndamm rings besetzend, — nun breitere Straßen, besser beleuchtet, weiter auseinandertretend — nun Straßen von unabsehbarer Länge, von Gas strahlend, wie ein Ballsaal — von anderen Straßen gekreuzt, von mächtigen Plätzen unterbrochen, colossale Steinfronten, Paläste, Thürme, Dome, Kuppeln, unten hell, oben von jener flammenden Nebelschicht umlagert — und unser Zug immer sausend und sausend, pfeifend und rasselnd, Meile nach Meile von Straßen zurücklegend, und andere Züge neben ihm, oder unter ihm seinen Weg schneidend — ihren Lärm mischend mit seinem Lärm und dem Gemurmel der Millionen, die vor uns und über uns in Nähe und Ferne sich bewegen. Ah, welch ein Gefühl, in London anzukommen — in London, bei Nacht, seine undurchdringliche Finsterniß und sein Chaos rauchend, flammend und brennend an allen Ecken und Enden! Sein Strom, die Themse, mit dem dunkeln Mastenwald — Alleen von Laternen, mit einzelnen Funken umherschwimmend, wie Irrwische, mit den Lichterguirlanden, die sich von Ufer zu Ufer spannen, den Brücken, London-Bridge, Southwark-Bridge, — die City von London

— hier kreuzen wir das Wasser, hier ist Waterloo-Bridge, und hier ist unsere Station.

Wir steigen aus. Kein Geschrei, kein Gedränge; kein Policemann, und doch geht Alles in musterhafter Ordnung. Man hebt nur den Finger, und der Portier besorgt unser Gepäck. Man schreitet nur über den Perron, und unter der gedeckten Halle selbst steht das „four-wheel'd cab", das uns aufnimmt. Ein einziges Wort genügt — „Waterloo-Hôtel, Jermyn Street" — und fünf Minuten später sind wir in der stillen, alten, vornehmen Straße, nicht weit von St. James, in der ich — Gott weiß, jedes Haus und von jedem Haus die Geschichte kenne, und in dem stillen, alten, vornehmen Hôtel, in welchem vielleicht Swift seine rührenden Verse „an Vanessa" geschrieben, oder Steele seine fröhliche Freundschaft mit „Will Honeycomb" geschlossen. Um Mitternacht setzen wir uns nieder zu einem substantiellen „Supper" mit altem Bordeaux, so wie der Decan von St. Patrick und der Freund von Addison ihn nicht verschmäht haben würden; und die große Glocke vom Schlosse der Königin Anna mit all' ihren romanhaften Erinnerungen an die Stuarts, an Nell Gwynn und die lustigen Zeiten von König Karl II. im Gefolge, ruft uns endlich zur Ruhe, in großen Himmelbetten, mit verschossenen Damastvorhängen, unter welchen es sich so herrlich träumen läßt zwischen Pall-Mall und Piccadilly.

(Wird fortgesetzt.)

Vier Oden des Horaz,

verdeutscht von

Emanuel Geibel.*)

An Apollo.

Was fleht zuerst der Sänger im Heiligthum
Apoll's? Was heischt er, wenn er den Opferwein
Ihm feiernd ausgießt? Nicht die reiche
Frucht von Sardiniens Segensfluren,

Nicht Heerden, wie das heiße Calabrien
Sie nährt, nicht Gold noch indisches Elfenbein,
Landgüter nicht, an denen spiegelnd
Liris, der schweigende Strom, dahinwallt.

Calenertrauben keltere froh, für wen
Das Glück sie blühn ließ. Möge der Handelsherr
Aus tiefem Goldkelch Weine schlürfen,
Die er um syrisches Gut erworben,

Der Götter Schützling, weil er im Jahreslauf
Dreimal und viermal glücklich den Ocean
Durchsteuert; mir genügt des Oelzweigs
Beere zum Mahl und die leichte Malve.

Doch gib, o Phöbus, daß ich, gesund an Leib
Und Geist, genieße, was du beschieden hast,
Und daß ich kein unrühmlich Alter
Leb' und die Cither getreu mir bleibe.

---

*) Aus einer Sammlung, welche unter dem Titel: „Classisches Liederbuch, in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel," in nächster Zeit bei Wilhelm Hertz in Berlin erscheinen wird. Das erste Buch enthält griechische Dichtungen von Tyrtäus bis auf Pindar; das zweite: römische Elegien und Verwandtes; das dritte: zwei und dreißig Oden des Horaz.
Anmerkung der Redaction der „Deutschen Rundschau".

An Chloe.

Warum fliehst du mich, Kind, scheu wie das junge Reh,
Das im wilden Gebirg nach der geängsteten
Mutter sucht und in eitler
Furcht vor jeglichem Hauch erschrickt?

Gehn durch's zitternde Laub nur des erwachenden
Frühlings Schauer dahin, raschelt im Brombeerstrauch
Nur die grüne Lacerte:
Gleich erbeben ihm Herz und Knie.

Doch ich folge ja nicht wie ein Gätulerleu,
Wie ein Tiger dir nach, der dich zerreißen will;
Laß denn, laß von der Mutter
Endlich, da du zur Liebe reif.

An Pompejus Grosphus.

Ruh' erfleht vom Himmel im Sturm des wilden
Inselmeers der Schiffer, wenn finstre Wolken
Ihm den Mond zudeckten und kein Gestirn mehr
Sicher die Bahn weist;

Ruh' erfleht kampfmüde das Land der Thraker,
Ruh' des Euphrats köchergeschmückte Heerschaar,
Nicht um Gold noch Edelgestein und Purpur
Käufliche Ruhe.

Denn es hält kein fürstlicher Schatz und keines
Lictors Beil dir ferne den Sturm der Seele,
Noch die schwarz um's Cedergebälk der Decke
Flatternden Sorgen.

Glücklich lebt mit Wenigem, wem des Ahnherrn
Salzgefäß einfach den bescheidnen Tisch ziert;
Nimmer weckt aus friedlichem Schlaf die Furcht ihn,
Nimmer die Habsucht.

Was doch bei so flüchtiger Frist nur planen
Wir so viel und rasten in keiner Zone?
Ach, wer ward, und ob er zur fernsten Fremde
Schweifte, sich selbst los?

Mit uns steigt auf's eherne Schiff die bange
Sorg' und setzt sich hinten auf's Roß dem Reiter,
Selbst den Hirsch einholend im Lauf, den Wolken
Jagenden Thauwind.

Heute froh, sei nimmer besorgt um Künft'ges,
Was dir weh thut, dämpfe mit leisem Lächeln;
War doch keines Sterblichen Loos in Allem
Glücklich zu preisen.

Frühen Tod fand mitten im Ruhm Achilles,
Aufgezehrt vom Alter verkam Tithonus,
Und vielleicht, was dir sie versagt, wird mir die
Stunde gewähren.

Dich umschallt sicilischer Stiere Brüllen
Hundertfach, und Lämmergeblök, im Vierspann
Wiehert hell die Stute dir zu, es deckt dich
Aechtester Purpur:

Mir beschied nur kleinen Besitz ein huldvoll
Schicksal, doch vom Genius auch der Griechen
Einen Hauch und wider des Pöbels Mißgunst
Stolze Verachtung.

An den Bandusischen Quell.

O Bandusia's Quell, lichter als Bergkrystall,
Süßen Weines und nie welkender Kränze werth,
Morgen fällt dir ein Böcklein,
Dem sein knospend Gehörn bereits

Liebesfreuden verheißt, Kämpfe der Eifersucht;
Doch umsonst, der Gespiel lüsterner Zicklein soll
Mir dein kühles Gerieſel
Festlich röthen mit Opferblut.

Niemals haftet auf dir schädlich des Sirius
Flammenblick, du gewährst stets dem ermüdeten
Pflugstier labende Frische,
Stets der grasenden Lämmerschaar.

Dich auch zählt man, o Quell, zu den erlauchten einst;
Denn in manchem Gesang pries ich die Eichenschlucht,
Wo aus felsiger Grotte
Dein geschwätziger Sprudel hüpft.

Das Hermanns-Denkmal und der Teutoburger Wald.

1) Das Hermanns-Denkmal und der Teutoburger Wald. Nach der Natur aufgenommen von L. Menke, auf Stein gezeichnet von A. Lüttmann, C. Süßnapp und M. Alffers, mit einem Titelblatt in Farbendruck von Prof. Scheuren und poetischem Text. Herausgegeben von W. Klingenberg. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1875.
2) Wo Hermann den Varus schlug. Von C. G. Clostermeier. Detmold (Lemgo), Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1822.
3) Arminius, Cheruscorum dux ac decus, liberator Germaniae. Ex collectis veterum locis composuit J. F. Massmann. Lemgoviae, in bibl. Meyeriana. 1839.

Der Tag (16. August), an welchem, in Gegenwart des deutschen Kaisers und vor einer aus ganz Deutschland versammelten Volksmenge, das Hermanns-Denkmal, in der Nähe von Detmold, feierlich eingeweiht worden ist, fordert zu betrachtendem Rückblick auf. Denn er bildet den sichtbaren Abschluß einer langen und großartigen Bewegung, welche, bald mehr, bald weniger hervortretend, niemals mehr ganz stille stand, seitdem sie begonnen, und an einigen bedeutenden Wendepunkten unserer Entwickelung mächtig fördernd eingriff. Aus der grauen Vorzeit unseres Volkes in die unmittelbare Gegenwart reichend, erscheint sie als eine der leitenden Ideen unseres nationalen Lebens, die zuerst durch die Geschichtsforschung ihre Bestätigung, dann in der Dichtung ihre poetische Weihe und jetzt in einem Werke der bildenden Kunst ihren monumentalen Ausdruck erhielt.

Es rückt diese erste der entscheidenden Großthaten unseres Volkes in ein eigenartiges, fast möchte man sagen schicksalsvolles Licht, daß wir Nichts von ihr aus heimathlicher Ueberlieferung, sondern Alles, was wir von ihr wissen, aus fremden Quellen empfangen haben, aus den Berichten der unterlegenen Feinde. Bis auf den Namen würde Hermann vergessen worden sein, ohne die Schriften der Griechen und Römer. Ja, dieser Name selbst und alle anderen hauptsächlich in Betracht kommenden Namen, sowol von Personen als von Orten, die mit jenem zusammenhängen, sind zweifelhaft. Die Römer nennen ihn Arminius; wer sagt, daß die Deutschen ihn Hermann genannt haben? Der Name seiner Gattin, Thusnelda, kommt nicht mehr als ein einziges Mal bei dem griechischen Geographen Strabo vor; Tacitus spricht von ihr nur als der Gemahlin Hermann's, der Tochter des Segest — „uxor Arminii eademque filia

Segestis“ (Ann. I, 57). Nicht viel mehr kann von dem „Teutoburger Wald“ selbst gesagt werden: diese Bezeichnung begegnet nur an einer Stelle des Tacitus (ib. I, 60), wo er, den Zug des Germanicus schildernd, den Platz, an welchem die Reste des Varus und der Legionen damals noch unbegraben liegen sollten, näher bestimmt als „haud procul Teutoburgiensi saltu“. Niemals vorher oder unmittelbar nachher ist von einem Walde dieses Namens in Deutschland irgend Etwas bekannt gewesen; vielmehr hieß dasjenige Gebirge, welches Tacitus im Auge hat, der Osning oder Osnegge; so nennen diesen Höhenzug, der von den Quellen der Diemel bis zur Ems sich in einer Ausdehnung von 24 Meilen erstreckt, die deutschen Schriftsteller des Mittelalters, so heißt, „die Egge“, derjenige Theil noch heute, welcher sich durch das Paderborn'sche hinzieht, während die Fortsetzung dieser Gebirgskette im Fürstenthum Lippe bis auf diesen Tag „der Lippe'sche Wald“ genannt wird. Den Namen des „Teutoburger Waldes“ hat man, soweit die geschichtliche Kenntniß reicht, in Deutschland zuerst zu Anfang des 16. Jahrhunderts gehört, als die verloren geglaubten Bücher des Tacitus im Kloster von Corvey wieder aufgefunden worden sind; und erst seitdem Justus Möser das Wort gesprochen, daß der „Teutoburger Wald“ für ganz Westphalen gelte, legte man dem alten Osning diesen Namen bei. Dennoch gilt derselbe, nach heutigem Sprachgebrauch, nur für die Strecke zwischen der Egge und der Dörenschlucht, also demjenigen Paß des Gebirges, für welchen die Bezeichnung des „Teutoburgiensis saltus“, wie Tacitus ihn charakterisirt, genau zutrifft, und in welchem, nach der jetzt ziemlich allgemeinen Annahme, die Niederlage des Varus ihren Anfang genommen hat. Denn auch über diesen Punkt herrschte, seit etwa hundert Jahren, ein von mehreren einander folgenden Generationen von Gelehrten hartnäckig geführter und immer wieder neu aufgenommener Streit, der noch weit von seiner endgültigen Lösung entfernt scheint, wenngleich die vor 53 Jahren von dem weiland fürstlich Lippe'schen Archivrath Christian Gottlieb Clostermeier aufgestellte und in der oben angeführten Schrift vertheidigte Ansicht der Wahrheit am nächsten kommen wird, wie sie denn in der That, wol in wichtigen Einzelheiten von Neueren bestritten, in ihrer Hauptrichtung aber angenommen und den meisten weiteren Forschungen zu Grunde gelegt worden ist.

Nach dieser Meinung wäre der Zug des Varus durch das Waldgebirge, welches bestimmt war, der Schauplatz seines Unterganges zu werden, von der Weser nach der Lippe gegangen, nicht umgekehrt. Eine Stelle des Dio Cassius (56, 18) bestätigt vollkommen diesen Ausgangspunkt; er sagt, daß die Häupter des (germanischen) Volkes ihn (den Varus) in die Grenzen der Cherusker und an den Weserfluß gelockt hätten („in Cheruscorum fines et ad flumen Visurgim abduxerunt“). Hier — die Annahmen schwanken zwischen Minden, Rinteln und Varenholz, alle drei, nicht fern von einander, an der Weser — lebte Varus im Sommer des Jahres 9 n. Chr., bis Anfang des Herbstes, der verhängnißvoll für ihn werden sollte, in einem sorglosen Verkehr mit den deutschen Fürsten, welche seine Vernichtung bereits geplant hatten. Es geht nicht aus den Quellen hervor, daß Varus ein feiger oder unritterlicher Mann gewesen; wol aber scheint es ihm an der, in seiner Stellung unentbehrlichen politischen Einsicht, sowie ganz besonders an dem für den Feldherrn in so

schwieriger Lage nothwendigen Blick gefehlt zu haben. Florus, Vellejus Paterculus und Dio Cassius stimmen darin überein, daß er sich unnöthiger Grausamkeit schuldig gemacht; daß er es verstanden, sich durch Willkür und Hochmuth ebenso verhaßt zu machen, als Drusus beliebt gewesen; daß er die Bewohner Germaniens für Menschen hielt, an denen außer der Stimme und den Gliedern nichts Menschliches, und daß er Tribut erpreßte, wie von Unterthanen. Dennoch, mit den unzweifelhaften Anzeichen des Unwillens und der Empörung um sich, ließ er sich täuschen und ging, sogar gewarnt, in sein Verderben. Segestes, wider Willen der Schwiegervater des Arminius und auf das Bitterste mit ihm verfeindet — denn dieser hatte jenem die bereits einem Andern verlobte Tochter mit Gewalt entführt — verkündete dem Varus, und namentlich bei dem letzten Mahle, nach welchem man zu den Waffen griff, die reifende Verschwörung. Vier benachbarte Stämme hatten sich insgeheim zur Vernichtung des verhaßten Römers verbunden: die Cherusker, welche das linke Weserufer, südlich bis nach Hannover und Braunschweig, nördlich bis nach Westphalen bewohnten, die Marser zwischen Ems und Osning, die Bructerer, von dem rechten Ufer der Lippe bis an das linke der Ems, und die Katten, am weitesten südlich, an die Cherusker sich anlehnend, im heutigen Kurhessen. Das Haupt der Verschwörung war Arminius, „ein junger Mann, der mit dem römischen Bürgerrechte den Rang eines Ritters erlangt hatte, ein Sohn des Fürsten jenes Volkes (der Cherusker), Segimer". Vellejus Paterculus, dem dieser Satz entlehnt und der die That Hermann's im Lichte eines Verbrechens sieht, kann dennoch nicht umhin, seiner Persönlichkeit das höchste Lob zu ertheilen: „von adeliger Herkunft, tapfer, schnell und gewandteren Geistes, als die Barbaren gewöhnlich, leuchtete die Kraft seines Geistes aus seinen Augen".

Dem Plane gemäß erhoben sich nun die am entferntesten wohnenden Katten, um den römischen Oberfeldherrn aus seinem sommerlichen Ruhesitz aufzuscheuchen und in die Gewalt der verbundenen Stämme zu bringen. Die Nachricht hatte die erwünschte Wirkung. Umsonst warnte Segest, dieser Aufstand der Katten sei nur eine List; umsonst rieth er, ihn selbst, den Arminius und die anderen Häuptlinge in Fesseln zu legen. „Sed Varus fato et vi Arminii cecidit"; doch Varus fiel durch das Verhängniß und die Gewalt des Arminius (Ann. I, 55). Er brach mit drei Legionen, sechs Cohorten und drei Geschwadern Reiter auf, zunächst in der Absicht, sich nach Aliso*) zu begeben, einem an der Lippe belegenen Römercastell, um von dort, mit neuen Waffen und Mundvorräthen versehen, den Feldzug zu beginnen. Doch er sollte so weit nicht gelangen. Zwischen der Weser und der Lippe lagen die Schluchten des Osning, unwegsamer gemacht durch den ungewöhnlich früh einbrechenden Herbst. Es war im ersten Drittel des September. Hinter ihm zurück, nachdem sie ihn eine Strecke geleitet,

*) Die Lage von Aliso, wie fast die jedes anderen Platzes dieses Kriegstheaters, ist bestritten; das neueste Schriftchen über diesen Gegenstand, „Aliso und die Gegend der Hermannsschlacht" von M. von Sondermühlen (Berlin, 1875, Otto Gülcker u. Co.), setzt die Römerveste etwas weiter westlich, als Clostermeier, an das rechte Ufer der Lippe, da, wo das Flüßchen Lise in jene mündet. Es ist dies übrigens nur eine Wiederholung der vor 50 Jahren schon von Konrad Mannert aufgestellten Behauptung, dessen jedoch der Verf. keine Erwähnung thut.

blieben die Häupter der Cherusker, Bructerer und Marser, unter dem Vorwand, ihre Hilfstruppen zusammenzuziehen; vor ihm, am Ausgang aus den Pässen der düstern Waldgebirge, lauerten die Katten. In diese mit der geschicktesten Berechnung gelegte Falle, aus der kein Entkommen möglich war, ging Varus. Römische Schriftsteller haben, wie schon angedeutet, wol versucht, diese Handlungsweise Hermann's als einen Treubruch zu brandmarken und das deutsche Volk deswegen als ein tückisches darzustellen, „bei aller Rohheit höchst schlau und zur Lüge wie geboren". Allein Tacitus, zugleich ernster und gerechter, hat höher geurtheilt von dem deutschen Freiheitssinn, der „kühner ist, als des Arsaces Königthum", und von Arminius, „anerkanntermaßen der Retter Deutschlands, der das römische Volk nicht wie andere Könige und Heerführer in seinen Anfängen, sondern als ein im Stande der höchsten Kraftentwicklung befindliches Reich herausgefordert hat, in Schlachten die Wage haltend, im Kriege unüberwunden".

Als der entscheidende Schlachttag von den dreien (9.—11. September) wird allgemein der zweite bezeichnet, während über die Wahlstätte die Meinungen schwanken. Die Heerstraße von der Weser nach Aliso führte durch die sog. Dörenschlucht, die Wasserscheide zwischen Ems und Werre, etwa $1^1/_2$ Meile von Detmold. Allein nach Clostermeier's Ansicht fanden die Römer diesen Paß schon besetzt und wurden daher mehr ostwärts zur Seite, noch näher nach dem heutigen Detmold hingedrängt, in das Thal der Berlebecke und das Waldrevier der Grotenburg, in welchem er ganz deutlich den „Teutoburgiensis saltus" des Tacitus erkennen will. Nach seiner Angabe habe die Grotenburg damals, bei den Deutschen selbst, die Teutoburg geheißen, nach einer Burg, die gewissermaßen als ein „Trutz-Aliso" von den Cheruskern dort errichtet worden. Er beruft sich dabei auf „klare, archivalische Nachrichten", nach denen noch im 16. Jahrhundert die Grotenburg „der Teut" hieß; indessen, da er die Nachrichten nirgends reproducirt, darf auf diesen Umstand wol kein besonderes Gewicht gelegt werden.

Sicher ist, daß am dritten Schlachttage, welcher trübe, mit heftigem Regen und starkem Wind anbrach, die gänzliche Vernichtung der Römer auf der Senne stattfand, einer weiten Einsamkeit, mit sumpfigem Untergrund, welche sich an den Ausgängen des Gebirges öffnet und auf welcher, damals wie heute, das Heidekraut, die Heidelbeere und die Preißelbeere blühte. Hier war Varus von dem ersehnten, Rettung verheißenden Castell nur noch eine Meile entfernt — aber hier, wo seine bisher in das enge Gebirge zusammengedrängten Truppen sich ausbreiten konnten, erstand ihm, außer den verfolgenden Feinden, ein neuer — „jam et numeri aucti Germani erant", sagt Dio Cassius — wahrscheinlich die Katten, die nun mit frischen Kräften auf die zu Tode Gehetzten, Verzweiflungsvollen herfielen. Hier war es, wo der Widerstand der Römer aufhörte, wo die römischen Adler genommen wurden, die Legaten fielen und Varus, „dem ihm von seinem Vater und Großvater gegebenen Beispiele folgend," sich in sein Schwert stürzte. „So wurde das Heer durch Wälder, Sümpfe und feindlichen Hinterhalt eingeschlossen und endlich von einem Feinde niedergemetzelt, den es selbst früher wie Vieh geschlachtet," ruft Vellejus Paterculus aus, der, ein Militär, ein praefectus equitum, einige Jahre früher, mit Tiber, selbst an der Weser und Elbe gewesen.

Ob nun das Thal der Berlebecke, zwischen dem Königsberg und der Grotenburg, der Schauplatz des verhängnißvollen Tages war, oder ob man ihn etwas weiter westwärts in der Dörenschlucht zu suchen hat: gewiß ist, daß man von der Bergeshöhe, die heute das Hermanns-Denkmal krönt, das ganze Terrain mit Wald und Heide vor sich hat, „wo Hermann den Varus schlug" — wie Freiligrath dies in dem schönen Gedichte, welches er zu dem oben angezeigten Album beigesteuert, so rührend ausspricht. Man weiß, daß Freiligrath zu Detmold geboren ist, und er sagt uns, in dieser seiner poetischen Jugenderinnerung, daß er ein Schüler von Clostermeier war, den er oft auf die Höhen des Teut und Königsberges begleitet, dort von dem theuern Lehrer der Landschaft Deutung empfangend:

„.... Um und um, das rauscht und wallt!
Wald und Berg und Berg und Wald!
Tapfre Berge, wackres Holz,
Eichen und Buchen, schlank und stolz!

Sieh, und drüben, warm besonnt,
Zwischen Gebirg und Horizont,
Leuchtend, wie sie Hermann sah,
Liegt Norddeutschlands Ebne da!

Leuchtend, golden überhaucht!
Leuchtend, halb in Duft getaucht!
Fläche der Senne, wüst und wild,
Land, wo Ems und Lippe quillt!

Dorthin geht's dem Rheine zu;
Dorthinaus, das merke du,
Elsen heißt man jetzt die Stell',
Lag Aliso, Rom's Castell.

. . . . . .

Kennst du dort die Waldesbucht?
Nein? — Das ist die Dörenschlucht;
Aus dem Wald in's offne Moor
Jenes altberühmte Thor;

Thor, das Hermann klug besetzt,
Als den Varus er gehetzt;
Thor, das borstig Schwert und Spieß
Des Cäcina's Kriegern wies.

Doch — die Sonne neigt sich schon;
Kaum noch hörst du einen Ton:
Vogel stumm und Biene stumm!
Laß uns niedersteigen drum.

Heim schon! Sieh, vor eurem Haus
Schaut dein Vater nach dir aus!
Lauf', und biet' ihm Hand und Kuß! —
Morgen lesen wir Tacitus!"

. . . . . .

Ein trübes Licht, prophetisch fast für Deutschlands folgende Geschicke, fällt auf das Ende Hermann's, den wir uns so gern als den Typus deutscher Manneskraft vorstellen. Nicht des Drusus Sohn, Germanicus, der sechs Jahre nach der Niederlage des Varus, um die Todten zu bestatten und die dem großen Römervolk angethane Schmach zu rächen, nach Deutschland kam, konnte ihn besiegen; nicht der auf Anstiften des Segest begangene Raub seines Weibes ihn von seinen Entschlüssen abbringen. Ihn „trieb noch neben dem natürlichen Ungestüm der Raub seines Weibes und ihre in Sclaverei verkaufte Leibesfrucht wie sinnlos umher, und er jagte hin durch's Cheruskerland, zu den Waffen wider Segestes, zu den Waffen wider den Cäsar rufend". Sie, „zum Gatten mehr als zum Vater haltend, nicht zum Weinen gebeugt, noch mit Worten sich demüthigend, sondern, die Hände unter dem Kleid gefaltet, auf ihren schwangern Leib niederblickend," ward nach Italien in die Gefangenschaft geführt, und „gebar ein Knäblein, das, in Ravenna erzogen, nachmals mit wunderbar spielendem Mißgeschick zu kämpfen hatte" (Tac. Ann. I, 57. 58. 59). Man kennt dieses Mißgeschick des nachmaligen „Fechters von Ravenna"! Nach Strabo

wäre sie sogar mit ihrem damals dreijährigen Sohn Thumelicus im Triumphe des Germanicus einhergeführt worden. Indessen nicht solches Leid, von den Fremden ihm zugefügt, fällte den Helden; Zwietracht unter den deutschen Stämmen brach aus, die, „befreit von auswärtiger Gefahr, nach des Volkes Sitte die Waffen selbst gegeneinander gekehrt." Sein Schwiegervater, Segest, hatte ihn verrathen und sein Weib dem Fremden ausgeliefert; sein Bruder, Flavus, war ein gefügiges Werkzeug in den Händen der Römer und kämpfte in den Reihen derselben gegen seinen eigenen Stamm; endlich verließ auch seines Vaters Bruder, Inguiomer, ihn treulos, und durch die Bosheit seiner Verwandten — „dolo propinquorum" — fiel der Befreier Deutschlands, nachdem der Antrag eines Kattenfürsten, ihn durch Gift zu beseitigen, mit den stolzen, an die besten Tage Roms erinnernden Worte von dem Senat zurückgewiesen worden war: „es nehme das römische Volk nicht durch Hinterlist, noch auf Schleichwegen, sondern offenbar und bewaffnet Rache an seinen Feinden". Durch sein Leben und seinen Tod hat er seinem Volke diese beiden großen Wahrheiten vermacht, die sich im Guten und im Bösen bis auf unsern Tag bestätigt, daß es des Höchsten fähig, wenn einig, und zur tiefsten Schmach verurtheilt, wenn uneinig. — Siebenunddreißig Jahre erreichte er im Leben, zwölf in seiner Gewalt, und noch zu Tacitus' Zeit, im 2. Jahrhunderte n. Chr., ward er in den Liedern der barbarischen Völkerschaften gefeiert, „canitur adhuc barbaras apud gentes." Aber in den Wogen der Völkerwanderung verklangen diese Lieder; als Tacitus seine „Germania" schrieb, waren die Cherusker bereits von den Katten unterworfen, und im 4. oder 5. Jahrhundert verschwand für immer aus der Geschichte der Name dieses Volksstammes. Vergessen war Hermann der Cherusker, vergessen das Andenken seiner That, und vergessen blieb er für mehr als ein volles Jahrtausend, bis mit der geistigen Wiedergeburt des classischen Alterthums uns die Bücher desselben auf's Neue geöffnet wurden und wir in ihnen zu lesen lernten. Da fanden wir unsern nationalen Helden wieder, um ihn fortan nie mehr zu verlieren; und als zu Beginn des 16. Jahrhunderts, in jenem Kloster an der Weser und nicht gar weit von der Stelle, wo er Deutschland vom Römerjoch befreit, die beiden ersten Bücher von Tacitus' Annalen wieder entdeckt wurden, da stand sein Bild in Jünglingsschöne vollendet vor uns, in allen nationalen Wendepunkten uns anfeuernd zur Nachfolge, im Unglück ein Trost und eine Verheißung, im Glück ein Symbol und eine Warnung. Einer der Ersten, der ihn so begrüßte, nachdem er uns wiedergegeben worden, war Ulrich von Hutten; in der schlimmsten Zeit des dreißigjährigen Krieges richtete man sich an einem, aus edler Vaterlandsliebe und mit Umsicht aus allen bezüglichen Stellen der Alten zusammengesetzten Buche, „Der teutsche Fürst Arminius", auf (Maßmann, Arminius XVII); zu ihm, als die Stürme der französischen Revolution unheilverkündend nahten, erhob Klopstock seinen Blick; seine Heldengestalt wurde von Ernst Moritz Arndt heraufbeschworen, um die deutsche Jugend zur Ergreifung der Waffen gegen Napoleon zu entflammen; und was er, während der unglücklichsten Periode der napoleonischen Fremdherrschaft, durch Heinrich von Kleist's Dichtung uns geworden, das lebt unauslöschlich in Aller Herzen!

In den Tagen der Befreiungskriege war es auch, wo der nunmehr greise Meister, der uns das Hermanns-Denkmal gegeben, die erste Idee zu seinem großen und nationalen Werke faßte. Ernst von Bandel, damals noch ein Knabe (er ist am 17. Mai 1800 geboren), ward nach seinen eignen Worten tief ergriffen „beim Anschauen der unseren Feinden Schrecken und Verderben bringenden Wiederaufpflanzung unseres alten Schwertes, das immer am deutschen Himmel im herrlichen Glanze der Freiheit leuchtete und sich als Haltpunkt unseres Seins bewährte, wenn es, von echt deutscher Faust erhoben, unsere Stämme in Treueinigkeit um sich schaarte".*) Dieser Gedanke, „die Schwerterhebung Hermanns" zu verherrlichen, beherrschte fortan seine Seele vollständig, und der Ausführung desselben hat er sein ganzes, langes und man darf wol sagen ereignißreiches Leben gewidmet, wenn man bedenkt, daß die Schicksale des deutschen Volkes während dieser langen Zeit auch die Schicksale seines Werkes wurden, dessen Fortschritt hemmend oder fördernd begleiteten bis zur glorreichen Vollendung. Im Jahre 1819 entwarf Bandel die erste Zeichnung seines Denkmals, im Jahre 1830 verfertigte er das erste kleine Modell desselben, in den Jahren 1834 und 1836 stellte er größere Modelle aus, und im Jahre 1837 besuchte er zuerst den Teutoburger Wald und wählte als den Platz seiner künftigen Schöpfung den Bergesgipfel der Grotenburg aus, auf welchem wir sie heute erblicken. Die Kosten der Ausführung waren sehr beträchtlich; aber Bandel's Plan zündete, Vereine bildeten sich in ganz Deutschland, und an der Spitze der Beiträge stand der Künstler selbst: *er bot sein Werk und seine Arbeit dem Vaterlande zum Geschenk an!* Schon im folgenden Jahre, am 9. Juli 1838, wurde mit den Arbeiten auf dem Berge begonnen, und am 18. October, dem Tage der Schlacht von Leipzig, in der Mitte des Grundes eine Kupfertafel gelegt, auf welcher in unzerstörbarer Schrift eingegraben war, daß über dieser Tafel Armin, dem Befreier Deutschlands, ein Denkmal errichtet werden solle, *als ein Wahrzeichen zur Einigkeit aller deutschen Stämme.* So leuchteten die nächtlichen Gedenkfeuer der Völkerschlacht, welche Deutschland vom napoleonischen Joch befreit, symbolisch dem Beginne dieses Werkes, dessen Abschluß siebenunddreißig Jahre später — genau so lange, als Armin's Leben gedauert — von der vollen Sonne deutscher Herrlichkeit bestrahlt werden sollte! Drei Jahre später, am 8. September 1841, wurde unter dem Dröhnen der bei Waterloo erbeuteten Kanonen und Absingung des Arndt'schen Vaterlandsliedes das Grundsteingewölbe geschlossen. Es war ein Volksfest, nicht unähnlich demjenigen, welches wir selber vor Kurzem gesehen. Der Festredner, Canzleirath Petri, welcher die letzte Weihe des Werkes nicht mehr erleben sollte (er starb vor 2 Jahren als Geh. Regierungsrath in Detmold) sagte damals: „So fest und einig, wie wir wünschen, daß diese Steine sich fügen, mögen Fürsten und Fürsten, Stamm und Stamm, Fürst und Volk vereinigt sein; so fest wie wir wünschen, daß das Gewölbe des Grundsteines

*) Man vergl. die treffliche Festschrift: „*Zur Geschichte des Hermanns-Denkmals.*" Von Dr. H. *Thorbecke*. Mit dem Bilde E. von Bandel's und einer Ansicht des Denkmals. Detmold, Meyer'sche Hofbuchhandlung. 1875.

unter diesem Bau sich schließe, möge der Quell der Zwietracht geschlossen sein für ewige Zeiten."

Doch harte Prüfungen warteten noch des deutschen Volkes und Desjenigen, der ihm das Bild seines Nationalhelden geben wollte; 1846 kam der Bau in's Stocken, und wie so vieles andre Hohe und Hehre, was damals „von der Parteien Gunst und Haß verwirrt", ward auch das Hermanns-Denkmal beinahe ein Gegenstand des Spottes. Aber auch das ertrug der Meister, und seinem und seines Volkes Genius vertrauend, arbeitete er still in seiner Werkstatt zu Hannover an Hermann's Schwert, als das furchtbare Gewitter von 1866 an Deutschlands Himmel flammend emporstieg. Was der deutschen Frage die Lösung und dem deutschen Volke die Erlösung brachte, das kam seinem Werke zu gut, und das Jahr 1870 ward auch für dieses das Jahr der Entscheidung. Den Flammenzeichen des 18. October antworteten die Flammenzeichen des 2. September — was mit opferwilligen Gaben deutscher Patrioten begonnen, ward mit freigebig gespendeten Mitteln des deutschen Reiches vollendet, und die Geschichte des Hermanns-Denkmals ist die Geschichte der deutschen Einheitsbestrebungen, ihrer jugendlichen Hoffnungen, ihrer bitteren Enttäuschungen, ihrer schmerzlichen Kämpfe und ihres endlichen Sieges geworden. Das Relief Kaiser Wilhelm's I., aus einer bei Gravelotte eroberten Kanone gegossen, schmückt jetzt eine der Nischen. Der Lorbeerkranz fehlt — auf den ausdrücklichen Wunsch des Kaisers —; aber die Namen von 28 gewonnenen Schlachten umgeben sein Bild, und das ist mehr als ein Lorbeerkranz!

Es muß ein ergreifender Augenblick gewesen sein, als am Tage der feierlichen Einweihung unter der Sonne des Augustmorgens, die fünf Jahre früher dem Schlachttage von Vionville geleuchtet, die beiden Männer vor dem enthüllten Hermanns-Denkmal tiefbewegt einander die Hände drückten: der deutsche Kaiser, der das Reich wieder aufgerichtet, und der deutsche Meister, der nicht nur sein Werk, sondern auch dasjenige Hermann's vollendet sah — alle Stämme des deutschen Volks „in Treueinigkeit geschaart!" In diesem Augenblick berührten sich lebendig die fernste Vergangenheit und die gegenwärtige Zeit, in der wir sind. Möge denn auch für alle Zukunft wahr werden, was Bandel vorahnend gesprochen: daß dieses Bauwerk, „erhoben über den Gipfel des schönsten Berges in Mitte des Gaues, in dem Hermann's gewaltige Schlachten geschlagen wurden, weithin schauend in's freie Vaterland, und von weitester Ferne gesehen, ein Wegweiser sei zur Stätte unseres Ruhmes und zur Erkenntniß unserer Macht und Herrlichkeit!"

Literarische Rundschau.

1. Tausend Gedanken des Collaborators. Von Berthold Auerbach. Berlin, A. Hofmann u. Comp. 1875. (Veröffentlichung des Allg. Vereins für deutsche Literatur.)

„Was ich zu bieten habe, will nicht als allgemein gültige Wahrheit erscheinen, „ist aber meine Wahrheit, und mag Jedermann zusehen, was davon auch seine Wahr„heit werden kann." So rechtfertigt sich der „Collaborator" (man kennt ihn aus der „Frau Professorin"), indem er sich hier einmal gründlich das Wort ausbittet; und in diesem Sinne wird man ihn gelten lassen und sich des alten Freundes erfreuen. In der That, auf Allgemeingültigkeit, auf erschöpfende, geschlossene Vollständigkeit nach irgend einer Richtung hin machen diese „tausend Gedanken" wol keinen Anspruch. Sie streifen Alles, Religion, Staat, Gesellschaft, Kunst und Natur; aber vergebens würde man die Bausteine eines Systems aus ihnen zusammensuchen. Man hat hier das Ende, dort den Anfang einer Gedankenreihe vor sich, thut hier einen Blick in die geheimste Saat der Dinge, gleitet dort mit dem Auge des flüchtigen Spaziergängers auch wol nur über die Oberfläche dieser oder jener Erscheinung hin, wird aber nirgends das Gefühl vermissen, daß man sich in Gesellschaft eines wohlerfahrenen, nachdenklichen Freundes befindet, dessen Worte sorgfältige Erwägung verdienen, meistens auch da, wo sie einmal zu kraus oder — zu einfach erscheinen. Wie A. zu der großen, religiös-philosophischen Zeitfrage sich stellt, ist seinen Lesern, d. h. dem großen gebildeten Publicum im weitesten Sinne, kein Geheimniß. Es ist der Standpunkt des innerlich vollkommen befreiten, an Spinoza genährten, mitten in der modernen einheitlichen Weltauffassung stehenden Denkers, der aber gleichzeitig alles wirklich concrete Leben mit der pietätsvollen Sympathie des ächten Künstlers betrachtet. Darum gleiche Entfernung von Fanatismus und Frivolität. Eine milde, klare, reine Grundstimmung liegt über allen Anschauungen, wie ein heiterer Herbsthimmel über einer freundlichen Landschaft. „Die Religion des freien Menschenthums kennt keine Verfolgungen, weil sie nicht Glaube, sondern Bildung ist." „Wir sind zur Medicin und zur positiven Religion vorgeschritten, wir sind aus der Unmittelbarkeit des Naturlebens heraus, zurück können wir nicht, darum vorwärts und darüber hinaus zur bewußten Lenkung der Naturkräfte in der freien, leiblichen und geistigen Diätetik." „Die sogenannten Realisten, die nicht Materialisten sind, haben weit mehr wahren Idealismus als die Idealisten als solche oder die Ueberschwänglichen. Sie glauben und wissen die Schönheit, Güte, Größe, Tugend in der wirklichen Welt; sie kennen und halten sie." Vielleicht gibt uns der Collaborator nicht Unrecht, wenn wir diese drei seiner Aphorismen als drei Höhenpunkte bezeichnen, von denen aus es einem klugen Auge wol möglich sein dürfte, ihn auf seinen oft seltsam verschlungenen Wegen mit Verständniß zu begleiten. So oft er dabei Verhältnisse, Aufgaben, Gefahren des gesellschaftlichen Lebens in's Auge faßt (und er verweilt hier vorzugsweise gern bei diesen Dingen), betonen seine Rathschläge neben Güte und Wahrhaftigkeit

eine heitere, mäßige, aber feste Selbstachtung und vorsichtige Zurückhaltung. Die Physiognomik der Eitelkeit, des oberflächlichen, inhaltlosen Scheinwesens aller Art wird mit der Sorgfalt behandelt, welche dem Beobachter inmitten einer in materiellen Erfolgen sich berauschenden Gesellschaft zur Pflicht wird. Wahrhaftigkeit und Arbeit erscheinen als die Grundbedingungen aller geistigen Gesundheit, alles Gedeihens. „Der beste Gesellschafter ist der, der von der Arbeit kommt; ist er auch müde, der Geist der Arbeit ruht auf ihm und die reifende Energie der Lebenskraft ist anmuthend." Welche schlagende Kritik so vieler „gesellschaftlichen" Misere liegt in dem einfachen Wort! Und wie schön ergänzt sich diese Auffassung der Gesellschaft in dem Ausspruch: „Hingebung hält sich gern für eine Tugend, ist aber keine, im gesellschaftlichen Leben wenigstens nicht, wenn sie einer gewissen Reserve entbehrt, das heißt der Haltung. Wer sich stets anlehnt, ganz den Schwerpunkt aus sich auf die Stütze verlegt, der fällt um, wenn die Stütze weicht." Daß der „Collaborator" auch über Kunst und Künstler manch feines und schlagendes Wort hat, ließ sich erwarten; doch wird er auf diesem Gebiete vielleicht eher in die Lage kommen, seine grundsätzliche Toleranz gegen abweichende ästhetische Meinungen bewähren zu müssen. So wären wir beispielsweise begierig auf den Nachweis, wie der unbedingte Shakespearecultus des V. sich mit der Ansicht verträgt (S. 206). daß der Dichter kein Dramatiker sei, den die Personen, ihre Eigenthümlichkeit, ihre Genesis weit mehr interessiren, als auffallende Lebensschicksale und scharfe Wendungen? Shakespeare, der kaum je eine Handlung erfand, dessen Dramen fast ausschließlich durch die Charakteristik wirken, dessen Intriguen durchweg hie und da schwache, häufig genug unmögliche Wendungen haben! Auch der unbedingten Bevorzugung Goethe's vor Schiller wird vielleicht nicht Jedermann ohne Weiteres zustimmen. Doch das sind Gewissensfragen, die sich in Aphorismen natürlich nicht erledigen lassen. Am meisten Bedenken endlich, vielleicht auch wol hie und da ein leises, verwundertes Kopfschütteln möchte manche Stelle des Abschnittes „Aus der Natur" erregen. Theils erscheinen die Beobachtungen fraglich, theils ihre Deutung oder Bedeutsamkeit. Wird z. B. die Blutbuche wirklich von allen Vögeln, außer der Elster, gemieden? Beginnt wirklich „ein eigenes Reich des Windes", wenn der Roggen gemäht ist? Und ist es in der That so bedeutungsvoll, daß manche Vögel nur undeutlich zwitschern, statt zu singen, daß die Singvögel den Waldrand dem Dickicht meist vorziehen, daß die Lerche geschickt und zierlich geht, die Schwalbe aber immer das Fliegen vorzieht, daß endlich der Sturm unreife Aepfel abwirft (reife noch mehr!) und daß die Vögel sich daheim mausern müssen, wenn sie nicht fortziehen? Doch, wir wollen mit dem Collaborator nicht rechten, wenn ihm Angesichts mancher Dinge Anderes oder Mehr eingefallen ist, als uns, und wenn wir ihn nicht überall verstehen. Ein Gespräch auf einem Spaziergange ist keine Predigt oder Vorlesung. Man läßt da eben dies und das fallen und der Begleiter hebt auf, was er erreichen kann. Wie verschieden geartet der Leser aber auch sein und in welcher Stimmung er sich fühlen mag, er wird, wenn er dieses Buch durchwandert, immer unter den „Tausend Gedanken des Collaborators" einen finden, der für ihn und die Stunde paßt; einen, der ihn fesselt, anregt oder beruhigt, und das, so dünkt uns, ist die beste Empfehlung, die wir dem neuen Buche Berthold Auerbachs auf den Weg mitgeben können.

2. Der monistische Gedanke. Eine Concordanz der Philosophie Schopenhauer's, Darwin's, R. Mayer's und L. Geiger's. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1875.
3. Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie. Von Ludwig Noiré. Leipzig, Veit u. Comp. 1875.
4. Philosophie und Naturwissenschaft, ihr neuestes Bündniß und die monistische Weltanschauung von Dr. Conrad Dieterich. Tübingen, Laupp'sche Buchh. 1875.

5. Zur Kritik moderner Schöpfungslehren mit besonderer Rücksicht auf Haeckels „Natürliche Schöpfungsgeschichte" von Johannes Huber. München, Theod. Ackermann. 1875.

Wie ein lange gestautes Wasser, wenn endlich die Schleuse gezogen wird, stürzt sich die deutsche Geistesarbeit seit fast einem Jahrzehnt in die lange verlassenen Wege der metaphysischen Speculation. Der Bund der Naturwissenschaft mit der Philosophie hat den Bann gebrochen, welcher seit den großen politisch-socialen Fehlschlägen und Erschütterungen des fünften Jahrzehntes, seit dem praktischen Bankerott des souveränen Gedankens, unser ganzes wissenschaftliches Leben auf die mühsamen Pfade der strengen, realistischen Forschung und der exacten Rechnung verwies. Uralte, für todt und abgethan gehaltene Fragen werden wieder lebendig, die Kette der Zeiten schließt sich aufs Neue. Und während im Leben scheinbar der Materialismus triumphirt, während hier die Barbarei einer mechanischen, ja thierisch-sinnlichen Lebensauffassung, dort die noch schlimmere des bildungsfeindlichen, mittelalterlichen Dogma's dem Geiste den Krieg erklärt, schicken exacte Forscher und Denker Hand in Hand sich an, den Isisschleier vor dem Allerheiligsten nun endlich, wie sie meinen, zu heben. Zwar, die eigentlichen Träger der Schulphilosophie verhalten sich in der Mehrzahl noch spröde und mißtrauisch gegen die neuen Propheten. Es sind in erster Linie Naturforscher, welche die Fahne des neuen Zeitgedankens tragen, und neben ihnen kühne Freischärler und Parteigänger der philosophischen Speculation, populär-philosophische und theologische Schriftsteller, die ihn auszugestalten bemüht sind. Aber wenn die Bewegung an keinem anderen Mangel litte, so stünde es gut genug mit ihr. Das Schweigen und Achselzucken der Facultäten hat Schopenhauer's Triumph nicht verhindert, als seine Stunde gekommen war; es wird auch den modernen, naturwissenschaftlichen Monismus nicht beseitigen, vorausgesetzt, daß derselbe eine seinem jungen Selbstgefühl und seinen augenblicklichen populären und buchhändlerischen Erfolgen entsprechende philosophische Lebens- und Triebkraft bewährt. „Nur dann wird die Philosophie ihren früheren Glanz und ihre frühere Würde wieder erlangen," ruft Noiré in dem ersten seiner beiden obengenannten Werke (S. 327), „wenn ihre Pflege nicht mehr den Universitätsprofessoren anheim gegeben bleibt . . ., sondern wenn bedeutende Geister, denen es heiliger Ernst ist mit der Wahrheit, ob sie nun wie Spinoza ihres Lebens Unterhalt mit Brillenschleifen verdienen, oder ob sie mit Königen und Fürsten freundschaftlich verkehren wie Leibnitz, aus der Fülle des von allen Seiten zuströmenden Erfahrungswissens, durch keine Rücksicht aus der Bahn gelenkt, die letzten Folgerungen ziehen, die dem unbefangenen, stillen Gemüthe in der unermeßlichen Herrlichkeit und Mannigfaltigkeit der Welt zugleich die erhabene Größe und Einfachheit derselben offenbaren."

Damit sind denn auch die steilen und stolzen Bahnen angedeutet, welche der V. mit seinen Gesinnungsgenossen, und zwar augenscheinlich, was ihn angeht, in reinem und ehrlichem Enthusiasmus der Ueberzeugung zu wandeln versucht. Noch im vorigen Jahre, als er seine „Welt als Entwickelung des Geistes" schrieb, folgte Noiré nur erst zögernd und schwankend der neuen Bewegung. Mit Kant und der ganzen idealistischen Schule ging er noch von der strengen Unterscheidung des denkenden und empfindenden Ich und der Welt als Object der Erkenntniß aus und polemisirte gegen den Schopenhauer'schen Gedanken des „Willens zum Leben" als des gemeinsamen und einzigen Urgrundes alles Seins, auch der sogenannten unorganischen Formen desselben. Von diesem Schwanken ist jetzt nicht mehr die Rede. Der monistische Gedanke, wie Noiré in Uebereinstimmung mit Zöllner, mit dem anonymen Kritiker der „Philosophie des Unbewußten", mit Fechner (Ideen zur Schöpfung und Entwickelungsgeschichte der Organismen, 1873) und im Wesentlichen auch mit Haeckel ihn entwickelt, versucht den gordischen Knoten des Gegensatzes zwischen Geist und Materie durch einen kühnen Schwertstreich der Speculation (sollen wir sagen der philosophischen Dichtkunst oder der dichterischen Philosophie?) zu zerhauen. Wol führt seine „Grundlegung einer zeitgemäßen Philosophie" das Motto „Von Kant zu Kant".

Aber Kant scheidet streng und entschlossen die Welt des reinen Seins, das Ding an Sich, von der uns allein zugänglichen Welt des Scheins, der subjectiven Erfahrung; die gegebenen Grundformen dieser Erfahrung, Zeit, Raum, Causalität, sind ihm lediglich in der Natur des denkenden Geistes begründet, und gestatten keinen sicheren Schluß auf das außerhalb dieses Geistes stehende Wesen der Dinge. Dagegen ruht der Schwerpunkt der monistischen Weltanschauung in der Annahme, daß Beobachtung und Denken in der That den Weg zum Wesen der Dinge eröffnen können, weil wir und die Welt, Subject und Object, desselben Geschlechtes sind und denselben Gesetzen gehorchen. So wird auf Leibnitz zurückgegangen, der seine Welt aus beseelten Monaden construirte, auf Spinoza, für den das Ding an Sich die Grundeigenschaften der Ausdehnung und des Denkens hatte, auf Schopenhauer endlich, der mit seinem „Willen zum Leben" die Schranken durchbrach, welche den Schein vom Wesen trennen. Aber auch für Schopenhauer waren Raum, Bewegung und Causalität noch, wie für Kant, subjective Anschauungsformen; er verhielt sich deswegen gleichgültig gegen die Erfahrungswissenschaft, faßte die verschiedenen Formen der Organismen als einmalige, unergründliche Akte des metaphysischen Urwillens auf, ebenso wie die sogenannten Naturkräfte, hielt die Gattungen für unveränderlich und spottete über die Entwickelungstheorie Lamarck's, des Vorgängers der Darwinisten. Dem gegenüber erklärt nun der Monismus, wie auch Noiré ihn entwickelt, die Welt als ein Aggregat von beseelten Atomen. Geist und Körper sind für ihn nicht getrennte Größen; vielmehr sind Bewegung und — Empfindung (die Quelle des Willens) die Grundeigenschaften des ewigen, gegebenen Weltstoffs, im Uratom, im Gastheilchen, im Sandkorn, im Stein, in der Pflanze, wie im Organismus des denkenden Menschen. Der Raum ist nur die Abstraction der Urthatsache der Bewegung, die Zeit die Abstraction der Empfindung; Grundursache der Schöpfung, das heißt der Gestaltung aus dem Urstoff, ist jener dunkle Urwille, der nach der ersten Störung und Reibung in den Atomen aus der Empfindung geboren wurde, unendlich verstärkt, aber nur quantitativ, nicht qualitativ verändert in der unendlichen Zeitfolge der Entwickelung. „Geist und Welt sind Eins. Im Menschengeiste gelangt die überall, bis zum Atom, beseelte Welt zum höchsten Bewußtsein". Wie nun die Weltatome durch jenen, freilich unerklärlichen, ersten Urwillen sich verdichteten, differenzirten, wie die ersten kosmischen Nebelmassen aus dem Urchaos sich schieden, wie dann in ihrem Bereich das großartige Drama der Entwickelung begann, der Entwickelung durch Anziehen und Abstoßen, durch Liebe und Haß der Elemente bis zur Bildung der Atmosphäre, des Meeres, des Erdkerns, der ersten Organismen und dann weiter vom Moneres im Urschlamm bis zum monistischen Philosophen im Lehnstuhl: das läßt Noiré in leider nur zu oft wiederholten und weniger klaren als wortreichen begeisterten Ausführungen uns ahnen, während es Aufgabe der Zukunftswissenschaft bleibt, die Richtigkeit des neuen Weltgesetzes im Einzelnen nachzuweisen. Wunderbarer Weise wird mitten in diesem Thun der Metaphysik ein für allemal der Dienst gekündigt und die stricte Erfahrung und der strenge, mathematische Calcul auf den Thron gesetzt, auf den Thron, den der mystische Urwille eines beseelten, unorganischen Atomes ihm bereitete, dessen Stufen aus metaphysischen, empfindenden und wollenden Steinen sich fügen, an welche ein dito Teppich liebend sich anschmiegt. Es bleibt immer die alte Geschichte. Jeder Usurpator schwärmt für das Gesetz; nur seinen Regierungsantritt muß man nicht untersuchen. „Es muß uns gelingen, im Geiste Stein, Pflanze, un- „organischer Stoff zu werden und als solche zu fühlen und zu wollen." „Wir haben „uns einst als Atome in gerader Richtung bewegt, und darum gehen und denken wir „heute die gerade Linie". So sprechen diese neuesten Feinde der Metaphysik, während sie nicht genug Ausdrücke der Verachtung finden können für Hegel's kosmogonisches Gedicht, welches die Welt als dialektische Evolutionen des in ihr zur Anschauung seiner selbst gelangenden Urgeistes erklärt. Es sind doch wol auch heute noch nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten! Es verdient übrigens bemerkt zu werden, daß sowol Dieterich, der gegen die Monisten von der strictен Observanz eine höchste geistige

Weltursache zu retten sucht, als auch der theologisch-theistische Johannes Huber gerade die kühne Fiction der beseelten unorganischen Urstoffe bereitwillig annehmen. Huber behandelt sonst in seinem oben citirten Werkchen Haeckel als einen „Dogmatiker der schlimmsten Sorte" und weist ihm nicht nur Ungenauigkeiten auf dem Gebiete der Schulphilosophie nach (was nicht schwer ist), sondern behandelt auch die rein wissenschaftlichen Untersuchungen und Schlüsse des berühmten monistischen Zoologen, auf Grund der Einwürfe von Bär und Lucae, sehr von oben herab. Aber das psychische Atom könnte der Lehre von der persönlichen Unsterblichkeit, geschickt behandelt, zu Gute kommen, und da wird denn diese kühne pantheistische Hypothese plötzlich ganz plausibel. Aufrichtig gestanden: In dem gegenwärtigen Stadium der Frage vermögen wir unsererseits in allen diesen Axiomen der monistischen Theorie noch nichts weiter zu erkennen, als mehr oder weniger sinnige und anregende Schöpfungen der Phantasie, die über den Abgrund zwischen dem denkenden und empfindenden Ich und dem Nicht-Ich, der Welt, doch nur eine sehr schwankende Brücke schlagen. Der Schwerpunkt bleibt in der Erfahrungswissenschaft, welche, unbekümmert um den dunkeln Anfang und das verborgene Ende der ungeheuern Entwickelungsreihe, Zoll um Zoll, den kleinen erhellten Raum inmitten der endlosen Finsterniß zu erweitern bemüht ist. Was aber als ein wahrhaft erfreuliches Zeichen der Zeit bei dem Allen begrüßt werden darf, das ist die entschieden gesunde, lebenskräftige und thatenlustige Richtung, welche diese ganze naturwissenschaftlich-philosophische Speculation nachgerade auf dem ethischen Gebiete einzuschlagen beginnt. Sie Alle, von Strauß und Reuschle, bis auf Haeckel, Zöllner und Fechner, sind gleich weit entfernt von materialistischer Nichtachtung des Geistes und der pessimistischen Verbitterung Schopenhauers und Hartmanns. Endlose Entwickelungsarbeit zu immer vollkommner Durchführung des immanenten Weltgedankens ist ihre Losung; freudiges, hingebendes Aufgehen des Einzelnen in den Zwecken des Ganzen ist der feste Grund ihrer Ethik. Wo selbstsüchtige, isolirte oder krankhafte Naturen Angesichts der Schranken des Individuums sich verbittern oder verzagen, wo die gedankenlose Sinnlichkeit die Privilegien des Thieres als Ersatz für die persönliche Fortdauer beansprucht, da erheben sich die Söhne eines gesunden, zum Gesammtleben und Wirken erwachten Volkes, einer arbeitenden, fortschreitenden Zeit zu heroischer Hingabe an das Ganze und zu heiterer Resignation. So sicher ist es, daß unser innerstes Bewußtsein und Verhalten von ganz anderen, stärkeren Factoren bedingt wird, als den Evolutionen des an den Pforten der Unendlichkeit sich abmühenden, speculativen Gedankens. Was Noiré (der monistische Gedanke, p. 220, 221) in der Kritik des Schopenhauer'schen Pessimismus über die Nothwendigkeit und den Segen der Beschränktheit des Individuums sagt, ist schlagend und trefflich, wie überhaupt die Stellen des Werkes, in welchen der V. nur aus seiner warmen, gesunden Natur und seiner reichen Detailkenntniß heraus, über scharf begrenzte und übersehbare Fragen der Lebensführung und der Aesthetik sich ausspricht. Die speculativen Ausführungen leiden dafür stark an Wiederholungen, mangelhafter Anordnung und Unklarheit, wie das natürlich ist, wo die streitenden Gedanken auf einem kaum erschlossenen, noch nicht vollständig beherrschten Gebiete sich Bahn brechen. — Dieterich gibt eine kurze, klare, zur Orientirung in den Acten des Processes wohl geeignete Uebersicht über die wichtigsten Punkte des namentlich von Haeckel vertretenen monistischen Systems, während er für sich die oben angedeuteten, vorsichtigen Reserven macht. Huber kämpft für seinen theistischen Idealismus in seiner bekannten milden Form, der man aber bei Handhabung der wissenschaftlichen Kritik den Hintergrund des theologischen Bewußtseins überall anmerkt und auf naturwissenschaftlichem Gebiete mehr Zurückhaltung wünschen möchte.

6. Wahrheit und Wahrscheinlichkeit. Vortrag gehalten im wissenschaftlichen Verein am 23. Januar 1875 von Prof. Dr. W. Foerster. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlag. 1875.

Dieser Vortrag bietet, was Form und Ausdruck anbetrifft, keine leichte, aber eine lohnende, höchst inhaltvolle Lectüre, reich nicht nur an anregenden, sondern auch an tröstlichen Gedanken. Professor Foerster, einer unsrer ausgezeichnetsten Astronomen, versichert etwaige Zweifler, daß das kopernicanische Weltsystem durch die Arbeiten seiner Wissenschaft fortwährend überraschende Bestätigungen erhält, die nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung einer absoluten, directen Beweisführung fast schon gleichkommen. Er gedenkt dann wohlwollend, wenn auch mit wissenschaftlicher Reserve, „jener verheißungsvollen Gedankenprozesse, mit welchen man endlich eine Nachbildung der natürlichen Entwickelung aller Organismen zu entwerfen und an immer reicher gesammelten Erfahrungen kritisch zu reifen begonnen hat"; er wirft ernste Seitenblicke auf die große Schwierigkeit der ethisch-historischen Wissenschaften und verweist endlich die Fragen nach dem Höchsten, nach Anfang und Ende, das Streben nach dem Vollständigen, Harmonischen, sehr weise und richtig in — die Kunst. Wenn dann auch für das Schöne ein von der ernsten Arbeit bereiteter Boden verlangt, und jede zu Gunsten des Schönen geforderte Einschränkung der Wissenschaft als Erziehung zu Niedrigkeit und Unwahrhaftigkeit getadelt wird, so können wir nur herzlich zustimmen. Die kleine Schrift setzt Leser voraus, welche die Mühe nicht scheuen, einem ernsten und strengen Denker mit- und nachdenkend zu folgen. Sie dürfen es übrigens ohne Rückhalt; denn es sind zwar kühne Pfade, doch nicht die phantastischen der Speculation, sondern die durchaus gesicherten der exacten Forschung, welche der gelehrte Verfasser, Director der Berliner Sternwarte, sie führt.

7. Die Entstehung der Civilisation und der Urzustand des Menschengeschlechts, erläutert durch das innere und äußere Leben der Wilden, von Sir John Lubbock (Verfasser der „Vorgeschichtlichen Zeit" ꝛc.). Autorisirte Ausgabe für Deutschland. Nach der dritten vermehrten Auflage aus dem Englischen von A. Passow. Mit einleitendem Vorwort von Rudolf Virchow. Mit 20 Illustrationen in Holzschnitt und 6 lithographirten Tafeln. Jena, Hermann Costenoble. 1875.

Neben den Arbeiten, welche neuerdings mit eingreifendem Erfolge für die Vertiefung und Befestigung einer ächt wissenschaftlichen, von Frivolität und Autoritätsbefangenheit gleich freien Weltanschauung eingetreten sind, nimmt Lubbock's vielgenanntes Werk nach Inhalt und Form eine hervorragende Stelle ein. Der Verf. führt die Ergebnisse reicher Detailstudien für die Entwickelungstheorie ins Feld, indem er die verschiedenen Formen der Barbarei, wie die Zustände der Wilden sie erkennen lassen, nicht als krankhafte Rückbildungen aus einem vollkommenen Urzustande auffaßt, sondern in ihnen verschiedene Stadien des großen, die Menschheit seit den Urzeiten bewegenden Culturkampfes nachzuweisen bemüht ist. Man hat ihm von theologisirender Seite (so kürzlich Joh. Huber bei uns, der Herzog von Argyll in England) einzelne Ungenauigkeiten in Auswahl und kritischer Sichtung des ungeheuren Materials vorgeworfen. Dergleichen können in einer jungen Disciplin, die mit solchen Stoffmassen und den verschiedenwerthigsten Gewährsmännern arbeiten muß, nicht ausbleiben. Irgend wesentliche, das Princip beeinflussende Irrthümer sind aber dem berühmten Forscher nicht bewiesen worden; seine Methode trägt ganz den vorsichtigen, von Thatsache zu Thatsache voranschreitenden, allem voreiligen Theoretisiren abgeneigten Charakter, den wir auf dem Gebiete dieser Studien an den Schriftstellern seines Volkes so hochschätzen, und die concrete Gegenständlichkeit der Darstellung wirkt belebend und anziehend. Die Uebersetzung ist vortrefflich, die Ausstattung höchst würdig und angemessen, das ganze Werk denken-

den Geschichtsfreunden als ebenso anregende wie belehrende Lectüre dringend zu empfehlen.

Werder's Hamlet-Vorlesungen.

Vorlesungen über Shakespeare's Hamlet, gehalten an der Universität zu Berlin von Karl Werder. 252 S. Berlin, Wilhelm Hertz. 1875.

Hamlet heißt das Werk; aber schon Tieck hat gefragt, ob es nicht Claudius heißen sollte. Der Ehebrecher, Kronwerber und Brudermörder ist der handelnde sowol wie der schuldige Charakter; seine That und sein Loos machen die Fabel der Handlung aus. Jene liegt vor dem Drama, dieses sehen wir vor uns; das allmälige Kundwerden der erstern und das allmälige Hereinbrechen des letztern bringt die dramatische Spannung hervor.

Die Benennung des Stückes lenkt den Beschauer vom König ab und auf den Prinzen hin. Hamlet, der Namensträger, muß nun auch der handelnde Träger des Trauerspiels, seine Schuld und sein Loos die Fabel des Dramas sein. Wenn er ohne sichtbare Schuld am Schlusse doch fällt, als ob er eine hätte, scheint sein Untergang willkürlich und der Gang des Stückes nimmt den Schein des dramatischen Räthsels an.

Das ist's, was das Kreuz der Commentatoren ausmacht. Weil Hamlet nicht wie der König vergiftet und mordet, weil er nicht wie Laertes radotirt und rebellirt, weil er auch nicht wie Fortinbras aus bloßer Kriegslust Kriege führt, darum ist er kein handelnder Held. Weil er, verglichen mit den großen Verbrechern des Stücks, keine Schuld an sich hat, darum wird ihm sein angebliches Nichthandeln als Schuld angerechnet.

Keinem ist es beigekommen, sich die Frage vorzulegen, ob es wirklich wahr, daß Hamlet nicht handelnd, keinem außer Tieck, ob Hamlet der Held sei? Wenn er nicht so handelt, wie seine kritischen Rathgeber von ihrem vorgefaßten Gesichtspunkt aus glauben, daß er handeln sollte, so ist damit nicht ausgeschlossen, daß er anders- wie handle! Wenn nicht Hamlet der Held, um dessen Schuld und Bestrafung das Trauerspiel sich dreht, wenn er nur das Werkzeug ist, durch welches die letztere sich vollzieht, warum muß bei ihm selbst eine Schuld aufgespürt werden?

Hamlet, der angebliche Held des Stückes, ist von den Kritikern genug zerstückt und zerpflückt worden; die dramatische Handlung, die seinen Namen führt, wurde darüber zurückgesetzt. Dieselbe schien fast nur da zu sein, damit die vermeintliche Hauptsache, das Charakterbild des Prinzen, sich breit entfalten könne. Aber der Inhalt der Hamletfabel ist ein gerechter Umschwung des Glücksrades und Hamlet's schuldloser Untergang ist nur eine Speiche desselben.

Dieses Unrecht klar gemacht und die Fabel des Stücks neu in ihre Rechte eingesetzt zu haben, ist das hoch anzuschlagende Verdienst des vorliegenden Buchs. Mit der Fabel in der Hand wirft der Verfasser die künstlichen Hypothesen um, welche die Kritiker zur Erklärung der Unthätigkeit des Prinzen sich ausgesonnen haben. Hamlet's Aufgabe ist eine ganz andere, als die, welche seine wohlwollenden Vormünder ihm zugetheilt haben; was sie von ihrem Gesichtspunkt aus ihm als schuldbares Nichthandeln zur Last legen, das ist, vom Gesichtspunkt seiner wirklichen Aufgabe aus angesehen, das einzig mögliche und zweckmäßige Handeln.

Nach der Ansicht der Kritiker (der Verfasser hat vornämlich die HH. Gervinus, Kreyssig und v. Friesen, gelegentlich auch Hrn. Prof. Flathe im Auge) hat der Prinz, sobald ihm der „Geist" die Freveltat des Königs geoffenbart hat, nichts Einfacheres und Eiligeres zu thun, als seinen Ohm „über den Haufen zu stechen". Da er dies nicht augenblicklich thut, sondern sich Zeit dazu nimmt, auch verschiedene Bedenken

hat, ob der Geist nicht vielleicht „ein Teufel" gewesen sei, und sich erst Gewißheit verschaffen will, so werfen sie ihm Unthätigkeit vor und zerbrechen sich die Köpfe, in welchem Mangel seines inneren Wesens diese ihren bestimmenden Grund habe. Nun hat aber die scheinbare Unthätigkeit, denn wirklich unthätig ist er gar nicht, sondern ganz das Gegentheil, weder in einem wirklichen noch vermeintlichen Mangel, überhaupt gar nicht in seinem inneren Wesen, sondern ausschließlich in den gegebenen äußeren Verhältnissen ihren (nicht subjectiven, sondern sehr objectiven) Grund. Man vergegenwärtige sich nur einmal die Situation: ein außerordentliches Verbrechen ist unter so außerordentlichen Umständen verübt worden, daß außer dem Verbrecher selbst schlechterdings Niemand um dasselbe weiß und wissen kann, und daß dasselbe entweder für immer unentdeckt, also auch unbestraft bleiben, oder der ungekannte Mörder durch sein eigenes Geständniß überführt werden muß. Ersteres wäre gegen alle moralische Gerechtigkeit; letzteres ist gegen alle psychologische Wahrscheinlichkeit. Die Forderung jener zu erfüllen, ohne die Bedingungen dieser zu verletzen, darin besteht die Aufgabe, an deren Ausführung der Dichter seine dramatische Kunst, das Verbrechen an den Tag zu bringen, so daß es vor aller Welt klar und überzeugend da liegt, das ist die Aufgabe, an deren Durchführung der Prinz (der Absicht des Dichters zufolge) seine ganze Energie und seinen überlegenen, aber nichtsdestoweniger der schwierigen Lage kaum gewachsenen Witz setzt. Zu diesem Ende könnte er, wie der Verfasser mit Recht sagt, „nichts Ungeschickteres thun", als den Ohm „über den Haufen zu stechen"; seine „erste, nächste, unübergehbare Pflicht ist vielmehr, ihn zum Geständniß zu bringen, zu entlarven und zu überführen".

Die Fabel des Hamletdramas ist ein Criminalproceß; der Prinz spielt, obgleich der Verfasser diesen Ausdruck nicht gebraucht, seiner Auffassung nach die Rolle eines Detectiv's, während er nach jener der Kritiker die des Scharfrichters spielen soll. Wie aber dieser erst seines Amtes walten darf, wenn das Urtheil des überwiesenen Verbrechers vor aller Welt Ohren gesprochen ist, so hat jener die Aufgabe, das Urtheil durch Ueberführung des Verbrechers erst möglich zu machen. Der Rächer strengt seinen Arm, der Inquirent seinen Geist an; daher der Prinz, wie der Verfasser treffend bemerkt, nicht seine Hand, sondern „seinen Kopf" an's Werk gehen heißt.

Der Angelpunkt des Stückes, das wurde bisher übersehen, ist nicht der junge, sondern der alte Hamlet. Dessen Mord soll gerächt, dessen Mörder soll entlarvt werden. Zunächst vor dem Nächsten des Gemordeten, dem Sohn; dann vor dem Nächsten des Sohnes, dessen Busenfreund Horatio, dann vor ganz Dänemark, endlich auch vor dem Publicum, das vor den Lampen der Entwickelung des Schauerdramas zusieht. Dem „eingesargten Geheimniß", dem auf gewöhnlichem Wege „unnachweisbaren Verbrechen", dem gekrönten Verbrecher gegenüber reichen gewöhnliche Mittel irdischer Gerechtigkeit nicht aus. Der Gemordete selbst, außer dem Mörder der einzige Zeuge des Mordes, muß aus dem Jenseits wiederkehren, um Zeugniß abzulegen. Hamlet der Sohn spielt die Rolle des Geistes, des „Detectiv's" aus dem Jenseits, als solcher im Diesseits fort. Wie jener die „Geister-" in die sinnliche Welt, so führt Hamlet der Sohn in dieser eine „Schein-" in die wirkliche Welt ein, indem er die Maske des Wahnsinns und des Schauspiels vor sich nimmt, um dem Ohm sein Geheimniß abzulocken und das seinige zu bewahren. Diese dem Anscheine nach wunderliche Procedur ist unter den gegebenen Umständen zu dem gegebenen Zwecke die klügste, die einzige, welche zum Ziele, zur Ueberführung führen kann, und für Hamlet und Horatio wenigstens auch wirklich führt.

Nach dem Schauspiel hat Hamlet und hat auch noch ein Anderer, Horatio, die moralische Gewißheit, daß der König der Mörder ist. Selbst in den Augen der ängstlichsten Kritiker (der Verfasser nennt Hebler) scheint jetzt der Punkt gekommen, wo der Prinz „handeln", d. h. drauflosstechen soll. Aber das könnte jeder Bravo, jeder „Schlagetodt". Des Prinzen eigentliche Aufgabe, den König vor aller Welt Augen als Schurken zu enthüllen, ist damit noch lange nicht erfüllt; wie er selbst dem Gespenst, das ein Teufel sein konnte, nicht auf's Wort geglaubt hat, so reicht

seine und Horatio's moralische Ueberzeugung ebensowenig hin, dem Volk von Dänemark auf und dem Publicum vor der Bühne die juridische zu verschaffen, daß der König der Mörder sei. Wenn er jetzt „handelte", d. h. nach dem Rathe der Einen (wie Laertes) einen Aufruhr erregte, nach dem Rathe der Andern den König beim Beten „über den Haufen stäche", so würde er, der Neffe, dem Hof und Volk als Rebell, als Königsmörder erscheinen, d. h. gerade als das, was der Ohm in seinen und Horatio's Augen ist und was er seinem Wunsch nach in Aller Augen werden soll. Das Theaterpublicum zwar, das soeben aus des Königs eignem Munde das Bekenntniß vernommen hat, das der Prinz ihm vergebens abzuringen sich bemüht, würde ihn freisprechen, wenn er den Ohm während des Betens umbrächte. Aber der Prinz auf der Bühne ist für das Volk auf der Bühne, nicht für dasjenige vor derselben besorgt; vor jenem, nicht vor diesem hat er den König zu entlarven; vor dem Theaterpublicum thut es ohnedies der Dichter selbst.

Daß der Prinz, der bisher ununterbrochen, aber mit äußerster Klugheit und Vorsicht im Sinne seiner Aufgabe thätig war, im Gemach seiner Mutter plötzlich durch die Tapete sticht, und statt des Königs dessen „Detectiv" Polonius tödtet, ist, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, der einzige entscheidende „Fehler", den derselbe begeht. Dadurch fällt er aus der Rolle; er wird sein eigener Detective, er verräth sich selbst. Aber mit größtem Recht macht der Verfasser aufmerksam darauf, wie gerade dieser „Fehler" des Prinzen zu den „Unbesonnenheiten" gehöre, die nach des Prinzen Worten „uns manchmal dienen". Hamlet ist von da an zum „Detectiv" unbrauchbar. Aber sein Fehler veranlaßt den König zu einer Reihe von gegen das Leben des Prinzen gerichteten Handlungen, die zuletzt zu dessen, vom Prinzen von Anfang an beabsichtigter, Entlarvung wider die Absicht des Handelnden führen, d. h. diesen zwingen, sein eigener „Detectiv" zu werden. Nicht nur gibt der sonst so vorsichtige König einen von seiner Hand geschriebenen Uriasbrief von sich, der in Hamlet's Besitz geräth und vor aller Welt des Ohms heimtückischen Anschlag auf des „Volkes Lieblings Hamlet" Leben bezeugt, sondern er dingt in Laertes einen Mörder gegen den Prinzen, von dem er im Sterben vor dem ganzen Hofe verrathen wird. Er selbst wird so Ursache, daß Hamlet's Ziel, ihn vor aller Welt Augen und Ohren als Mörder zu enthüllen, in vollstem Umfang erreicht, der „Geist der Rache", der „Sinn des Rechts" erfüllt, die „einzig wirkliche und wirksame" Form der Bestrafung herbeigeführt wird, welche darin besteht, daß „der Verbrecher als ein solcher in der allgemeinen Vernunft, in der Meinung der Welt gerichtet wird"!

Mit dieser vollkommenen Gerechtigkeitssühne verglichen, wäre das „Handeln", das dem Prinzen von den Kritikern zugemuthet wird, wie der Verfasser mit Fug sagt, einfach „Plumpheit"; durch ein summarisches Verfahren, wie sie es dem König gegenüber empfehlen, „würde der Geist der Rache ausgetrieben, ihr Sinn, der Sinn des Rechts, umgebracht"! Was liegt daran, wenn Hamlet selbst darüber zum Opfer fällt? Die Schuld des Königs, der im Grunde das ganze „Fest des Todes" auf seinem Gewissen hat, wird dadurch vermehrt; das „edle Herz" des Prinzen aber muß es als die freudigste Genugthuung empfinden, daß er, wenn auch auf Kosten seines Lebens, die große Aufgabe des letztern in vollem Maße erfüllt sieht!

Hamlet ist kein Trauerspiel in dem Sinne, daß der Glückswechsel des Namensträgers vom Glück zum Unglück stattfindet. Der Glückswechsel des Prinzen findet vielmehr in umgekehrter Richtung statt: „das Martyrium" seines Lebens, die ungelöste und unlösbar scheinende Aufgabe seines Daseins macht noch vor dessen Ende der vollkommensten Lösung Platz. Als Trauerspiel aufgefaßt stellt es nicht Hamlet's, sondern „Claudius' Glück und Ende" dar.

In Bezug auf diesen ist Hamlet ein moralisches, in Bezug auf den Prinzen ein fatalistisches Drama. Dem Verbrecher wird das verdiente, dem Schuldlosen scheinbar ein unverdientes Schicksal. Aber das letztere nur so lange, als wir den Tod, der ihn hinrafft, und nicht vielmehr seine noch vor seinem Ende vollbrachte Bestimmung im Auge haben. Sein Leben schätzt Hamlet „keiner Nadel werth"; mit der voll-

kommenen Lösung seiner Aufgabe, die er mit Augen sieht, hat er das Höchste erreicht, was ihm das Dasein zu bieten vermöchte. Das Loos, das ihm wird, ist genau dasjenige, welches sein „edles Herz" verdient.

Wem sein Tod dessenungeachtet ein „Unglück" scheint, mag sich mit des Verfassers schönem Worte trösten: „Wen die ewige Gerechtigkeit aufruft zu ihrem Dienst, in dem wird das Unglück, das zu dieser Bestimmung und dieser Sache mitgehört, ein geweihetes durch den Beruf". Hamlet ist das Gefäß, das zerbrochen wird, damit der König als Giftmischer kund werde; charakteristisch für den Dichter erfolgt die gänzliche Ueberführung weder durch das „gespenstische Wunder" des Geistes der jenseitigen, noch durch die „Geisteswunder" des geistreichsten Prinzen der diesseitigen Welt, sondern durch den sich verrathenden Missethäter selbst. Polonius, Rosenkranz und Güldenstern, die „Detectivs", Laertes, der gedungene Meuchelmörder des Königs, und dieser selbst werden „in eigner Schlinge gefangen".

Wie es der Dichter liebt, mit absichtlicher Vermeidung des Eingriffs höherer Mächte, des Einzelnen That durch des Einzelnen Loos auf natürlichem Wege zu vergelten, dafür liefert die Vielen befremdliche Art, wie der Prinz seinen Tod in einem Scheingefecht findet, einen anschaulichen Beweis. Das Manöver, das ihm den Tod bringt, die Verwechselung der Rappiere, erklärt der Verfasser mit Friesen als ein bekanntes Fechterstück; der eigenthümlichen Beziehung, in welcher des Königs für Hamlet veranstaltetes „Schaugefecht" zu des Prinzen für den König veranstaltetem „Schauspiel" steht, thut er keine Erwähnung. Durch ersteres wird Hamlet, durch das letztere der König in sein Verderben gelockt; für dieses hat Hamlet selbst eine „Rede" verfaßt, in jenem tritt der Prinz persönlich als „Acteur" auf. Unbedacht wie der Ohm in die „Mausefalle" des Neffen, geht dieser in's Netz, das ihm der Oheim bereitet hat. Zu gutem Zweck bedient der Edle, zu bösem der Böse sich gleicher List und fangen beide sich sühnend in „eigner Schlinge".

Der Verfasser sagt selbst, was bisher Niemand geahnt habe (außer Zweien, die er nennt, aber von denen er selbst nichts wußte: Klein und Löwenstein), würden nach dem Erscheinen des Buchs Alle gewußt haben wollen. Meines Wissens hat Prof. Werder einst einen „Columbus" gedichtet. Seiner Schrift über Hamlet prophezeit er das Loos des Columbusei's.

Wien. Robert Zimmermann.

Der geographische internationale Congreß in Paris und die damit verbundene Ausstellung.

„Wenn es anerkannt ist, daß jeder sittliche Mensch zur Erfüllung seines Berufes und ein Jeder, dem das rechte Thun in Etwas gelingen soll, das Maß seiner Kräfte im Bewußtsein tragen und das außer ihm Gegebene oder seine Umgebungen, wie sein Verhältniß zu denselben, kennen muß: so ist es klar, daß auch jeder menschliche Verein, jedes Volk seiner eigenen inneren und äußeren Kräfte, wie derjenigen der Nachbarn, und seiner Stellung zu allen von außen herein wirkenden Verhältnissen inne werden sollte, um sein wahres Ziel nicht zu verfehlen.

„Wie nun jeder einzelne Mensch vermöge seiner eignen Weise nicht jeglichem Unternehmen gewachsen und zu jedem berufen ist: ebenso wenig jedwedes Volk zur Erreichung jedes Zieles im bunten Kranze des Ruhmes und des Glückes. Es gehört zum Charakteristischen der menschlichen Natur, daß jedem einzelnen Menschen eine nur ihm angehörige Eigenthümlichkeit einwohnt, durch deren Entwicklung er zu einem Vollkommnern wird, und so und nicht anders wiederholt sich dies in jedem Volke. In der vollendeten Ausbildung dieser Eigenthümlichkeit liegt die sittliche und mit ihr jede andere Größe des Menschen, wie die Volksthümlichkeit und Nationalgröße der Völker. Sie erwärmt und erleuchtet die Gegenwart, wie die Zukunft, nicht nach ihrer zeitlichen und räumlichen, sondern nach ihrer geistigen Größe, und wirft ihre glänzenden Strahlen weithin durch das ganze Gebiet des gegenwärtigen Völkerlebens und der kommenden Geschichte."

Daß diese eigensten Worte unseres großen deutschen Geographen Carl Ritter fruchttragende geworden sind, das beweist der soeben in Paris abgehaltene internationale Congreß der geographischen Wissenschaften. Aber nicht nur auf die Erdkunde sind sie anwendbar, sondern auf jedes Fach menschlichen Wissens. Daher leben wir denn auch heute mehr als je in der Zeit der Vereinigungen, der Congresse, der Versammlungen. Man hat sich der Ueberzeugung nicht verschließen können, daß Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie stets einen neuen Impuls und frischen Anstoß bekommen nach einer Vereinigung, bei der der lebendige Austausch zwischen den vornehmsten Vertretern jeder Branche stattfand, mochte dieser nun erfolgen auf geistigem Gebiete oder auf materiellem. Es ist nur zu natürlich, daß die Wissenschaft, welche man mit Recht die volksthümlichste nennen kann, nicht zurückbleiben durfte, derartige Vereinigungen anzustreben, bei welchen ein klares Bild gewonnen werden konnte, welche Fortschritte man bislang erzielt habe und was in dieser Wissenschaft durch gemeinsames Vorgehen noch zu erreichen sei. Dieser Idee entsprang der erste*) internationale Congreß der Geographen in Antwerpen im Jahre 1871.

*) Eigentlich nicht der erste, denn schon 1865 berief Petermann in Frankfurt a. M. einen internationalen Congreß.

Es war im Augenblick, wo die Stadt Antwerpen zu Ehren von Ortelius und Mercator zwei Statuen errichtete, daß der Conservator der königlichen Bibliothek in Brüssel, Herr Ruelens, auf den Gedanken verfiel, um die Festlichkeit zu erhöhen, Männer aus allen Landen einzuladen, sich zu der feierlichen Enthüllung der Denkmäler jener beiden Geographen in Antwerpen zusammenzufinden.

Auf diese glückliche Idee wurde mit Eifer von vielen hervorragenden Gelehrten der geographischen Wissenschaft eingegangen, und aus der Vereinigung dieser ging der vom 14.—22. August 1871 in Antwerpen tagende erste Congreß hervor.

Die hauptsächlichsten europäischen Regierungen waren hier officiell vertreten, ebenso sandten die geographischen Gesellschaften und andere gelehrte Vereine Delegirte, und zahlreiche Private rechneten es sich zur Ehre an, dem Congresse beitreten zu können. Einer der Sitzungen wohnte auch der Kaiser von Brasilien bei, der sich von jeher um die geographische Wissenschaft so hoch verdient machte.

Man vertheilte in Antwerpen die Arbeiten so, daß man drei Sectionen bildete: 1. Geographie, 2. Kosmographie, Handel und Schifffahrt und 3. Ethnographie. In diesen Sectionen wurden eingehend die verschiedenartigsten Fragen aufgeworfen und fand zwischen den Gelehrten ein fruchttragender Gedankenaustausch statt. Aber schon während des Congresses hatte der Präsident Herr Steenhuyse in der zweiten allgemeinen Sitzung den Gedanken bloßgelegt, wie wünschenswerth es sein würde, auf dem einmal angefangenen Felde weiter zu bauen und womöglich einen zweiten Congreß in's Leben zu rufen. Das Antwerpner Centralcomité hatte sich verschiedentlich an die Pariser geographische Gesellschaft*) gewandt, um dieselbe zu bewegen, die Nachfolgerschaft zu übernehmen. Anfangs mit Zaudern, dann aber mit Eifer trat letztere für die Zusammenberufung eines zweiten Congresses ein. Und nicht nur wurde ihr von der Regierung des eignen Landes und von der Municipalität von Paris mit der größten Sympathie entgegen gekommen, sondern auch die meisten ausländischen Regierungen versprachen officielle Betheiligung, und was die Mitwirkung der ausländischen geographischen Gesellschaften und die hervorragender Geographen anbetrifft, so war daran auch im entferntesten nicht zu zweifeln.

Die Zeit heilt alle Wunden, und selbst der tiefe Groll, den der Verlust und Tod von Tausenden zwischen zwei Völkern aufthürmte, sinkt allmälig zusammen und macht sanfteren und friedfertigeren Anschauungen Platz. Daß gerade Frankreich es war, welches in diesem Jahre zu einer internationalen Vereinigung der Geographen einlud, gibt uns den besten Beweis, daß auf wissenschaftlichem Gebiete die Pforten des Janustempels geschlossen sind.

Im März d. J. erließen Viceadmiral de la Roncière le Noury, Präsident der Société de Géographie, Herr Delesse, Herr Maunoir und Baron Reille den Aufruf an die Geographen, Reisenden und andere sich für Erdkunde interessirende Gelehrte, um auf einem internationalen Congresse die Geographen unserer Erde zu vereinigen:

„Die Erde in ihren verschiedenen Erscheinungen zu studiren, in ihrer physischen Beschaffenheit, wie in den Manifestationen des Lebens auf ihrer Oberfläche; die Mittel zu untersuchen, sie zu messen und darzustellen, ihre Beziehungen zu den Himmelskörpern zu bestimmen, die successiven Zustände unseres Planeten zu den verschiedenen

*) Es wird hier interessant sein, zu bemerken, daß die Pariser geographische Gesellschaft eine der ältesten dieser Art auf der Erde ist. In einer kleinen, von der Société de Géographie herausgegebenen Broschüre ersehen wir, daß 1688 in Venedig eine kosmographische Gesellschaft gegründet wurde, die den Namen „Gesellschaft der Argonauten" annahm, und einige Jahre später bildete sich in Nürnberg ein ähnlicher Verein. Das erste Project, in Frankreich eine geographische Gesellschaft zu gründen, datirt aus dem Jahre 1785; aber obschon Louis XVI. sich sehr für dieses Unternehmen interessirte, wurde es doch nicht in's Leben gerufen. Als aber am 19. Juli 1821 zwischen verschiedenen Gelehrten über die Gründung einer geogr. Gesellschaft ein Gedankenaustausch statt hatte, erfolgte dann noch im selben Jahre die Constituirung der Gesellschaft. Von den ersten Gründern, welche in der Zahl von 217 beitraten, lebt jetzt nur noch der berühmte Vivien St. Martin als Ehrenpräsident. Im Jahre 1845 war unser großer Alexander v. Humboldt Präsident der Pariser geogr. Gesellschaft.

Epochen wieder herzustellen und auf dem Boden die Spuren der Geschichte wieder zu finden, wie sie durch neuere Gelehrsamkeit hergestellt ist; dahin zu streben, die Beziehungen zwischen den Völkern rascher und leichter zu machen, und so nach und nach dem Menschen das Ganze der bewohnbaren Oberfläche zu bieten; unter sich die Methoden des Unterrichts zu vergleichen und die Bemühungen für die Verbreitung und den Fortschritt der Wissenschaft zu einigen; sich über die Inangriffnahme der Erforschungen zu verständigen, sowie über die Art und Weise, wie für Erreichung dieses Zweckes menschliche Kräfte alle Hindernisse zu überwinden im Stande sind; mit einem Worte, das darzulegen, was gewiß ist, das zu erörtern, was zweifelhaft bleibt, und offen zu legen, was im theoretischen und praktischen Studium der Erde noch unbekannt sei — das sollte der Zweck des Congresses in Paris sein."

Um eine methodische Bewältigung des massenhaften Materials zu gewinnen, hatte man sich dahin geeinigt, verschiedene Gruppen zu bilden, welche, jede in ihrer Sphäre, zu arbeiten hatten:

1. Die mathematische Gruppe, welche sich mit mathematischer Geographie, mit Geodäsie und Topographie zu beschäftigen hatte.
2. Die hydrographische Gruppe, sich befassend mit Hydrographie und maritimer Geographie.
3. Die physikalische Gruppe, deren Aufgaben lagen in der physikalischen Geographie, allgemeiner Meteorologie, allgemeiner Geologie, Pflanzen- und Thiergeographie und allgemeiner Anthropologie.
4. Die historische Gruppe, welcher besonders die Geschichtsgeographie und die Geschichte der Geographie, Ethnographie und Philologie unterbreitet war.
5. Die volkswirthschaftliche Gruppe, der man als Vorwurf volkswirthschaftliche und commercielle Geographie, sowie Statistik gegeben hatte.
6. Die didaktische Gruppe, welche über die Lehrweise und die Verbreitung der Geographie ihre Meinung äußern sollte, und endlich
7. Die Gruppe der Reisen, wo Forschungsreisen und Reisen zu wissenschaftlichen, commerciellen und künstlerischen Zwecken zur Berathung kommen sollten.

Wenn wir die Gruppe der Reisen als die letztaufgeführte finden, so hat sich gerade während dieses Congresses herausgestellt, daß ihre Verhandlungen zu den wichtigsten zählen. Natürlich! Die Reisen und besonders die Entdeckungsreisen, sowie die Erforschungsreisen geben uns ja die umfassendste Handhabe, das Wissen der Oberfläche unseres Erdkörpers zu erweitern. Und mit Kenntnißnahme der Erdoberfläche beschäftigt sich ja vorzugsweise die Geographie.

Es war am 1. August, an einem Sonntag Nachmittag, als gegen 2 Uhr die Tribünen des ehemaligen salle des états sich füllten. Elegant gekleidete Damen in größter Toilette, besternte Herren und zahlreiche Officiere der Armee drängten sich herbei, um der Eröffnung des zweiten internationalen Congresses der Geographen beizuwohnen. Auch die Tribüne, welche die Commissionsmitglieder des Antwerpner Congresses, die Präsidenten der verschiedenen geographischen Gesellschaften aufnahm, reich mit Blumen und kostbaren Vasen geschmückt, war besetzt. Davor standen Tische mit Berichterstattern der verschiedensten Zeitungen aller Länder. Die Tribüne für das diplomatische Corps war ebenfalls gedrängt voll, und um 3 Uhr erschien der Marschallpräsident, ihm voran schritt der Marquis von Beauvoir. Mit ihm betraten seine reich drapirte Loge der Vicepräsident des Conseils und der Minister der öffentlichen Arbeiten. Gleich darauf erschien die Großfürstin Marie von Rußland, Gemahlin des Großfürsten Constantin, und alsbald wurde die Sitzung eröffnet.

Herr Hane v. Steenhuyse als Präsident des Congresses von Antwerpen ergriff zuerst das Wort. Er that es mit vieler Klarheit, und indem er durch Anführung von Thatsachen auf die große Wichtigkeit der geographischen Wissenschaft hinwies, fand der Redner auch Gelegenheit, die Verdienste des Herrn Charles Ruelens hervorzuheben, welcher den ersten Anstoß zur Vereinigung des Antwerpner Congresses gegeben hatte. Er hatte anerkennende Worte für die Pariser geographische Gesellschaft,

deren frischem Geiste es Frankreich verdanke, daß sich die Geographen diesmal in Paris versammelten. Herr Steenhuyse hob das Verdienst des so bescheidenen, aber auch so opfervollen Generalsecretärs der Pariser geographischen Gesellschaft, des Herrn Maunoir, hervor und hatte ein Wort des Beileids für die Männer, welche seit 1871 der Pariser geographischen Gesellschaft durch den Tod entrissen waren. Er nannte dabei besonders die Namen Elie de Beaumont, d'Avezac, d'Holloy und François Garnier.

Alsdann händigte Herr Steenhuyse dem Vice-Admiral de la Roncière seine Vollmachten ein und verließ die Tribüne, Platz nehmend an der Seite der Congreßmitglieder.

Das Bureau constituirte sich hierauf unter dem Präsidium des Vice-Admiral de la Roncière le Noury, und neben ihm waren die Präsidenten der geographischen Gesellschaften von Berlin, London, St. Petersburg, Genf, Rom, Pesth, Amsterdam und Cairo installirt. Seitwärts an einem Tische befanden sich als Secretäre die Herren Maunoir und Duveyrier.

Es würde zu lang sein, wollten wir die Rede, mit welcher der Vice-Admiral de la Roncière den Congreß eröffnete, wörtlich wiedergeben; nur Einiges daraus, das Wichtigere, finde hier Platz:

„Tröstend und erbauend ist es, eine Versammlung von hervorragenden Männern zu erblicken, welche, getragen von dem großmüthigen und uneigennützigen Gedanken, ihre Kräfte zur Ausbreitung geographischer Wissenschaft zu opfern, von allen Theilen des weiten Erdballes herbeieilen."

Einen Blick auf den ersten in Antwerpen abgehaltenen Congreß werfend, entwickelte der Präsident den Gedanken, wie die geographischen internationalen Congresse mit Periodicität sich zu wiederholen hätten.

Im Namen Frankreichs pries der Redner sein Vaterland glücklich, die herbeigeeilten Gäste beherbergen zu können; es beweise, daß das intellectuelle Europa den Weg nach diesem stets gastfreundlichen Boden zu finden wisse; aber bescheiden in seinen Ansprüchen, wäre sein Vaterland dankbar für jedes Licht und jede Aufklärung, die man ihm brächte.

Eine weitere Auseinandersetzung über die Bedeutung kosmopolitischer Congresse, welche der Vice-Admiral als den „logischen Ausdruck des moralischen und intellectuellen Fortschrittes" bezeichnete, führte ihn zu dem Schlusse, daß in dieser Zeit des freien Gedankenaustausches der Beschluß einer solchen Versammlung von entscheidender Bestimmung auf die Maßnahmen der Regierung sein könne. Die Geographie, welche Herr de la Roncière die „Philosophie der Erde" nannte, kennt keine Grenzen; daher seien gerade die Träger dieser Wissenschaft berufen, ein neues Band des Friedens und der Brüderschaft zu weben. „Unser Werk steht außerhalb der sich bekämpfenden Meinungen, denn es gehört keiner an; es verläßt sich auch keineswegs auf jene so zerbrechlichen Gebäude der Politik."

Der Vice-Admiral wies sodann den Vorwurf zurück, als ob ein solcher Congreß nur dazu bestimmt sei, sich mit theoretischen Fragen und abstracten Dingen zu beschäftigen. Im Gegentheil, wie verschieden auch unser Herkommen und unsere Tendenzen sein können, darin stimmen wir doch überein, anzuerkennen, mit wie vielen Zweigen das menschliche Leben sich an die Geographie knüpfe, einerlei, ob in der Praxis oder in der Theorie. So entstand in jüngster Zeit eine Handelsgeographie und eine solche der ökonomischen Wissenschaft. Seemann und Geograph gehen Hand in Hand, und es gibt keinen Punkt unseres Globus, wo sie sich nicht gegenseitig unterstützen. Auch den Missionär beansprucht der Redner für die Geographie, er nennt ihn den Vorkämpfer und tapferen Soldaten dieser Wissenschaft.

Daß ein so berühmter Geograph, wie Vice-Admiral de la Roncière, den Muth hat, die natürlichen Grenzen des Landes als die allein wahren zu erklären, nimmt uns nicht Wunder; daß er es vor einer so großen, zum größten Theil aus Franzosen bestehenden Versammlung sagte, wissen wir ihm Dank. Wir glauben, diesen Passus

aus der Rede des Vice-Admirals wörtlich wiedergeben zu sollen, um darzuthun, daß seine Worte nicht mißverstanden sind:

„Wenn die Geographie dem General nützlich ist, so ist sie es in gleichem Maße dem Staatsmanne. Möge dieser sie fragen, sie wird ihm sagen, welches die Grenzen sind, welche Gott den Nationen gestellt hat, und wie die von der Natur gezogenen Barrieren die Gesetze ihres Bestandes in sich tragen, Gesetze, welche, wenn man sie umstoßen wollte, so viel Thränen und Blut gekostet haben."

Diese Worte schließen eine große Wahrheit in sich, und in der That, ein jeder Feldherr und ein jeder Diplomat sollte eingedenk sein, daß natürliche Gesetze, natürliche Grenzen nicht ungestraft verletzt werden können. Die natürlichsten Grenzen auf der ganzen Erde, in jedem Erdtheile, in jedem Lande, darüber sind **alle Geographen** einig, diese natürlichsten Grenzen finden wir ausgedrückt durch die Kämme hoher Gebirgszüge. Wohin man auch seine Blicke wenden mag, ob zum Ural, der Asien von Europa trennt, oder zum Atlas, der die berberinischen Staaten vor der Feuerluft der Sahara schützt, immer finden wir den Grat des Gebirges als die von der Natur vorgeschriebene Grenze. Aber wozu brauchen wir so weit zu gehen, da wir ja in Europa selbst, in unserer nächsten Nähe, bei unseren eignen Ländern dieses Axiom bewahrheitet finden? Alpen, Pyrenäen, Vogesen, sind sie nicht von der Natur vorgeschriebene Grenzen? Wem würde es einfallen, den Po als die Nordgrenze Italiens bezeichnen zu wollen? welcher Geograph wäre kühn genug, den Ebro als Grenze Spaniens zu bezeichnen? welcher wissenschaftliche Geograph würde es unternehmen, die Behauptung zu vertheidigen, der Rhein sei als die natürliche Grenze Frankreichs zu betrachten? Und doch gab es Staatsmänner und Feldherren, welche dies Gesetz nicht kannten oder glaubten umstoßen zu können. Wieviel Blut und Thränen hätten sie sparen können, wenn sie den von der Natur vorgeschriebenen Gesetzen Rechnung getragen hätten! Wir wissen es dem Vice-Admiral de la Roncière besonders Dank, daß er den Muth hatte, öffentlich diese geographische Wahrheit zu proclamiren.

Wenn französische Blätter den Passus in der Rede des Vice-Admirals tadelten, wo er von Gott, „qui tient dans sa droite à la fois bienfaisante et vengeresse les destinées de tous les peuples" — spricht, so vermögen wir in diesen Tadel nicht einzustimmen. Das Wort „vengeresse" in **dem** Zusammenhange, wie es Herr de la Roncière gebrauchte, kann für Niemand, der unbefangen urtheilt, irgend etwas Verletzendes haben.

Nach dieser oft durch Beifall unterbrochenen Rede des Präsidenten, von der wir soeben eine gedrängte Analyse gegeben haben, sprachen nach der Reihe Herr v. Richthofen, der berühmte Reisende und Geolog, für Deutschland; Sir Henry Rawlinson, dessen Name von Centralasien unzertrennlich ist, für Großbritannien; Herr v. Semenof für Rußland; Herr v. Beaumont für die Schweiz; Herr Correnti für Italien; Herr Hunfalvy für Ungarn; Dr. Schweinfurth für Aegypten und Herr Weth für die Niederlande. Oesterreich, so glänzend auf der Ausstellung vertreten, hatte am ersten Tage noch keinen Repräsentanten. Da alle Herren in ihrer Muttersprache redeten, man also deutsch, englisch, ungarisch, holländisch, russisch ꝛc. zu hören bekam, so kann man sich denken, daß von den einzelnen Reden die wenigsten Zuhörer etwas verstanden; dennoch wurde Allen Beifall gespendet, und namentlich die im zierlichsten Italienisch gehaltene Rede des Senators Correnti rief großen Beifall hervor.

Nach einer längeren Rede des Herrn Baron Reille, welcher als General-Commissar des Congresses functionirte, wurde die Sitzung aufgehoben, und im großen, reichgeschmückten Saale sahen wir, wie die Geographen aller Länder, und unter ihnen auch andere hervorragende Gelehrte, auf einander zueilten, um sich zu begrüßen. Außer den schon genannten Präsidenten der geographischen Gesellschaften erblickten wir den General Baeyer, Vambéry, H. v. Schlagintweit, Ravenstein, Quatrefages, Vivien de St. Martin, d'Abadie, Duveyrier de Saussure, General Crawford, General Dobner v. Dobbenau, v. Tschihatscheff, Andrew Johnson, Negri, Nachtigal, Alfred Maury,

Wagner, Behm, Scherzer, Kiepert, Säwerzow und Granddidier, Wappäus, Griesebach, A. B. Meyer u. A. Es würde unnütz sein, alle Mitglieder anzuführen; ich habe mich darauf beschränkt, die bekannteren zu nennen. Um aber darzuthun, wie international der Congreß war, führen wir nur an, daß wir auch die Herren Daa aus Christiania, Dr. Ezequiel Uricoechea aus Santa Fe de Bogota, Oberst Coello aus Madrid und Waldemar Schmidt aus Copenhagen bemerkten. Alle Erdtheile, alle Länder waren vertreten; Japan natürlich durch mehrere seiner so ernst und doch so intelligent darein blickenden Gelehrten.

Mit besonderer Genugthuung aber hat Frankreich constatiren können, daß von allen Männern, welche seinem Rufe zum Congreß Folge geleistet, die Deutschen durch das größte Contingent vertreten waren.

Die Geschäftsordnung des geographischen Congresses war von vornherein derart bestimmt, daß Morgens von 9 Uhr an die einzelnen Sectionen über ihre Themata in Berathung traten, während Nachmittags 3 Uhr eine allgemeine Sitzung abgehalten wurde. Es war dies insofern eine äußerst unbequeme Tagesordnung, als dadurch die Mitglieder des Congresses sich immer nur bei Einer Section betheiligen konnten, da alle gleichzeitig tagten. In einem zukünftigen Congresse muß vor allen Dingen darauf gedrungen werden, daß, wie es bei der deutschen Naturforscher-Versammlung oder auch bei der British Association der Fall ist, die Gruppen zu verschiedenen Zeiten zusammentreten. Außerdem erwies sich die Geschäftsordnung, in der Nachmittagssitzung mittelst eines Referats über die Verhandlungen der einzelnen Sectionen dies zur allgemeinen Kenntnißnahme zu bringen, insofern als unpassend, als manche Redner dies benutzten, um ihrerseits daran längere Auseinandersetzungen zu knüpfen, welche besser hätten unterbleiben können.

Ueberhaupt können wir bei dieser Gelegenheit die Bemerkung nicht unterdrücken, daß, so ausgezeichnet das Generalcommissariat für das Zustandekommen des Congresses gesorgt hat und durch aufopfernde Thätigkeit bemüht gewesen ist, jede Frage zu beantworten, jede Auskunft zu ertheilen, jede Erleichterung zu verschaffen, es während des Congresses an einer gewissen einheitlichen Leitung mangelte. Die Mitglieder des Congresses vermißten nur zu schmerzlich, daß kein Adreßbuch von ihnen entworfen wurde, so daß Niemand erfahren konnte, wer zugegen war und wo Jemand wohne, und daß man die Verhandlungen der einzelnen Sectionen nicht sofort am anderen Tage gedruckt erhalten konnte. Vorwürfe wollen wir damit den Herren Commissären nicht machen; im Gegentheil, wir können es nicht genug wiederholen, welche dankbare Gesinnung wir denselben bewahren; es liegt dies eben einfach in der Unerfahrenheit der französischen Gelehrten, welche im Verhältniß zu anderen Nationen bedeutend weniger Gelegenheit gehabt haben, derartige Versammlungen abzuhalten. Man denke nur an die zahlreichen Vereine, Versammlungen und Congresse, welche fortwährend, namentlich in England und Deutschland, während des ganzen Jahres tagen und abgehalten werden.

Wenn wir jetzt uns bemühen wollen, ein Gesammtbild der Verhandlungen der einzelnen Sectionen zu entwerfen, so kann selbstverständlich nicht die Rede davon sein, auch nur ein gedrängtes Resumé der Fragen zu geben, welche jede einzelne Gruppe behandelte, sondern wir müssen uns darauf beschränken, das Wichtigste herauszugreifen, welches für jeden Gebildeten, welcher der Entwicklung der geographischen Wissenschaft folgt, von Interesse ist.

Die erste Gruppe beschäftigte sich mit Substituirung der centesimalen Eintheilung anstatt der sexagesimalen des Quadranten oder des ganzen Kreises. Von 30 Mitgliedern sprachen sich 23 für die Centesimaleintheilung aus, 7 dagegen.*) Zu einem praktischen Resultate gelangte man nicht. Ebenso wenig ist die schon in Antwerpen angeregte Frage über einen ersten allgemein angenommenen Meridian zur Entschei-

*) In einer der letzten Sitzungen wurde von den Marineofficieren die sexagesimale Eintheilung befürwortet.

dung gekommen. Es ist genugsam bekannt, daß jetzt die meisten Völker einen verschiedenen Längengrad annehmen. Während früher der von Ferro der am meisten benutzte war, hat jetzt den ersten Rang der von Greenwich. Wie unangenehm es aber für die, welche sich mit dem Studium der Geographie beschäftigen, ist, hier eine Karte mit Graden nach Paris, dort eine mit solchen nach Ferro oder Greenwich zu bekommen, liegt auf der Hand. Dazu kommt noch, daß die Amerikaner ihrem Meridian von Washington, die Russen dem von Pulkova, die Preußen dem von Berlin den Vorzug geben. Da die Engländer aus nationalem Gefühl ebenso wenig ihren Greenwich, wie die Franzosen ihren Pariser aufgeben werden, so wird hier wol nie eine Einigung erzielt werden können. Der Grad von Ferro, welcher unserer Meinung nach ohne Scrupel von allen Nationen als erster angenommen werden könnte, wird von England, Frankreich und Nordamerika gar nicht mehr benutzt. Am meisten leiden wir in Deutschland darunter; denn während England und Frankreich längst ihren Standpunkt eingenommen haben, finden wir in den meisten unserer Schulatlanten noch Ferro, während andere Karten wissenschaftlicher Zeitschriften, z. B. der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin oder der Petermann'schen Mittheilungen, meist den Pariser, und Greenwich-Meridian zusammen angeben oder nach einem von diesen beiden zählen. Hier kann man nur sagen: „lasciate ogni speranza", und es wundert uns nur, daß überhaupt diese Frage noch wieder zur Discussion gekommen ist.

Eine wichtige Entscheidung wurde einstimmig in der zweiten Gruppe durchgebracht, nämlich das Project von Herrn Bouguet de la Grie, die Compasstriche von links nach rechts zu zählen, von 0 zu 360° der Art, daß, von Nord angefangen, 90° gegen Westen, von Westen 90° gegen Süden und so fort gezählt würde.

Auch wurde in der ersten Gruppe die Frage über die Form unseres Erdkörpers zur Sprache gebracht, eine Frage, welche schon seit längerer Zeit die Gelehrten beschäftigt. Unsere Erde ist keine vollkommene Kugel, weil man nach den Polen hin eine Abplattung hat nachweisen können. Sie hat die Gestalt eines Elipsoid, und die Rotationsbewegung um die große Axe hat nothwendiger Weise Störungen an der Oberfläche dieses Elipsoids mit sich im Gefolge. Um ganz genau ein Bild der Erdform zu bekommen, müssen die Bogen der Meridiane und Breitengrade gemessen werden, wie man es in diesem Augenblick in Rußland thut. Es ist dies um so nothwendiger in Angriff zu nehmen, als man Verschiedenheiten in den Breitenbestimmungen alter und neuer Observatorien nachgewiesen hat. Indeß hat man geglaubt, hierüber kein bestimmtes Urtheil abgeben zu sollen, sondern die Frage dem internationalen Congreß der Geodäten zu unterbreiten, welcher im October seine Arbeiten beginnen wird.

Von mehr praktischem Interesse war die Discussion über die Ueberschwemmungen. Angesichts des fürchterlichen Unfalles, welcher das südliche Frankreich betroffen hat, ohne der anderen mehr oder minder großen Ueberschwemmungen in Ungarn, Böhmen und Deutschland speciell Erwähnung zu thun, kann man sich denken, daß alle Seiten einer so wichtigen Angelegenheit beleuchtet wurden. Und bei dieser Gelegenheit sei es uns erlaubt, vorgreifend zu erwähnen, welche große Wichtigkeit man auch in anderen Kreisen Frankreichs auf diesen Gegenstand verwendet; denn in der französischen Abtheilung der Ausstellung bemerkten wir eine Menge vorzüglicher Karten, welche alle Bezug hatten auf die Wiederbeholzung der französischen Gebirgszüge. Denn darüber besteht nach dem Urtheile competenter Fachleute kein Zweifel, daß die großen und plötzlichen Ueberschwemmungen hauptsächlich in entholzten Ländern vorkommen. Die Construirung größerer Reservoirs, wie solche die alten Aegypter im Möris-See, die Griechen und Römer im Norden von Afrika besaßen, wurde ebenfalls in Erwägung gezogen.

Interessant war der Ausspruch der fünften Gruppe über die Auswanderung und Colonisation der Europäer nach intertropicalen Ländern. Man meinte, in der heißen Zone könnten die Europäer die Arbeiten nur leiten, nicht aber selbst verrichten, während Hindus, Chinesen und andere subtropische Völker vortrefflich dazu constituirt

seien. Man hat sich ferner mit den Sondirungen des „Challenger" beschäftigt und erfuhr dabei die interessante Thatsache, daß die Gewässer des kälteren atlantischen Meeres nicht in das Mittelmeer hineinflössen.

In sehr fesselnder Weise legte Herr Daubrée uns die Entwicklung unserer Erdoberfläche auseinander. Der Gelehrte sprach über die Entstehung der Thäler, welche er den Zerreißungen des Bodens zuschreibt, die der Action des Wassers ausgesetzt gewesen sind; er detaillirt uns die beträchtlichen Wirkungen, welche die Gletscher-Periode auf unserer Erdoberfläche hervorgebracht hat, und wenn er uns dann zu einer milderen Temperatur geleitet, sehen wir die Pflanzenwelt entstehen und erblicken gleichsam, wie die Wälder und die Waldperiode die Torfmoore vorbereiten. Auch die Gewalt der Insolation wurde bei dieser Gelegenheit durch Herrn Pertschiem beleuchtet, eine Gewalt, welche sich kund thut bei den stärksten Felsen. Und sei es mir gestattet, hier anzuführen, daß man nirgends besser, als in der Sahara selbst die zersprengende Kraft der Temperatur beobachten kann, wo man auf Schritt und Tritt sowol kleine auseinander gesprengte Steine, wie auch die colossalsten Felsen antrifft, welche den Uebergang von Kalt zu Warm nicht ertragen konnten.

Für sehr wichtig darf man die der Versammlung vorgelegte Frage betrachten, in welcher Epoche zuerst die Erscheinung des Menschen constatirt werden kann. Im vergangenen Jahrhundert schrieb man den Chinesen und Indiern das höchste Alter zu; seit der Zeit hat man gesehen, daß dies ein Irrthum ist. Das älteste der existirenden Völker ist das ägyptische, dessen Geschichte wenigstens 6000 Jahre vor unserer jetzigen Zeitrechnung beginnt. Die Aegypter haben demnach eine Geschichte, älter als die „Erschaffung der Welt".

Die von Herrn Dr. Dor aufgestellte Theorie über die Bildung des Eises in den Häfen von Norwegen und Rußland wurde mit Interesse entgegen genommen. Die Häfen Norwegens sind im Winter stets eisfrei, während die Rußlands vom Eise verschlossen erscheinen. Herr Dor bekämpft die Ansicht, wonach die Gewässer der norwegischen Häfen durch den Golfstrom erwärmt würden; er neigt sich vielmehr der Ansicht zu, der Zustand der Häfen Norwegens werde dadurch geschaffen, daß sie an der äußersten Grenze der vom Ocean bespülten Länder liegen, wo hingegen die russischen Häfen mitten im Lande selbst liegen und das Wasser derselben brakisch sei, d. h. aus einer Vermischung von Süß- und Salzwasser bestände. Ob alle Hydrographen und Meteorologen beistimmen?

Im Beisein des Herrn v. Lesseps entwickelte sich in der fünften Gruppe eine äußerst interessante Debatte hinsichtlich zukünftiger maritimer Industrie und zukünftiger Beziehungen der Völker, über die Herstellung eines interoceanischen Canals, bestimmt, den atlantischen Ocean mit dem stillen Meere zu verbinden. Herr v. Lesseps zeigte, mit welchen Hindernissen die Ingenieure beim Durchstich der Landenge von Suez zu kämpfen gehabt hätten, wie dieselben der Versandung des Hafens von Port-Said durch Verlängerung der Hafendämme abhelfen wollen, und wie er endlich durch Seebaggerer (dragues maritimes) vollkommen derselben Herr geworden sei. Herr v. Lesseps fügt hinzu, daß der Canal von Suez jetzt Schiffe von 132 Meter Länge aufnähme und daß man in Anbetracht dieser Dimensionen den Gedanken, den Darien-Canal mit Schleusen zu versehen, fallen lassen müsse. Die Gruppen machten sich diese Ansichten des Herrn v. Lesseps über den Canal von Suez zu Eigen. Herr v. Lesseps ist übrigens der Meinung, daß die Studien über die verschiedenen Projecte, durch die Landenge von Darien einen Canal zu ziehen, noch keineswegs beendet seien.

Ebenso wurde über eine Eisenbahn berichtet, welche in Asien herzustellen sei, und Herr Levasseur legte in Kurzem seine Pläne vor. Dies riesige Unternehmen, das auch unter der Protection des Herrn v. Lesseps steht, dem der russische Oberst Bortalowich sein ganzes Leben und Vermögen weihte, ist eine auf russischem Boden herzustellende Eisenbahn, bestimmt, das westliche Europa mit dem östlichen Asien zu verbinden. Von Nischni-Nowgorod ausgehend, durchschneidet die Bahn den Ural, ohne eine größere Steigerung zu erlangen, als ca. 400 Meter. Sie geht dann durch die

immensen Steppen von Süd-Sibirien, erreicht die gebirgige Gegend des Amur-Gebietes, woselbst sie eine Höhe von 1150 Meter erlangt, und geht auf Peking los. Im Ganzen hat diese Bahn eine Länge von 7800 Kilometer.

In derselben Gruppe wurde auch über die Bildung eines Binnensees im Süden von Algerien verhandelt. Man wird sich erinnern, wie Herr Roudaire seiner Zeit in der Revue des deux mondes die Möglichkeit der Unterwässerung eines Theils der algerinischen und tunesischen Sahara in Aussicht stellte; wie in Folge davon genaue Untersuchungen angestellt wurden, um zu constatiren, ob dies Terrain, Schott-Gegend genannt, eine wirkliche Depression sei und in diesem Falle mit dem Mittelmeere verbunden werden könne. Das Resultat der Untersuchungen liegt nun in diesem Augenblick so:

Durch die auf Veranlassung der Pariser geographischen Gesellschaft unter Leitung von Henri Duveyrier ausgeschickte Expedition hat sich auf's Bestimmteste ergeben, daß die Schott-Gegend tiefer als der Ocean gelegen ist; andererseits hat aber die Expedition der Italiener unter Antinori das Ergebniß geliefert, daß das Stück Land, welches das Mittelmeer von der Schott-Gegend trennt, nicht, wie man geneigt war anzunehmen, aus Sand, sondern aus Fels besteht, mithin eine Verbindung beider wegen der damit verbundenen Schwierigkeiten zu kostspielig sein würde. Vorläufig wird man also darauf verzichten müssen, diese Gegend per Dampfschiff bereisen zu können, aber die dereinstige Möglichkeit ist damit noch keineswegs ausgeschlossen.

Die englische Idee, die ganze nordwestliche Sahara inundiren zu wollen, wurde glücklicher Weise ihrer Absurdität wegen gar nicht discutirt.

Wichtig und ersprießlich gestaltete sich die Verhandlung der sechsten Gruppe über die Art und Weise, wie der Unterricht der Geographie zu ertheilen sei. Soll mit Topographie oder Kosmographie begonnen werden? M. Huré und Herr Alexis, ein „frère de la doctrine chrétienne", legten ihre Ansichten dar, und einstimmig gelangte man zu der Ueberzeugung, man müsse vom Bekannten auf das Unbekannte übergehen; mittelst topographischer Studien und Partialkarten müsse man zur Beschreibung der Erde und endlich zu den allgemeinen kosmographischen Begriffen gelangen. Man war endlich der Ansicht, daß in den großen Schulen ein specieller Cursus für Geographie zu errichten sei und daß auf jeder Universität eine Professur für geographische Wissenschaft geschaffen werden müsse.

Am zahlreichsten war die siebente Gruppe vertreten, welche sich mit Reisen beschäftigte. Hier sah man manchmal 150—200 Theilnehmer, während die übrigen Sectionen von durchschnittlich 20—30 Herren besucht wurden.

Hinsichtlich schon gemachter Reisen berichteten der Schreiber dieser Zeilen über seine jüngste Expedition nach der libyschen Wüste,*) sowie über seine Reise vom Tschad-See nach dem Golf von Guinea; Nachtigal über seine große Reise nach Central-Afrika; Sewerzow über seine Reisen in Asien und Soleillet über seine Reise von Goleah nach Ain Sfala.

Da Herr Soleillet mit der Relation seiner Reise zugleich ein neues Reiseproject unterbreitete, so führen wir hier an, daß Goleah ungefähr auf dem 30° 40′ N. B. gelegen, die südlichste Oase in der algerinischen Wüste ist, welche den Franzosen gehört. Ain Sfala liegt ca. 20 deutsche Meilen südsüdwestlich von Goleah und ist von dieser Oase durch das wüste Tademait-Plateau getrennt. Ain Sfala selbst ist der Hauptort der Provinz Tidchelt, welche letztere man zur großen Oase Tuat rechnet. Tuat selbst, wenn auch nicht die größte, so doch eine der volkreichsten Oasen der Sahara, ist vollkommen unabhängig, erkennt aber seit einiger Zeit die Oberherrschaft des Sultans von Marokko an, weil es glaubt, dadurch vor einer Annexion an Algerien sicher zu sein. Der erste Europäer, welcher Tuat besuchte, der englische Officier Major Laing, welcher 1825 auf seiner Reise nach Timbuktu in Ain Sfala war, wurde später ermordet und damit gingen alle seine Notizen über diese Gegend verloren. Schreiber

*) Man vergl. „Deutsche Rundschau", Band III, p. 377 ff.

dieses war so glücklich, sich 1863 mehrere Wochen in Tuat und Ain Sfala aufhalten zu können, und endlich erreichte im vergangenen Jahre Herr Soleillet von Goleah aus den Rand der Oase. Herr Soleillet wurde aber nicht eingelassen, sondern mußte, bei Ain Sfala angekommen, davon abstehen, die Oase zu betreten, weil der Chef des Ortes, der Hadj-Abd-el-Kader-uld-Bu-Djuda die Erlaubniß dazu verweigerte.

Wir verstehen daher auch nicht recht, wie Herr Soleillet trotz dieser Erfahrung der französischen geographischen Gesellschaft einen neuen Plan vorlegen konnte, nämlich eine Reise zu unternehmen von Algier über Goleah, Ain Sfala nach Timbuctu und von da nach St. Louis im Senegal.

Von vornherein müssen wir sagen, daß wir eine solche Reise für höchst gefährlich und augenblicklich fast für unmöglich halten. Der Fanatismus der Eingeborenen ist in Tuat größer, als irgendwo anderwärts. Dazu muß man zählen, daß sie in jedem Franzosen und Christen einen Spion erblicken, und wenn derselbe vollends von Algerien kommt, dann ist es für sie eine ausgemachte Sache, daß der Christ nur Feindseliges gegen Tuat im Schilde hat. Einen Christen zu tödten, gilt den dortigen Leuten als eine That, welche direct die Thür zum Paradies öffnet. Empfehlungsbriefe würden einem Christen wenig nützen, denn wenn auch der Chef der Oase, welcher durchaus ein braver Mann ist, den guten Willen hätte, den „Christenhund" — (man verzeihe mir dies Wort, aber es ist das in dortiger Gegend noch einer der am wenigsten beleidigenden Ausdrücke für uns) — zu schützen, so würde jeder beliebige Eingeborene ihn einfach todtschlagen können. Bestraft würde er dafür hier auf Erden nicht werden, im künftigen Leben aber sicher vor allen übrigen Gläubigen den Vortritt haben.

Ich schlug daher Herrn Soleillet vor, den Weg in umgekehrter Richtung zu machen, d. h. vom Senegal anfangend. Ein von Süden kommender Christ wird sicher in Tuat besser empfangen werden, als ein von Algerien kommender.

Wir begreifen sehr wohl, daß es den Franzosen angelegen sein muß, eine directe Landverbindung zu haben zwischen Algerien und der Senegal-Provinz. Aber abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, welches eine Reise hätte, welche ihren Ausgangspunkt nähme von Timbuktu und in Ain Sfala endete, vermögen wir uns praktische Folgen einer solchen Reise nicht zu denken. Alle Waaren werden von St. Louis immer billiger zu Wasser nach Frankreich verschifft werden können, als zu Lande, selbst wenn man mit einem Schlage eine Eisenbahn zwischen diesen beiden französischen Colonien herstellen könnte. Der Merkwürdigkeit halber erwähne ich, daß in der That in der mit dem Congresse verbundenen Ausstellung eine Karte zu sehen war mit einer zwischen Algerien und dem Senegal projectirten Eisenbahn. Ein Project, unserer Meinung nach ebenso unsinnig und augenblicklich unausführbar, wie die Unterwässerung der westlichen Sahara, welche Herr Sketschly vorgeschlagen hat.

Eine viel wichtigere, aber ebenso schwierige Exploration schlug der berühmte Autor des Buches „le Sahara et les Tuareg", Henry Duveyrier, vor, nämlich eine Erforschung des Hogar-Landes. Dies Gebirgsland mit seinen Plateaus von Tasili, Mayhir und Ahagar gehört unstreitig zu einem der interessantesten Länder in der Sahara; aber die Schwierigkeiten für den Reisenden sind äußerst groß wegen der Treulosigkeit der Bewohner. Wir stehen nicht an, den Franzosen zuzurufen, daß die von Colonel Mircher mit den Tuareg abgeschlossenen Verträge ganz und gar keine Verbindlichkeit besitzen, daß die Tuareg gar keine Idee von solchen Verträgen haben. Die Ermordung von Alexandrine Tinne, die Ermordung des französischen Reisenden Dournaux Dupéré, welcher nach Rhat dringen wollte, zeugen genugsam von den treulosen Gesinnungen der Tuareg.

Das beste Mittel zur Erforschung dieser Partien der Sahara liegt unserer Meinung nach in der Besitzergreifung von ganz Tuat durch die Franzosen. Tuat, welches seiner Lage nach von den Geographen zu Algerien gerechnet werden muß, wird dann

zugleich aufhören, ein Herd für Unruhen und Revolutionen zu sein, Algerien mithin bedeutend an Sicherheit gewinnen.

Noch manche andere wichtige Erörterungen wurden im Schoße der siebenten Section gepflogen; so entstand zwischen Schweinfurth und Nachtigal eine lebhafte Debatte über den von Schweinfurth entdeckten Uelle-Strom, welcher nach diesem dem Shari zufließt, nach Nachtigal aber ebensogut auch dem Benue tributär sein könnte. Da beide Möglichkeiten nicht ausgeschlossen sind, so enthalten wir uns selbstverständlich, über die Meinungen der beiden Forscher unsere Ansicht abzugeben.

In dieser Gruppe wurden auch andere praktische Fragen erörtert. Herr Babinet verlangte die Errichtung eines großen Central-Bureaus für die Reisenden, wo dieselben Auskunft erhalten könnten über Alles, was Reisen zu Wasser und Lande beträfe. Herr Babinet verlangte Auskunft über die beste Methode, Länge und Breite eines Ortes aufzunehmen und Herr Granddidier, der berühmte Madagascar-Reisende, setzte dann seine Methode bei Ortsbestimmungen auseinander. Es wurde die Frage erörtert, ob zum Wassertransport in der Sahara metallene Kisten den ledernen Schläuchen vorzuziehen seien, und ich zeigte, wie jene unter allen Umständen vor diesen den Vorzug verdienten. Man wies auf den Gebrauch des Podometer hin bei Distancemessungen. Ein Officier vom 89. Regiment, dessen Name uns leider nicht bekannt gemacht worden ist, ließ sich über die Vorzüglichkeit des Telemeter aus, eines Instrumentes, welches ebenfalls zum Messen von Entfernungen in Anwendung kommt.

In geistreicher Weise trug Herr Malte-Brun über den Ursprung der Polarexpeditionen vor, und gab einen geschichtlichen Ueberblick über diese großartigen Unternehmungen bis auf den heutigen Tag.

Unter dem Präsidium des berühmten Quatrefages bildete sich eine eigne Gruppe, auf deren Bühne die interessantesten anthropologischen Fragen Erwägung fanden. So wurde nebst Vorzeigung ihrer Bilder über die von Miani nach Italien geschickten Pygmäen vom Stamme der Acca oder Tiki-Tiki gesprochen. Der Graf Minescalchi, der Adoptivvater der Letzteren, berichtete ausführlich über ihre Wachsthumsverhältnisse. Man widmete sich auch einer Betrachtung über die menschlichen Racen im indischen Archipel und Nordamerika. Herr Pinard berichtete über die Eskimos, Herr Waldemar Schmidt über die Grönländer und ihre Beziehungen zu den scandinavischen Völkern. In einer geistvollen Rede ließ sich Quatrefages über die Rothhäute aus, deren ungeheure Triben sich vom Golf von Mexico bis zum äußersten Nordwesten, zu dem Felsengebirge erstrecken. Nach Herrn Mainoff haben die Yapus von Central-Sibirien die größte Aehnlichkeit mit den Rothhäuten Nordamerikas.

Wenn wir uns bemüht haben, eine einigermaßen übersichtliche Darstellung über die auf dem Congreß zur Verhandlung gekommenen Fragen zu geben, so wird man gewiß nicht Unrecht haben mit der Behauptung, daß nicht nur die vielseitigsten Aufgaben in Angriff genommen, sondern daß viele, und zwar hochwichtige Fragen ihre definitive Erledigung fanden. Das allerdings muß immer im Auge behalten werden, daß der internationale Congreß natürlich keine vollziehende Gewalt besitzt, aber durch den Einfluß seiner Mitglieder in den resp. Ländern auf die Entschlüsse der Regierungen einen heilsamen Einfluß ausüben kann.

Wie mit dem ersten Antwerpener Congreß eine Ausstellung von Gegenständen, welche mit der Geographie Berührung haben, verbunden war, so war es vom Generalcommissariat des Pariser internationalen Congresses eine überaus glückliche Idee, gleichfalls eine Ausstellung zu veranlassen. Reicher, als man erwartete, ist sie ausgefallen, würdig des damit verbundenen internationalen Congresses. So großartig hatte sich Frankreich namentlich, dann Oesterreich und Rußland bei der Ausstellung betheiligt, daß die Räume, welche die französische Regierung bereitwilligst im Palais des Tuileries zur Verfügung gestellt hatte, nicht ausreichten, sondern die sog. Orangerie und eigens errichtete Zelte und Holzbuden auf der Terrasse des Tuilerien-Gartens mit zu Hilfe genommen werden mußten.

Daß Frankreich auf der Ausstellung die Palme gebührte, ist selbstverständlich. Namentlich bei der Centralisation Frankreichs, wo alle wissenschaftlichen und Kunstschätze in der einen großen Metropole vereint sind, war das nicht anders zu erwarten. Und während in Deutschland die Regierung sich vollkommen negativ verhalten hatte, glänzte vor allen Dingen unser Nachbarland durch seine officielle Theilnahme. Die prachtvollen Karten des Generalstabes, die große Karte von Frankreich in $^1/_{80000}$ nahm eine ganze Wand ein. Das Marineministerium hatte ein ganzes hydrographisches Contingent Küstenaufnahmen, nautische Instrumente, Wind- und Meeresstrom-Karten; das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten seltene Documente; das Ministerium der öffentlichen Arbeiten sämmtliche Eisenbahnen, Landstraßen, Canäle, die Küstenbeleuchtung auf trefflichen Karten nebst statistischem Material ausgestellt; das Handelsministerium Karten bezüglich des Ackerbaues, des Klimas, der Geologie, der Viehzucht ꝛc., das Finanzministerium endlich vorzügliche Karten geodätischen und topographischen Charakters, sowie solche, welche auf Wiederbeholzung Frankreichs Bezug nahmen. Am reichhaltigsten hatte das Unterrichtsministerium seine Schätze gespendet. Alle Pläne von Paris, eine alte Karte von Gallien, Pläne von anderen französischen und fremden Städten, eine Sammlung alter, sehr seltener Siegel, unter Anderen eine Bulle von Kaiser Friedrich II. von 1235, machten gerade diese Ausstellung zu einer der interessantesten. Die Pariser geographische Gesellschaft war durch alle ihre Werke vertreten, und auch Private hatten sich stark an der Ausstellung betheiligt; wir erwähnen nur der herrlichen Gegenstände, welche Hachette ausgelegt hatte: der vielen Atlanten, welche in dieser berühmten Buchhandlung erschienen sind, der verschiedenen geographischen Lexica und der Reiseliteratur, darunter namentlich der reich illustrirte „Tour du monde“ in 14 Bänden. Die Instrumente von Goutier waren in so glänzender und mannichfacher Zahl vorhanden, daß es allein Seiten füllen würde, sie zu beschreiben. Ebenso zeichnete sich Baudin durch seine vorzüglichen Thermometer verschiedenster Art aus, deren Güte und Genauigkeit wir während der libyschen Expedition erproben konnten. Dazwischen waren geschmackvoll vertheilt ethnographische Gegenstände, Waffen, Kleidungsstücke und andere Geräthschaften fremder Länder.

Rußland hatte seine ganze khivanische Beute geschickt, kostbare, mit Perlen und Steinen geschmückte Gewänder, Waffen ꝛc., früher persönliches Eigenthum des Khan. Das Kriegsministerium war mit einem 36 Bände umfassenden topographischen Werke, einem Plan von St. Petersburg und vorzüglichen Karten erschienen; das Marineministerium mit nautischen Instrumenten und Karten, namentlich der Meere, welche Rußland benetzen. Das Finanzministerium hatte geologische Karten, das kaiserliche Observatorium seine Publicationen und einige Instrumente neuerer Construction gesandt. Reich war die Ausstellung der russischen geographischen Gesellschaft; äußerst anziehend die des Museums der russischen Militärschulen.

Aus der russischen Abtheilung zur schwedischen fortschreitend, fanden wir auch hier Ministerium und öffentliche Anstalten stark betheiligt, und sahen, außer den vorzüglichen Karten und Instrumenten, interessante vom Golfstrom fortgeschwemmte Gegenstände, Holz, mexicanische Bohnen (Entada gigalobium), fossile Thiere von Spitzbergen, versteinertes Holz von Grönland. Zwei Meteoriten, einer davon von dem berühmten Nordenskiold eingesandt, im Original, das andere, ein genauer Gypsabguß, natürliche Größe des in Grönland gefallenen, im Original 20,000 K. schwer, zogen den staunenden Bewunderer an. In der norwegischen Section verdiente, neben vorzüglichen Instrumenten, namentlich ein vom Capitän Wedel-Sarlsbery erfundener Compaß, eine Sammlung in Norwegen, Schweden und Dänemark gefundener Brakteaten besondere Erwähnung. Außerdem die Photographien des norwegischen geographischen Instituts, ein completer Reiseanzug für Touristen von Herrn Schmidt aus Christiania (die Stäbe auf der Rückseite des Tornisters wollten uns indeß etwas unpraktisch bedünken), eine Reiseapotheke von Herrn Ditten ꝛc.

Dänemark war officiell vertreten durch den dänischen Generalstab, die Marine, das meteorologische Institut. Grönländische Schädel, Steine mit Runen-Inschriften (Facsimiles), Leinwand in skandinavischen Gräbern gefunden, eröffneten dem Ethnographen einen Blick auf die äußersten Grenzen der Vergangenheit.

Großbritannien brachte hauptsächlich seine fernen Besitzungen zur Anschauung. Das trigonometrische und topographische Bureau von Indien führte uns nach Bombay, nach Mesopotamien, nach Turkestan, Kaschmir, auf das Himalaya-Gebirge. Die mächtigste geographische Gesellschaft der Welt, die von London, hatte sich mit allen ihren kostbaren Publicationen eingefunden. Auch Originalkarten berühmter englischer Reisender waren vertreten: Livingstone's Aufnahme von Loanda bis zum Victoriafall, Burton und Speke's Karte von Pangani nach Fugi, Kirk's Nyassa-See, u. a. von Baker, Petherick und Hayward.

Im Ausstellungsgebiet der Niederlande begrüßten wir das Königliche Institut für Philologie, Geographie und Ethnologie der niederländischen Besitzungen in Indien und die junge geographische Gesellschaft von Amsterdam. Ein kunstvoller Apparat, um den Zustand der Atmosphäre Schiffen und vorbeifahrenden Dampfern und Seglern bekannt zu geben, ist äußerst sinnreich construirt. Ethnographische Gegenstände von Java, alte Pläne von Amsterdam von 1599, 1625, ein Plan von Hamburg mit Wappen der damaligen Senatoren von 1645, ein Plan von Cöln von 1589: dies Alles gab dem Beschauer ein lebhaftes Bild von Hollands alter Cultur und seinem noch gegenwärtig in die Ferne reichenden Einfluß. Die Müller'sche Buchhandlung von Amsterdam hatte alte Karten und neue in reicher Zahl gesandt, das Observatorium von Leyden besonders schöne Instrumente.

Oesterreich-Ungarn war, wie im Congreß durch zwei Präsidenten, den berühmten Hochstetter von Wien und Herr Hunfalvy von Pesth, so auch hier auf der Ausstellung doppelt vertreten. Das Kriegs- und Marine-Ministerium machten sich beide durch ihre reichen Schätze bemerkbar, ebenso alle anderen Institute. Die Reliefs von Triest, Spalato und Cattaro waren bewunderswerth, weniger gut die vom adriatischen Meere, sowie von der Meerenge von Messina. Die unter einer Vitrine sich befindenden Instrumente aus früheren Jahrhunderten, darunter ein arabisches Astrolab aus dem zehnten Jahrhundert, die übrigen meist deutschen, französischen und italienischen Ursprungs, waren in dieser Zusammenstellung einzig in ihrer Art. Heliographische Karten der Wiener geographischen Gesellschaft, sowie Globen und Karten von anderen Instituten und Privaten, Prachtausgaben, z. B. das der Novaraexpedition, die sämmtlichen Werke des Erzherzogs Ludwig Salvator, Bilder von der österreichischen Nordpolexpedition, endlich die höchst gelungenen Ansichten des österreichischen und steirischen Alpenclubs — alles dies gab der österreichisch-ungarischen Ausstellung zugleich etwas Gefälliges und Achtunggebietendes.

Belgien war gut (durch alte Globen, z. B. den von Blaen von 1640, sodann durch Instrumente von Ryffelberghe), Spanien durch Karten, Atlanten und Chroniken, nicht seiner Größe angemessen aber Italien vertreten. Das Kriegsministerium hatte nur einige Karten, das hydrographische Bureau Hafenpläne, die italienische geographische Gesellschaft ihre Publicationen, Herr Toselli einige sehr beachtenswerthe Instrumente zur Tiefseefischerei und zu Sondirungen ausgestellt; aber das Bild war lückenhaft. Dagegen füllte die Schweiz, das Land der Uhrenfabriken, mit ihren vorzüglichen Marine- und Taschenchronometern sehr würdig ihren Platz aus. Weiter hatten sich betheiligt das Bureau des Generalstabs mit seinen bekannten unübertroffenen Karten, die Direction des St. Gotthardtunnels mit einer Maschine zum Durchbohren der Gebirge, die Schweizer Alpen mit schönen Specialkarten vom Grindelwald u. a. Gegenden, sowie photographischen Aufnahmen der Hochalpen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika gaben ein weder besonders glückliches noch auch nur annähernd vollständiges Bild, wiewol das Kriegsministerium, das Finanzministerium und das Seeobservatorium einige interessante Werke und

Karten geschickt und Herr Washburne, der Gesandte in Paris, eine schöne Karte von den Vereinigten Staaten ausgehängt hatte.

Die Hawaï'schen Inseln, die Türkei, Chile, Japan, die Argentinische Republik hatten alle möglichen Anstrengungen gemacht, um auch an ihrem Theil diese Weltausstellung geographischer Hilfsmittel und Gegenstände zu vervollständigen.

Wenden wir uns endlich unserem eigenen Vaterlande zu, so müssen wir mit Bedauern constatiren, daß das Deutsche Reich in der Ausstellung gerade so kümmerlich erschien, als im Congreß die Zahl der deutschen Gelehrten imposant war. Das Land, welches sich schmeichelt, die geographische Wissenschaft am meisten zu cultiviren, das Land eines Humboldt, Ritter, Petermann und Peschel, hatte auf der Ausstellung ein so dürftiges Aussehen, daß man sich verwundernd fragte, existirt in Deutschland die geographische Wissenschaft blos in der Theorie, fördert sie gar nichts Praktisches zu Tage? Es kann nicht unsere Sache sein, die Ursache dieser Nichtbetheiligung Deutschlands — denn fast kann man es so nennen — zu untersuchen; wir können nur das Factum constatiren. Die Ministerien hatten sich ganz und gar fern gehalten. Als officielle Behörden bemerkten wir nur das Königl. Bureau der Statistik und das geologische Institut von Berlin, sowie die Ministerialcommission zur wissenschaftlichen Untersuchung der deutschen Meere. Diese beiden, sowie auch das Königl. statistische Bureau von München gaben uns den besten Beweis, wie Deutschland hätte auftreten können, wenn andere Regierungsanstalten und Institute sich hätten betheiligen wollen. So blieb die Last, aber auch die Ehre der Repräsentation fast ausschließlich in den Händen von Privaten, die sich denn auch freilich höchst verdient um die Sache gemacht, wiewol z. B. Perthes' geographisches Institut in Gotha noch bedeutend mehr hätte senden können; doch seien wir dankbar für das, was dies erste geographische Institut der ganzen Welt uns bot. Reimer aus Berlin hatte nur Karten und Atlanten ausgestellt. Gut war das Weimar'sche geographische Institut durch Erd- und Mondgloben, Atlanten und einige alte Karten vertreten, darunter die beiden ältesten Generalkarten von Amerika.

Die Reisewerke des Hinrichs'schen Verlags in Leipzig, Westermann's, Costenoble's, Hirt und Sohn's und Fries' Buchhandlungen haben sich mit Glück in dem internationalen Wettkampf mit der ähnlichen englischen und französischen Publication behauptet. Friedrichsen's „Journal des Museum Godefroy"*), äußerlich unscheinbar, zeigt erst, wenn man die Bände aufschlägt, durch die Sorgfalt und Schönheit der Ansichten, durch die genaue Nachahmung, mit der die Bilder der Fauna behandelt sind, daß man es mit einem Prachtwerk ersten Ranges zu thun hat. Nicolai aus Berlin hatte außer Karten interessante Werke meist älterer Schriftsteller ausgestellt, und die Buchhandlung des Halle'schen Waisenhauses die vorzüglichen Lehrbücher von Daniel. Werthvolle Instrumente, unter anderen einen Taschenheliotrop, hatte Steinheil, und Merz aus München ein achtzehnmal vergrößerndes Doppelfernglas gesandt; Herr Remele aus Gastendonk zwei Albums libyscher Wüstenbilder, deren Vorzüglichkeit jüngst die Wiener photographische Ausstellung mit einer goldenen Medaille anerkannte, und der Verein für deutsche Nordpolfahrt die beiden Bände der deutschen Nordpolexpedition in den Jahren 1869 und 70.

Am meisten Bewunderung erregte die Kanone von Cordes in Bremerhafen, um Schiffbrüchigen mittelst Hinwerfen von Seilen zu Hilfe zu kommen; sie repräsentirte Deutschland auf diesem Felde um so glänzender, als französische Kanonen desselben Zwecks bedeutend davon abstachen. Herr Cordes hatte auch eine Büchse, um Schiffbrüchigen die rettenden Seile zuzuschleudern, sowie Photographien von Waffen und Instrumenten zum Wallfischfangen ausgestellt.

Mit Genugthuung schieden alle Theilnehmer des Congresses von Paris; mit

*) Daß dies Werk nicht prämiirt wurde, zeugt von der Oberflächlichkeit, mit welcher die internationale Jury vorging.

besonderer Zufriedenheit aber können Deutsche und Franzosen auf die Versammlung zurückblicken; denn die Kälte, welche etwa noch zwischen den Gelehrten beider Länder seit dem letzten Kriege bestand, ist gewichen. Durch die überaus zahlreiche Betheiligung deutscher Gelehrter an dem Pariser Congresse haben diese ihren Collegen in Frankreich bewiesen, wie hoch sie französisches Streben und Wissen zu schätzen wissen, und durch das freundliche Entgegenkommen der französischen Gelehrten namentlich den Deutschen gegenüber diese wiederum gezeigt, daß in ihrer Sphäre der Tomahawk begraben sei. Und als am 11. August der Congreß geschlossen und im Beisein des Präsidenten der Republik und des Großfürsten Constantin von Rußland den Ausstellern die Preise zuerkannt wurden, da verließen die 1500 Congreßmitglieder den Tuilerien-Palast in der Ueberzeugung, daß diese internationale Vereinigung eine fruchtbringende gewesen sei, im wahren Sinne des Wortes ein Werk des Friedens und des Fortschrittes.

Weimar. Gerhard Rohlfs.

Die Festspielproben in Bayreuth.

Das kleine sinnige Bayreuth mit seinen stillen, sanft an- und absteigenden Straßen, seinen traulichen Häusern und seinen lieblichen, den Horizont in anmuthigen Linien begrenzenden Hügelreihen, die den langen Höhenzug des nahen Fichtelgebirges kennzeichnen, bot während des letztvergangenen Monats einen Anblick ganz eigener Art. Wenn dieses weltentlegene Städtchen sein Leben bisher ebenmäßig und beschaulich verträumte, so trug es, zur Zeit der Nibelungenproben, eine Buntfarbigkeit, eine Regsamkeit, vielleicht auch Erregtheit zur Schau, daß es den Anschein hatte, als sei es, wie im Märchen, aus einem langen Schlafe erwacht, und schaue nun, geblendet durch das plötzliche Licht und Leben, in die goldene Sommerherrlichkeit dieses Jahres.

Schon die Physiognomie der Station Weiden, an der Münchener Bahn etwa ein eine halbe Stunde vor Bayreuth gelegen, war gegen sonst auffallend verändert. Sie, die gewöhnlich mit einer fast unstatthaften Beharrlichkeit von allen Reisenden verschlafen wird, zeigte, um die Lebendigkeit des Verkehrs durch ein schlagendes Beispiel zu erhärten, in diesen Tagen eine so zuvorkommende Speisekarte, daß die Hühner nicht, wie es sonst in Süddeutschland üblich, erst beim Bestellen alle Stadien, vom Einfangen an, zu durchlaufen hatten, sondern schon Tags zuvor, zahlreichen Besuchs gewärtig, an den Spieß leichter Anbratung gebohrt waren, um die gastronomischen Wünsche der nach Bayreuth Pilgernden schnell zu befriedigen. Ein Glas guten Vilanyers, geleert auf das Andenken des alten Ritters Gluck, dessen Geburtsstätte in der Nähe der Station, erfrischte die durch die lange Fahrt und ungewöhnliche Hitze Verschmachteten derartig, daß sie zum zweiten griffen, und Manche sogar eine dritte und vierte Libation dem Andenken des großen Todten weihten. Doch der Lebende hat Recht — ein gellender Pfiff, und der Ruf der Schaffner „Einsteigen — Bayreuth!" brachte Alles auf die Beine, man eilt, so gut es die Schwere des Handgepäcks zuließ, die besten Plätze im Coupé zu gewinnen, für welche die Sitze rechts gelten. Nicht lange, vielleicht nach einer dreiviertelstündigen Fahrt schon, gewahrt man, erst ganz in der Ferne, dann schnell näher und immer deutlicher hervortretend das auf einer Anhöhe von Bayreuth gelegene Ziel der Reisenden, ein sehr großes in

röthlicher Farbe schimmerndes, aber keineswegs prangendes Gebäude. Dorthin sind Aller Augen aus den Coupéfenstern gerichtet. Es ist der mächtige Bau des Wagnertheaters, der diese allgemeine Anziehung ausübt. Bei Seybothenreuth, der letzten Station vor Bayreuth, ist das weithin die Gegend beherrschende Gebäude ganz deutlich in seinen großen, aber einfachen Dimensionen zu erkennen.

In Bayreuth angekommen, ging nun die Wohnungsangelegenheit, falls man sich nicht zuvor gemeldet, keineswegs sehr glatt von Statten. Erst im vierten, ziemlich entlegenen Gasthofe, dem kaum die altehrwürdige Bezeichnung „Ausspannung" zuerkannt werden dürfte, fand ich ein, den mäßigsten Wünschen nicht entfernt entsprechendes Unterkommen. Alle Hôtels und sonst disponibeln Privatwohnungen waren bereits seit Wochen in Beschlag genommen, und wer nur ein kaum befriedigendes Hinter- oder Dachzimmer erlangt hatte, hielt es unerbittlich fest. Selbst eine kleine Stunde weit, in der bekannten „Fantaisie", hatten Fremde, die der Proben wegen gekommen waren, Obdach suchen müssen.

Aus der Zahl der versammelten Fremden, die entweder in directer oder annähernder Verbindung zu den Proben standen, nenne ich den Abbé Liszt, Hofkapellmeister Eckert aus Berlin, Prof. Wilhelmj, Prof. Brassin, Kapellmeister Richter aus Wien, Kapellmeister Dräseke aus der Schweiz, Concertmeister Grützmacher, die Sänger Betz, Unger, Schlosser, Hill, Weiß, Vogl, Eilers, v. Reichenberg, die Sängerinnen Frau Materna, Frau Grün, Fräulein Haupt, Frl. Lammert und das liebenswürdige Schwesternpaar Lehmann. Herr Niemann, der seinen Part, wie man mir mittheilte, so unvergleichlich schön, bereits in der ersten Woche der Orchesterproben absolvirte, war nach einem Aufenthalte von fünf Wochen abgereist. Eine leichte Verstimmung hatte den berühmten Künstler vielleicht veranlaßt, Bayreuth früher zu verlassen, als es in seinem ursprünglichen Vorhaben lag; daß jedoch geflissentlich und immer wiederholt von einem unheilbaren Zerwürfniß gesprochen wird, ist leere Erfindung. Die unbedeutende Angelegenheit, da sie eine ganz private, wäre tactvoller der Oeffentlichkeit entzogen geblieben.

Außer diesen namhaft gemachten, der Bühne angehörenden oder ihr nahestehenden Persönlichkeiten, bemerkte man noch manche, sogar hohe Berühmtheiten der Kunst und Künste, Gelehrte, Berichterstatter, auch Photographen aus Berlin, München, Heidelberg, Tübingen, Brüssel, aus England und der Schweiz, endlich aus Amerika, wie erzählt wurde, obgleich mir der Anblick dieses würdigen und wissensdurstigen Antipoden nicht vergönnt war. Auch Damen aus den distinguirtesten Kreisen unserer großen Städte gehörten zur Corona, die in den vordersten Reihen des gewaltigen Amphitheaters sich täglich bildete und durch immer neuen Zuwachs neue und interessantere Physiognomie annahm.

Etwa achtzig Sitzplätze waren hergestellt worden, die übrigen Zuhörer mußten stehen oder auf den Stufen des Amphitheaters oder auf Balken, Kisten, zusammengelegten Ueberziehern, Plaids und Umschlagetüchern es sich so bequem als möglich zu machen suchen. Es war in dem Halbdunkel ein höchst interessantes Bild. Aber keiner von den vielen Hunderten, die in jeder Probe zugegen, wurde müde; sie hielten Alle aus, und es war ein Aufmerken, wie trotz der erwähnten Umstände mir in meiner langen Erinnerung in Proben nicht annähernd vorgekommen. Gerade im wiederholten Durchmachen dieser äußerlichen Beschwerlichkeiten, in der lautlosen Stille der immerhin großen, jedenfalls verwöhnten Versammlung während der langen Proben, zeigte sich der Respect vor dem kühnen Unternehmen Wagner's, der sich durch keine Gegnerschaft von einem Vorhaben abbringen ließ, das seinem ernsten und jedem Hinderniß trotzenden Wollen entsprungen ist. Es gehörte die ganze eiserne Festigkeit eines unbeugsamen Willens dazu, nach langen Jahren schwerster Arbeit und Kämpfe einen Riesenbau originellster Art so hingestellt zu haben. Die äußere Architectur und die projectirte innere Herrichtung ist eine überaus einfache, schmuck- und prunklose; aber daß ein zweites Theater in Betreff des Stimm- und Orchesterklanges, sowie in der Vermischung beider diesem gleich, nicht existirt, das bewiesen

die Proben der letzten Wochen in ganz überraschender Weise. Die Tausende und aber Tausende von Fremden, die in diesen Tagen Bayreuth besuchten, werden es einstimmig bestätigen.

Es war mir vergönnt, während meines bayreuther Aufenthalts vier Proben, dem letzten Act der „Walküre" und den beiden ersten des „Siegfried" beizuwohnen. Auf der großen Bühne ganz im Vordergrunde, an der Stelle, wo sonst der Souffleur sein vorlautes Wort spricht, hatte Richard Wagner an einem von einer grünbeschirmten Petroleumlampe beleuchteten Tische mit einer Art Notenpult, auf dem die Partitur lag, seinen Platz genommen. Von hier aus beherrschte er, bald als Regisseur, bald als Dirigent die unterirdischen Massen des dem Publicum durch eine Blende unsichtbar gemachten Orchesters und die auf der Bühne größtentheils ihren Part schon auswendig recitirenden Sänger und Sängerinnen. Es war von hohem Interesse, den geistreichen, witzigen und scharf bezeichnenden Bemerkungen des Meisters zu folgen, in seinem lebendigen Mienenspiel den ganzen Hergang und das überaus kunstvolle Gewebe seines merkwürdigen Werkes zu lesen. Ihm gegenüber in der Mitte des Orchesters, nur den auf der Bühne Mitwirkenden, nicht den im Zuschauerraum befindlichen sichtbar, hatte der Kapellmeister Richter aus Wien auf einer Erhöhung seinen Sitz. Hans Richter, ein noch junger Mann, ist ein Universalgenie, der alle Instrumente spielt, sie mögen Contrafagot oder Bratsche, Piccolo oder Posaune, Oboe oder Baßtuba, Pauke oder Violine heißen. Er ist in Wahrheit ein musikalischer Polyglotte und zählt zu den berufensten und schlagfertigsten Dirigenten, der die verwickeltste Rhythmik und eine vielgegliederte Instrumentation, wie die Wagner'sche, mit einer fast unglaublichen Umsicht beherrscht. Seine Correcturproben, die täglich in den Vormittagsstunden von 10 bis etwas nach 12 Uhr stattfanden, waren von einer wunderbaren Intuition geleitet; daher auch die bei einem so schwierigen Ensemble schnelle Erledigung derselben. Ihm zur Seite standen die berühmten Künstler Prof. Wilhelmj (Violine) und Concertmeister Grützmacher (Violoncell) als Concertmeister. Das Orchester zählte 108 Musiker, alle Meister ihres Instruments, die auf den Ruf des Componisten aus den verschiedenen Städten Deutschlands erschienen und mit täglich erneutem frischen Muthe, ja mit Enthusiasmus den langen Weg zur Probe machten. Aus Berlin allein waren 26 Kammermusiker, mit der ausdrücklichen Genehmigung des Herrn v. Hülsen, gekommen. Man kann sich leicht denken, daß mit solchen Kräften vor und auf der Bühne Außergewöhnliches erzielt wird, und zwar so Außergewöhnliches, daß kaum irgendwo eine ähnlich wirksame Gesammtleistung denkbar ist. Jeder war mit ganzer Seele und allen seinen Kräften dabei; es herrschte, bei angestrengtester Thätigkeit, nirgend der entfernte Schein einer Erschlaffung oder des Unwillens, sondern ein andauernder Ernst, eine Beharrlichkeit und Hingebung in den immensen Leistungen dieser auserlesenen Künstlerversammlung, welche nicht ohne Einfluß auf den Zuhörer bleiben, sondern ihn ergreifen und in eine gehobene weihevolle Stimmung versetzen mußte.

Es liegt keineswegs im Zwecke dieser Zeilen, irgendwie eine Kritik zu versuchen; sie wollen nur einen möglichst wahrheitsgetreuen Bericht erstatten. Aber wenn ich in einem Ausnahmsfalle vielleicht weiter greife, als die bloße Befugniß eines Berichtes geht, so bitte ich diese Ueberschreitung des Terrains meinem augenblicklichen subjectiven Empfinden zuschreiben zu wollen. Ich hörte zum erstenmal (Münchener waren darin bevorzugter) den Gesang der acht Walküren, eine lang ausgesponnene Scene im dritten Act der „Walküre", und kann mich noch jetzt, nachdem viele Tage vorüber, des gewaltigen Eindrucks nicht erwehren. Hier hat Wagner im engen Raume der acht Frauenstimmen, also unter sehr hemmenden Umständen, ein hohes Kunstwerk geschaffen, sich selber eine Aufgabe gestellt, wie sie nur eine, von allem Conventionellen sich befreiende Künstlernatur lösen kann. Freilich ist's ein kühnes Wagen, ein wahrhaft zorniges Umstoßen der geheiligten Regel, und Porpora Bordogni und der alte Mieckisch, wenn sie es hätten hören können, oder müssen, würden wahrscheinlich nicht sehr erbaut davon gewesen sein. Diese Scene, von den Schwestern Lehmann,

Frl. Haupt, Frl. Lammert (die übrigen Namen weiß ich leider nicht zu nennen) mit außerordentlicher Lust und Leichtigkeit gesungen, und die darauf folgende „Wotan's Abschied von Brünnhilde", von Herrn Betz und Frau Materna, ganz im Geiste der Composition reproducirt, zündeten derartig, daß das versammelte Publicum, bisher lautlos aufmerkend, seinen Beifall nicht länger zurückhielt.

Die bereits vorhandenen Decorationen, von den erprobten Künstlern des Meininger Hoftheaters gemalt, fanden von competenter Seite die höchste Anerkennung; von künstlerischer Wirkung erschien mir das Bild des Brünnhildensteins, eine wild zerklüftete Gebirgsgegend mit einer riesigen, in kühnen Linien aufsteigenden Felswand im Hintergrunde.

Daß nun, wo in so intensiver Thätigkeit und Ausdauer, mit solchem Ernste täglich zwei Proben gehalten und ebenso oft von der übergroßen Fremdenzahl mit gespannter Aufmerksamkeit denselben gefolgt ward, in der freien Zeit der Humor sich Bahn brach, war nur ein beredtes Zeichen für das Behagen aller dabei Betheiligten. So zeigten die dicht besetzten langen Tafeln sämmtlicher Hotels, trotz der draußen herrschenden tropischen Gluth, ein überaus buntes und reges Leben, eine solche Frische und Lebendigkeit der Unterhaltung, daß es schwer fallen dürfte, hier die belebteste Versammlung zu bezeichnen. Den Herren jedoch werden die ungezwungenen Abende bei Angermann, der das köstliche Bier von „Weihen-Stephan" aus unerschöpfter Fülle zu schänken schien, noch lange in guter Erinnerung bleiben. — Bei dem fühlbaren Wagenmangel, dem ziemlich weiten, bergan steigenden Wege zum Theater, zumal bei hochstehender Sonne, durfte es nicht auffallen, daß eines Tages die vorhandene Wagenreihe durch ein langsamer wandelndes Gespann unterbrochen war, das sonst, in einem solchen Zuge, wol noch niemals gesehen worden ist. Es war dies ein mit mächtigen Ochsen bespannter Leiterwagen, der keine geringeren Persönlichkeiten geladen hatte, als Wilhelmj, Brassin und die beiden Kapellmeister Eckert und Richter, Ersterer auf der schweren eisernen Kette mehr balancirend als sitzend. Eben so heiter ging es in der, den Bauarbeitern gehörenden, Bretterbude in unmittelbarer Nähe des Theaters nach absolvirter Probe zu. Hier pflegte sich eine Elite zu versammeln, um sich an einem trefflichen Salat zu laben, dessen Zubereitung Betz leitete, während Kapellmeister Richter auf einem Contrafagot dazu blies.

So flossen die Tage dahin, im höchsten Ernst eines ächt künstlerischen Studiums und im Scherze, der sich jenem so gern gesellt und hier stets in den Grenzen des Erlaubten bewegte. Kein Mißton störte die vollkommene Harmonie des Eindrucks, welchen, lange nachwirkend, ein jeder der Betheiligten sowie der Tausende von Zuhörern mit sich in die Heimath getragen haben wird.

Berlin. H. Krigar.

Berliner Chronik.

Berlin, 1. September 1875.

Das gesellschaftliche und künstlerische Leben, welches in unserer Stadt überhaupt nur selten in vollen und bewegten Wellen fluthet, pflegt im Sommer vollends zu versiegen. Es ist nicht allein der Uebergang von einer mittelgroßen Fabrik- und Residenzstadt zu einer Weltstadt, der diesen empfindlichen Mangel verursacht, andere Factoren üben einen viel stärkeren Einfluß in dieser Hinsicht aus. Florenz, Rom, Neapel sind, was die Ausdehnung und die Bevölkerungszahl betrifft, bedeutend kleiner als Berlin, aber sie besitzen in ihren Corso's einen Vereinigungspunkt der guten Gesellschaft, der uns abgeht. Allabendlich fährt man hier an einander vorüber, man sieht, man grüßt sich; wenn die Wagen halten, sprechen die Insassen hinüber und herüber. Nicht anders ist es in den Theatern. In den Logen ist während der Vorstellung ein beständiges Kommen und Gehen, man stattet einander Besuche ab, und rasch fliegt eine Anekdote, ein Witzwort, ein Vorfall in der Sphäre der oberen Zehntausend von Mund zu Mund. Man hat bei uns öfters Aehnliches versucht, immer ohne Erfolg. Weder die Corsofahrten noch die jetzt an jedem Dienstag und Sonnabend in Aufnahme gekommenen Concerte im zoologischen Garten, dem Lieblingswallfahrtsorte der Berliner im Sommer, bringen die bunte und fröhliche Bewegung einer italienischen Corsogeselligkeit hervor. Wir sind steifer und schwerfälliger; selbst wo wir „gesellschaftlich" zusammen kommen, unterhalten wir uns von ernsthaften Dingen. Es fehlt in Berlin weder an den komischen noch an den tragischen Ereignissen, weder an den kleinen noch an den großen Leiden des socialen Lebens, aber weder die einen noch die andern haben die seltsam ungeheuerlichen Formen, die wunderlichen Farben, die sie etwa in London annehmen. Um den Unterschied zwischen beiden Städten hierin zu erkennen, braucht man nur die Polizeiberichte und die Gerichtsverhandlungen in den Zeitungen beider mit einander zu vergleichen. Die Gegensätze von Arm und Reich haben in London eine Weite und eine Tiefe gewonnen, die zugleich etwas Erschreckliches und Märchenhaftes hat; in Berlin herrscht zwischen beiden ein Mittelstand, der stufenweise die Uebergänge ausgleicht. Die Armuth unsers Landes ist sprüchwörtlich, und die fünf Milliarden Franken haben wol den Staaten, aber nicht den Einzelnen Nutzen gebracht. Wie die Freiheit nur durch den Wohlstand erworben und behauptet wird, so hängt die Entwickelung eines künstlerisch gesellschaftlichen Lebens vom Reichthum ab. Reichthum ist ein relativer Begriff; immer jedoch müssen Geldmittel vorhanden sein, die, weit über die Nothdurft des Alltagdaseins hinausreichend, den Erwerb des Ueberflüssigen, die Entfaltung verschwenderischer Pracht, die Ausbreitung des Luxus gestatten. Den Anlauf, den Berlin nach dem Kriege auf dieser Bahn genommen, hat es schwer genug gebüßt.

Noch verhängnißvoller als diese im Wesentlichen doch äußeren Ursachen, welche die Geringfügigkeit und Eintönigkeit unsers gesellschaftlichen Verkehrs bedingen, wirkt

eine innere: die Eigenart unserer Bevölkerung. Wir haben Müßiggänger im Ueberfluß, armselige noch mehr wie vornehme; dennoch fehlt den Berlinern, wenn man sie als Gesammtheit betrachtet, der müßiggängerische Trieb. Jeder hat zu viel und zu angestrengt mit sich selbst zu thun, um Zeit und Muße für die Andern übrig zu haben. Ein Flaniren wie auf den Pariser Boulevards würde hier seinen Zweck verfehlen: man gewahrt eben nichts als eine eilig sich an einander vorbeidrängende Menge. Die Hast der Arbeit macht uns den behaglichen Genuß, die Ruhe im Glück nicht unmöglich, aber doch außerordentlich schwierig. Die ganz verschiedene Auffassung, welche die deutsche Frau, auch wenn sie der „Gesellschaft" angehört, von ihren Pflichten und ihrer Stellung gegenüber der Pariserin hat, gibt unserm Leben ebenfalls, nach Außen hin, einen grauen Ton. Wir leben mehr am häuslichen Herd oder im Wirthshaus, als im Salon. Was die Dichter zu Elisabeth's Zeiten, Shakespeare und Ben Jonson voran, von ihrer Meermaidschenke sangen:

„Wir hörten Worte dort, so schnell und glänzend,
Als hätte Jeder, der sie sprach, im Sinne
Sein Alles, was an Geist er je besaß,
In einen Scherz zu pfropfen und danach
Des Lebens stumpfen Rest als Thor zu leben.
Genug des Witzes ward da aufgebracht,
Die Stadt damit drei Tage zu vertheidigen" —

gilt noch immer, in bescheidener Einschränkung, da die Shakespeare's dahin sind und die Lords Southampton's auch, von manchem deutschen Wirthshaus. Merkwürdig, daß die gesammte französische Literatur keine irgendwie hervorragende und geniale Schilderung des Wirthshauslebens aufzuweisen hat. Wenn es hoch kommt, ist es die „Verbrecherwelt", welche der Dichter in einer düstern und unheimlichen Schenke aufsucht, nicht eine lustige, geistreich scherzende, zechende Gesellschaft. Nur Deutsche oder Engländer vermögen die Weinseligkeit zu malen.

Im Herbst und Winter unterbrechen die Concerte, die Theatervorstellungen, die parlamentarischen Debatten die Oede unserer „Gesellschaft". Allgemeine Fragen treten auf, ein neues Buch, ein neues Bild fordern das Urtheil heraus. Gewisse Feste, wie im vergangenen Winter das Kostümfest im Kronprinzlichen Palaste, werden lange vorher und nachher, auf der ganzen Stufenleiter der Gesellschaft, besprochen, auch wol nachgeahmt. Da ereignet sich ja zuweilen auch dieser und jener „pikante" Zufall, der den „Chroniqueur" reizen könnte, wenn eine solche Art der Schriftstellerei überhaupt bei uns aufzukommen vermöchte. Dem sogenannten „socialen" Feuilleton, der satirischen und ironischen Schilderung der Sitten und Unsitten der Zeit, wie es in Paris, in dem letzten Jahrzehnt des Kaiserreichs, gepflegt wurde und Ruf erlangte, gebricht es bei uns, meist schon nach dem dritten oder vierten Artikel, an Stoff. Die Literatur und das Theater treten, wie früher, in ihre Rechte, die „Gesellschaft" verschwindet aus dem Feuilleton wieder in die Localnachrichten. Wie alle Großstädter liebt der Berliner die Chronique scandaleuse, aber er will sie nicht geschminkt und geputzt, in einer witzigen oder leichtfertigen Darstellung, er will sie als „objective Thatsache" in dem schmucklosen Stile des Reporters lesen.

Während des Sommers fallen auch diese Ereignisse fort, kein Wind kräuselt die stille und glatte Oberfläche des träge dahinfließenden Stroms. Ich weiß nicht, ob Berlin sich in dieser Zeit vergnügt, sicher aber ist es nicht das Berlin, das denkt, die „Stadt der Intelligenz", es vegetirt nur. Diesmal waren wir nun noch überdies von allen Musen grausam in Stich gelassen worden. Nicht ein einziges Volksfest erheiterte die Stirn Berolina's und zog, der Kosten wegen, die Stirnen der Stadtverordneten in Falten, und die Versuche, die wir gemacht haben, dafür, daß wir auf Erden zu kurz gekommen, in Jupiter's Himmel einzudringen, sind nicht vom Erfolg gekrönt worden. So viel Luftfahrten, wie in den letzten Wochen, vom Garten der „Flora", wo unter hohem Glasdache traurig die Palmen von besseren Lüften und

einer heißeren Sonne träumen, und von einem andern Vergnügungsorte, dem „Neuen Hofjäger", aus geschehen sind — denn der alte, der so manche „Berliner Geschichte" wußte und mehr als eine Hoffmann'sche Spukgestalt im Schatten seiner Bäume sitzen gesehen hatte, ist dem „Loose des Schönen" längst verfallen und „Baugrund" geworden — hat Berlin in den achtundachtzig Jahren, die seit der ersten Luftfahrt von deutschem Grund und Boden aus vergangen sind — Monsieur Blanchard ist am 12. November 1787 in Nürnberg zum ersten Male in die Luft gestiegen — nicht erlebt. Manche Tage stiegen zwei Ballons zu derselben Stunde auf. Es blieb nicht bei der Schauluft; der Wunsch mitzufahren ergriff die Börse und den Officierstand. Zuletzt wurden sogar die Damen von dem neuen „Sport" und der Sehnsucht, das Reich der Lüfte kennen zu lernen und wenigstens die erste Seite eines Romans von Jules Verne zu erleben, angesteckt. Leider, nur die erste — denn die folgenden Seiten, in denen der kühne Erzähler seinen Helden bis zum Mond und meinetwegen in den Nebel des Orion führt, sind uns trotz aller Ballonfahrten noch verschlossen geblieben. So leicht öffnen sich nun doch nicht die Pforten zu jenen Abgründen des Raumes, die wir über unsern Häuptern staunend und schauernd sich in die Unendlichkeit ausdehnen sehen. Das lenkbare Luftschiff ist noch immer ein Problem, und wenn der Wind sogar mit dem Menschen auf der festen Erde spielt, wie er will, so treibt er mit dem in der Gondel am Ballon erst recht seine boshaften Scherze. Victor Hugo hat bekanntlich dem zwanzigsten Jahrhundert diese Erfindung vorausgesagt. Mit dem „lenkbaren" Luftschiffe würden alle Zollschranken, alle Grenzpfähle fallen; man hat die Behauptung ausgesprochen, daß damit auch die Kriege aufhören müßten. Das Letztere bezweifle ich seit dem Luftballon, in dem Gambetta dem belagerten Paris entschwebte; ich fürchte im Gegentheil, wie jetzt von Land- und Seeschlachten, würden wir bald auch von Luftschlachten hören, und die Kämpfe dort oben dürften noch blutiger und gefährlicher sein als die hier unten. Unsere Luftschiffer waren selbstverständlich harmlose Leute, sie fuhren nur ihres Beutels wegen und zum Vergnügen der Andern empor. Ebenso fern lagen ihnen die Prophezeiungen Victor Hugo's, wie die „Entdeckungen" Jules Verne's, der übrigens in Edgar Poe, dem amerikanischen „Raben"-Dichter, einen poesievollen Vorläufer gehabt hat. Kein Icarus stürzte und kein Ballon verschwand in die nebelgraue Ferne. Die kleinen Störungen, die einmal ein Ballon anrichtete, wurden bald ausgeglichen; es blieb Alles beim Alten, in den Lüften wie auf der Berliner Erde.

Gegenüber diesem neuen „Sport", den man im „Freien" genießen konnte, hatten die Theater einen schweren Stand. Sie hatten sich denn auch, in Voraussicht ihrer schwierigen Stellung, bei Zeiten nach Hilfstruppen umgesehen. Nichts beweist vielleicht deutlicher, daß trotz aller politischen Aenderungen Wien noch immer die deutsche Theaterstadt ist, als daß in den Monaten Juli und August an vier verschiedenen Berliner Theatern Wiener Gäste spielten: in der Friedrich-Wilhelmstadt Frl. Geistinger; auf der Wallnerbühne Hr. Joseph Lewinsky; im Nationaltheater ein Quartett der Burgschauspieler, die Damen Hartmann und Walbeck und die Herren Förster und Hartmann; endlich im Woltersdorff-Theater das burleske Duo des Frl. Gallmeyer und des Hrn. Schweighofer. In dem Anfang der sechziger Jahre gehörte das „Gesammtgastspiel" von fünf oder sechs Mitgliedern des Burgtheaters zu den beliebtesten Vergnügungen Berlin's während des Sommers. Es war wie eine Fortsetzung der Vorstellungen des Hoftheaters, erhöht durch den Reiz neuer Erscheinungen und eine frischere Spielweise. Auch ein und ein anderes neues Stück, das im Schauspielhause keinen Eingang gefunden, lernten wir kennen. Das Ganze bewahrte im Großen und Ganzen den künstlerischen Charakter. Man fühlte sich in guter Gesellschaft und kehrte gern wieder. Der Krieg des Jahres 1866 hat diesen Verkehr unterbrochen, und das zerrissene Band hat sich nicht wieder in der alten Weise zusammenknüpfen lassen. Je mehr wir den Werth eines wohl eingeübten, künstlerisch geleiteten Ensembles schätzen gelernt haben, um so bedenklicher ist in unserer Schätzung auch die hervorragendste Einzel-

leistung gesunken. Ein gewisses Größenverhältniß muß auch zwischen dem genialen Schauspieler und seinen unbedeutendsten Collegen bestehen — ein Gulliver und die andern alle Liliputaner: das hebt jede reine Wirkung auf und ruft nichts als ein ironisches oder unwilliges Gelächter hervor. In diesem Falle ist es gescheidter und künstlerischer, die kleinen Leute bleiben allein und spielen mit einander. Am schwersten hatte von der Zwerghaftigkeit seiner Umgebung Hr. Lewinsky zu leiden. Lewinsky ist nach Dawison's und Dessoir's Tode der eigenthümlichste deutsche Charakterschauspieler nach der tragischen Seite hin. Sein Franz Moor, Carlos im „Clavigo", Jago und Shylock, selbst Richard III., obgleich ihm zu dieser Gestalt das rechte Maß des Heroischen fehlt, sein Rudolph II. in Grillparzer's „Bruderzwist in Habsburg" gehören zu den wenigen eigenartigen Geschöpfen, die noch auf der Bühne erscheinen — denn leider ist die Kunst der Menschendarstellung, mit wenigen Ausnahmen, längst zum Handwerk erniedrigt, das nach einem altgewohnten Schema, nach einer tausendfach gebrauchten Schablone arbeitet. In Lewinsky vereinigt sich das halb unbewußte schauspielerische Können mit einer scharfen Beobachtung des Lebens und dem nachdenklichen Verstande des Künstlers. Seine Figuren sind aus Reflexion und Inspiration geboren, während die Dessoir's selten aus dem Grau der Theorie hervortraten und die Dawison's sich mehr und mehr in lauter Einfälle und phantastische Launen und Formen aufzulösen drohten. Mag man auch Einzelheiten in der Zeichnung als unrichtig, Manches in der Farbengebung als zu grell tadeln, das Ganze ergreift den Zuschauer mit der vollen Wahrheit der Natur und Leibhaftigkeit. Nichts Conventionelles stört uns an Lewinsky's Figuren, eher möchten wir ihrer Heftigkeit und ihren jähen Sprüngen engere Grenzen ziehen. Der Künstler überstürzt sich zuweilen in der Hast seiner Sprache, in der Wildheit seiner Geberden, wenn es gilt, den ausbrechenden Wahnsinn Didier's, die Angst Franz Moor's bei dem Anblick des Pistols, das ihm Hermann vor das erstarrte Antlitz hält, oder den Schmerz und die Wuth Harpagon's, als ihm sein Geldkasten gestohlen ist, darzustellen. Weniger als diese von schrecklichen Leidenschaften bewegten Gestalten gelang ihm bei seinem Gastspiel Lessing's „Nathan". Die Ruhe des weisen Mannes liegt zu weit ab von seiner Art, und der unvergleichliche sokratische Humor, mit dem Döring diese Weisheit und das Lehrhafte der ganzen Rolle zu durchdringen weiß, würde in Lewinsky's Munde wider seinen Willen einen ironischen und scharfen Ton annehmen. Das Talent des Künstlers gefällt sich noch in der Schroffheit, er hat den großen und kräftigen Zug mehr in der Gewalt, als die feine Linie. Vieles verschuldete offenbar die Umgebung; Schiller's „Räuber", Goethe's „Clavigo", Lessing's „Nathan", Hebbel's „Maria Magdalena", in der Lewinsky den Tischlermeister Anton mit schneidiger Schärfe spielte, erscheinen auf der Bühne des Wallner-Theaters wie verirrte Wesen aus einer andern Welt. Diese Dichtungen sind durch Siriusweiten von den Thorheiten und Possen entfernt, die hier allabendlich einer lachlustigen Menge vorgegaukelt werden, und wenn die braven Musikanten, die so vorzüglich Gevatter Schneider und Handschuhmacher zu spielen wissen, sich in die unglaublichen Kostüme der Bande Moor's oder des saladinischen Hofes stecken müssen, ergreift sie eine berechtigte Gespensterfurcht. Nicht einmal Molière's „Geiziger", so sehr er auch durch die Dingelstedt'sche Bearbeitung dem Zuschnitt der modernen Bühne näher gebracht worden ist, kam zu einer erträglichen Darstellung. So ruhte im Grunde jede Aufführung einzig auf den Schultern Lewinsky's; von einer Unterstützung seiner Leistung durch die der Andern war nicht die Rede, sie schadeten ihm nur, und er mußte oft aus dem Rahmen heraustreten, um gut zu machen, was sie gesündigt. Hoffentlich hat dies Beispiel von allen ferneren Versuchen abgeschreckt, auf dieser Possenbühne die tragische Muse zu Gaste zu laden.

Ein wenig besser war das Quartett im Nationaltheater daran. Einmal ist das Publicum jenes Theaters an das höhere Drama gewöhnt, die Schauspieler sind mit Shakespeare und Schiller halbwegs vertraut und verstehen tragische Figuren wenigstens in Holzschnittmanier auszudrücken, und dann waren es ihrer Vier.

Dennoch ist auch dies Gastspiel von keinem größeren Erfolge begleitet gewesen. Außer zu einigen Freunden ist der Ruf der Wiener Künstler über die Strecke zwischen den beiden ehemaligen Thoren, dem Rosenthaler und dem Schönhauser Thor, auf der Ostseite der Stadt nicht hinausgedrungen. Vier Stücke haben die Gäste wiederholt zur Aufführung gebracht, Shakespeare's „Heinrich V." in Dingelstedt's Bearbeitung — ein Drama, das für meinen Geschmack das vollkommene Gegenbild eines Drama's ist, nämlich eine durch den Chorus vermittelte Aufeinanderfolge von Scenen, die keinen innerlichen Zusammenhang haben —, Paul Heyse's „Hans Lange", Adolf Wilbrandt's „Kampf um's Dasein", eine der weniger gelungenen Arbeiten des talentvollen Dichters, und zuletzt „Dorf und Stadt" von Charlotte Birch-Pfeiffer. Diesem Schauspiel wohnt doch eine merkwürdige, zähe Lebensdauer inne. Wo es auch immer erscheint, auf der Hofbühne oder in dem eilig zum Theater eingerichteten Saale eines ärmlichen Wirthshauses, zieht es an und fesselt. Was nun die Wiener Gäste betrifft, so brauche ich ihren Ruhm nicht zu singen. Frl. Walbeck ist eine Anfängerin, die schon deshalb Anspruch auf Nachsicht, in diesem Falle auf Schweigen hat, die Andern sind Veteranen. Hr. Förster spielt breitangelegte Bonvivantfiguren mit behaglichem Humor, jede seiner Figuren hat einen falstaffartigen Zug. Frau Hartmann ist ein sehr anmuthiges Lorle und Hr. Hartmann ein gefälliger Salonliebhaber. Ich denke mir, daß er den Prinzen Heinz in der Schenke zum wilden Schweinskopf in Eastcheap in liebenswürdigster Weise darstellen wird; zum König Heinrich, dem Sieger bei Azincourt, fehlt ihm der heroische Aufschwung. Sein König hatte eine beredte Zunge, aber kein heroisches Herz. Die Stärke unserer Wiener Gäste liegt im Lustspiel, und für die Vorstellung von Komödien gerade ist das Nationaltheater von allen Bühnen Berlin's am wenigsten geeignet. Der große Raum vernichtet von vornherein jede feinere Pinselführung und hebt jeden leisen Uebergang in Stimmung und Schattirung auf. Das Publicum, das sich hier seiner Mehrzahl nach aus Arbeitern, Handwerkern und Kleinbürgern zusammensetzt, verlangt nach bedeutenden Vorgängen, nach haarsträubenden Geschichten: hier wäre der Platz, um die Tragödien von Marlowe, Webster und Massinger wieder zu beleben, da unser Volksdrama noch immer nicht reifen will.

Anders ist die Stimmung in der Mitte der Stadt. Hier, wo die „Blitzschläge des Krachs" nur zu schwer und zu dicht neben einander eingeschlagen haben, will man sich durch Gelächter von der Niedergeschlagenheit befreien. Zu viel Tragödien hat man in der unmittelbaren Nähe gesehen, als daß man sie nicht weit hinten in die Türkei oder in's Land, wo der Pfeffer wächst, wünschen sollte. Die Posse und ihre Jüngerinnen gelten als die willkommensten Gäste. Von allen Mächten des Lebens sind die Beschlüsse des Vaticanischen Concils und die Operetten Offenbach's die internationalsten. Es gibt keine Stadt, wo nicht über die ersten in Für und Wider gestritten, und die Arien der letzten gesungen und gespielt würden. Wenn der Papst sinnend mit dem Jesuitengeneral durch die Laubgänge seines vaticanischen Gartens lustwandelt, kann er in den Pausen des Gesprächs, von den Gartenwirthschaften am Fuße des Hügels her, auf einem Dudelsack das Lied der schönen Helena oder des Prinzen von Arkadien spielen hören. Fast drei Monate lang hat mich auf meiner italienischen Fahrt die Musik Offenbach's verfolgt; in Florenz war es Helena, in Rom Metella, in Neapel Perichole und die Großherzogin von Gerolstein, in Turin, dem Berlin Italiens, Giroflé-Giroflá. Und daneben überall der Streit über die vaticanischen Beschlüsse. In London ist es ebenso. Während Manning und Gladstone gegen einander eifern, lachen die Weltkinder über Madame L'Archiduc. Diese jüngste Tochter des Maestro — oder hat sie schon jüngere Geschwister bekommen? ich weiß es nicht — hat hier in Berlin in dem Frl. Marie Geistinger eine in ihrer Weise vollendete Darstellerin gefunden. Die Fabel der Posse ist leidlich harmlos: durch die Verwicklungen des Zufalls wird ein eben vom Traualtar kommendes junges Ehepaar, Marietta die Magd und Giletti der Aufwärter in dem Wirthshaus „zur beständigen Verschwörung" für ein gräfliches Verschwörerpaar gehalten und zu dem

Herzog Alfonso von Montefiascone geführt. Wie alle Fürsten Offenbach's ist auch dieser ein grotesker Narr. Er verliebt sich in die Gräfin Marietta und tritt ihr eine Weile die Regierung seines Herzogthums ab. Die Thorheiten, die nun unter dem Regiment der „Frau Herzog" vorfallen, steigern sich lustig, zuletzt tritt der alte Herzog-Narr der „beständigen Verschwörung" bei und steigt als Verschwörer wieder die Stufen zu seinem Thron hinan. Obgleich Frl. Geistinger nicht mehr in der ersten Jugendblüthe ist, hat sie sich doch eine merkwürdige Frische und eine unverwüstliche gute Laune bewahrt. Weder ihrem Lachen noch ihrer Stimme merkt man die Jahre an. Sie hat es verstanden, diesem an sich so nichtigen Stücke, dessen Musik kaum die eine oder die andere bemerkenswerthe Nummer enthält, durch ein geistvolles und anmuthiges Spiel, das sich nie aus dem Reigen der Grazien verlor, eine längere Lebensdauer zu verleihen, als es im Grunde verdiente. Einen noch größeren Erfolg hat die Wiener Komik durch Frl. Gallmeyer und Hrn. Schweighofer errungen: einen Erfolg, den der Chronist verzeichnet, den zu untersuchen und abzuschätzen der Kritiker sich wol hütet. Ohne Zweifel haben Harlekin und Colombine auf der Bühne das Recht des Daseins; es ist umsonst, sie feierlich in effigie zu verbrennen, da sie in leibhaftiger Wirklichkeit wiederkehren; aber die ästhetische Betrachtung hat nichts mit ihnen zu schaffen. Indem wir über sie lachen, so lange sie vor uns ihre Purzelbäume schießen, haben wir ihnen genug gethan: ich mache Frl. Gallmeyer eine und Hrn. Schweighofer zwei Reverenzen und hoffe, daß wir drei so am höflichsten auseinanderkommen.

Auch das Schauspielhaus hat seine Pforten aufgethan; es beging den festlichen Tag des 16. August, an dem auf der Waldhöhe der Grotenburg bei Detmold das eherne Standbild Armin's enthüllt ward, mit der Aufführung der Kleist'schen „Hermannsschlacht", die endlich in diesem Jahre zu späten Ehren gelangt ist. Seitdem ist an einigen Abenden im Hause gespielt worden, in einem sehr losen und unzureichenden Ensemble, da die hervorragendsten Mitglieder noch „auf Urlaub" sich befinden und den Uebrigen, der Theilnahmlosigkeit des Publicums gegenüber, die rechte fröhliche Spiellaune nicht kommen will. Es würde sich vielmehr empfehlen, die Ferien bis zu den ersten Septembertagen auszudehnen und dann mit voller Kraft zu beginnen, als einer alten Gewohnheit zu lieb vor leeren Bänken bald an diesem, bald an jenem Abend ein kümmerliches Lampendasein zu fristen. Dem Hoftheater steht eine wichtige Entscheidung bevor. Die sogenannten klassischen Abende haben sich über jedes Erwarten bewährt; gerade der in Wahrheit „gebildete" Theil der Bevölkerung, die Beamtenfamilien, der weitverzweigte Lehrerstand, alle echten Theaterfreunde, haben mit Freuden die dargebotene Gelegenheit ergriffen, für ein mäßiges Eintrittsgeld die Aufführung einer klassischen Dichtung auf der Bühne zu sehen, die nun doch einmal, trotz der Wandlung der Zeiten, für den Berliner das eigentliche Heiligthum der tragischen Muse ist. Es wird sich fragen, ob die Leitung der Hofbühne die klassischen Abende zu einer dauernden Einrichtung machen will. Daß die Kritik und der bessere Theil des Publicums die Frage bejaht, bedarf keiner weiteren Erörterung. Ich erlaube mir einen Vorschlag: fortan an einem bestimmten Tage jeder Woche einen solchen klassischen Abend zu veranstalten. So käme ein gewisses System in das Ganze, und die Schwierigkeit, die offenbar aus der Neuerung erwachsen muß — denn wer wird noch die Vorstellungen klassischer Stücke zu dem gewöhnlichen theuren Eintrittspreis besuchen wollen? — erführe dadurch eine Milderung. Immerhin wird man, meiner Meinung nach, die klassischen Vorstellungen einschränken müssen, was in jeder Hinsicht sein Gutes hätte, wenn dadurch die einzelne Aufführung sorgsamer in Scene gesetzt, vielfacher eingeübt und lebendiger und frischer gespielt würde. Nicht um eine kleinere oder größere Zahl von Aufführungen klassischer Werke handelt es sich, sondern darum, daß jede solche Vorstellung in sich harmonisch abgerundet und ein Kunstwerk ist, wie das Drama, das sie verkörpert.

Jenes Denkmal des großherzigen und hochgefeierten Fürsten Karl August's, der mit geringen Mitteln in dem kleinen Weimar mehr leistete als im prunkenden

Rom sein Namensvetter Augustus, das am 3. September enthüllt werden soll, ruft unwillkürlich die Erinnerung an die Anfänge unserer klassischen Theaterperiode herauf. Etwa ein Jahrhundert haben die Hofbühnen in Deutschland der dramatischen Kunst den Weg und das Ziel gegeben. Wie trefflich auch die Bühnen einzelner Städte, und unter ihnen haben Mannheim und Hamburg immer den ersten Rang behauptet, sich erweisen mochten, im Allgemeinen erschienen sie doch nur, sowol für den aufstrebenden Schauspieler wie für den Dichter, als Vorschule und Versuchsfeld. Das Hoftheater blieb für beide das Ziel ihrer Arbeiten und Mühen. Ueberblickt man ohne Vorurtheil diese Periode, wird man den Hoftheatern mehr des Guten und Rühmlichen als des Bösen nachsagen können. Wie alle menschlichen Einrichtungen haben auch sie ihre Mängel gehabt — eins ist nicht abzuweisen gewesen, daß im Wesentlichen mehr der Geschmack der hochgebildeten Minderheit als die Empfindung der Masse, mehr die akademische Richtung als die genialische Naturkraft auf diesen Bühnen zur Geltung gekommen sind. Natürlich, der Herr gibt die Hausordnung, wer eintreten will, muß sich ihr fügen. Dies vergessen Diejenigen, welche bedauern, daß wir nie ein Volksdrama wie die Engländer und Spanier gehabt. Die Theater zu London wie zu Madrid waren Privatunternehmungen, bald von Einzelnen, bald von Gesellschaften. Der König ertheilte das Privilegium zum Spielen, ein Lord, ein Grande trat als Protector der Schauspielertruppe auf. Außer von Seiten der Polizeibehörden mischte sich Niemand in die Angelegenheiten des Theaters; in Spanien hat sich sogar die Inquisition dem Theater gegenüber durchaus duldsam gezeigt. Im Vergleich zu den Rücksichten, welche auf den deutschen Hoftheatern dem Dichter wie dem Schauspieler unübersteigliche Schranken setzten, bewegten sich beide auf jenen Volksbühnen in demokratischer Freiheit und künstlerischer Ungezwungenheit. Diese Freiheit haben wir erst jetzt, mit dem Falle des Monopols, das für gewisse Bühnen gewisse dramatische Dichtungen reservirte, erlangt. Freilich unter Umständen, die Shakespeare oder Lope, wenn sie auferstehen könnten, ein bedenkliches Kopfschütteln erregen würden. Noch mehr als die Dichter hat das Publicum die Naivetät verloren, eng und enger schließt sich der Kreis der Dichtung, überall tritt die kritische und skeptische Betrachtung in den Vordergrund. Trotz der vielen Theater, trotz der unläugbaren Schaulust der Menge krankt die dramatische Production in bedenklichster Weise. Wie wenig hat die jüngste Theatersaison gereift, und auch der herannahenden läßt sich kaum ein günstigeres Horoskop stellen. Bei dieser Dürftigkeit ist auch der kleine Verlust doppelt beklagenswerth. Rasch nach einander sind zwei dramatische Dichter, die auch über Berlin hinaus Geltung und Anerkennung gewonnen hatten, zunächst aber doch uns angehörten, Georg Belly und J. V. v. Schweitzer, vom Tode ereilt worden: Belly, ein unvergleichliches Talent in der einactigen Posse, voll Gemüth, mit einem Anflug melancholischen Humors, unerschöpflich in tollen und drolligen Einfällen, denen wie „Monsieur Herkules“ und „Bädeker“ beweisen, sogar ein poetisch phantastisches Element nicht abgeht; Schweitzer, ein Vielschreiber, mit einer Fa-presto-Hand, der gleichsam in drei Zügen eine mittelalterliche Tragödie, ein modernes Lustspiel und eine ungeheuerliche Posse entwirft, als Künstler leichtsinniger als Belly, aber von reicherer oder doch beweglicherer Phantasie, durchaus ein Werdender, dem wol noch ein großer Wurf geglückt wäre, während Belly sehr genau die Grenzen seines Talents kannte und kaum darüber hinaus sann und dachte. Er gab eben im Kleinen Vollendetes und besaß jene künstlerische Sicherheit, jenes Gefühl: dies kannst du und jenes nicht, nach dem Schweitzer unruhig hin- und hergreifend suchte. Gewiß, es waren nur bescheidene Talente, und doch wird die Bühne des Wallnertheaters lange genug ihren Verlust zu beklagen haben. In den vierziger Jahren, ehe das tolle Jahr das Theater von seiner herrschenden Stellung im öffentlichen Leben Deutschlands verdrängte, hoffte und sprach man beständig von dem dramatischen Messias, der über kurz oder lang doch erscheinen müßte — wie glücklich wären wir, wenn wir nur die Stimme seines Vorläufers vernähmen! Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, den 10. September 1875.

Die Feier der Enthüllung des Hermanns-Denkmals im Teutoburger Walde ist für das deutsche Volk zu einem Nationalfeste geworden. Mit gutem Fug. Das Werk Ernst von Bandel's, an welches der Künstler seine beste Lebenskraft in Jahrzehnte langer Arbeit gesetzt, wurde im Angesicht der wiedererrungenen Einheit des Vaterlandes zu deren Symbol. An den Plan dieses Denkmals knüpften sich die ersten Regungen des erwachenden Nationalgeistes; und Kaiser Wilhelm konnte daher wol die Enthüllungsfeier des Römersiegers zu einer ungesuchten Huldigung für sich selbst auswachsen lassen; denn er verkörperte dort, auf der Grotenburg, nicht nur das neu in schwellender Kraft geeinte Deutschland, sondern man durfte ihm auch auf dem Festplatze nachrühmen, daß er selber die Mittel geliefert, um die Vollendung dieses Nationaldenkmals, das ein Einzelner geplant, sicher zu stellen.

Wie Kaiser Wilhelm in Detmold, so wurde der Kronprinz des deutschen Reiches kurz darauf der Mittelpunkt einer friedlichen Feier, welche die Vertreter der verschiedensten Nationen nach Köln zur internationalen Blumenausstellung zusammengerufen. Wie dieser Fürst die Zukunft und die Hoffnung zugleich repräsentirt, so auch scheint er im Vollbewußtsein dieser Gedankenverknüpfung sich mit dem sehnsüchtigen Friedensbedürfniß zu identificiren, welches die Lande beherrscht. Der Kronprinz spricht gern und gut; aber was mehr ist, er weiß jene Accente anzuschlagen, welche den Weg zum Herzen des Volkes niemals verfehlen und welche darthun, daß er sich Eins weiß in Hoffen und Harren mit Denen, über die er einst zu herrschen berufen ist. Die schwungvolle Friedenshymne, welche er im Gürzenich zu Köln angestimmt, fand bereitwilligstes lebhaftes Echo nicht nur bei dem eigenen Volke, und zum ersten Male seit fünf langen Jahren konnte ein Austausch internationaler Höflichkeiten der leitenden Organe diesseits und jenseits der Vogesen beobachtet werden, der sich an die Worte des Kronprinzen anschloß und dessen Tragweite, wenn sie auch nicht übertrieben werden soll, zum Mindesten bedeuten darf, daß das Eis gebrochen ist.

In Frankreich zeigt man sich überhaupt beflissen, jeden Stein aus dem Wege zu räumen, der einem guten Verhalten zu Deutschland hätte zum Anstoß dienen können. Es genügte eine kleine, kaum von weiteren Kreisen aufgegriffene journalistische Campagne, um dem französischen Finanzminister den Plan zu verleiden, sich durch eine eigenthümliche Schatzbons-Operation jene Summe für das „Retablissement" der französischen Wehrkraft ohne parlamentarische Controle zu beschaffen, auf deren Aufnahme er im Frühjahr hatte verzichten müssen, weil man damals in einem französischen Anlehen die Bestätigung der kriegerischen Absichten ersehen haben würde, welche man nicht müde wurde, den „überhasteten" Rüstungen Frankreichs unterzuschieben. Wie in diesem Falle, bewährte sich auch die französische Beflissenheit,

Deutschland keinen Anstoß zu internationaler Klage zu geben, in dem Verhalten, welches man dort gegen den Plan des in Deutschland geborenen aber römischen Grafen Stollberg einhielt, der bekanntlich eine Pilgerfahrt deutscher Katholiken nach der Wundergrotte von Lourdes in demonstrativ reichsfeindlicher Absicht in Scene setzen wollte.

Aber während so die Friedenszuversicht sich stärkte und die ultramontane Propaganda sich selber schädigte, konnte der warme Vaterlandsfreund sich nicht verhehlen, daß trotz allen Machtglanzes, in welchem das neue deutsche Reich erstrahlte, gewisse Rechtszustände darin noch keinen Lobredner hatten finden mögen. Der Fall der Frankfurter Zeitung, die erneute Anwendung des Zeugnißzwang-Paragraphen, die Verhaftung eines Reichstagsabgeordneten müssen selbst bei den Wohlgesinnten schaden. Journalisten- und Juristentag haben dies Verfahren mit einer Einmüthigkeit verurtheilt, welche man an der betreffenden Stelle nicht unterschätzen sollte.

Staatsmänner und Diplomaten waren indessen verhindert, diesen immerhin beachtenswerthen Irrgängen der inneren Politik die nöthige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Ihre Augen waren gen Osten gerichtet. Der Anfänge des Aufstandes in Bosnien und der Herzegowina gedachten wir bereits in unserer jüngsten politischen Rundschau. Die Insurgenten und ihre slavischen Freunde erwiesen sich als gelehrige Schüler der Meister in der Inscenesetzung volksthümlicher Empörungen. Mit Hilfe der dienstbereiten Telegraphen gelang es ihnen, freundlich unterstützt durch die sonstige politische Leere der Sommermonate, eine ganze dichtgeschlossene Kette von Siegesbulletins über Europa aufflattern zu lassen, in welcher jedes Blockhaus zur Festung ersten Ranges, jeder besetzte Weiler zum eroberten District wurde, während die Zahl der Todten und Verwundeten, wenn man sie zusammenzählte, die Ziffer der überhaupt auf beiden Seiten vorhandenen Streiter um ein Bedeutendes überstieg.

Dennoch durfte man die Bedeutung dieser Bewegung keineswegs ableugnen, und die Pforte machte sich insbesondere großer Unterlassungssünden schuldig, als sie anfänglich in fatalistischer Ruhe Alles ignoriren zu wollen schien, was Europa's Besorgnisse in dieser Beziehung weckte. Sie mochte aus Allem nicht den perennirenden Charakter von Aufstandsversuchen anerkennen, welcher gerade die nächstbetheiligten Nachbarstaaten, mithin Oesterreich-Ungarn in erster Linie, in eine unleugbare Mitleidenschaft zog. Die localen Ursachen dieser mit unverkennbarer Regelmäßigkeit wiederkehrenden Rebellionen zeigten immer dasselbe Gepräge. Die bündigsten Reformzusicherungen der türkischen Regierung waren jederzeit todter Buchstabe geblieben, und so wenig die sonst so conservativen Cabinete geneigt sein konnten, ein „Recht auf Revolution" anzuerkennen, so wenig auch wußten sie sich zu verhehlen, daß türkische Paschawirthschaft, Steuerdruck, administrative Willkür und vor Allem das sociale Aussaugungssystem, welches die mohammedanischen Grundbesitzer, die Begs, gegen ihre christlichen Stammesgenossen, die Rajahs, in Anwendung brachten, nicht als die geeigneten Mittel zu betrachten seien, die vorhandenen Gegensätze auszugleichen und versöhnend und beschwichtigend einzuwirken. Die eigenthümlichen Strebungen der südslavischen Welt, welche seit einigen Jahrzehnten immer schärfer betont in den Vordergrund traten, gaben den localen Beschwerden der Bosniaken und Herzegowiner einen nationalen Untergrund, der im gegebenen Momente für die Ruhe Europa's überaus gefährlich werden konnte.

Dies hatte man namentlich in Oesterreich-Ungarn unverweilt einsehen müssen. Die südslavischen Elemente dieses Reiches in Dalmatien, Kroatien und in den von serbischer Bevölkerung bewohnten Districten Südungarns waren erst seit kurzer Zeit zu vergleichsweiser Beruhigung gelangt. Seitdem das Dreikaiser-Bündniß das Verhältniß zu Rußland freundschaftlich umgestaltet, hatte die panslavistische Wühlerei aufgehört, die Geister in jenen Gebietstheilen in Spannung zu halten. Aber die Aufregung ließ sich nicht im Augenblick wieder besänftigen. Obwol aus rein literarischen Anfängen hervorgegangen, hatte sich diese Bewegung doch rasch genug zu politisch-nationaler Bedeutung erhoben. Die südslavische Sprachforschung hatte nicht umsonst

nachgewiesen, daß die verschiedenen Stämme eines nationalen Ursprungs seien; die Neu- und Umdichtung der alten Volks- und Heldenlieder hatte nicht umsonst jenen Türkenhaß wieder zu lohender Flamme angefacht, der bis dahin immer noch als nahezu verglimmendes Feuer unter der Asche fortgelebt. So war in Kroatien und Dalmatien die Idee des „dreieinigen Königreichs" wieder neu erstanden, und so warm man speciell in Agram den Cultus des Kaiserhauses betrieb, so sehr lehnte man sich noch immer gegen die Oberherrschaft der aus Herzensgrund verhaßten Magyaren auf, denen man durch den Ausgleich des Jahres 1867 gleichsam als Preis der Versöhnung zwischen Wien und Pest „ausgeantwortet" worden war. Neben diesen kroatisch-dalmatisch-slavonischen Träumen erhob sich in Belgrad das phantastische Luftschloß des großserbischen Reiches, dessen glanzvolle Fata Morgana die Geister der Serbenstämme bethörte und auch auf magyarischem Gebiete verhängnißvolle Berückung übte. Der Geheimbund der serbischen Jugend, die Omladina, überall da verbreitet, wo serbisch gesprochen wurde, nährte geflissentlich die chimärischen Hoffnungen, die elastisch emporschnellten, so oft bei Gelegenheit eines christlichen Aufstandsversuchs in türkischen Provinzen sich der Anlaß zu bieten schien, endlich das verhaßte Joch des Halbmonds abzuschütteln und das griechische Kreuz wieder als Herrscher über die Länder des nördlichen Balkan leuchten zu lassen.

Angesichts dieser Tendenzen, welche sich natürlich sofort wieder kundgaben, als die ersten Empörungs-Demonstrationen in der Herzegowina alle südslavischen Gemüther in vibrirende Erregung versetzten, war die Lage Oesterreich-Ungarns eine mehrfach schwierige. Der Versöhnung mit Rußland, welcher eine naturgemäße Entfremdung zu England auf dem Fuße folgte, entsprach zunächst eine veränderte Politik gegenüber den an Oesterreich grenzenden Vasallenstaaten des Sultans. Dem freundlicheren Verhältniß war namentlich eine Beschwichtigung der serbischen und rumänischen Bevölkerung im Bereiche der St. Stephanskrone zu verdanken gewesen. Freilich hatte man sich damit auch zum Divan kühler gestellt. So waren die Fürsten von Montenegro, Serbien und Rumänien persönlich in Wien mit jenen Ehren empfangen worden, welche man sonst nur den souveränen Herrschern ganz unabhängiger Staaten gewährte, und das alte Recht des Pfortenbotschafters, diese Vasallen des Sultans dem Monarchen vorzustellen, dem sie einen Besuch abstatteten, wurde ohne Weiteres bei Seite gesetzt. In Bosnien traten die österreichischen Consularagenten offen als Beschützer der bedrückten Christen auf und gaben der Türkei Veranlassung, jene anonyme Schmähschrift an die Cabinette zu adressiren, welche das Wiener Cabinet direct anklagte, der Verschwörung der christlichen Unterthanen des Sultans gegen ihren gesetzmäßigen Oberherrn insgeheim Vorschub zu leisten. Bald darauf war es wieder Oesterreich — nachdem es sich in Konstantinopel eine peinliche Genugthuung verschafft — das am goldenen Horn mit Aufbietung all' seines Einflusses, wiewol vergebens, für die Berücksichtigung des Belgrader Wunsches eintrat, welcher in der Räumung der an sich werthlosen serbischen Festung Klein-Zwornik durch die türkische Besatzung culminirte. Und schließlich hatte Graf Andrassy, ohne auf die Proteste der Pforte oder auf die Abmachungen des Cabinets von St. James sonderlich viel Gewicht zu legen, mit Rumänien eine eigene Zoll- und Handelsconvention abgeschlossen, mit Serbien einen ebensolchen Tractat angebahnt — Gründe genug für die am Bosporus wechselnden Großveziere, auch ihrerseits den österreichischen Interessen keinerlei Vorzugsrecht zuzugestehen und namentlich im Punkte des vielbesprochenen Eisenbahnanschlusses gerade die von Wien aus, mit mehr Zähigkeit als diplomatischem Geschick, vertretenen Projecte mit unverkennbarer Nichtachtung aufzunehmen.

Unter diesen wechselseitigen, nicht eben mehr überaus herzlichen Beziehungen zwischen Donau und Marmarameer war das Auftauchen der bosnischen und herzegowinischen Frage, wie man den Aufstand der Christen benannte, ein Zwischenfall, der Verwickelungen eigenthümlicher Art wol zu zeitigen vermochte. Obwol Ungar, hatte Graf Andrassy, als Leiter der auswärtigen Politik Oesterreich-Ungarns, wol erkannt, daß er den Gefühlen eines so beträchtlichen Theiles der Bevölkerung

jenes Staates, wie ihn das slavische Element bildet, gewisse Berücksichtigung zu Theil werden lassen müßte. Als vorsichtiger Staatsmann durfte er den Aufstand im Grenzlande nicht bis zu jener Höhe emporwachsen lassen, wo er den nationalen Gefühlen der, zu Habsburgs Scepter gehörenden, Südslaven verführerische Perspectiven darbieten konnte. Es lag daher augenscheinlich in seinem Interesse, sich nicht absolut feindselig gegen die billigen Beschwerden der Aufständischen zu verhalten, denen sich überdies die wärmsten Sympathien der österreichisch-ungarischen Grenzlande zuwandten, aber gleichzeitig darauf zu achten, daß die Bewegung nicht Dimensionen annehme, welche es der Pforte unmöglich werden ließen, derselben aus eigener Kraft Herr zu werden.

So traten denn die naturgemäßen Bundesgenossen Andrassy's, die Vertreter der beiden Kaisermächte, die Botschafter Rußlands und des deutschen Reichs, in Wien mit ihm zu Conferenzen zusammen, in denen ein gemeinschaftliches Verhalten, eine gemeinsame diplomatische Action in Konstantinopel vereinbart wurde, deren Führung, als Repräsentant des Meistbetheiligten, Graf Zichy, der österreichische Internuntius, zu übernehmen hatte. Das Einschreiten der drei Mächte sollte alles Andere eher, als den Charakter einer diplomatischen Intervention an sich tragen. Es galt, vermittelst dieses Schrittes dem Sultan den Ernst der Situation zum Bewußtsein zu bringen; ihm die „guten Dienste" der Mächte für eine Versöhnung anzubieten; der Pforte den Wahn zu benehmen, als beabsichtige man, die Aufständischen, weil sie Christen und Slaven seien, gegen sie zu unterstützen und ihr schließlich Reformen als dringlich anzuempfehlen, die zu gewähren ebenso im eigenen Interesse, als in der Natur ihrer internationalen, nachbarlichen Verpflichtungen liege. Man ging so weit, dem Großvezier in breiten Zügen ein Reformprogramm zu entwickeln, von dem man sich Erfolg versprechen konnte. Dasselbe bestand in der Uebertragung eines Theiles jener Einrichtungen, die man nach dem Aufstande von 1868 auf der Insel Kreta in's Leben gerufen, welche, wie Bosnien und die Herzegowina, auch von einer halb muselmännischen, halb christlichen Bevölkerung bewohnt ist. Dieses Programm befürwortete die Gewährung einer ausgedehnten provinciellen Autonomie in Gesetzgebung und Verwaltung, sowie die Regelung des Verhältnisses der mohammedanischen Begs, als des grundbesitzenden, bisher herrschenden Bevölkerungstheiles, zu den christlichen Rajahs, deren Hörigkeit durch eine Art von Grundentlastungs-Operation abzulösen sei.

Man kennt aus einer Reihe von officiösen und nichtofficiösen Darstellungen zur Genüge die Peripetien dieses Schrittes der drei Nordmächte, welcher in dem Angebot seine Spitze fand, durch consularische Delegirte, die auf den Schauplatz der Begebenheiten zu entsenden seien, im Verein mit einem durch ausgedehnte Vollmachten versehenen Versöhnungscommissar der Pforte, eine Verständigung mit den Insurgenten herbeizuführen, wobei die vorgängige Einstellung der Offensivbewegungen auf beiden Seiten als unumgänglich hingestellt wurde. Nach mannigfachem Schwanken bequemte sich der Großvezier dazu, auf dieses Programm der Mächte einzugehen, welches auch ihrerseits zu unterstützen sich nachträglich Italien, Frankreich und selbst England bereit gefunden hatten, ohne daß sie deshalb ausdrücklich der Action der drei Botschafter beigetreten wären. Denn das ist eben das Eigenthümliche der neuen Situation im Orient, daß mit einem Schlage alle die Errungenschaften beseitigt erscheinen, welche der Krimkrieg den vereinten Westmächten im Rathe der Türkei verschafft hatte.

In England war man ersichtlich nicht in der Stimmung, in diese Verlegung des Schwergewichtes von Westen nach Osten sich resignirend zu ergeben, und nur langsam und um sich vor völliger europäischer Isolirung zu retten, entschloß sich das Tory-Cabinet, auch seinerseits sich der Mission der Consulardelegirten anzubequemen und der Pforte den Rath zu ertheilen, einen Versöhnungscommissar mit ausgedehnten Vollmachten auf den „Kriegsschauplatz" zu entsenden, wenn man für die Scharmützel und nächtlichen Ueberfälle ein so pomphaftes Wort gebrauchen durfte. Allerdings konnte in der Auffassung des leitenden englischen Blattes, der Times, ein seltsamer Umschwung beobachtet werden. Das bisher so türkenfreundliche Blatt befürwortete

plötzlich die Lostrennung der aufständischen Provinzen von der Souveränetät des Padischah, um sie fernerhin, nach dem Muster Serbiens und Rumäniens, lediglich noch der türkischen Souzerainetät unterstehen zu lassen. Man mag für diese Wandlung verschiedene Gründe anführen können. Jedenfalls aber ist die Anempfehlung einer so radicalen Lösung, welche die Reformvorschläge der Nordmächte weit hinter sich läßt, wol auch auf die englische Machteifersucht zurückzuführen, welcher jede Lösung willkommen ist, durch die es verhindert wird, daß Oesterreich-Ungarn an seiner Ostgrenze Machtzuwachs erhalte.

Und hiermit sind wir an dem heikelsten Punkte unserer Darstellung angelangt. Es ist ein öffentliches Geheimniß, daß in Oesterreich-Ungarn gewisse Aspirationen sich geltend zu machen wünschten, welche bei Gelegenheit der orientalischen Complicationen den Besitzstand dieses Staates auszudehnen trachteten. Diese Strebungen waren nicht blos aus Stammesrücksicht in slavischen Kreisen heimisch. Auch jene einflußreiche Coterie in militärischen Regionen, welche aus Patriotismus gern die Scharten von 1859 und 1866, den Verlust der italienischen Provinzen, auf irgend einem Wege relativ ausgeglichen sehen möchte, war bereit, sich über alle jene Einwürfe hinauszusetzen, welche vom cisleithanischen wie magyarischen Standpunkte gegen jeden Landerwerb mit slavischer und wenig cultivirter Bevölkerung sich anführen ließen. Man ging soweit, die Kaiserreise nach Dalmatien während des letzten Frühjahrs mit den politischen Ausblicken dieser meist hochgestellten Politiker in intimeren Zusammenhang zu bringen, als man jemals wird nachweisen können; und die militärischen Vorbereitungen, welche man an der lang gestreckten türkischen Grenze, in Dalmatien, Kroatien und der Militärgrenze, aufzubieten gezwungen war, mußten nur dazu beitragen, die Illusion dieser actionslustigen Kreise, als bereite sich der Staat auf ein bewaffnetes Einschreiten vor, mehr und mehr zu befestigen.

Es darf als zuverlässig angenommen werden, daß im Ministerconseil kein derartiges Project jemals zur Discussion gestellt wurde. Die officiellen Regierungskreise verhielten sich durchaus neutral jeder solchen Anstrengung gegenüber. Von den Officiösen kann man nicht behaupten, daß sie während jedes Momentes dieser orientalischen Krisis die gleiche unzerstörbare „sérénité“ zur Schau getragen hätten. Dennoch blieb auch für Diejenigen, welche sich durch ein gewisses Schwanken publicistischer Organe, die im Geruch standen, mit dem Ballhausplatz vertraute Fühlung zu haben, desorientirt gesehen hatten, kein Zweifel mehr, daß offene oder versteckte Annexionsgelüste durch Graf Andrassy keine Förderung zu erwarten hätten. Zwar war der Passus, welcher in der Thronrede bei Eröffnung der ungarischen Session dieser auswärtigen Angelegenheit gewidmet wurde, lediglich durch Friedenshoffnungen inspirirt; aber auch dieser bedurfte man, da der Nationalwohlstand durch den Rückgang der maßgebenden Staats- und Eisenbahnpapiere, in Folge dunkler Befürchtungen über mögliche orientalische Verwickelungen, bereits um Hunderte von Millionen geschädigt worden war: ein Schlag, den man in dem wirthschaftlich ohnehin so schwer geprüften Lande doppelt schmerzlich empfand. Finanzielle Bedenken waren es auch, welche mit mächtigem Nachdruck in erster Linie gegen einen Landerwerb in's Treffen geführt wurden, durch welchen unabweislich große Anforderungen an die Geldkraft des annectirenden Landes erwachsen sein würden. Daß Magyaren wie Deutsch-Oesterreicher überdies nicht eben geneigt waren, ihre präponderirende Stellung im Reichserblande dadurch zu schwächen, daß sie die ziffernmäßige Schwerkraft des slavischen Elements noch erhöhen helfen, konnte als selbstverständlich gelten, und so erkannte man denn schließlich, daß eine Grenzausdehnung nach Osten hin selbst dem Princip des Dualismus gefährlich werden müsse, welches, als die Basis, auf welcher das Reich neu gefestet worden, um keinen Preis einer Erschütterung durch feindselige Factoren ausgesetzt werden durfte.

Sicher ist, daß diese Auffassung, namentlich zur Zeit, von Rußland getheilt wird, das sich weder in der Lage noch in der Laune dünkt, jenes Zergliederungsproject wieder aufzunehmen, dessen Einzelheiten einst Czar Nikolaus dem englischen

Botschafter, Lord Seymour, ebenso beredt, als vergeblich entwickelt hatte und es läßt sich begreifen, daß Angesichts der russischen Abneigung, gerade jetzt zur Theilung der Erbschaft des „kranken Mannes" zu schreiten, auch die noch unbekehrten Reste der österreichischen Annexionspartei es vorziehen, ihrem Streben patriotischen Zaum und Zügel anzulegen.

Fürst Nikita von Montenegro, der seinen Schwiegervater in's Lager der Aufständischen entsandte, dabei aber mit der Pforte um den Preis seiner Neutralität in Unterhandlungen getreten war, wollte die verwickelte Lage, sei es auf diese oder jene Weise — die Mittel galten ihm gleich — zur Verbesserung seiner politischen Verhältnisse, beziehungsweise zur Gebietsvergrößerung ausnützen. In Konstantinopel suchte man ihn mit gleicher Münze zu bezahlen und hielt ihn vorläufig mit allerlei Ausflüchten hin. Der Sultan, als er gewahrte, mit welchem Ernst die Großmächte die Angelegenheit behandelten, wußte sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er an alle jene Größen appellirte, mit denen er es während seiner abwechselungsreichen Regierungszeit im Vezirat versucht hatte. So traten plötzlich unter Essadpascha, dem Großvezier, die entschiedensten Feinde und Widersacher in's Cabinet, die sich oft gegenseitig schon befehdet, gestürzt, verbannt und ersetzt hatten. Mithadpascha, der Reformer, Hussein-Avnipascha, der Kriegstüchtige, und Mahmudpascha, der energische Alttürke, traten, dem Anschein nach in dieser verhängnißschweren Stunde versöhnt, in's Cabinet, um mit ihrem Rathe dem Großherrn in so harter Zeit zur Seite zu stehen. Bald überließ Essad, seine Unzulänglichkeit einsehend, das Großvezirat uneigennützig dem der nordischen Politik angenehmeren Mahmudpascha und nun kamen auch die militärischen Vorbereitungen in raschen Schwung.

Noch ehe die Consulardelegirten der Mächte sich in Mostar, sei es mit dem Pfortenkommissar Serverpascha, sei es mit den gehörig legitimirten Vertrauensmännern der Aufständischen in Verbindung setzen konnten, war es der Pforte gelungen, auf dem Seewege, durch das „mare clausum" bei Kleck, welches ihr das Wiener Cabinet bereitwillig für Truppentransporte, wenn auch nicht für eine Flottenstation, geöffnet hatte, mehrere Tausend Mann wohlbewaffnete Soldaten auf das insurgirte Gebiet zu werfen; damit hörten auch schnell genug die so ruhmredig ausposaunten Erfolge der Rajahs im offenen Felde auf. Die halb cernirte, sozusagen belagerte Bergveste Trebinje wurde fast ohne Schwertstreich entsetzt und die Insurgenten sahen sich gezwungen, in der Herzegowina wenigstens, sich auf den Berg- und Guerillakrieg zu beschränken.

Während im nördlichen Theile von Bosnien, da, wo es an Ungarisch-Kroatien stößt, der Aufstand als erloschen galt, lohte er urplötzlich im westlichen und südwestlichen Bosnien, an der serbischen Grenze, von Neuem auf. Dort sind es meist serbische Freiwillige, welche die Fackel des Aufruhrs auf das türkische Gebiet schleudern, und die Regierung zu Belgrad ward in so verwegener Weise bestürmt, daß sich Fürst Milan gezwungen sah, in Folge der radical ausgefallenen Wahlen zur Skupschtina, ein Cabinet zu ernennen, welches die hervorragendsten Größen der Omladina, die Ristics und Gruics und Stefza zu seinen leitenden Mitgliedern zählt. Aber Oesterreich-Ungarn, welchem ein großserbisches Reich bei weitem gefährlicher dünkt, als eine noch so starke Türkei, würde schwerlich selbst vor äußersten Schritten zurückweichen, um jede Eventualität, die von dorther kommen könnte, im Keime zu ersticken; und es darf angenommen werden, daß die Omladinisten, wenn ihre eigenen Gesinnungsgenossen am Ruder Mäßigung und Ruhe anrathen, verstehen werden, wieviel für sie zu verlieren ist bei dem Abenteuer, in welches sie sich so Hals über Kopf zu stürzen entschlossen scheinen. Entsprechen die Thatsachen diesen Annahmen, so wird die Pacificirung der insurgirten Provinzen schwerlich lange auf sich warten lassen, und an den Mächten wird es dann sein, die Pforte beim Wort zu nehmen, damit durch verständige Einrichtungen der alljährlichen Wiederkehr solcher

Aufregung endlich ein Ziel gesetzt werde. Die einfache Gerechtigkeit gegen die Rajah's ebensosehr als das Friedensbedürfniß Europa's fordert gebieterisch eine solche Lösung.

Als Wahrzeichen dieses allgemein gehegten Verlangens nach Erhaltung des Friedens darf auch die Weltausstellung in Philadelphia gelten, welche immer mehr Form und Gestalt annimmt. Die Vereinigten Staaten selbst machen großartige Anstrengungen, eine Entwicklungsgeschichte des Landes nach jeder Richtung hin bei der erwähnten Gelegenheit zur Anschauung zu bringen; und mit dem an die europäischen Aussteller allerdings erst nach langem Andrängen gemachten Zugeständnisse, wonach sie den Fabrikationspreis an ihren Waaren bezeichnen dürfen, ist der letzte, allerdings unerläßliche Wunsch derselben erfüllt worden. Die Deutschen Amerika's, welche bereits anfingen, sich einigermaßen unmuthig zu äußern über die voraussichtlich schwache Betheiligung Deutschlands an der Ausstellung, werden sich schließlich nicht zu beklagen haben. Rüstet man sich somit in Deutschland, das Beste über's Meer zu senden, so ist dieser Tage von dorther etwas eingetroffen, das sich auf den ersten Blick recht anmuthig ausnimmt: eine Zustimmungsadresse der Methodisten-Bischöfe der Vereinigten Staaten an den Fürsten Bismarck, in Sachen des Culturkampfes. Aber die Sache hat zwei Seiten, und die Gabe mag ein Danaergeschenk sein. Denn die Herren Bischöfe der Methodistenkirche gehören der Richtung der Moody und Sankey an, welche eben in England ihr Wesen getrieben; sie sind die Apostel der Temperenzfeldzüge und suchen jede freie Regung zu ersticken. Das Deutschthum Amerika's befindet sich den Bestrebungen der Herren Methodisten gegenüber mindestens ebenso auf der Wacht, wie es den Uebergriffen des Katholicismus einen Damm entgegen setzen würde. — Die in unserem letzten Hefte signalisirte Hoffnung auf einen wirthschaftlichen Umschwung zum Besseren hat sich leider nicht bewahrheitet. Mit dem Falle eines der größten Weltbankhäuser in Newyork, mit der gleich darauf folgenden Krisis in San Francisco ist das kaum wieder erwachte Vertrauen zerstört worden, und auch der kommende Winter scheint ein schwerer werden zu sollen, wie seine jüngsten Vorgänger. Unter solchen Umständen wird die Einwanderung in Amerika, über deren überraschenden Abfall seit längerer Zeit berichtet wird, sich vorerst wahrscheinlich noch nicht heben.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. Heft 2. November 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Univers.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Riemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Häffel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Riemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	Levin Schücking, Onkel Martin's Vermächtniß. Novelle	171
II.	* * *, P. M. Leontjew und die russische Presse . .	187
III.	F. X. v. Neumann-Spallart, Die Edelmetalle im Culturleben. II.	203
IV.	W. Henke, Michelangelo. Mit 2 Illustrationen	216
V.	H. Vambéry, Bosnien und die Herzegowina oder die slavischen Unterthanen der Pforte	242
VI.	Max Maria von Weber, Ein Name, besser als eine Hausnummer. Erinnerungen an K. M. von Weber und Rossini	257
VII.	L. Friedländer, Ueber die neueren Bearbeitungen und den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte	266
VIII.	Julius Rodenberg, Ferien in England. II. III.	283
IX.	Friedrich Kreyssig, Literarische Rundschau	301
	a) Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenosse. Nebst neuen Briefen und Gedichten von Wagner und Lenz. Von Dr. Erich Schmidt.	
	b) Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Herausgegeben aus Varnhagen's Nachlaß von Ludmilla Assing-Grimelli. Band 3—6.	
	c) Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772—1841). Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde. Zwei Theile.	
	d) Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Gurlt, Koppe, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Röggerath, Quenstedt, Reclam, Reis, Romberg, Zech. Eingeleitet von Hermann Masius. Dritte, neubearbeitete und bereicherte Auflage. In drei Bänden. Mit zahlreichen Holzschnitten und drei Sternkarten.	
X.	Oberst Bronsart von Schellendorff über den Dienst des Generalstabs	306
XI.	Fr. v. Hellwald, Neue Schriften über die Türkei . . .	310
XII.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	315
XIII.	Politische Rundschau	322

Onkel Martin's Vermächtniß.

Novelle
von
Levin Schücking.

I.

„Also!" sagte der Justizrath, ein behäbig aussehender mittelaltriger Herr, indem er ein vor ihm liegendes Actenheft zuschlug und dann seine goldene Brille abnahm und neben sich auf den Tisch legte. „Also! — Ja oder nein?"

Er lehnte sich in dem Sopha, das er ganz allein einnahm, zurück und heftete sein großes graues Auge mit dem Ausdruck der Verwunderung und des Forschens bald auf den stattlichen Mann in grüner Jagdkleidung, der ihm gegenüber in einem Sessel saß und düster zu Boden blickte, bald auf die schlanke, mittelgroße und sehr zierlich gebaute Frau in schwarzer Seide, deren Züge er freilich nicht wahrnehmen konnte, denn sie war eben aufgestanden, um an's offene Fenster zu treten und schweigend hinauszuschauen.

„Wir haben," antwortete nach einer kurzen, stummen Pause der Herr im Sessel, „bevor Sie zu uns kamen, um uns diese kategorische Frage zu stellen, Herr Justizrath, die Sache erwogen und beschlossen, unsere Antwort von einer anderen abhängig zu machen, die wir zuerst von Ihnen begehren. Sagen Sie uns: genügt unsere Verlobung dazu, daß Frau Lindner in den Besitz des Nachlasses ihres Oheims gesetzt werde — wohlverstanden unsere bloße Verlobung?"

„Gewiß," fiel der Justizrath ein — „mehr bedarf es nicht, als daß Sie Beide mir erklären, die Bedingung des guten Oheims annehmen zu wollen. Ich setze Sie dann sofort in den Besitz des Nachlasses ein — das heißt, Frau Lindner, die schon im Besitz dieses Landgutes ist, bleibt eben darin, und Ihnen liefere ich die von mir asservirten Werthpapiere aus — es bedarf dann nur noch Ihrer Quittung und Alles ist in Ordnung."

„Mir wollen Sie sie ausliefern?" sagte der Herr fast erschrocken; „das müßte ich jedenfalls ablehnen. Sie werden sie Frau Lindner geben."

„Ganz, wie Sie wollen," erwiderte der Justizrath; „ich dachte nur Ihnen als künftigem Eheherrn ..."

„Sie haben meine Frage nicht verstanden, lieber Justizrath, — ich habe Sie gefragt, ob unsere Verlobung genüge ..."

„Nun ja, so haben Sie gefragt, und das hätte ich nicht verstanden? Was ist da viel zu verstehen — der Oheim von Frau Lindner verlangt, daß diese Ihnen endlich ihre Hand reiche und daß ich erst, wenn ich die Erklärung Ihrer Verlobung habe, als Testamentsexecutor Frau Lindner das Vermögen des Onkels übergeben soll ..."

„Es handelt sich darum," sagte jetzt rasch und entschieden die Dame, indem sie sich vom Fenster ab- und dem Justizrath zuwandte, „ob der Verlobung dann auch die Trauung folgen muß?"

Sie zeigte dabei dem Rechtsgelehrten das Gesicht einer Frau von sicherlich schon mehr als dreißig Jahren, aber ein zartes, ausdrucksvolles Gesicht von immer noch großer Schönheit, mit leuchtenden, dunkelblauen Augen darin, die sich jetzt mit dem Ausdruck eines merkwürdigen, fast tragischen Ernstes fragend auf den Justizrath richteten.

„Ob der Verlobung auch die Trauung folgen müsse?" wiederholte dieser, wieder betroffen von dem Einen zum Andern blickend. „Folgen müsse? Nun, das wird sie ja doch! Wenigstens ist es der hergebrachte Verlauf der Dinge — oder meinen Sie nicht? Ich denke, dazu sind die Verlobungen erfunden. Sie schwärmen doch nicht am Ende für die, wie man behauptet, schönste Periode im Leben eines jungen Mädchens, eines poetisch angehauchten Jünglings, um Ihren Brautstand bis an's Ende Ihrer Tage fortsetzen zu wollen? Dazu sind Sie eine zu praktische Frau, Frau Lindner, und der Forstmeister da wird ganz sicherlich dagegen protestiren..."

„Wenn es nun aber doch so wäre?" unterbrach ihn trockenen Tones die Dame, sich wieder dem Fenster zuwendend.

„Es handelt sich darum," fiel rasch der Herr ein, „daß ich einen Urlaub zu einer Reise, die mich auf lange Zeit entfernt halten wird, nehmen will. Ich bin, wie Sie wissen werden, mit Acclimatisationsversuchen beschäftigt, und das Ministerium ist einverstanden, daß ich zunächst nach Algier gehe, um dort das Fortkommen der Eucalyptuspflanzungen zu prüfen..."

„Ah," sagte lächelnd der Justizrath, „wenn ihm aber die blaue Blume der Romantik winkt, läuft ein vernünftiger Mensch doch nicht dem blauen Gummibaume nach — solch ein forstmeisterlicher Eifer..."

„Wollen Sie uns die Frage beantworten?" unterbrach ihn der Forstmeister mit ernstem Ton.

„Was ist da viel zu beantworten? Ueber Ihre Trauung steht nichts im Testament. Sie können es also damit halten, wie Sie wollen. Wenn die Myrte Sie nicht lockt, so suchen Sie Ihren Eucalyptus globula auf; wer nicht unter Palmen wandeln mag, flüchte sich in den Schatten des blauen Gummibaumes, dagegen hat die Jurisprudenz Nichts einzuwenden! Der Oheim sagt in seinem letzten Willen hier" — der Justizrath deutete auf das Actenheft —: „„Meine Nichte Eugenie soll meine Erbin sein, sie soll aber nach meinem Tode nicht länger alleinstehend bleiben und endlich meinem Vetter Paul Laudenbach, dessen langjährige Neigung zu ihr ich sehr wohl kenne, ihre Hand reichen. Erst

nachdem zwischen Beiden die Verlobung zu Stande gekommen und meinem Testamentsexecutor versichert und bekannt gemacht ist, soll ihr das Erbe zufallen und der Letztere befugt sein, mein Vermögen an sie auszuliefern."" Ich denke, das ist einfach und klar: verloben Sie sich, und sobald dies ausgesprochen ist, sind Sie Erbin, Frau Lindner, früher nicht. Was Sie hernächst beschließen, ist mir einerlei — nur darf aus der Sache kein Scherz gemacht werden. Der Onkel war wol sonst ein Mann, der einen guten Scherz liebte; beim Testamentmachen aber pflegt man's meist ernst zu nehmen. So müßte ich zum Beispiel um den Druck von Verlobungskarten, um das Aussprechen der Verlobung vor aller Welt schon bitten. Ich denke, das Andere findet sich dann wol — was der Oheim so gut gemeint hat, wird auch wol zu einem guten Ende kommen!"

„Das geht die Welt dann aber weiter nicht an," bemerkte der Forstmeister, sich in seiner ganzen schlanken und einnehmenden Gestalt erhebend; sein charakteristisches Gesicht mit fein geschnittenen, gebräunten Zügen und einem dunkeln Vollbart deutete auf ein Alter von vierzig Jahren, der festgeschlossene Mund und die ernste Stirn auf ein fest in sich beruhendes, aber das Leben ernst nehmendes Gemüth.

„Also!" rief noch einmal der Justizrath aus.

„Also," sagte der Forstmeister, „erklären wir Ihnen, daß wir die Bedingung des Oheims annehmen, Frau Eugenie Lindner wie ich."

Die Letztere nickte ihre Zustimmung mit dem Kopfe.

„Sie sind mithin von diesem Augenblicke an Verlobte."

„Verlobte!" wiederholte die Dame halblaut und mit einem eigenthümlichen Tone von Resignation.

„Nun, natürlich!" sagte der Justizrath. „Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück. Es kann ja auch kein Paar Leute geben, die der Himmel mehr für einander bestimmt hat. Das einzige Wunderliche dabei ist nur, daß dies Ihnen nicht früher klar geworden ist, während es doch alle Welt begriff und Sie längst — zehnmal mit einander verlobt hat. Sie, Frau Lindner, mit Ihrem Töchterchen allein auf dem einsamen kleinen Landgut . . . bisher mit dem alten Onkel freilich, dem es gehörte, der aber doch — de mortuis nil nisi bene — in seinen letzten Jahren von keiner großen Unterhaltungsgabe mehr für Sie war. Und der Forstmeister da, der sich in seiner Waldburg vergraben hält wie ein Dachs im Bau — keine halbe Stunde davon; Sie Beide obendrein, denk' ich, ein wenig verwandt, im schönsten Lebensalter — wie sollte die Welt Sie nicht verlobt haben, so oft man nur einmal des Forstmeisters Gaul an Ihres Onkels Gartenstacket gebunden sah? Also, ich wünsche von Herzen Glück, mit der clausula codicillaris, wie wir Juristen sagen, daß es bös von Ihnen Beiden war, erst den guten Onkel zu solch testamentlicher Nachhilfe zu zwingen! Und nun muß ich gehen. Für den Abschluß meiner Acten bitte ich mir, wie gesagt, eine gedruckte Verlobungsanzeige aus. Denken Sie daran, Frau Lindner, wenn Sie mir den Forstmeister oder jemand anders senden, um die Erbschaftspapiere und Alles, was ich Ihnen auszuliefern habe, in Empfang zu nehmen."

„Ich werde daran denken, Herr Justizrath."

Der Letztere schüttelte Beiden herzlich die Hand — schüttelte aber, als er gegangen und in's Vorzimmer getreten war, fast eben so nachdrücklich den Kopf.

„Wunderliche Leute," murmelte er dabei für sich — „das scheinen sie bleiben zu wollen, wie sie es bisher gewesen sind!" — —

„Es ist ein großes Opfer, das Sie mir durchaus bringen wollen," sagte, als sich die Thür hinter dem Justizrath geschlossen, unterdeß die Dame.

„Daß ich es wollte, ist richtig," versetzte der Forstmeister. „Sie mußten sich diese Erbschaft sichern, Eugenie, Sie wären ohne das eine schlechte Mutter gewesen, vorausgesetzt auch, Sie wären im Stande gewesen, aus Eigensinn sich selber arm zu machen. Daß es ein großes Opfer von mir ist, läugne ich — ich werde mich nie verheirathen, darüber können Sie ruhig sein!"

„Und wenn Sie's ja wollten, dann — nun dann sind wir ja auch noch immer nur verlobt und nicht weiter gebunden, Paul!"

„So ist es," sagte Paul Laudenbach. Dabei nahm er Hut und Handschuhe auf.

„Wollen Sie die Verlobungsanzeige beim Drucker im nächsten Städtchen bestellen?"

„Ich will es," versetzte er; „es wird passender sein, daß ich es thue."

„Und was die Papiere betrifft," fuhr sie fort, „die vom Justizrath in Empfang zu nehmen sind?"

„Sie thun das am Besten selbst — oder dürften noch besser Alles in den Händen des Justizraths lassen — ich denke wenigstens so — Ihr Oheim hat ihm ja auch sein Vermögen anvertraut, und am Ende ist es sicherer bei ihm, als auf Ihrem einsamen Landhause aufbewahrt. Doch, wie Sie meinen."

Frau Eugenie nickte mit einer Miene, die sagte: ich werde es überlegen. Dann fragte sie:

„Und werden Sie bald reisen?"

„Sobald der Urlaub da ist — in etwa acht Tagen," versetzte er.

„Ich werde ebenfalls eine kleine Reise machen, in zwei, drei Tagen schon," fuhr sie fort, — „ich weiß selbst nicht, wohin — aber ich fürchte das lästige und zudringliche Gerede, das jetzt für die nächste Zeit unausbleiblich ist, und möchte ihm entfliehen."

„Das Gerede über — unsere Verlobung!" bemerkte achselzuckend der Forstmeister. „Die Glückwünsche, die wir über uns ergehen lassen müssen! Freilich, Sie haben Recht, Eugenie. Sehen wir uns dann nicht mehr vor meiner Abreise? Nein? Nun denn, so leben Sie wohl — im Forsthause wird man immer meine Adresse haben, falls — es ist unwahrscheinlich, aber es könnte doch sein, daß Sie mir eine Mittheilung zu machen hätten — also Adieu, Eugenie."

„Adieu, Paul," sagte Frau Lindner, indem sie in seine dargereichte Hand die ihre legte. Sie war kalt und feucht, diese Hand, und es war dem Forstmeister, als ob sie ein wenig zittere — es war ihr, als ob die Stimme, womit er sein Adieu aussprach, einen ungewöhnlichen, vibrirenden und dabei dumpfen Klang habe. Aber Beider Augen, die für einen Moment sich groß und voll begegnet waren, wandten sich ruhig von einander ab, und er ging.

Frau Lindner schritt wieder langsam dem offenen Fenster zu; sie blickte mit

ernster, aber nicht trüber oder verdüsterter Miene in die grüne Junizeit, die da mit Sonnenschein und Goldregen- und Jasmin- und Irisblüthen über die Gebüsche und Beete eines schönen und wohlgepflegten Gartens gekommen war; ihr Auge fiel auf die Bewegungen einer großen, grünen Eidechse, die sich zwischen den als Beetumgebung dienenden gebrannten Thonplättchen durchschlängelte — es schien in diesem Augenblicke Nichts in der Welt sie mehr und fesselnder zu beschäftigen, als das anmuthige und behende Geschöpf.

Etwa zehn Minuten nachher wurde ziemlich stürmisch und geräuschvoll die Flügelthür des Salons aufgeworfen; Frau Lindner fuhr erschrocken zusammen und sah noch, sich wendend, wie beide Flügel der Thür auseinander fuhren, wie zwischen ihnen auf der Schwelle und wie ein Bild in einem viel zu weiten Rahmen ein reizendes, rosig glühendes junges Mädchen im hellen Sommerkleide stand, die ein wenig sommerfleckige Stirn von Schweißperlchen schimmernd, das ein wenig wild flatternde blonde Haar in lockiger Fülle über die Schultern zurückwerfend und einen großen Strauß von blühendem spanischem Flieder, gelben Rosen und Jasminblüthen in der Hand haltend, mit dem sie jetzt feierlichen Schrittes, ihn hoch erhebend, auf Eugenie zuging.

„Und da ist der Strauß dazu, Mama, der erste, ich will Dir den ersten Strauß dazu bringen!" rief sie mit einer hellen Glockenstimme fröhlich aus.

„Dazu? Wozu? Eva, ich bitte Dich, was soll der Lärm, den Du machst?" rief Frau Eugenie strenge aus.

„Soll ich denn nicht ein wenig Lärm dazu machen dürfen? Und Du fragst noch, wozu? Nun, zu Deiner Verlobung, Mama? Der Justizrath, der eben durch den Hof kam, hat es mir gesagt. Ich soll Dir Glück wünschen, hat er gesagt. Und nun, da, nimm mir den Strauß ab, den ich Dir rasch zusammengerafft habe, daß ich Dich umarmen kann, Mama, da nimm ihn!"

„Setz' Deinen Strauß dort in jene Vase und dann geh' zuerst, die Thür wieder zu schließen, die Du so unnütz weit aufgeworfen hast. Auf das, was Dir der Justizrath sagt, kommt es nicht an, Du hättest abwarten können, was ich Dir darüber sage. Da er es Dir aber mitgetheilt hat, so magst Du wissen, daß ich mich mit dem Forstmeister verlobt habe, weil das Testament des Onkels Martin es so vorschrieb und ich — da wir arm sind ohne des Oheims Erbschaft — mich dem fügen mußte! Das ist Alles, verstehst Du, Alles — und nun bitte ich Dich, nicht weiter viel Worte davon zu machen — Du wirst so gut sein, das zu beachten! Hole Wasser für die Vase, komm, gib mir aber vorher den Strauß, damit ich ihn erst ordne, Du hast ihn ja völlig wild zusammengerafft!"

Eva stand noch immer mit ihrem Strauße in der erhobenen Hand und blickte völlig verduzt und betroffen in das Antlitz ihrer Mutter.

„In meiner Freude!" sagte sie jetzt, mehrmals hoch aufathmend, um Luft nach ihrer stürmischen Bewegung zu schöpfen.

„Du siehst," fuhr Eugenie in demselben kühlen und ernsten Tone fort, „zur Freude war keine unmittelbare Veranlassung — aber sag' mir," setzte sie, näher an Eva herantretend, hinzu und ihr ein Paar leichte Flaumfedern und einen kurzen Strohhalm aus den Scheitelhaaren ziehend, „wo um Gotteswillen warst

Du wieder einmal? Und wie sieht Dein Kleid aus — dieser Saum von Staub und Schmutz ... wo nur warst Du?"

„Ich war im Garten und im Hof, Mama."

„Im Hof — und vorher? Gesteh' es, Du warst einmal wieder ..."

„Im Taubenschlag!" fiel Eva, sie noch immer groß anblickend, ein.

„Im Taubenschlag! Und ich hatte es Dir so strenge verboten, so oft Dir gesagt, daß Du Deine Tauben im Hofe füttern kannst, aber nicht selbst hinauf in den Schlag steigen sollst."

„Aber es sind so reizende allerliebste Jungen in einem der Nester, so süße Thierchen, und wenn die Alten sie füttern ..."

„So werden sie ohne Dich fertig — Du sollst nicht fortwährend Deine Kleider verderben in dem schmutzigen Winkel. Du verwilderst ja vollständig, Eva — und Alles, Alles hier verwöhnt Dich — ich kämpfe vergebens dagegen an! Ich werde in den nächsten Tagen mit Dir in die Stadt reisen; Du sollst da einmal sehen, wie gesittet und gebildet die jungen Mädchen Deines Alters sind, welch anderes Benehmen sie haben!"

„In die Stadt reisen?" sagte Eva gedehnt, „o Mama, die Stadt kenn' ich ja, wir waren da schon so oft, was sollen wir nur da machen, sie ist so langweilig, die Stadt!"

„Geh' jetzt," fuhr Frau Lindner, ohne auf ihren Einwurf zu hören, fort, „hole mir Wasser für den Strauß und dann wechsle Dein chiffonirtes Kleid."

Eva ging, und nachdem sie Wasser gebracht, ging sie, den zweiten Befehl ihrer Mutter auszuführen. Dies aber nicht, ohne erst abermals — gewiß dachte sie, daß das Kleid nun doch einmal „chiffonirt" und schmutzig geworden sei — auf ihren Taubenschlag gestiegen zu sein und dort eine auffallend lange Zeit gebraucht zu haben, um zu sehen — wie die Alten ihre Jungen fütterten!

II.

Der Forstmeister war unterdeß auf einem schönen, hohen Rappen in langsamem Schritt seiner Wohnung zugeritten, durch eine fruchtbare Ackerflur, auf der das schon hochstehende Getreide eben in die Aehren schoß, dann durch seine Waldschläge, wo schöner Laub- und Hochwald abwechselte mit Fichtenschonungen von verschiedenem Alter und mit einzelnen kleinen Kiefernbeständen auf den sandigen Höhen, welche hier und da den fruchtbaren Waldboden durchbrachen. Er sah ernsten Auges auf dies sein Schutzgebiet, zuweilen wie tief in Gedanken verloren, und dann wieder daraus sich aufraffend, um mit aller Aufmerksamkeit prüfend sein Auge auf dies Waldgebiet rechts und links zu heften. An einem der Sandhügel hielt er an und ritt dann, vom Wege ablenkend, rings um denselben umher, dabei eine Anzahl junger und vollständig verdorrter Stämme abzählend und eine ärgerliche Verwünschung über dies neue Waldunglück, den Borkenkäfer, murmelnd.

Es war augenscheinlich, wenn sein Geist sich mit der seltsamen Situation beschäftigte, in welche er seit heute Morgen zu Eugenien gekommen, selbst wenn sein Gemüth unter seinem Verhältniß zu dieser Frau leiden sollte — sein Inneres war wenigstens nicht mehr stürmisch erregt oder tiefer erschüttert

dadurch, und um einen noch fortlebenden Kampf, um eine alle anderen Interessen tödtende Leidenschaft schien es sich in ihm so wenig wie bei ihr noch zu handeln. — Beide zeigten jene stille selbstbewußte Ruhe, die nur dem wird, der die Stürme für immer unwiderruflich dahingegangen und hinter sich weiß und sein Leben auf dem Grunde eines einmal entschiedenen und unveränderlichen Schicksals beruhen fühlt.

Endlich war der Waldweg, dem er folgte, von einer Lindenallee aufgenommen, deren alte Stämme sich mit blühenden Aesten von beiden Seiten begegneten und durchflochten, so daß er wie unter einer bedeckten Laube, die jetzt von dem feinen und süßen Lindenduft erfüllt war, hinritt. Die malerische Allee zog sich noch weit hinein in den Wald, an der Mitte ihrer Länge jedoch öffnete sie sich vor dem Forsthause, das, von einem breiten und umfangreichen Wassergraben umgeben und von schmalen Gärten am Fuße umsäumt, sich hier wie ein hübscher alter Edelhof zeigte — ein massiger, viereckiger Thurm mit kleinen, engen Fenstern in den obern Stockwerken und mit einem daranstoßenden hübschen Ziegelrohbau mit Mansardendach — das Ganze hatte sich ein geistlicher Fürst des vorigen Jahrhunderts zu einem Jagdschlößlein eingerichtet, und war jetzt die romantisch in ihrer Waldstille daliegende Amtswohnung des Forstmeisters.

Auf der Brücke, die über den Graben zum Portale führte, sonnten sich ein Paar schöne, langhaarige Jagdhunde, die jetzt aufsprangen und bellend ihrem Herrn entgegenliefen; ein Jägerbursche kam aus dem Portal, um dem Forstmeister sein Pferd abzunehmen und zu dem hinter dem Hause und jenseits des Grabens liegenden Oekonomiehof zu führen.

„Ist Franz daheim?“ fragte der Forstmeister.

„Er ist noch nicht von der Krähenhütte zurück, die er mit einem der Taglöhner auszubessern gegangen ist.“

„Als ob es nicht nöthigere Dinge zu thun gäbe, als die Krähenhütte, mit der es bis zum Herbst Zeit hat, auszubessern,“ sagte der Forstmeister. „Wenn er zurück kommt, sende ihn mir nach oben — gleich!“

Damit ging der Forstmeister in's Innere des Hauses und stieg in seine im ersten Stock liegende Wohnung empor.

Eine halbe Stunde später kam ein etwa achtzehn bis zwanzig Jahre zählender junger Mann — der Flaum auf seiner Oberlippe ließ auf höchstens so viel schließen — aus dem Walde hervor. Er trug ein Doppelgewehr über der Schulter, hielt eine Hundepeitsche in der Hand und hatte hinter sich ein ebenfalls sehr jugendlich aussehendes, aber viel weniger jugendlich übermüthig dreinschauendes Individuum aus dem Hundegeschlecht, das keinen Schritt von seinen Fersen wich und durch den seinem ganzen Wesen aufgedrückten Charakter gründlicher Niedergeschlagenheit verrieth, daß es sich in jenem unliebsamen Stadium der Lebensentwicklung befand, welches man beim Menschen die Schulzeit und beim Hunde die Zeit der Dressur nennt; für beide an unliebsamen Vorkommnissen und bittern Augenblicken reich, und unterschieden nur dadurch, daß beim Hunde die befriedigenden Resultate für das spätere Leben mit größerer und zuverlässigerer Regelmäßigkeit sichtbar zu werden pflegen.

Als der junge Mann das Forsthaus betreten hatte, kam ihm aus einem

Nebenraum der Jägerbursche entgegen, um ihm zu sagen, daß der Forstmeister ihn habe oben in seinem Zimmer sprechen wollen, daß es aber zu spät dazu sei, der Herr sei bereits unten im Thurm im Speisesaal, es werde eben angerichtet.

Franz ging nun eilig seine Jagdjoppe zu wechseln und begab sich dann ebenfalls in den großen und alterthümlichen Raum, der als Eßzimmer diente. Es war dies ein weites, hochgewölbtes Gemach, das das ganze Hauptgeschoß des alten Thurmes einnahm. Der Forstmeister hatte es im Stil eines mittelalterlichen Burgraums höchst geschmackvoll herrichten lassen. Farbige Wappenscheiben glühten in den Kreuzstöcken der Fenster, alte Krüge und Geräthe prangten auf den Simsen des Kamins und den alten, geschnitzten Schränken und Consolen; eine kleine Sammlung alter Waffenstücke hing an den Wänden — dazu paßten die dunklen Eichenholzmöbel — es war wie ein ächtes, formen- und farbenreiches Stück Mittelalter, eine richtige Ritter-Kemnate in einem alten „Burgpallas". Auch hatte sich Franz schon ein Dutzend Mal vorgenommen, hier das Nibelungenlied in einer guten Uebersetzung zu lesen, war aber leider noch nicht dazu gekommen.

An dem Mittagsmahl nahm ein Forsteleve, der ein Paar Jahre älter als Franz war, Theil, heute auch ein zum Besuche gekommener Gutsbesitzer aus der Nachbarschaft — wenn der Forstmeister Franz eine besondere Mittheilung zu machen hatte, so war jetzt die Zeit dazu vorüber. Nach dem Mahle blieben die Herren zusammen, bis endlich der Gutsbesitzer ging — der Forstmeister begleitete ihn eine Strecke weit durch den Wald und kehrte dann langsam schreitend, die Hände auf dem Rücken und das Haupt nachdenklich zu Boden gesenkt, wieder heim.

Franz hatte unterdeß in gemüthlicher Ruhe seine Zeit zugebracht; er hatte zugesehen, wie die Hunde gefüttert wurden, und zugleich gesorgt, daß sein specieller Pflegbefohlener dabei nicht zu kurz komme; er hatte sich dann lässig schlendernd wieder in den alten Thurm zurückbegeben, vielleicht um hier endlich die Lectüre des Nibelungenlieds zu beginnen; aber wenn das der Fall, so mußten die „alten Mären" schon im ersten Gesange etwas ganz überraschend Aufregendes für ihn gehabt haben — er kam jetzt eben mit hastigen Schritten, mit allen Zeichen großer Bewegung aus der in's Freie führenden Thüre des Thurms wieder heraus, flog die gußeiserne schmale Treppe hinab, die von ihr in den Garten niederführte, und eilte dem Forstmeister entgegen, den er eben von der Allee herkommend den Fuß auf die Brücke setzen sah.

„Ach, Vetter," sagte er fast athemlos, als er vor ihm stand, „Sie haben mir heute vor Tisch eine Mittheilung machen wollen — ich weiß ihren Inhalt schon und bin ganz glücklich darüber. Ich gratulire von Herzen dazu. Von ganzem Herzen gratulire ich Ihnen, Vetter Paul!

Der Forstmeister blickte ihn sehr überrascht an.

„Du wüßtest — was, Franz?"

„Ihre Verlobung, Vetter — Ihre Verlobung mit der liebenswürdigen, braven . . ."

„So! Nun ja," unterbrach ihn der Forstmeister. „Die Sache scheint ja Flügel zu haben!"

„Flügel gehören auch dazu, Amor hat sie, Hymen hat sie, und so," setzte Franz auflachend hinzu, „dürfen auch die Boten solcher Nachrichten sie haben!"

„Um Gotteswillen, laß mir die Mythologie dabei aus dem Spiele, Vetter Franz; sie ist vollständig unwesentlich bei dem, wovon wir reden. Da Du aber," fuhr der Forstmeister fort, indem er weiter schritt und Franz dadurch aufforderte, an seiner Seite zu bleiben, „da Du mir aber einen Theil meiner Mittheilung ersparst, indem Du Dich bereits eingeweiht zeigst, so kann ich sofort zum Zweiten übergehen, was ich Dir sagen wollte. Ich habe immer eine weitere Reise vorgehabt, und meine Verlobung wird mir die Veranlassung, diesen Plan jetzt sofort auszuführen."

„Jetzt — wollten Sie reisen — jetzt?!"

„Ja, jetzt — später," setzte der Forstmeister mit ein wenig unsichrer Stimme hinzu, „wenn ich mehr gebunden bin, macht es sich schwerer. Ich will also jetzt reisen, für längere Zeit. Während deß wärst Du hier ohne Anleitung und ganz ohne Nutzen für Deine Ausbildung. Wir ändern also am Besten den Plan Deiner Studien, wie ich ihn mit Deinen Eltern verabredet habe; Du gehst jetzt auf die Forstakademie und bringst erst den nächsten Sommer zum Zwecke des praktischen Dienstes bei mir zu."

„Aber Vetter, ich bitte Sie," rief Franz äußerst erschrocken aus, „das ist ja ganz unmöglich, die Vorlesungen für das Sommersemester haben längst begonnen —"

„Und statt auf der Akademie ein wenig nachzuholen, würdest Du vorziehen, hier den ganzen Sommer unnütz zu verlieren?"

„Aber ich kann doch nicht . . ."

„Du kannst mir nicht zumuthen, Deinetwegen längst überdachte und festbeschlossene Pläne aufzugeben, Vetter Franz — das ist, was Du nicht kannst. Was Du aber leicht kannst, das ist, Dich dahin setzen und sogleich einen Brief an Deine Eltern schreiben."

Sie waren unterdeß oben im Hause in der Wohnung des Forstmeisters angekommen, einem freundlichen und geräumigen Zimmer, dessen Fenster nach zwei Seiten die Aussicht auf den Wald boten. Vor einem derselben stand der mit Schreibmaterialien und Papieren bedeckte Arbeitstisch, auf den der Forstmeister bei seinen letzten Worten ziemlich gebieterisch gedeutet hatte. Und da dieser sich jetzt in einen unter dem andern Fenster stehenden Lehnsessel warf und eine zur Hand liegende Broschüre „Ueber die Vertilgung des Borkenkäfers" aufschlug und sich darin zu vertiefen begann, sah Franz, daß die Zeit des Parlamentirens vorüber sei und daß er sich würde fügen müssen. Er setzte sich, zog das Schreibzeug an sich, fuhr dann mit der Hand in sein lockiges, kastanienbraunes Haar, stützte den Kopf auf den Arm und stieß einen schweren, höchst melancholischen Seufzer aus.

Dann, statt zu schreiben, starrte er durch's Fenster in den Wald hinaus.

Der Forstmeister blickte nach einer Weile von seiner Broschüre auf und beobachtete ihn. Nach einer Pause sagte er:

„Dein Gemüth scheint ja furchtbar schwer von dem Gedanken bedrückt, mich verlassen zu müssen, Franz?"

„Das ist es auch," versetzte dieser, ohne den Kopf zu wenden. „Das Leben hier, nachdem ich endlich die schrecklichen Schuljahre in der Stadt hinter mir hatte, erscheint mir so glücklich . . ."

„Daß Du Dich wider den Gedanken sträubst, es soll so rasch enden! Ich begreife das. Aber das ist nun einmal ein uraltes Menschenschicksal, daß das Glück sehr rasch endet. Oft sehr plötzlich, sehr unvermuthet, wie das Deine heute; oft auch mit einem sehr bittren Leid, wie für Dich doch nicht bei der Sache ist . . ."

„Das, Vetter Paul, können Sie doch nicht so sicher wissen, ob . . ."

„Was willst Du sagen, Franz?"

Franz antwortete nicht; er senkte den Kopf auf das vor ihm liegende Papier und schien eine Stahlfeder zu probiren.

„Man muß sich dann nur immer sagen," fuhr der Forstmeister in seiner Rede fort, „daß es bei der Gestaltung unsres Lebens auf Glück nicht zunächst ankommt — das scheint überhaupt nur dazu da zu sein, damit wir den höchsten Mächten ein Opfer zu bringen haben."

„Das ist eine wunderliche Philosophie, Vetter Paul — das Glück nur da, um geopfert zu werden? dann wären wir Menschen ja alle höchst arme Schafe, die den Luxus ihrer Existenz, ihre Wolle, nur tragen, um geschoren zu werden!"

„So ist es auch ungefähr. Jene höchsten Mächte sind Pflicht und Ehre, und beide sind tyrannischer Natur; um zu zeigen, wie hoch sie uns stehen, haben wir nichts Anderes und nichts Besseres als eben das Opfer unsres Glücks. In der Bereitwilligkeit, dieses zu bringen, zeigt sich, von welchem Werth wir sind — man nennt diese Bereitwilligkeit beim Manne Charakter.

Franz beantwortete diese Auseinandersetzung nur mit einem abermaligen Seufzer. Der Forstmeister wandte sich seinen Mitteln wider den Borkenkäfer wieder zu — der junge Mann begann einige Zeilen niederzuschreiben; dann sprang er auf, zerriß das Geschriebene wieder und warf die Stücke in den Papierkorb.

„Ich habe nicht die Ruhe zum Schreiben," rief er aus; „lassen Sie mich erst ein wenig mit Caro in den Wald laufen und die Sache überdenken und mich hineinfinden — der Brief geht ja doch erst heute Abend spät ab."

„Nun wohl," versetzte der Forstmeister; „sorg' nur, daß er fertig ist, wenn der Postbote kommt. Vergiß das nicht! Apropos, ehe Du gehst, sag' mir doch: durch wen hattest Du denn so schnell gehört von meiner „Verlobung"?"

Franz wandte das Gesicht, das bei dieser Frage plötzlich ein wenig röther wurde, von seinem gestrengen Vetter ab, während er lachend antwortete:

„Auf einem sehr merkwürdigen Wege. Es muß sich wol eine meiner Tauben auf den Schlag bei Lindners verirrt haben — ich hatte sie seit zwei Tagen vermißt. Als ich vorhin auf dem Thurmspeicher war, fand ich sie zurückgekommen und einen Zettel ihr an den Flügel gebunden; darauf hatte Eva Lindner mir die Nachricht geschrieben . . ."

„Ah — welch kluger Einfall von dieser wilden Hummel von Eva! Habt Ihr Euch am Ende gar eine Taubenpost eingerichtet?"

„O gewiß nicht, Vetter," versetzte Franz ein wenig stotternd und bestürzt — „wir besitzen ja gar keine Brieftauben!"

„Die andern thun's wol auch! Nun, ich will da nicht weiter forschen, da Ihr Euch — was allerdings Zeit zu werden scheint — jetzt ja ohnehin aus den Augen kommt. — Geh und vergiß Deinen Brief an die Eltern nicht!"

Franz ging. Der Forstmeister sah ihm lange schweigend nach.

„Ja, ja, auch schon um deswillen mag es gut sein, daß ich ihn von hier sende!" sagte er dann leise für sich hin. —

III.

Die Vermuthung, welche der Forstmeister in den letzten Worten ausgesprochen, würde bedeutend an Stärke zugenommen haben, wenn er, statt seine Augen dem Boden zuzuwenden und in ein langes, träumerisches Brüten zu verfallen, aufgeschaut und beobachtet hätte, wo Vetter Franz, nachdem er seinen Caro aus dem Zwinger geholt, jetzt draußen im Walde blieb. Der junge Mann schritt nämlich, durchaus nicht wie Jemand, der etwas in sich zu verarbeiten hat und in stillem Sinnen zur Klarheit über irgend eine neue Lebenssituation zu kommen sucht, sondern raschen und sichern Ganges und leuchtenden Auges dahin, und zwar auf gewundenen Waldpfaden, oft durch Unterholz und Gestrüpp, oft über den weichen Moosteppich unter hohen Stämmen, bis er an ein Ziel gerieth, dessen äußere Erscheinung durchaus nicht den Eifer rechtfertigte, womit er ihm zugestrebt hatte. Es war die schon erwähnte Krähenhütte.

Die Krähenhütte war ein Bau von rührender Ursprünglichkeit, der an anspruchsloser Schlichtheit und Einfachheit der architektonischen Idee ein Indianerwigwam hinter sich zurückließ; schon ein Termitenhügel hätte mit ihr wetteifern können: aus jungen, oben zusammengefügten Fichtenstämmen construirt und mit trocken und grauschwarz gewordenem Moos bekleidet, sah sie auch fast aus wie ein Termitenhügel. Sie stand am Saume des Waldes unter einer hohen und prachtvollen Eiche, die mit dem tiefen und poesievollen Ernst ihrer mächtigen Aeste und ihres den Göttern heiligen Laubes, das sie über die Hütte streckte, die grenzenlose Natürlichkeit und kindliche Ursprünglichkeit dieses armen, kleinen Bauwerks vor Spott und schlechten Späßen in Schutz nehmen zu wollen schien; sie legte wenigstens ihre dunklen, verhüllenden Schatten darauf und auch noch weithin über ein gutes Stück des Rasengrundes, der die Hütte umgab und am Waldsaum entlang lief. An der andern Seite dieses Rasengrundes dem Walde gegenüber erhoben sich die hochhalmigen Saaten einer weiten Ackerflur.

Als Franz an der Krähenhütte angekommen war, öffnete er die schiefe, aus Korbgeflecht hergestellte Thür derselben und trat in das dunkle kühle Innere, in das nur durch ein Paar rechts und links angebrachte Löcher Licht fiel; er zog sein Tuch hervor, wischte sich die Stirn damit, schlug dann Staub und Späne von einer im Hintergrunde befindlichen Bank, prüfte mit der Hand die Widerstandsfähigkeit derselben im Falle der Benutzung — es schien, Franz hatte die Morgenstunde dazu angewandt, dies Kunstwerk neu zu construiren — und dann trat er wieder hinaus und ließ nun seine Blicke über die freie, sonnig beleuchtete Flur, die vor ihm dalag, schweifen. Es war sicherlich ein schöner

erfreuender Anblick — wie eine grüne Meerfluth lag es vor ihm; wenn ein leiser Wind darüberfuhr, wogte es auch wie das Meer, und in andern Augenblicken glitten die Schatten von Wolken, die über die Sonne fuhren, so athemlos eilig darüber hin, daß es ein ganz fesselndes Schauspiel war. Franz fesselte dies Spiel von sich haschendem Licht und Schatten freilich nicht, nicht im mindesten. Er heftete den Blick weit fort über die grüne Breite, auf den baum- und wiesenreichen Thalgrund, durch den sich ein Flüßlein schlängeln mußte, und auf die rothen Dächer eines Gehöfts da unten; auch auf die grünen Jalousien eines weißgetünchten Landhauses, das den erhöhten Mittelpunkt dieses Gehöfts einnahm. Nachdem er lange, lange hinübergeblickt, auch zweimal schon seine Uhr hervorgezogen und darauf geschaut hatte, wandte er plötzlich den Kopf ab und eilte jetzt mit fast laufendem Schritt über den Rasengrund fort, just als ob er sich rücksichtlos in die grüne Halmfluth stürzen wolle — dann aber, statt diesen Frevel am Fleiß des Landmanns zu begehen, stand er still, und nur Caro stürzte sich mit lautem Gebell und einigen freudigen Sprüngen weiter. Franz streckte nur die Hand aus, denn eben war auf einem schmalen, gar nicht wahrzunehmenden Fußpfad, und wie irgend eine Flurgottheit, die dem Frevler, der ihre Saat zertreten will, abschreckend entgegenfährt, eine jugendliche Gestalt aus dem Wald von Halmen hervorgetreten.

Sie hatte aber nichts Erschreckendes, nicht einmal für Caro, der an ihr freudig emporsprang; ihr rosiges Antlitz glühte auch nicht von Zorn, sondern nur von Erhitzung, und die Hand hatte sie nur erhoben, um sie in die sich ihr entgegenstreckende Rechte Franzens zu legen.

„Gottlob, daß Du kommst, Eva!“ rief Franz aus; „ich harre schon lange! Daß ich Dich auch gar nicht kommen sah! Hättest Du mir geschrieben, auf welchem Wege Du kommen würdest, so wäre ich Dir entgegengelaufen. Aber das vergißt Du immer, kleine Bosheit, um mich zu ärgern . . .“

„Ich hatte meinen Hut abgenommen,“ versetzte Eva lächelnd und Athem schöpfend, „und bin auch geduckt gegangen, damit Du mich nicht sehen solltest und ich Dich überraschte!“

„Und das ist Dir gelungen, vollständig! Aber weißt Du, was mir gelungen ist? Eine vortreffliche Bank in der Hütte zu construiren — komm mit hinein, wir setzen uns darauf.“

„O nein, nein, nicht in die Hütte,“ rief Eva lebhaft aus, „es ist viel zu dumpf und kühl darin und ich bin erhitzt — Deine Bank will ich später schon bewundern — setzen wir uns hier und halten in aller Vernunft Kriegsrath, denn dazu, nur dazu bin ich gekommen — daß Du's weißt — es war ja auch so nöthig, daß wir zusammen überlegen! Meine Taubenbotschaft hast Du bekommen? nun ja, sonst wärest Du ja nicht hier — denk' dir, sie sind verlobt, aber die Mama will kein Wort davon reden hören; sie denkt nicht daran, deinen grünen Vetter zu heirathen — und fort will sie mit mir, in die Stadt . . .“

„Ach — und gerade so steht's bei meinem Vetter, Eva, ja noch schlimmer, noch viel schlimmer — er will . . .“

„Setz' Dich doch," unterbrach ihn Eva, die unterdeß ihren Strohhut nebst dem Strauße wilder Blumen, der darin lag, auf den schattigen Rasen geworfen und daneben ihr leichtes schwarzes Tuch ausgebreitet hatte, auf das sie sich jetzt niederließ — „setz' Dich doch hier. Du bist doch sicher, daß Niemand kommt und uns sieht? Es wäre mein Tod, wenn uns Jemand so sähe! Wie wundervoll es hier ist! Wie kühl, wie waldduftig! Und der schöne gelbe Ginster dort! Da — sieh — ein Eichhorn! Wie drollig es über den Rasen springt — was bohrt denn so hinter uns?"

„Ein Specht, nichts weiter — laß ihn bohren, kommen wir auf unsere verbohrten Leute!"

„Ach, Franz, so darfst Du von meiner Mama nicht sprechen —"

„Allen Respect vor der Mama; aber ich darf es doch eine verbohrte Idee von meinem Vetter nennen, daß er plötzlich, nachdem er sich verlobt hat, fortreisen, auf längere Zeit fortreisen und mich unterdeß auf die Akademie schicken will — sofort, in den nächsten Tagen!"

„O, Franz — ist das wahr — das will er?" rief Eva leicht die Farbe wechselnd aus.

„Ich soll es noch heute meinen Eltern kund thun."

„Aber ich bitte Dich — nein, das geht ja gar nicht an — das darf nun und nimmermehr geschehen! Wenn Du jetzt gingest, Franz, wo wir uns kaum kennen gelernt, und noch gar nicht die Zeit, uns gegeneinander auszusprechen, gehabt haben, und Du dann auf der Akademie, in weiter Ferne, bald gar nicht mehr an mich dächtest . . ."

Franz nickte gedankenschwer mit dem Haupte.

Eva blickte ihn mit verwundertem Gesicht an — dann zog sich über ihrem feinen gebogenen Näschen eine Falte wie des Zornes zusammen.

„Wie — Du nickst dazu, Du widersprichst mir nicht, du rufst nicht hundert Schwüre aus, daß das nie möglich sei, daß Du mich nie vergessen könntest, was in der Welt auch kommen möge . . ."

„Ach, Du bist garstig," sagte Franz; „ich nickte ja nur, weil Du sagtest, daß wir noch gar nicht die Zeit gefunden, uns auszusprechen — wie kannst Du von der Möglichkeit reden, daß ich Dich vergessen könnte . . ."

„Einerlei, Du sollst doch widersprechen — laut und heftig, hörst Du, Du sollst es!"

„Gut denn — ich widerspreche laut und heftig; und jetzt laß uns zur Sache kommen — was nur in aller Welt ist zu thun — was beginnen wir?"

„Ja, was beginnen, Franz?"

„Wenn ich ihm offen sagte, Eva, daß ich Dich liebe, daß wir uns erst jüngst gefunden haben und nun auch für ewig einander gehören wollen, daß ich deshalb nicht jetzt plötzlich von hier scheiden kann, daß es eine Thorheit wäre, jetzt von mir zu verlangen, ich sollte auf der Akademie meine Gedanken an meine Bücher fesseln, daß es eine himmelschreiende Grausamkeit wäre . . ."

Eva schüttelte den Kopf.

„Eine himmelschreiende Grausamkeit," sagte sie, „ja, das ist es. Aber ich fürchte, wenn Du ihm dies auch sagst, es macht keinen Eindruck auf ihn. Ich

fürchte gar, er sendet Dich dann nur um desto eher fort. Soll ich Dir sagen, was ich denke?"

„Sag' es!" antwortete Franz, als Eva sehr nachdenklich und betrübt in ihren Schoß blickte.

„Ich denke, diese beiden Menschen, Dein Vetter sowol wie meine Mutter, sind gegen sich selber grausam, unerhört grausam — und machen sich deshalb auch kein Gewissen daraus, gegen uns grausam zu sein."

„Gegen sich selber grausam?"

„Ja, ich denke so. Der Onkel meiner Mutter hat sie zwingen wollen, Deinen Vetter zu nehmen. Was hat er dabei gedacht? Er hat doch nur ihr Bestes gewollt, weil er sah, daß sie selbst ihr eigenes Bestes nicht wollten. Und nun wollen sie es doch nicht. Verlobt sein wol — aber nicht einander gehören! Sind sie darin nicht ganz abscheulich grausam gegen sich selbst? Wollen sie damit etwas Anderes als sich einander strafen? Was wollen sie sonst damit? Und leiden doch dabei — leiden schwer — denn hör', Franz, ich möchte meine Hand darauf in's Feuer strecken, meine Mutter liebt Deinen Vetter ... und sie wieder ist ihm durchaus nicht gleichgültig!"

„Ach — wenn das wäre ..."

„Es ist so, ich sage Dir, es ist so — ich habe es längst durchschaut!"

„Aber dann würden sie doch längst sich verbunden haben, und Alles wäre gut; wir wohnten alle unter einem Dache, ich dürfte frei um Dich werben, während mein Vetter gar nicht will, jetzt, daß ich in Eurem Hause Besuche mache."

„Sie würden längst sich verbunden haben! Freilich! Und warum ist es nicht geschehen? Warum denken sie selbst jetzt nicht daran, wo sie doch müßten, warum wollen sie es lieber darauf ankommen lassen, daß alle Welt endlich dieser wunderlichen Verlobten spotten wird? Es ist ein Räthsel, ein böses Geheimniß liegt dem zu Grunde, aber ich zerbreche mir umsonst den Kopf, was es sein könnte!"

Franz antwortete nicht. Er sah sie nur fragend an — er überließ offenbar ihrer Klugheit den Vortritt in dieser Erörterung.

„Sieh," fuhr sie fort, „ich habe mir schon mehr als einmal gedacht, daß die Sache mit dem Selbstmordsversuche zusammenhängt, den er einmal gemacht hat —"

„Er, der Vetter Paul, der Forstmeister?"

„Nun ja, weißt Du das nicht?"

„Nichts weiß ich davon!"

„Ich dachte, Du hättest davon gehört?"

„Keine Silbe. Ist es denn wahr?"

„Gewiß. Der Forstmeister soll als junger Mensch, in dem Alter, worin Du jetzt stehst und Ihr alle, wie die alte Martha sagt, nichts taugen sollt — er soll damals stark gespielt haben. Er ist in Wiesbaden gewesen. Der Onkel ist da gewesen und die Mutter, die, seit mein Vater todt war, ja immer beim Onkel lebte und ihn pflegte; und auch dein Vetter Paul ist da gewesen, ist da zu ihnen gekommen; und da hat er gespielt und verloren und eines schönen

Morgens sich todtschießen wollen; man hat ihn bewußtlos, blutend in seinem Zimmer gefunden — aber die Aerzte haben ihn retten können — er hat davon nur noch die Narbe über der Stirn, die er mit seinem Haar verdeckt."

„Ah — welche Geschichte!" rief Franz aus — „und wenn sie wahr ist ..."

„Weshalb sollte sie nicht wahr sein, thörichter ungläubiger Thomas — ist es nicht genug, daß ich sie Dir erzähle?"

„Und woher weißt Du sie?"

„Von wem anders als von meiner Amme, der Martha, die Alles weiß, was in unserm Hause vorgegangen ist und noch vorgeht, wenn sie auch jetzt unsern Gärtner geheirathet hat und in dem alten Pachthause wohnt."

„Nun, da hätten wir ja das Geheimniß — Deine Mutter ist strenge, sie will keinen Selbstmörder zum Manne!"

„Glaubst Du, sie sei so strenge und hart, so etwas noch nach vielen Jahren nicht zu verzeihen? Ich weiß es nicht," sagte kopfschüttelnd Eva.

„Würdest Du mir verzeihen, wenn ich so etwas thäte — mein Geld bis auf den letzten Heller verspielte und dann mir eine Kugel durch den Kopf jagen wollte?"

„Du, Du, Franz — ich glaube, ich würde Dich ganz entsetzlich hassen dafür und Dich peinigen und Dich schlagen — ja, ich würde Dich schlagen, wie Du oft den armen Caro schlägst, und dann, dann würde ich Dir kalte Aufschläge für Deinen armen, armen, blutigen Kopf machen!"

Franz legte leise den Arm um ihre Taille und sah sie mit gerührten Blicken an.

„Du bist gut, Eva," sagte er.

„Ach was, die Mutter ist auch gut," fiel sie ein wenig heftig und sich losmachend ein; „ich glaube nicht, daß damit das Räthsel gelöst ist. Es muß noch mehr hinzugekommen sein! Gewiß noch mehr! Aber was?"

Franz stützte sein Kinn auf den Arm und sah betrübt in die Ferne, da er durchaus nicht anzugeben wußte, was noch hinzugekommen sein möge.

„Vielleicht," sagte er endlich, „ist das doch der ganze Grund. Du sagst selbst oft, daß Deine Mutter streng sei. Vielleicht hat sie sich damals das Gelübde abgelegt, niemals einen Spieler zu heirathen."

„Aber er ist ja gar kein Spieler mehr. Er nimmt ja nie eine Karte mehr zur Hand! Nein, nein, ich will einmal mit Martha reden, und ich glaube, Martha gibt mir Recht!"

„Aber was thun wir unterdeß?"

„Was können wir thun? Wir sind so hilflos, Franz! Und wenn Du fort mußt, Franz, wirklich fort ..."

Eva sprach nicht weiter. Aber sie wischte eine Thräne ab, die ihr plötzlich in die Wimper getreten.

„Es ist zum Verzweifeln, daß wir nichts dagegen werden thun können, murmelte Franz. Nur das Einzige thue ich — wenn ich wirklich heim muß, sag' ich meinen Eltern, daß ich Dich liebe und daß ich ihre Einwilligung verlange, daß ich ..."

„Du wirst nichts davon sagen!" versetzte sie kopfschüttelnd; „es wäre das

Dümmste, was Du thun könntest. Sie würden Dir antworten, Du seiest viel zu jung und ich sei noch ein Kind, und man würde uns verbieten, an einander zu denken — siehst Du das nicht voraus? Weißt Du nicht, wie unvernünftig die alten Leute sind? Nein, nein, nur das nicht!"

„Aber was wollen wir dann beginnen?"

„Laß mich erst noch mit Martha reden. Und laß mich nachdenken," sagte Eva. „Die Schatten werden länger und ich muß heim eilen. Die Mutter wird sonst unruhig, wo ich so lange mich umhertreibe."

„Und ich muß heim, meinen schrecklichen Brief zu schreiben."

Eva sprang auf, griff zu ihrem Hute, legte ihren Arm um Franzens Schulter, küßte ihn flüchtig auf die Stirn und wollte dann davon eilen, wieder in die Halmfluth hinein. Franz aber faltete ruhig das Tuch zusammen, auf dem sie gesessen hatten.

„Halt, halt! So entkommst Du mir nicht," sagte er lächelnd; „willst Du Dein Tuch denn zurücklassen?"

„Ach, das Tuch!" versetzte sie kleinlaut zurückkommend, und mußte nun, während sie es an sich nahm, sich drein ergeben, daß Franz ihren flüchtigen Stirnkuß recht lange und gründlich erwiderte, bis sie endlich sich losriß und dann sehr bald auf ihrem grünen Pfade vor seinen Blicken verschwand.

Franz stand eine Weile ihr nachblickend; er verfolgte an der fortgleitenden Bewegung der Halmspitzen, wie sie auf ihrem schmalen Wege weiter schritt; zuweilen tauchte auch über den schlanken Aehren ihr Strohhut mit den blauen Bändern auf, um dann bald nachher wieder zu verschwinden — wieder aufzutauchen — einmal wandte sie sich und winkte mit ihrem Tuche — und endlich wandte auch Franz sich, pfiff seinem Caro und lief nun mehr, als er ging, seiner Wohnung zu.

(Schluß im nächsten Hefte.)

K. N. Leontjew und die russische Presse.

Von * * *

I.

Nirgend in Europa ist es der periodischen Presse gelungen, so rasch zu einer maßgebenden Stellung zu gelangen, wie in Rußland. Vor zwanzig Jahren gab es nur zwei in russischer Sprache geschriebene Journale, die in Betracht kamen und deren Namen diesseit der Weichsel zuweilen genannt wurden, den officiellen „Russischen Invaliden" und die politisch bedeutungslose, aber als ästhetische Kritikerin gefürchtete „Nordische Biene", das von Gretsch und Bulgarin herausgegebene Organ des officiellen schlechten Geschmacks: zehn Jahre später ließ sich behaupten, die russische Presse habe (gleich dem Hercules) in ihrer Wiege zwei Schlangen, das bildungsfeindliche System des nikolaitischen Absolutismus und den polnischen Aufstand, erdrückt, zwei einander ablösende Journalisten, Alexander Herzen und M. N. Katkow, seien die einflußreichsten Männer der großen Monarchie des Ostens gewesen. Der deutsche Tagesschriftsteller, der heute über die mesquine Stellung der Presse im Vaterlande Lessing's klagt, hat ebenso viel Grund, seine russischen, wie seine englischen und französischen Collegen zu beneiden: Einflüsse auf die praktische Politik, directe Einwirkungen auf den Gang der großen Geschäfte, wie der Kolokol und die Mosk. Zeitung sie geübt, sind einem deutschen Journal nie beschieden, Positionen, wie gewisse Moskauer Zeitungsschreiber sie eingenommen, von deutschen Publicisten nie angestrebt, geschweige denn behauptet worden. Deutschland ist auf den Typus des unbeachteten, schlecht bezahlten, noch schlechter informirten, von den maßgebenden Kreisen ausgeschlossenen „Literaten" beschränkt geblieben; die Wenigen, die es weiter brachten, waren (von ganz vereinzelten, auf die Redactionen größerer Zeitungen beschränkten Ausnahmen abgesehen) entweder literarische Geschäftsleute oder Affilirte der Börse und der officiellen Preßbüreaus, die literarisch nicht zählten; hommes de lettres, wie die meisten andern Länder sie kennen, hat es bei uns nie gegeben, wird es vielleicht niemals geben. Deutsche Journalisten sind entweder durch die Sisyphusarbeit des Redactionsbüreaus ermüdete Geschäftsleute, welche Ueberanstrengung um die Fähigkeit literarischen Schaffens gebracht hat, oder Ritter der Scheere und des Rothstiftes, im günstigsten Falle Correspondenz- und Artikelschreiber, von denen das dreifache Quantum der Arbeit verlangt

wird, welche in London, Paris, Brüssel oder Petersburg ausreicht, einen gebildeten Mann anständig zu ernähren. An der Spitze der geistigen Bewegung zu stehen, derselben ihren Gang vorzuschreiben, neue Phasen des politischen Lebens zu begründen, die Initiative in der Hand zu haben — das hat unsere Presse nie vermocht, so bedeutend die Wirkungen auch sind, welche sie fortwährend übt. Vor wie nach 1866 und 1870 haben unsere Zeitungen, so zu sagen, im Nachtrab der Mode gestanden, Einflüsse verbreitet und verallgemeinert, die außerhalb ihrer speciellen Sphäre den Ursprung gehabt; in gewisser Rücksicht allmächtig, hat unsere Presse doch immer nur abgeleitete Wirkungen zu üben vermocht, wirkliche Impulse nie gegeben, dem Strom der öffentlichen Meinung kaum jemals neue Bahnen gewiesen, geschweige denn Halt geboten, die Ereignisse der großen Politik kaum in Ausnahmefällen berührt oder beeinflußt. Ueberreich an Talenten, welche allen Gebieten menschlichen Könnens zur höchsten Zierde gereichen, besitzen wir keinen Tagesschriftsteller im engeren Sinne des Worts, der als solcher eine bleibende Stelle in der deutschen Literatur oder Staatsgeschichte erobert, in den vordersten Reihen der Gesellschaft Platz genommen hätte.*)

Weder Untersuchungen über die Ursachen des eigenthümlichen Looses, das der deutschen Presse gefallen, noch Erwägungen darüber, ob die Bescheidenheit der Stellung unseres Journalismus der Nation zum Heil oder Unheil gereicht hat, sind die Aufgabe der nachstehenden Blätter: dieselben sind bestimmt, ein Bild der Rolle zu entwerfen, welche das russische Zeitungswesen fast unmittelbar nach seiner Entstehung gespielt hat und die großen Theils zurückzuführen gewesen ist auf die Person Pawel Michailowitschs Leontjews, des vor wenigen Wochen verstorbenen zweiten Redacteurs der Moskau Zeitung, eines Mannes, der binnen bloßer zwölf Jahre auf den Gang der russischen inneren Politik sehr beträchtlichen, auf die Entwickelung des russischen Unterrichts- und Bildungswesens bestimmenden Einfluß geübt, einen russischen Unterrichtsminister abgesetzt, einen andern regierungsfähig gemacht und gleichzeitig das einzige, diesen Namen verdienende russische Gymnasium begründet hat. Ein flüchtiger Blick auf die russischen Preßzustände beim Regierungsantritt und während der ersten Regierungsjahre Kaiser Alexander's II. wird den deutschen Leser in den Stand setzen, der Bedeutung dieses jüngsten Factors im Leben des jüngsten europäischen Großstaates gerecht zu werden und einen Maßstab für die Fähigkeiten und die Energie des Mannes zu gewinnen, der im Bunde mit seinem vielgenannten Freunde M. N. Katkow der Regierung und der Gesellschaft Rußlands ein Lustrum lang Gesetze gegeben, das Ministerium der „Volksaufklärung" zu St. Petersburg stärker beeinflußt hat, als die Mehrzahl der Minister, welche mit Leitung derselben betraut gewesen.

Zeitungen, welche den Namen von Organen der öffentlichen Meinung verdienten, hatte es in dem Rußland des Kaisers Nikolaus nicht gegeben. Nicht nur, daß

*) Görres, der seiner Zeit die „fünfte Großmacht" genannt wurde, hat die ihm zugeschriebene hohe Bedeutung nie gehabt, Gentz und L. Bucher sind nur während der ersten Hälfte ihrer Thätigkeit Journalisten gewesen und nachdem sie zu Staatsämtern herangezogen worden, journalistisch verstummt.

die unerbittliche Strenge der Präventivcensur alles politische Raisonnement ausschloß und selbst Kundgebungen des Einverständnisses mit der Regierung nur ausnahmsweise und blos bei besonderen Gelegenheiten (z. B. bei Beginn des ungarischen Feldzuges und des Krimkrieges) zuließ, — es gab in dem Rußland der vierziger und der ersten fünfziger Jahre (von den Ostseeprovinzen und Finnland abgesehen) gar keine Tageblätter, welche nicht direct oder indirect Organe des Gouvernements gewesen wären. Das selbständige literarische Leben der Nation war auf ein paar in Moskau und Petersburg erscheinende Monatsschriften beschränkt, die allerdings eine Rolle spielten, denen aber jede Beschäftigung mit Politik untersagt war, die streng überwacht wurden, auf gewisse exclusive Kreise beschränkt blieben und keine andere Beschäftigung als die mit literarischen und ästhetischen Fragen kannten — oder kennen sollten. Auf diese Revüen und ihre eigenthümliche stille, aber nicht zu unterschätzende Bedeutung wird weiter unten (soviel nothwendig) eingegangen werden — die russischen Zeitungen aus der Zeit des Kaisers Nikolaus sind der Erwähnung kaum werth. — Wer überhaupt Zeitungen las und das Bedürfniß fühlte, sich über politische Ereignisse auf dem Laufenden zu erhalten, hielt, wenn er den höchsten Ständen angehörte, das im Ministerium des Auswärtigen herausgegebene, in französischer Sprache geschriebene Journal de Pétersbourg — der Mittelstand, dem das Französische nicht immer ganz geläufig war, und die Militärs holten sich ihre Neuigkeiten aus dem im Kriegsministerium besorgten „Russischen Invaliden" — Gelehrte und solche, die es werden wollten, hielten sich an die Russ. Petersburger Zeitung, das Organ der Akademie der Wissenschaften, ein Blatt, das für Rechnung dieser Anstalt verpachtet und herkömmlich aus den Büreaus des Ministeriums der Aufklärung fournirt wurde — von einer „Inspiration" konnte bei dem Mangel an Spiritus, der sich für diese auf die engsten officiellen Grenzen beschränkten Blätter von selbst verstand, nicht wohl die Rede sein. Außer diesen Journalen und der gleichfalls im Eigenthum der Akademie befindlichen deutschen Petersb. Zeitung gab es noch zwei sog. unabhängige, d. h. im Besitz von Privatleuten befindliche Petersburger Tageblätter, den „Sohn des Vaterlandes", ein kleines, auf die geistigen Bedürfnisse von Krämern und Subalternschreibern berechnetes Blättchen, das sich von den Abfällen des Invaliden nährte, übrigens sehr weit verbreitet war, und die vielgenannte „Nordische Biene", das Organ der in der gesammten höheren literarischen Welt verhaßten und verachteten, ihrer Zeit für allmächtig geltenden Afterkritiker Gretsch und Bulgarin, derselben, welche alle wirklichen Talente der russischen Literatur, die Puschkin, Lermontow, Gogol, Turgenjew, gewerbsmäßig herunter rissen und verlästerten. Ausnahmsweise und bei besonderen Gelegenheiten wurden unter den Flügeln der „Biene" wol auch politische Aufsätze, entweder Repliken auf Angriffe auswärtiger Blätter, oder Lobpreisungen des bestehenden Systems und seiner Errungenschaften, abgedruckt — regelmäßig durfte weder in diesem Blatt noch bei dessen Rivalen von politischem Raisonnement die Rede sein; selbst Nachrichten aus dem Inlande wurden nur zugelassen, wenn sie ihren officiellen Ursprung und die Billigung des betreffenden Ministers nachweisen konnten, oder wenn sie den beiden oben genannten amtlichen Organen der

Regierung entnommen waren. Verschieden war der Inhalt dieser Blätter gewöhnlich nur bezüglich des Feuilletons — das große Interesse des Publicums und der Literatenwelt bildeten die (seit 1827 zugelassenen) Recensionen von Theatervorstellungen und die literarische Kritik. Zänkereien über ästhetische Fragen, Kritiken und Antikritiken zu lesen wurde das — ausschließlich auf diese Nahrung angewiesene — Publicum Jahre lang nicht müde; daß den Herren Kritikern und Antikritikern die Geduld nicht ausging, auch wenn sie keine Leser mehr hatten, versteht sich ebenso von selbst, wie daß die gesammte damals getriebene kleinliche Literaten- und Recensentenwirthschaft die elendeste und unnützeste von der Welt war. — Aehnlich wie in Petersburg sah es in Moskau aus, dessen im Jahre 1755 von der Kaiserin Elisabeth Petrowna gegründete Hochschule Eigenthümerin und Vorsteherin der Mosk. Zeitung war; bis in die zwanziger Jahre hinein hatte dieses Blatt eine gewisse Rolle gespielt, seit 1830 war es zu Folge der wachsenden Strenge der Censur eingeschrumpft, seit 1848 bezüglich seines Gehalts noch unter die Petersburger Blätter gesunken. Das Jahr 1848 hatte für Rußlands Bildungszustände bekanntlich nur die eine verderbliche Folge gehabt, daß das Mißtrauen der Regierung gegen Alles, was aus dem Auslande kam und nach ausländischen, geschweige denn liberalen Ideen schmeckte, sich verdoppelte, daß die Bildungsanstalten strenger denn je überwacht, Gelehrte, Schriftsteller und Journalisten kürzer denn je im Zügel gehalten wurden. Außerhalb Moskaus und Petersburgs gab es in dem eigentlich russischen, d. h. russisch redenden Rußland überhaupt keine periodische Presse.

So lagen die Dinge, als Kaiser Alexander II. den Thron seiner Väter bestieg. Daß dieser Thronwechsel zu einem Systemwechsel wurde, lag in der Natur der Sache: alle russischen Einrichtungen und Zustände hatten sich seit dem Revolutionsjahr 1848 zum Schlechteren verändert, alle Irrthümer des Kaisers Nikolaus waren während der letzten sieben Jahre auf die Spitze getrieben worden. Der den russischen Waffen ungünstige Fortgang des orientalischen Krieges hatte die schwachen Seiten des bisherigen Systems erbarmungslos vor den Augen des In- und Auslandes aufgedeckt — das Prestige des alten Militärabsolutismus war für immer gebrochen, es mußte, wenn Rußland nicht aus der Reihe der europäischen Großstaaten gestrichen werden sollte, an Haupt und Gliedern der Verwaltung reformirt werden. Daß diese Reform der Regierungsmaschine, der Heeresorganisation und den Agrareinrichtungen gelten müsse, stand schon unmittelbar nach Abschluß des Pariser Friedens von 1856 fest, — an einen principiellen Bruch mit dem gesammten alten System, an Zuwendung zu den dreißig Jahre lang verpönt gewesenen liberalen Zeitideen des „heidnischen Westens“ war in den maßgebenden Kreisen nicht gedacht worden, auch nicht vom Kaiser selbst, der den Gedanken der Aufhebung der Leibeigenschaft bekanntlich nur sich selbst verdankte. Daß dieser Bruch eintrat, daß er mit einer Schroffheit und Schnelligkeit ausgeführt wurde, die in der europäischen Geschichte des 19. Jahrhunderts ihres Gleichen nicht hat, kann natürlich auf keinen einzelnen Menschen zurückgeführt werden, sondern war durch die Natur der Verhältnisse, vor Allem durch den moralischen Bankerott der früheren Ordnung der Dinge bedingt. Soweit Menschen in Betracht kommen, hat

Niemand an dem ungeheuren Umschwunge, der sich von 1856 bis 1862 in Rußland vollzog und alle in die Zeiten des Kaisers Nikolaus zurückführenden Brücken zerstörte, so großen Antheil gehabt, wie Alexander Herzen, der Herausgeber des Kolokol. Daß die Aufhebung der Leibeigenschaft keine vereinzelte Thatsache bleiben dürfe, daß sie die Einleitung zu einem neuen Abschnitt der russischen Staats- und Volksgeschichte, zum Ausgangspunkte einer Totalumwälzung des gesammten russischen Lebens werden müsse, hat dieser Schriftsteller nicht nur zuerst gesagt, sondern zum großen Theil bewirkt.

Die Geschichte von der ungeheuren Verbreitung und dem mächtigen Einfluß, welchen das in London erscheinende, von dem Begründer der jungrussisch-socialistischen Schule herausgegebene Wochenblatt Kolokol in dem mit der Aufhebung der Leibeigenschaft beschäftigten Rußland erlangte, ist der Hauptsache nach auch in Deutschland bekannt geworden. Vielleicht der erste Zeitgenosse, der die Tragweite des Herzen'schen Unternehmens in ihrem ganzen Umfange übersah, war ein Deutscher, der als politischer Prophet sonst nicht besonders glücklich gewesen ist. „Alexander Herzen, der sich als Schriftsteller Iskander nennt" — so schreibt Varnhagen von Ense 1855 in sein Tagebuch — „hat in London eine freie russische Druckerei und ein Journal gegründet. Die Sache kann von großer Wichtigkeit, ja von außerordentlichen Folgen werden. Freilich wird der russische Kaiser Alles aufbieten, solche Erzeugnisse nicht in sein Reich dringen zu lassen. Er wird die schärfsten Strafen gegen die Verbreiter verfügen wie gegen die Besitzer und Leser, aber all' seine Macht wird nicht ausreichen, die Macht dieser Presse zu vernichten." — Diese Vorhersagung erfüllte sich in einem Umfange, welchen weder Varnhagen noch sonst Jemand für möglich gehalten hätte. Wenige Jahre, nachdem Herzen sein Unternehmen begonnen, schon im Jahre 1858, zählte die Auflage des Kolokol nach Zehntausenden von Exemplaren, welche von Süden, Westen und Osten her in das russische Reich geschmuggelt, in allen Kreisen der Gesellschaft gelesen, wieder gelesen, abgeschrieben und verbreitet wurden und einen geradezu fabelhaften Einfluß übten. Als erster Versuch zu einer freien, völlig rücksichtslosen Kritik aller Einrichtungen des Staates und seiner Organe eröffnete das Herzen'sche Wochenblatt durch sein bloßes Erscheinen der russischen Leserwelt ungeahnte Perspectiven — als Erzeugniß eines großen und seltenen Talents machte es allen Widerspruch verstummen und riß es sein Publicum zu einer Bewunderung fort, die sich bald in stürmische Begeisterung verwandelte. Nicht nur daß die Zahl der Leser sich von Nummer zu Nummer verdoppelte, — in allen Theilen des Reichs fanden sich Leute, welche es als patriotische Pflicht ansahen, den kühnen Publicisten, der die Verkommenheit der gegebenen Zustände aufdeckte und dem allgemeinen Verlangen nach Reformen Ausdruck lieh, durch Correspondenzen und Mittheilungen aller Art zu unterstützen. Gewohnt, sich jeder herrschenden Richtung bedingungslos zu unterwerfen, beeiferte sich vor Allem das Beamtenthum, den Ankläger des alten Systems mit Waffen gegen dasselbe zu unterstützen; der Kolokol zählte bald ebenso viele Mitarbeiter, als Leser, und bewies durch den Reichthum von sachlichen Informationen, die ihm zuflossen und nicht selten streng gehütete Staatsgeheimnisse betrafen, daß seine Verbindungen bis in die höchsten Kreise hinaufreichten. Nachdem bekannt ge-

worden war, daß der Kaiser selbst zu den Lesern des streng verbotenen Blattes gehöre und wiederholt auf Grund von Enthüllungen desselben Untersuchungen angeordnet habe, wurde dasselbe zu einer anerkannten Großmacht, welche über gute und schlechte Reputationen entschied und insbesondere der Jugend vorschrieb, was sie zu denken, zu thun und zu lassen habe. Der Verfasser, der Anfangs ein gewisses Maß beobachtet, nicht sowol die monarchische Staatsform als die Auswüchse und Schäden derselben angegriffen hatte, trat mit seinen revolutionären, auf den Umsturz der in Staat und Kirche herrschenden Ordnungen gerichteten Tendenzen immer kecker und rücksichtsloser hervor und gestand schließlich unumwunden ein, daß eine friedliche Reform nicht ausreichend sein werde, das russische Volk einer heilsamen Zukunft entgegen zu führen. Je heftiger und leidenschaftlicher der Ton des Kolokol wurde, je rücksichtsloser er behauptete, daß die in Angriff genommene Emancipation der Leibeigenschaft von der russischen Gesellschaft selbst in die Hände genommen werden müsse, weil die Regierung auf halbem Wege stehen zu bleiben Miene mache, — desto rascher wuchs sein Publicum, desto begeisterter jauchzte ihm die urtheilslose, von der jungen Freiheit um alle Zurechnungsfähigkeit gebrachte Masse der Halbgebildeten zu, desto höher wuchs die Gefahr einer allgemeinen Auflösung aller Bande der Zucht, Ordnung und Disciplin.

Dem ungeheuren, kaum zu überschätzenden Einfluß, den Alexander Herzen in den Jahren 1856—62 übte, war es in erster Reihe zuzuschreiben, daß sich in Rußland selbst die Anfänge einer Presse zu regen begannen. Schon um dem terroristischen Einfluß des einzigen Blattes zu begegnen, das in Rußland gelesen wurde, beschloß die Regierung, den einheimischen Journalen eine größere Freiheit der Bewegung zu verstatten und einer maßvollen Kritik der gegebenen Zustände seitens der Censur keine Hindernisse in den Weg zu legen. In den Verhältnissen der eigentlichen Zeitungen (der Tageblätter) trat zunächst noch keine Veränderung ein, wol aber wurde den Monatsschriften (deren schon unter dem Kaiser Nikolaus eine ganze Anzahl bestanden hatte) freiere Bewegung und die Beschäftigung mit politischen Fragen verstattet. — Diese Zeitschriften hatten bereits in den vierziger Jahren eine eigenthümliche Rolle gespielt und Zeugniß davon abgelegt, daß es auch unter der Strenge des alten Regimes in Rußland Männer gegeben, welche selbständige, von der Regierung unbeeinflußte Wege gingen. Nicht „Literaten" im deutschen Sinne des Worts, sondern Schriftsteller und Gelehrte von höherem Rang waren die Begründer dieser Unternehmungen gewesen, welche den Zweck verfolgten, das Publicum mit den Leistungen der einheimischen Dichter und Schriftsteller bekannt zu machen und durch kritische Essays über die literarische Bewegung des Auslandes auf dem Laufenden zu erhalten. Unter der Form kritischer Erörterung ästhetischer und philosophischer Fragen hatten in Petersburg die Monatsschriften „Sapisski", „Biblioteka dlä Tschenija" und „Sowremennik", in Moskau der „Jewropejez", der „Telegraph", das „Teleskop", der „Majak", „Moskwitänin" u. a. in erfolgreichster Weise den Versuch gemacht, das geistige Leben Rußlands wach zu erhalten und die verschiedenen literarischen, politischen und philosophischen Richtungen widerzuspiegeln, welche — unbemerkt und in aller Stille — in ge-

wissen höchstgebildeten Schichten ihr Wesen trieben. Erzählungen, Gedichte, sehr zahlreiche Uebersetzungen aus dem Deutschen, Französischen und Englischen, endlich Kritiken und Literaturberichte bildeten den ausschließlichen Inhalt dieser dickleibigen Hefte, denen die Censur trotz aller Strenge nie recht zu Leibe konnte, weil dieselben in einer Sprache geschrieben waren und von Gegenständen handelten, denen jede directe Beziehung auf das Staatsleben zu fehlen schien. Und doch trugen diese Blätter für Leute, die zwischen den Zeilen zu lesen verstanden, ein ausgesprochenes Parteigepräge, ließen sich aus ihnen Schlüsse auf eine geistige Bewegung ziehen, die entschieden Beachtung verdiente und eine ziemlich concrete Beziehung zur Politik hatte. Die Gegensätze zwischen Nationalität und Humanität, reinrussischer und europäischer Entwickelung, Hegel'scher und Schelling'scher Philosophie, deutscher Romantik und französischem Socialismus wurden mit einem Eifer discutirt, dem sich ohne große Mühe ansehen ließ, daß er nur des Augenblicks harre, um sich auf praktischen Gebieten zu bethätigen. All' die Parteiverschiedenheiten, welche das moderne russische Leben bewegen und als panslawistisch-slawophile, europäisch-liberale und radical-socialistische Tendenzen der russischen Gesellschaft heute in Jedermanns Munde sind, waren in der Stille bereits damals vorhanden: sie bildeten den eigentlichen, von der Masse wie von der Censur freilich unverstandenen Inhalt der endlosen, durch abstracten Formelkram absichtlich um alle Gemeinverständlichkeit gebrachten kritischen Auseinandersetzungen, welche die Blätter des „Sowremennik" und „Moskwitänin" ausfüllten und in denen „Slawophilen" und europäische „Radicale" ihre geheimsten Gedanken darüber austauschten, ob das Rußland der Zukunft sich national-abgeschlossen, an der Hand seiner vorpetrinischen Tradition und der griechischen Kirchenväter, oder aber in engem Anschluß an das westliche Europa und dessen liberale Tendenzen zu entwickeln haben werde. — Antheil an diesen Kämpfen hatte nur eine kleine Anzahl Eingeweihter gehabt, diese aber gehörten den höchstgebildeten, zum Theil den höchstgestellten Schichten der Petersburger und Moskauer Gesellschaft an: war der russischen Literatur älterer Zeit doch von Hause aus das Loos gefallen, eine Schöpfung der Aristokratie zu sein, hatten doch fast alle hervorragenden russischen Schriftsteller, die Dichter Nadeschdin, Shukowski, Puschkin, J. Turgenjew, Gogol, Wenjewitinow, Lermontow, die politisirenden Publicisten Karamsin, Schischkow, N. Turgenjew, Aksakow, Chomjakow, Panajew, Herzen, Ogarew und Bakunin entweder durch ihre Geburt oder durch die errungene Lebensstellung der exclusiven Gesellschaft angehört.

Zunächst nun fuhr in diese von Alters her in einem gewissen Ansehen stehenden, durchschnittlich in Auflagen von 4—8000 Exemplaren verbreiteten Monatsschriften ein neues Leben. Die Spalten dieser Blätter, sonst Allem verschlossen, was auf das wirkliche Leben irgend welche Beziehung hatte, begannen, ihre Aufmerksamkeit den großen Umwälzungen zuzuwenden, welche die Regierung in Angriff genommen oder angekündigt hatte. Nicht nur, daß man den Einrichtungen des westlichen Europa's eine Aufmerksamkeit zuzuwenden begann, welche mit Wünschen für Einführung derselben nach Rußland in engstem Zusammenhang stand, — Ausführungen darüber, daß es auf keinem Lebensgebiete beim

Alten bleiben könne und bleiben dürfe, wenn die geplante Aufhebung der Leibeigenschaft zur Wahrheit werden sollte, Anklagen gegen die schweren Schäden der bestehenden Zustände, gegen die Unzuverlässigkeit der Gerichte, die Schwerfälligkeit und Unredlichkeit der Verwaltung, den erbärmlichen Zustand der öffentlichen Bildungsanstalten regneten plötzlich von allen Seiten und wurden, wenn sie nicht allzuscharf und rücksichtslos formulirt waren, von der Censur zugelassen, von dem Publicum mit lautem Beifall gelesen. Binnen weniger Wochen bemächtigte sich der weitesten Kreise die Empfindung, daß eine neue Zeit hereingebrochen sei, daß das alte System sich überlebt habe und daß die Regierung zur Durchführung ihrer Absichten der Unterstützung der öffentlichen Meinung bedürfe und dieselbe zum Ausdruck gebracht zu sehen wünsche. Von Allem, was bisher in Uebung und Ansehen gewesen, sollte plötzlich das Gegentheil gelten, Jedermann das Recht haben, seine Beschwerden auf den Markt zu bringen, der Regierung mit gutem Rath zur Seite zu gehen. So gewaltsam brach der Jahrzehnte lang zurückgehaltene Strom der öffentlichen Meinung sich Bahn, daß kein Widerstand gegen denselben fruchtete und die Organe der Regierung sich in eine Bewegung mit fortgerissen sahen, zu welcher sie — ohne Ahnung von der Tragweite derselben — selbst das Signal gegeben hatten. Der Ton, den Herzen's „Glocke" angeschlagen, fand im gesammten Rußland Widerhall, in ihn wurde von allen Seiten eingestimmt. Nicht nur, daß Herzen's directe Anhänger, die Männer des Sowremennik sich trotz der noch immer bestehenden strengen Censurvorschriften als unerschrockene Radicalreformer geberdeten, — ihr Beispiel fand in der gesammten Presse Nachfolger, von keiner Seite wurde eine Vertheidigung der bestehenden Ordnung der Dinge versucht, und die wenigen Beamten alter Schule, welche die entfesselten Geister zu Unterwürfigkeit und Gehorsam zurückzurufen Miene machten, waren, ehe sie sich dessen versahen, bei Seite geschoben und so vollkommen discredetirt, daß die Regierung sie preisgeben mußte. Die Mächte, welche man gerufen, indem man die Leibeigenschaft, diese Grundlage des gesammten militärisch-absolutistischen Systems, für unhaltbar erklärt und gleichzeitig den Bau eines großen Eisenbahnnetzes, Umgestaltung des Militärwesens, Abschaffung der Branntweinpacht proclamirt hatte, forderten ihr Recht und ließen sich nicht mehr bannen. Alex. Herzen, dessen Name nicht genannt werden durfte, der officiell gar nicht existirte, dessen Journal streng verboten war, hatte sich zum Beherrscher der öffentlichen Meinung aufgeschwungen, und sein Einfluß ließ sich nur bekämpfen, wenn man den Versuch machte, ihm mit ebenbürtigen Waffen zu begegnen, die öffentliche Meinung, die er wachgerufen, gegen ihn in den Kampf zu rufen, der unheimlichen Macht der geheimen Presse mit einer öffentlichen, aber an gewisse Grenzen gebundenen Freigebung des russischen Worts zu begegnen.

So geschah es, daß im Jahre 1858 Dutzende neuer Journale und Zeitungen mit Genehmigung der Regierung erschienen, die Parteien, welche bis dahin in der Stille ihr Wesen getrieben, öffentlich zu discutiren begannen. Die Namen all' der Zeitschriften zu nennen, die während der Vorbereitung des Emancipationsgesetzes den Kampfplatz betraten und großen Theils eine blos ephemere Rolle spielten, wäre ein nutzloses Unternehmen: die meisten der Leser dieser

Blätter haben nie von denselben, höchstens von ihren Wirkungen gehört und dabei nur wenig verloren. Von wenigen Ausnahmen abgesehen, waren diese Geschöpfe einer fieberhaft erregten Zeit bedingungslos der revolutionären Stimmung ergeben, die ihnen zum Dasein verholfen hatte. Selbst die im Lager der Regierung stehenden Organe, der „Russ. Invalide" und die vom Ministerium des Innern herausgegebene „Nordische Post" huldigten einem Liberalismus, der in den Tagen des Kaisers Nikolaus unerhört gewesen und als Gefahr „für die monarchische Ordnung" angesehen worden wäre. Noch entschiedener lautete die Sprache der großen unabhängigen Petersburger Tageblätter, des „Golos" und der „Russ. Petersb. Zeitung", — die einst allmächtige „Nordische Biene" hatte sich durch ihre frühere Servilität so vollständig unmöglich gemacht, daß sie an Mangel von Abonnenten kläglich verstorben war. Die zahlreichsten, keckſten und populärsten Vorkämpfer aber hatte ein Radicalismus gefunden, der Alles in Trümmer schlagen und die Reconstruction des russischen Staats lediglich dem Volksgeist überlassen wollte: seine Prediger waren außer dem Sowremennik das Wochenblatt „Ruskoje Slowo", der „Wjek", die „Ruskajw Retsch" „Wremjä" u. s. w.; in dasselbe Horn bliesen die älteren Petersburger Monatsschriften (Sapiski, Biblioteka dlä Tschetenija) — sämmtlich von dem lauten Beifall eines Publicums begleitet, dem alle Stände, alle Classen der Gesellschaft anzugehören schienen und das nicht müde wurde, sich immer wieder sagen zu lassen, das alte Rußland sei todt und ein neues demokratisches Rußland erstanden, das den Beruf habe, die Welt zu verjüngen und auf den Trümmern der westeuropäischen Cultur ein freies Slawen-Weltreich zu begründen.

Anders wie in Petersburg lagen die Dinge in Moskau. Auch hier regte sich neues Leben, auch hier wurde das Verlangen nach einer Wiedergeburt Rußlands stürmisch wiederholt; aber nicht sowol liberale als *nationale* Tendenzen führten in der Presse das große Wort. Iwan Aksakow, der Bruder des Begründers der streng nationalen Slawophilenpartei, ein Mann von bedeutendem publicistischem und poetischem Talent und reiner, aber höchst excentrischer Gesinnung, predigte in seinem Wochenblatt „Djen" Rückkehr zu den verlassenen Traditionen des Altrussenthums, Bruch mit den seit Peter dem Großen herrschend gewordenen Europäisirungstendenzen, Versenkung in den Volksgeist, die einzige lauter und unverfälscht gebliebene Quelle des nationalen Lebens, Aufrichtung eines zugleich rechtgläubigen und demokratischen, vor Allem *russischen* Rußlands. Gleichzeitig mit seiner Wochenschrift war ein Tageblatt begründet worden, die von Pawlow und dem Professor Boris Tschitschérin geleitete Zeitung „*Nasche Wremjä*", das den Versuch machte, inmitten des allgemeinen radicalen Taumels und im Gegensatz der in Mode gekommenen nationalen und demokratischen Ueberschwänglichkeiten, gemäßigte, liberal-conservative Anschauungen zu vertreten. Hier wurde öffentlich ausgesprochen, daß vor Allem die Einheit und Ordnung des *Staats* gewahrt werden müsse, daß im Interesse dieses Staats von der Erfüllung der populären Wünsche für Einschränkung der Büreaukratie und Aufrichtung constitutioneller Institutionen nicht die Rede sein dürfe, daß Rußland, um wirklich fortzuschreiten, eines kräftigen, freisinnigen, zugleich aufgeklärten und streng loyalen Beamtenthums bedürfe und

daß zur Zeit nur von diesem ein ernstliches Aufräumen mit den Auswüchsen des alten Regimes, der Willkür des Adels, der Rechtlosigkeit der unteren Classen, der Käuflichkeit der Justiz, erwartet werden dürfe. — Das verbreitetste Organ der Mosk. Presse, die später so berühmt gewordene, im Eigenthum der Universität befindliche Moskauer Zeitung, spielte neben diesen neuen Preßorganen eine höchst secundäre Rolle; ihre Pächter waren Leute, die den Ansprüchen der Zeit nicht gewachsen waren und in Erwartung des Ablaufs ihrer Pachtjahre von der Hand in den Mund, d. h. von Einsendungen, lebten. — Wichtiger als all' diese Blätter, wenn auch damals auf einen relativ kleinen Kreis beschränkt, war aber die im Jahre 1856, kurz nach der Thronbesteigung Alexander's II. begründete Monatsschrift „Ruski Wesstnik", welche mit gutem Grunde für das gediegenste und ernsthafteste Organ der gesammten russischen Journalistik galt. Ihr Begründer war kein Geringerer als Michael Katkow, einer ihrer eifrigsten Mitarbeiter Pawel Leontjew. Mit diesen beiden Männern, welche im Wesstnik den Grund zu ihrer späteren, europäisch gewordenen Reputation gelegt haben, werden die nachstehenden Blätter sich eingehender zu beschäftigen haben.

Michael Nikoforowitsch Katkow war 1820, sein Freund Pawel Michailowitsch 1822 geboren worden. Beide gehörten durch ihre Geburt dem Landadel an, beide hatten in Moskau, dann in Berlin studirt, beide nach ihrer im Anfang der vierziger Jahre erfolgten Rückkehr in die Heimath die akademische Laufbahn eingeschlagen, beide als tüchtig gebildete, unabhängig denkende und strebsame Fachmänner rasch Ansehen und Beliebtheit erworben und Professuren bei der Moskauer Hochschule bekleidet. Katkow, ein eifriger Schüler Schelling's und Werder's (der von seinen russischen Zuhörern besonders verehrt wurde), war seines Zeichens Philosoph, Leontjew Philolog. — Seit ihrer im Jahre 1755 erfolgten Begründung galt die Moskauer Universität für die tüchtigste und selbständigste aller russischen höheren Lehranstalten, die Zugehörigkeit zu ihrem Lehrkörper für die höchste Ehre, deren der russische Gelehrte theilhaft werden könne. Der öffentliche Geist der ersten Hauptstadt des Reichs war der Entwickelung wahrhaft wissenschaftlichen Lebens ungleich günstiger gewesen, als die in der Newaresidenz herrschende Hof- und Beamtenluft. Nicht das büreaukratisch-militärische, sondern ein unabhängig aristokratisches Element war in Moskau, dem Lieblingsaufenthalt des hohen Adels, der Trägerin der rein-nationalen Tradition, von Alters her maßgebend. Während des gesammten achtzehnten Jahrhunderts hatten sich in dieser Stadt nicht nur die mit der Regierung zerfallenen höheren Beamten und Militärs, sondern all' die adligen Familien versammelt, welche ihre eigenen Wege gehen und von den unaufhörlich wechselnden Strömungen der Hofsphäre unberührt bleiben wollten — Moskau war der geistige Mittelpunkt, die Lieblingsstätte des nationalen Lebens geblieben und hatte seinen Stolz darin gesucht, die russischeste aller russischen Städte zu sein und zu bleiben. Hier hatte Karamsin seine bahnbrechende Thätigkeit begonnen, hier waren die ersten literarischen Kämpfe zwischen der neuen und der alten, von Schischkow repräsentirten Schule geführt worden, Moskau hatte in dem großen Kriege „gegen die Gallier und die mit diesen verbündeten zwanzig Völkerschaften" durch seinen ruhmreichen Opfertod das Beispiel zur Volkserhebung gegeben, in Moskau waren

die ersten wahrhaft national gewordenen Erzeugnisse russischer Bühnenkunst, die Komödien von Wisin's und Gribojedow's, geschrieben worden, in Moskau hatten Nadeshdin und Dimitrijew ihre Tage beschlossen. Ließ sich auch nicht leugnen, daß die alte Stadt der rechtgläubigen Großfürsten und Czaren in Bezug auf Rührigkeit und Thätigkeit hinter der Schöpfung des großen Peter, diesem Experimentirfelde der russischen Staatskunst, immerdar zurückgestanden und eine Neigung zu behaglichem Nichtsthun und quietistischer Selbstbespiegelung gezeigt hatte, welche auf viele ihrer hervorragendsten Bewohner geradezu einschläfernd wirkte, so stand doch erfahrungsmäßig fest, daß die Abgeschlossenheit und Selbständigkeit des Moskauer Lebens dem Cultus der Wissenschaft sehr viel förderlicher war, als die Unruhe und Bestimmbarkeit Petersburgs, wo ein Eindruck den andern jagte, wechselnde Launen der Mode keine feste Tradition aufkommen ließen und die immerwährende Beschäftigung mit dem guten oder schlechten Wetter bei Hofe, der von den heterogensten Eindrücken bewegten Jugend selbstlose Hingabe an ideale Ziele und Versenkung in wissenschaftliche Probleme wenn nicht unmöglich machten, so doch erschwerten. — Die vierziger Jahre, während welcher Katkow und Leontjew sich in Moskau habilitirten, waren zu den Glanzzeiten dieser Hochschule freilich nicht zu rechnen gewesen. Dem Kaiser und den maßgebenden Organen der Regierung galt der bei den akademischen Lehrern und Schülern der ersten Reichshauptstadt herrschende Geist für gefährlich und empörerisch, ein ganzes System von Reglements und Verordnungen war in den dreißiger Jahren erlassen worden, um das Leben und Lernen der Universitätsangehörigen einzudämmen und vor den Gefahren liberaler Verirrung zu schützen. Daß die heimlich importirte Hegel'sche Philosophie unter der Moskauer Jugend eben so zahlreiche Anhänger gefunden, wie einige Jahre später die Weisheit der französischen Socialisten, — daß zwischen gewissen besonders populären Lehrern und ihren Zuhörern Freundschaftsbande bestanden, welche mit der „Vorgesetzten-Stellung" zur sechsten Classe zählender „Beamter des Aufklärungsministeriums" und mit den überkommenen Subordinationsbegriffen nicht vereinbar schienen, das wußte man in Petersburg genau genug, um der Hochschule, welcher Katkow und Leontjew ihre Kräfte widmeten, gründlich abhold zu sein und die gegen dieselbe geübte mißtrauische Strenge zu verdoppeln. Für besonders verdächtig galt den Rathgebern Sr. Majestät Alles, was mit der Philosophie irgend im Zusammenhang stand: war diese Wissenschaft es doch gewesen, an welcher die im April 1835 wegen des Cultus demokratischer Ideen an den Ural verbannten sieben Studenten ihre sträflichen Neigungen genährt hatten und von der es hieß, sie sei der Ausgangspunkt der bedenklichen Schwärmereien für das alte, vorpetrinische Rußland gewesen, welche die Slawophilenschule in Mode gebracht hatte! — Gerade während der ersten Lehrjahre unserer beiden jungen Docenten nahm der auf der sogen. akademischen Freiheit lastende Druck in unerträglichster Weise zu und galt die Beschäftigung mit den „brodlosen Künsten", welchen die beiden jungen Männer sich ergeben hatten, für mit guter und loyaler Gesinnung kaum vereinbar. Gleich seinem Freunde, dem edlen, leider zu früh verstorbenen Historiker Granowski wurde Katkow, an der Möglichkeit, überhaupt noch eine wissenschaftliche Thätigkeit üben zu können, schließlich irre. Als nach dem Rücktritt

Uwarows der ebenso bigotte wie beschränkte Fürst Schirinski-Schichmatow die Leitung des Ministeriums „der Volksaufklärung" übernahm und jene Ukase von 1849 erschienen, welche die Zahl der Studirenden auf 300 beschränkten, das bei der russ. Hochschule bestehende „pädagogische Institut" als überflüssig abschafften und die Vorträge über die philosophischen Disciplinen unter die Censur des „heiligst dirigirenden Synod" (der Oberkirchenbehörde) stellten, nahm er (Katkow) tief verstimmt seinen Abschied, um als Privatmann wissenschaftliche Studien zu treiben. — Leontjew bewies sich schon damals als die zähere, unbeugsamere Natur: weder der erbärmliche Zustand der Vorbildung, welchen seine in alljährlich schlechter werdenden Gymnasien erzogenen Zuhörer mitbrachten, noch die von Schichmatow-Schirinsky angeordnete Degradirung der griechischen Sprache zum blos facultativen Gegenstande des Gymnasialunterrichts vermochten des jungen Philologen begeisterte Hingabe an seine Wissenschaft zu schwächen. Schon bei seiner Antrittsvorlesung hatte der kleine, verwachsene, unscheinbare Mann seiner Zuhörerschaft durch die Energie und Unerschrockenheit imponirt, mit welcher er den Satz durchführte, daß den Jüngern der Alterthumswissenschaft in Rußland eine besonders wichtige Mission zugefallen sei: ihre Aufgabe sei es, dem verwahrlosten, jedes festen Halts entbehrenden Unterrichtswesen eine solide Grundlage zu schaffen und das Studium der Alten zum Ausgangspunkt einer der europäischen ebenbürtigen russischen Bildung zu machen. So genau wie irgend Jemand wußte Leontjew, daß der Erreichung dieses Ziels ungeheure, kaum zu überwindende Schwierigkeiten im Wege standen: nicht nur, daß die für das Eindringen in die alten Sprachen erforderliche strenge Geisteszucht zu den natürlichen Instinkten des Volksgeists und der französischen Traditionen der höheren Gesellschaft in ausgesprochenem Gegensatz stand, — es war notorisch, daß die maßgebenden Regierungskreise dem classischen Humanismus grundsätzlich abgeneigt waren. Mit ihren eignen Augen hatten die Moskauer Universitätslehrer die Sätze gelesen, welche von dem General-Adjutanten Grafen Rostowzow, einem Vertrauensmann des Kaisers, an die Spitze eines im Jahre 1848 ausgearbeiteten Programms für die Militärlehranstalten gestellt worden waren und in denen es wörtlich wie folgt hieß: „Ganz besonders ist vor der geradezu unverantwortlichen Verehrung zu warnen, welche unbegreiflicher Weise der Geschichte der alten Römer und Griechen in den Schulen gezollt wird und wesentlich zur Verbreitung republikanischer Grundsätze beigetragen hat." — Leontjew war nicht der Mann, den Mantel nach dem in den höheren Regionen wehenden Winde zu hängen oder sich einschüchtern zu lassen; Dingen, die ihn hätten compromittiren können und die mit seinem Beruf in keinem Zusammenhange standen, ging er aus dem Wege, seine Vorlesungen aber hielt er mit ungemindertem Eifer und ohne Rücksicht darauf, wie Curator und Minister dieselben beurtheilten. Um den Sinn für die Alterthumswissenschaften nach allen Seiten hin zu wecken und mit seinen Fach- und Gesinnungsgenossen in Zusammenhang zu bleiben, gründete er die (noch gegenwärtig bestehende) philologische Gesellschaft, der sich zunächst nur nähere Freunde anschlossen, die in der Folge aber den Mittelpunkt eines größeren Kreises abgab und manche ersprießliche Wirkung übte, und ein

streng wissenschaftliches Fachblatt, das „Moskauer Athenäum" (Atenei) in's Leben rief, dessen Begründer zugleich sein fleißigster (wenn auch häufig aus der deutschen und englischen Literatur schöpfender) Mitarbeiter war. — Eine neue Epoche begann für die Freunde mit der im Jahre 1856 erfolgten Begründung des „Ruski Westnik". Katkow, der sich während der Jahre nach Niederlegung seines Lehramtes historischen und staatswissenschaftlichen Studien zuzuwenden begonnen, machte von der der Publicistik Rußlands gestatteten freieren Bewegung sofort den umfassendsten Gebrauch, wußte eine ganze Anzahl hervorragender Mitarbeiter für sein Unternehmen zu gewinnen und hatte schon nach wenigen Jahren die Genugthuung, demselben in den vordersten Reihen der Journalistik einen ehrenvollen Platz gesichert zu haben. Da die Zeitschrift trotz ihres hohen Preises und ihrer ernsten, aller Popularitätssucht abgewendeten Tendenz rasch einen ansehnlichen Leserkreis eroberte und geschäftlich befriedigende Resultate lieferte, kaufte der Herausgeber eine eigene Druckerei, um die Sache in großem Stil betreiben zu können. Nach Ausstattung, Umfang und Gehalt konnte und kann der Ruski Westnik den großen englischen Reviews und der Revue des deux mondes ohne Weiteres an die Seite gestellt werden. Jedes Heft umfaßte dreißig Bogen, von denen etwa ein Drittheil schönwissenschaftlichen Erzeugnissen, russischen Novellen, Dramen und Gedichten, sowie Uebersetzungen aus fremden Sprachen gewidmet ist; die übrigen zwei Drittheile waren Politik und Literatur gewidmet und enthielten regelmäßig umfassende Berichte über neuere literarische Erscheinungen, Chroniken der inländischen und der ausländischen politischen Ereignisse, Abhandlungen über die Gegenstände der zeitgenössischen Gesetzgebung und sehr häufig Monographien aus der neueren russischen Geschichte. Da während der vierzig- und fünfziger Jahre die Mehrzahl aller im westlichen Europa erschienenen hervorragenderen Bücher verboten gewesen war, über europäisches Staatsrecht weder Vorlesungen gehalten noch Bücher gedruckt werden durften, die Volkswirthschaft kaum dem Namen nach bekannt war und quellenmäßige Studien der russischen Geschichte bei der Thronbesteigung Peters des Großen stehen bleiben mußten, lag vor der jungen Presse Rußlands ein geradezu unermeßliches Feld. Einerlei, welchem Gebiet der Journalist seine Hauptaufmerksamkeit zuwenden wollte, — Alles, was über die Peninski'sche Chrestomatie, Arssenjew's „Geographie", die Geschichtswerke Karamsin's und Usträlow's und die übrigen officiell eingeführten Lehrbücher und „Abrisse" hinausging, war seinen Lesern neu und wurde — wenn in irgend genießbarer Form dargeboten — mit Heißhunger verschlungen. Von den besten seiner Zeitgenossen, insbesondere den hervorragenderen akademischen Lehrern Moskau's unterstützt, mit einer gründlichen, soliden Bildung und geläutertem Geschmack ausgerüstet, dabei von reinem patriotischem Eifer beseelt, erfaßte Katkow seine publicistische Aufgabe mit einer Umsicht und Gewissenhaftigkeit, welche ihm sofort die allgemeinste Anerkennung erwarb. Daß den Schäden der bestehenden Ordnung mit unerbittlicher Schärfe zu Leibe gegangen, den Trägern des alten Schlendrians so direct und so rücksichtslos wie irgend möglich zugesetzt wurde, verstand sich unter den gegebenen Umständen von selbst, machte aber keineswegs die specifische Bedeutung des Westnik aus, der in dieser Rücksicht von den radicalen Petersburger Journalen, insbe-

sondere dem Sowremennik, weit übertroffen wurde. Ihre Hauptaufgabe sahen die Publicisten des Wesstnick darin, praktisch erreichbaren Zielen nachzugehen, vor der Maßlosigkeit und Ueberstürzung zu warnen, welche zu Folge des Herzen'schen Einflusses um sich griff und den Reformplänen der Regierung sehr viel gefährlich geworden war, wie das reactionäre Treiben gewisser aus dem früheren Regime übernommener Beamten- und Militärautoritäten. Während die liberale Phrase im Zenith der Popularität stand, die Modeschriftsteller einander an Kühnheit, Rücksichtslosigkeit und cynischer Herabwürdigung alles Dessen, was auf Autorität Anspruch machte, überboten, und der großen Masse für längst ausgemacht galt, daß die monarchische Staatsform nur durch Versetzung mit demokratischen Institutionen am Leben erhalten werden könne, zeichnete der Wesstnik sich durch die ruhige Würde seiner Haltung in vortheilhaftester Weise aus. An der Hand Tocqueville's und Gneist's unterrichtete Katkow seine Leser darüber, daß mit der Errichtung constitutioneller Staatsgerüste für die Sache der wahren Volksfreiheit noch nichts gewonnen sei, daß Grundlage und Wesen des britischen Staatslebens nicht in dem Repräsentativsystem, sondern in der Selbständigkeit der kleineren Kreise und in der Selbstverwaltung zu suchen seien, und daß die Decentralisation die Voraussetzung jedes freien und selbständigen Staatslebens sei. Wie der liberalen, trat so der Wesstnik auch der nationalen Ueberschwänglichkeit entgegen, welche in dem neuen Rußland ihr Wesen trieb und von der Aksakow'schen Slawophilenschule in Mode gebracht worden war. Dem Traumbilde des angeblich zur Herrschaft über die europäische Zukunft berufenen panslawistischen Weltreichs hielt Katkow die Realität des russischen Staatsgedankens entgegen, die Fabel von der Nothwendigkeit einer „rein-nationalen" Bildung wurde mit Nachweisen darüber aus dem Felde geschlagen, daß Rußland Alles, was es an Gütern der Cultur besitze, dem Auslande zu danken habe. Leontjew hatte sich die Bekämpfung der in das Schulwesen eingedrungenen realistischen Tendenzen zur Hauptaufgabe gemacht; unermüdlich wiederholte er, daß das Studium des classischen Alterthums die Voraussetzung jeder Bildung sei, die diesen Namen überhaupt verdiene, und daß die in Mode gekommene Einführung naturwissenschaftlicher Disciplinen in den Schulunterricht dem heranwachsenden Geschlecht zu einer Quelle der Begriffsverwirrung, der dilettantischen Afterbildung und der Verwilderung werden müsse. Um mit dem raschen Gang der Ereignisse Schritt zu halten und auch auf diejenigen Kreise Einfluß zu gewinnen, deren Gewohnheiten das Studium langer Abhandlungen und die Lectüre dickleibiger Monatsschriften nicht entsprach, begründeten die Freunde eine Wochenbeilage zu ihrer Revue, die „Sowremennaju Ljetopiß", in welcher besonders Tagesfragen, Details der ländlichen Zustände und des neuen Agrargesetzes discutirt, polemische Abfertigungen der Brandartikel veröffentlicht wurden, welche der „Sowremennik" unter die meisterlos gewordene Jugend der Universitäten und höheren Lehranstalten schleuderte. — Daß neben diesen auf die Bekämpfung des Radicalismus gerichteten Bestrebungen an der reformatorischen Tendenz festgehalten wurde, welche der Begründung des Wesstnik zu Grunde gelegen, versteht sich von selbst. In denselben Heften dieser Zeitschrift, welche die schneidigsten Angriffe gegen das Gebahren der Tschernytschewski, Serno-Solowjewitsch und Genossen

richteten, wurden jene Schtschedrin'schen „Skizzen aus dem Provinzialleben" veröffentlicht, welche durch ihre humoristische Schilderung der Praktiken des betrügerischen Beamtenthums in der russischen Literatur Epoche gemacht und an der Umgestaltung des Verwaltungsorganismus rühmlichen Antheil erworben haben.

So zählte das Katkow-Leontjew'sche Organ schon im Sommer 1862 zu den bekanntesten und geachtetsten Organen der russischen Presse, zu den Blättern, welche nicht nur von dem großen Publicum, sondern auch von den Staatsmännern mit Aufmerksamkeit gelesen und gelegentlich durch aus officiellen Quellen geschöpfte Beiträge unterstützt wurden. Die Bedeutung dieser Zeitschrift konnte es nur erhöhen, daß gerade um jene Zeit regierungsseitig ein erster ernsthafter Versuch gemacht wurde, dem Treiben der revolutionären Presse entgegen zu treten und deren schädlichen Wirkungen endlich einen Damm vorzuziehen. Ganz Rußland stand damals unter dem Eindruck der großen Maifeuersbrünste, welche durch verbrecherische Hände in Petersburg entzündet worden waren, einen Theil des Kaufhofes, den sog. Tschukin-Dwor, in Asche gelegt hatten und von entschieden revolutionären Demonstrationen begleitet worden waren; während des Tumults der Feuersbrünste waren in verschiedenen Theilen der Residenz Colporteure demagogischer Schriften ergriffen und in den Räumen der Druckerei des kaiserl. Generalstabs die Redacteure und Drucker des geheimen Journals „Welikoruß" auf frischer That ertappt worden. Die Regierung nahm daran Veranlassung, den Mittelpunkt des revolutionären Treibens, den berüchtigten Schachclub, zu schließen, die Haupträdelsführer der demagogischen Jugend, Tschernytschewski und Serno-Solowjewitsch, zu verhaften, die zu Pflanzstätten des Socialismus gewordenen Sonntagsschulen zu verbieten und drei der vorgeschrittensten Oppositionsblätter (unter diesen den Sowremennik) auf mehrere Monate zu suspendiren. — Obgleich diese durch die Zeitumstände und die gemachten Erfahrungen durchaus nothwendig gewordenen Maßregeln von der irregeleiteten öffentlichen Meinung nicht gebilligt, sondern mit thörichten Anklagen gegen die „reactionären" Tendenzen des Gouvernements beantwortet wurden, hielten die Herausgeber des Ruski Westnik den Zeitpunkt zu einer öffentlichen Kriegserklärung gegen Herzen und dessen Anhänger für gekommen. Sie erwirkten sich die Erlaubniß, den bis dahin verpönt gewesenen Namen des Londoner Agitators und seines Wochenblattes zum ersten Male öffentlich zu nennen und den Mann, der der Abgott der Jugend war, als intellectuellen Urheber der stattgehabten frevlerischen Ruhestörungen an den Pranger zu stellen. Dieser kühne Griff machte ungeheures Aufsehen und war Wochen lang das Tagesgespräch der gesammten gebildeten Gesellschaft, die zum allerdings größten Theil für die angegriffenen Emigranten Partei ergriff, aber nicht umhin konnte, einzugestehen, daß die öffentliche Nennung des Namens Herzen's eine „That" gewesen sei und den Zauber, von dem derselbe bis dahin umgeben gewesen, gebrochen habe. Herzen antwortete in einem an die Herausgeber des Ruski Westnik gerichteten Briefe, indem er dieselben aufforderte, Beweise für ihre Anklagen beizubringen; Katkow erhielt von der Censur die Erlaubniß, dieses Schreiben in seinem Journal wörtlich zum Abdruck zu bringen und ausführlich zu beant-

worten; er nahm keinen Anstand, dem Redacteur des „Kolokol" einzuräumen, daß dieser sich durch seine ersten, gegen die Sünden des alten Systems gerichteten Angriffe große und bleibende Verdienste um die Verjüngung Rußlands erworben habe, ließ diesem Zugeständniß aber die Anklage folgen, daß die Summe der revolutionären Sünden des „Kolokol" noch sehr viel größer sei, als die seiner wirklichen Verdienste.

Auf den weiteren Fortgang dieser Polemik einzugehen und die Stellung genauer zu bezeichnen, welche die zur Theilnahme an derselben herangezogenen übrigen Moskauer und Petersburger Zeitungen einnahmen, würde zu weit führen. Genug, daß Katkow und Leontjew durch ihr Vorgehen gegen Herzen zu den bekanntesten, wenn auch nicht populärsten literarischen Männern Rußlands geworden waren, einen großen Theil der gemäßigt-liberalen Elemente zu sich herübergezogen und dem Ansehen des „Kolokol" und seines Anhanges einen ersten Stoß beigebracht hatten. Als im Herbst desselben Jahres bekannt wurde, die Herausgeber des Ruski Wesstnik und der Ljetopiß hätten die (der Universität gehörige) Moskauer Zeitung für sechs Jahre gepachtet und sich dadurch ein drittes publicistisches Organ erworben, mußte von allen Seiten eingeräumt werden, daß die Uebernahme dieses über das gesammte centrale und östliche Rußland verbreiteten Blattes durch zwei so hervorragende Männer ein publicistisches Ereigniß ersten Ranges und eine Niederlage der noch immer an der Spitze der öffentlichen Meinung stehenden demokratisch-radicalen Partei bedeute. Besonders mißvergnügt zeigten sich die — natürlich mit dem revolutionären Strom schwimmenden — Petersburger Witzblätter „Iskrà" und „Sanósa", welche den „Wesstnik" wegen seiner ernsthaften, etwas feierlichen Haltung von jeher angefeindet, die Vorurtheile des Petersburgerthums gegen Moskau und moskowitisches Wesen aufgestachelt und Katkow wegen seiner Vorliebe für britische Institutionen gewöhnlich mit schottischer Mütze und Plaid abgebildet hatten. Galt doch in den Kreisen dieser hauptstädtischen Allerneusten für ausgemacht, daß Leute, welche das zugleich nationale und demokratische Institut des ungetheilten bäuerlichen Gemeindebesitzes mit den Argumenten des westeuropäischen Oekonomismus bekämpften und für das Unterrichtswesen eine classisch-humanistische Grundlage forderten, „hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sein müßten".

Am 1. Januar 1863 übernahmen M. N. Katkow (damals 43 Jahre alt) und P. M. Leontjew (41 Jahre alt und noch immer Professor an der Moskauer Hochschule) die Leitung der Moskauer Zeitung. Sechs Wochen später brach der längst vorbereitete polnische Aufstand aus, um binnen wenigen Wochen nach Litthauen, Weiß- und Kleinrußland und in alle übrigen Theile der ehemaligen königlichen Republik hinüberzulecken und Rußland vor die doppelten Gefahren innerer Auflösung und einer europäischen Verwickelung zu stellen. Damit begann für die Männer der Moskauer Zeitung, wie für die gesammte große Monarchie des Ostens ein neuer Abschnitt.

Auf diesen soll in einem zweiten Artikel eingegangen werden.

Die Edelmetalle im Culturleben.

Von

Professor F. X. v. Neumann-Spallart in Wien.

III.

(Der Gebrauch von Gold und Silber in alter und neuer Zeit.)

Wie die Gewinnung der edlen Metalle an den ältesten Cultursitzen des Menschengeschlechtes zu finden ist, so leitet uns auch deren Gebrauch zu denselben Ausgangspunkten zurück. In den frühzeitigsten Beziehungen des Goldes zum Menschen ist die Symbolik für den Anfang und das Ende des Daseins ausgedrückt; eine Beziehung gilt der Liebe und dem Leben, die andere dem Grabe und dem Tode. Als Elieser, der Knecht Abraham's, für Isaak um die schöne Rebekka warb — vor etwa drei und einem halben Jahrtausend — schenkte er dieser, um ihr Herz für seinen Herrn zu gewinnen, eine goldene Spange, einen halben Seckel schwer, und zwei Armringe für ihre Hände, zehn Seckel Goldes werth. Und an einer anderen Stätte der antiken Cultur, in dem fruchtbaren Nilthale, wird noch jetzt kein königliches Grabmal aus seiner Ruhe geweckt, ohne daß sich Spuren des goldenen Diadems der Pharaonen, des Stirnreifen finden, oder des Uräus, jener goldenen Schlange, die in der längstvergangenen Zeit, für welche sie stummes Zeugniß ablegt, die königliche Gewalt über Leben und Tod deutet.

Es ist nicht ohne Interesse, dem letzten Ursprunge eines in das Sinnen und Treiben des Menschengeschlechtes so tief eingewurzelten Dranges, wie desjenigen nach dem Besitze von Gold und Silber, nachzuspüren. Können wir auch die innersten Motive dieses Dranges nicht mit voller Sicherheit nachweisen, so gestatten doch Geschichte und Psychologie, einen wahrscheinlichen Schluß zu ziehen. Die Culturgeschichte macht es zweifellos, daß die älteste Verwendung der edlen Metalle mit dem Schmucke des menschlichen Körpers beginnt; dieser reiht sich die Verzierung der Wohnstätten und die Herstellung kostbarer Gefäße an, und erst viel später werden aus Gold und Silber Werkzeuge des Tauschverkehrs angefertigt. Diese Stadien des Gebrauches folgen historisch im Culturleben eines und desselben Volkes auf einander, und ihre Reihenfolge läßt sich noch heute nachweisen, wenn wir Völker mit einander vergleichen, die sich auf verschiedenen Stufen der Gesittung und des Wirthschaftens befinden.

Allemal geht die Verarbeitung zu Geschmeide den übrigen Gebrauchsarten der Edelmetalle voran; naturgemäß wol aus dem Grunde, weil die Verzierung des Körpers überhaupt eines der ersten Culturbedürfnisse des Menschen ist. Bevor die Reichhaltigkeit der Gewänder zu diesem Zwecke dienen konnte, wurden andere, freilich primitive Mittel angewendet; man bemalte die Haut mit bunten Farben, soviel deren aus der Natur leicht zu gewinnen waren. Dies geschah ebenso bei den alten Culturvölkern des Orientes, wie bei unseren Vorfahren in Mitteleuropa; von jenen ist es durch Ueberlieferung, Sculpturen und Wandgemälde erwiesen, von diesen haben unter Anderem neuere Funde in der Dordogne und im schwäbischen Lande, an der Quelle der Schußen, wieder gezeigt, daß die Bewohner des westlichen Frankreichs und eines Theiles des heutigen Deutschlands in der Eiszeit und in der sog. Renthierzeit Europa's ihre Haut mit mennigrother Farbe, wol zumeist mit weichem rothem Ocker, bemalten. Derselbe Gebrauch findet sich noch in unseren Tagen bei halbwilden Völkern, bei den indianischen Bewohnern der amerikanischen Wälder und wüster Küsten so gut wie bei den Botocudenfrauen und Kafferinnen. Neben dem Bemalen wird das bequemere Behängen des Körpers mit Federn, Fruchtkapseln aller Art, mit Perlen und anderem Zierrath üblich, und nun ist es nur ein gradueller Fortschritt, welcher die Menschen zur Wahl der schönsten und seltensten, daher meistgeschätzten Stoffe führt. So wird das hellglänzende, durch Farbe und Schimmer die Sinne bestechende Gold zum Geschmeide.

Die Uebertragung dieser Art des Gebrauches auf die Ausschmückung von Tempeln und Heiligthümern der menschenähnlich gedachten Götter, auf deren Schmuck und Gewänder, auf die zu ihrem Cultus gehörenden Gefäße und Geräthe ergibt sich in der natürlichsten Consequenz von selbst; ebenso die bis in die älteste Zeit zurückreichende Entfaltung von Pracht und Luxus in den Palästen der Herrscher und Könige. Gold und Silber wurden durch diese Verwendung sehr bald zu eigentlichen Symbolen der höchsten Würde, der Allmacht und des Reichthums. Aus centnerschwerem Golde ist der Gnadenstuhl Mosis mit den beiden Cherubim an seinen Enden, mit allen Leuchtern, Lampen und Gefäßen gefertigt; der Tempel Salomon's strotzt von Gold und Silber; der babylonische Thurm an den Ufern des Euphrat ist voll goldener Statuen, Altäre und Tische, und die Götzenbilder werden meist als golden geschildert. Auch die königliche Pracht tritt mit Gold und Silber auf. Wenn die persischen Könige Audienz ertheilten, saßen sie auf einem goldenen Throne, ein goldenes Scepter in der Hand; zu ihrer Ceremonienkleidung gehörte ein goldenes Hals- und Armgeschmeide, welches mit den übrigen Geschmeiden einen Werth von 12000 Talenten (46 Millionen Mark) gehabt haben soll. In ähnlicher Weise schildern die Legenden der Buddhisten den Hof der indischen Fürsten; zu dem goldenen Thron und Scepter kommen hier noch die aus Gold und Silber gefertigte Ausrüstung der königlichen Elephanten und der goldene Hausrath. Megasthenes, der oft Palibothra, die Residenz des Königs von Magadha, besuchte, erzählt, daß auf der Königsburg vergoldete Zinnen glänzten und daß goldene Säulen sie trugen; Schalen und Speisegefäße, wie sie bei allen Gastmälern der Großen üblich waren, pflegten nur aus Gold und Silber gemacht zu sein. Im

Ramajan wird geschildert, daß die Stadt Ayodhya eine Menge von Goldschmieden und Juwelieren hatte, weil es üblich war, daß Jedermann reichgeschmückte Kleider, goldene Armbänder und Halsschmuck trug. Kurz, wohin wir blicken, läßt sich aus zahllosen Beispielen der Edelmetall-Cultus und Luxus der ältesten Völker erkennen.

Aus dieser eigenthümlichen und frühzeitigen Verwendung von Gold und Silber stammt das bei allen Völkern des Erdballes tief eingewurzelte Streben nach deren Besitz, welcher als begehrenswerthes Ziel menschlichem Trachten und Treiben vorschwebt: die auri sacra fames.

Im vorwärtsschreitenden Culturleben fügt sich aber zu dieser Sucht nach Gold noch ein Motiv hinzu, das uns zu einer anderen Gruppe von Erscheinungen lenkt. Zu den Attributen des Menschen gehört nicht blos der Austausch der Gedanken durch die Sprache, sondern auch der Austausch der Güter durch den Handel. Für die ersten primitiven Formen desselben, im engen Kreise des mechanischen Wirthschaftens, reicht der Naturaltausch völlig aus; das unmittelbare Zusammenwohnen der Stammesgenossen, die Gleichartigkeit und Einfachheit ihrer Bedürfnisse begünstigen denselben. Im Gegensatze dazu macht sich in späteren Stadien der Cultur eine Vielgestaltigkeit der Individualitäten geltend, für welche die vorherige Art des Verkehrs unzureichend wird. Für die Stellung des Menschen in der Natur ist aber die Individualisirung geradezu entscheidend, und sie wäre unerreichbar ohne Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse und der zu ihrer Befriedigung dienenden Güter. Daraus folgt eine unendliche Vielseitigkeit der Tauschgeschäfte, und es wird nothwendig, für die vielerlei, selten gerade zusammentreffenden, Gegenstände des sich immer mehr und mehr organisch gestaltenden Verkehres ein gemeinsames Drittes zu finden, von welchem man zuversichtlich annehmen kann, daß es auch von allen Anderen begehrt werde, mithin einen stets verwerthbaren Bestandtheil des Vermögens bilde. Obgleich zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten auch die verschiedensten Dinge als Tauschwerkzeug solcher Art dienten und das Viehgeld (pecunia) gewiß eine der ältesten Geldarten ist, so wurde doch schon frühzeitig allenthalben die Benützung der Edelmetalle als Geldstoff versucht. Die Vortheile, welche diese im Vergleiche mit den schwerfälligen, dem Verderben unterliegenden, relativ geringwerthigen Häuten, Fellen, Thierstücken und anderen Dingen des täglichen Verbrauches bieten, mußte sie bald zu einem beliebten Zahlungsmittel machen.

In diesem Sinne reicht der Gebrauch der Edelmetalle weit in die Geschichte der Völker zurück, und zwar sowol der Gebrauch derselben in der Form von Barren und Stangen, als auch jener der eigentlichen Münzstücke. Die Frage nach dem Alter des Geldes ist deshalb ebenso wenig exact zu beantworten, wie die Frage nach dem Alter des Menschengeschlechtes selbst; nicht nur verlieren sich die ersten Anfänge in so zarte, feine Verästelungen, daß man kaum den Punkt constatiren kann, wo Gold oder Silber wirklich schon mit ihren Geldeigenschaften anerkannt wurden, sondern — was noch schwieriger ist — neben der sporadischen Verwendung der Edelmetalle kommen Naturaltausch und andere Verkehrswerkzeuge so häufig vor, daß an eine Präcisirung gar nicht zu denken ist.

Gewöhnlich läßt man sich genügen, für das früheste Alterthum das Zu-

wägen von Gold und Silber „per aes et libram“ als Regel bei Kaufgeschäften anzunehmen und von den Aegyptern zu erwähnen, daß sie das erste Volk gewesen seien, welches Münzen prägte. Die eigentliche Münzgeschichte läßt man jedoch erst bei den Griechen beginnen. Eine Goldmünze, welche sich im Wiener Antikencabinete befindet und für eine der ältesten gilt, stammt aus Kyzikus in Mysien und ist 2500 bis 2600 Jahre alt (7. Jahrh. v. Chr.) und die ältesten Silbermünzen werden gemeiniglich auf König Pheidon von Argos zurückgeführt, hätten also ein Alter von 2400 Jahren. Dem gegenüber hat vor wenigen Jahren Bernardakis durch eine geistreiche Interpretation von Bibelstellen und aus Nachrichten Herodot's und anderer Geschichtschreiber höchst wahrscheinlich gemacht, daß der Gebrauch des Metallgeldes viel weiter in's Alterthum zurückzuversetzen sei. Eine der ältesten orientalischen Sagen, welche bei den verschiedensten Stämmen in zahlreichen Varianten vorkommt, ist jene von dem diebischen Baumeister des Rhampsinites; in derselben wird schon von einer „immensen Summe Geld“, als Bestandtheil des königlichen Schatzes, gesprochen; unter König Cheops, dem Erbauer der bekannten Pyramide, ist ebenfalls von einer „bestimmten Summe“ Geld für unehrbaren Erwerb die Rede. Die älteste Quelle für das Alter des Geldes endlich ist ein in Hamilton's „Aegyptiaca“ mitgetheiltes Basrelief; dasselbe wurde in den Ruinen von Theben aufgefunden, ist mindestens 4400 Jahre alt und enthält die Darstellung der Einnahme einer belagerten Stadt; „die Sieger“, so wird eines der Details beschrieben, „werfen sich mit unersättlichem Geize auf die Säcke voll Geld.“

Abgesehen von den großen Divergenzen in der Bestimmung der ältesten Spuren des Geldes ist jede Forschung über dessen Herrschaft, wie wir schon oben bemerkten, auch darum unmöglich und nutzlos, weil sich Geld- und Naturalwirthschaft niemals plötzlich scharf von einander scheiden, sondern in zahlreichen Uebergängen sogar verschwistern. Im hochentwickelten Griechenland und im alten Rom waren noch während der ersten 3—4 Jahrhunderte der staatlichen Größe Tauschgeschäfte ohne Dazwischenkunft des Geldes üblich; im Mittelalter herrschte bei allen slavischen und germanischen Völkern die Naturalwirthschaft vor. Die Jakout-Nomaden bezahlen noch jetzt Alles, selbst die Steuern, in Thierfellen und Pelzwerk; die Indianerstämme Südamerika's rechnen nach Vieh und nehmen Zahlungen in Münze oder in Alpacca's, das Stück zu 5 Dollars, an; in Neu-Seeland war kürzlich noch Tabak und Schießpulver das gangbarste Tauschmittel; in Abyssinien und im Sudan gelten Salztafeln oft wie Goldbarren. Als ich vor wenigen Jahren eine Zuckerfabrik des Vicekönigs von Aegypten in einem entlegenen Theile Kairo's besuchte, beobachtete ich selbst zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die Arbeiter mit Zucker in natura entlohnt wurden, welchen sie zum nächsten Kaufladen trugen, um sich dagegen andere Lebensmittel einzutauschen.

Die Verwendung der edlen Metalle als Stoff für Schmuck, Geschmeide, Geräthe und Gefäße einerseits und für Geld andererseits hängt ursächlich zusammen; das Eine geht aus dem Anderen hervor, aber gewiß war die künstlerische Bearbeitung älter als die numismatische; ja man kann in großen Umrissen einen Kreislauf des Gebrauches wahrnehmen. Zuerst bemächtigen sich

Kunst und Kunstgewerbe dieser werthvollen Stoffe, und nur nebenher wandern sie zu den Münzstätten; diese aber nehmen allmälig immer mehr davon in Anspruch, und sie erhalten in der That den Löwenantheil zur Blüthezeit des Mercantilismus. Da führen Uebertreibung und Mißbrauch zur Erkenntniß des Irrthums, welcher in dem Principe liegt, daß Geld den Reichthum der Völker bilde; ein regelmäßigeres Güterleben erwacht und der Credit hält seinen Einzug. Dadurch werden in den civilisirten Staaten größere Mengen von Edelmetall aus dem Geldstoffe wieder zum Materiale kunstgewerblicher Arbeiten. Dieser Kreislauf ist allerdings nicht so aufzufassen, als werde man in der Weiterbildung aller Verkehrseinrichtungen zu einem völligen Aufgeben des Metallgeldes zurückgelangen; aber gewiß vermindert sich dessen relative Wichtigkeit mit dem Aufsteigen zu höheren Stufen des Wirthschaftens und der Cultur. Während Ostindien bei einem Außenhandel von kaum 2000 Mill. Mark den ungeheueren Edelmetallvorrath, welcher ihm in den verflossenen 32 Jahren aus Europa und Amerika zugeführt wurde, zur Ausmünzung von 3800 Mill. Mark Silbergeld verbrauchte, hat Deutschland, dessen Außenhandel fast 6000 Mill. Mark beträgt, seit vollen 110 Jahren zusammen nicht soviel ausgeprägt, als Indien in 32 Jahren, und begnügt sich überhaupt dermalen mit einem Münzvorrath von circa 2400 Mill. Mark; und England, welches in dieser Hinsicht unstreitig am höchsten organisirt ist, wickelt seinen ganzen Verkehr, — darunter der Außenhandel von 12600 Mill. Mark, — durch einen Vorrath von 1800 bis 2000 Mill. Mark Metallgeld ab.

Lassen diese Vergleiche auch keinen Zweifel darüber aufkommen, daß gegenüber den namhaft steigenden Mengen des Güterumsatzes in allen europäischen Staaten das Edelmetall als Geldstoff in unserer Zeit verhältnißmäßig zurückgedrängt wird, so ist es dennoch unmöglich, ziffermäßig genau zu erweisen, wie sich der Verbrauch in der Münze zu jenem in den Industrien und Kunstgewerben verhält; kaum ein beiläufiger Anhaltspunkt zur Beurtheilung des Antheiles beider Consumtionsarten läßt sich gewinnen. Wenn man sich gegenwärtig hält, daß vom J. 1500 bis 1848 rund 38,800 Millionen Mark Gold und Silber producirt wurden, im J. 1848 aber nach den Schätzungen Ad. Soetbeer's, des in diesen Dingen am meisten competenten Gelehrten, in allen Ländern der Erde nur ungefähr 9300 Mill. Mark als Vorrath an Münze und edlem Metall in Barren sowol in Umlauf und in den Händen des Publicums, als auch in Verwahrsam der Banken gewesen sein dürften, so betrug die damalige als Geldstoff dienende Metallmasse eben nur ein Viertel des seit $3\frac{1}{2}$ Jahrhunderten producirten Quantums. Vom J. 1849 bis 1874 wurden 19,900 Mill. Mark Gold und Silber neu gewonnen; den Münzvorrath in Europa aber schätzen wir für das J. 1874 auf höchstens 9310 Mill. Mark und jenen aller Länder der Welt auf etwa 18,000 Mill. Mark Gold und Silber. Es wurde also in diesem Vierteljahrhunderte nicht einmal die Hälfte des durch die Production zugewachsenen Goldes und Silbers zur effectiven Steigerung des Münzumlaufes verwendet, und die zweite Hälfte muß in anderer Art consumirt worden sein.

Ueber diese anderweitige Consumtion nun weiß man sehr wenig; Soetbeer glaubt, daß die Hauptverminderung des Vorrathes von Edelmetall der Ab-

nutzung der Münzen und den damit zusammenhängenden, stets nothwendigen Umprägungen und neuen Ausmünzungen, dann dem Abflusse nach Ostasien und nach einigen Gegenden Afrika's beizumessen sei, wo Gold und vorzugsweise Silber zu nicht geringem Theile durch Thesauriren und Vergraben für immer dem Verkehr entzogen werden. Wieviel in Form von Geräthen und Schmucksachen in Europa und Amerika vorhanden ist, wird immer unbekannt bleiben. Es mag eine recht erkleckliche Anzahl von Millionen sein! Englische Schätzungen nehmen an, daß jetzt ungefähr 320 bis 400 Mill. Mark, d. i. ein Drittheil der durchschnittlichen Jahresproduction, für technische und künstlerische Zwecke verwendet werden. In Birmingham allein verbrauchen die verschiedenen gewerblichen Etablissements jede Woche nicht weniger als 1000 Unzen reines Gold und in 8 anderen Städten Großbritanniens soll zur Erzeugung von Blattgold wöchentlich ein Quantum von 600 Unzen Gold erfordert werden. Da überdies für Gefäße, Geschmeide u. s. w. ebenfalls jährlich 50,000 Unzen Gold und 400,000 Unzen Silber durch die englischen Punzirungsämter gehen und viele Tausend Unzen zu kleineren, der Punzirung nicht unterworfenen Nippsachen verwendet werden, so geht aus den wenigen bekannten Posten hervor, daß diese englischen Kunstindustrien jährlich mindestens für 14 bis 16 Mill. Mark nachweisbaren Consum haben. Aus den Handelsausweisen aber ergibt sich als Erfahrungssatz, daß ganz Großbritannien regelmäßig 80 bis 100 Mill. Mark Gold und Silber mehr einführen als ausführen muß, um der Münze und den Industrien zusammengenommen gerecht zu werden. Hätten wir für alle übrigen Länder Europa's auch nur eine so beiläufige Statistik des Handels und der Industrie, wie für das britische Inselreich, so würden wir jedenfalls weniger im Unklaren sein; dermalen ist aber nur ganz allgemein zu constatiren, daß von den enormen Summen Edelmetall, welche im Laufe der letzten Jahrhunderte mühsam dem Schoße der Erde entnommen wurden und zumeist den europäischen Märkten zuflossen, der größte Theil wieder aus dem Verkehr verschwunden ist und nicht mehr in der Form von gemünztem Geld oder von Baarbeständen der Banken als circulirendes Medium der civilisirten Länder fungirt.

Trotzdem bleibt die Verwendung von Gold und Silber als Geldstoff noch heute für das Culturleben der Menschheit die weitaus wichtigste Function der edlen Metalle; sie umfaßte in wechselnder Folge und je nach der besonderen Vorliebe der Völker bald beide Metalle, bald nur Gold oder nur Silber, und bürgerte sich durch freies Uebereinkommen oder durch den Willen der absoluten Herrscher in alter Zeit ungemein leicht und einfach in den Verkehr ein, ward aber Gegenstand einer schwierigen Aufgabe der Verwaltung, als der großartig angelegte internationale Handel die äußerste Präcision der Werthmaßstäbe, die höchste Stabilität des Währungsgeldes unabweislich zu fordern begann. Wir wenden uns dieser Frage nunmehr besonders zu.

IV.

(Die Währungsfrage.)

Das Währungsgeld des täglichen Gebrauches hat eine Function zu vollziehen, die tiefer in unser ganzes Leben eingreift, als man bei blos oberfläch-

licher Beobachtung glauben würde. Was wir leisten und schaffen, findet mit wenigen Ausnahmen früher oder später, mittelbar oder unmittelbar einen Ausdruck in gewissen Mengen desselben; die gemeine Handarbeit des Tagelöhners und der Schrein, welchen der Tischler fertigt, die herrlichsten Schöpfungen der Kunst und die stolzesten Errungenschaften des geistigen Forschens, sie alle unterliegen diesem Maße. Arbeit und Güter, ob niedrig und profan, oder erhaben und ideal, müssen sich den Vergleich ihres Werthes nach jener Aeußerlichkeit gefallen lassen; sie werden gemessen, indem man sie auf eine in der geprägten Münze enthaltene Menge von edlem Metall zurückführt. Die Währungsmünze soll als absolut unveränderlicher Maßstab für jenes Urtheil dienen. Dies geschieht bald so, daß beide Metalle zugleich als Geldstoff benutzt werden — in der sogenannten Doppelwährung — bald so, daß nur eines derselben zur Geldsorte wird, in der Goldwährung und Silberwährung. Scheinbar könnte jede dieser drei Währungsarten gleichmäßig zum Ziele führen; bei genauerer Untersuchung überzeugt man sich bald, daß es keiner derselben vollständig gelingt. Die Stabilität des Tauschwerthes der Edelmetalle ist zwar im Vergleiche mit den Tauschwerthen aller übrigen Güter außerordentlich groß; aber trotzdem erfährt sie zeitweilige Erschütterungen, welche heute nicht unbeachtet vorübergehen. Als man noch, wie dies Pfizmaier von den Chinesen in der Zeit bis zu dem Hause Sung berichtet, die Größe des Reichthums nur nach Pfunden Goldes oder Zehntausenden von Kupfermünzen zu bemessen pflegte, waren decimale Bruchtheile in dem inneren Werthe der edlen Metalle wol nicht in Berechnung gezogen; die modernen europäischen Münzgesetze und Münzverträge aber fixiren das Feingewicht jeder Währungsmünze bis zu Hunderttausendtheilen vom Gramm (z. B. 20 Frcs. = 6.45161 Gramm Gold) und beschränken ebenso präcise die erlaubte Abweichung der einzelnen Münze vom festgesetzten Durchschnittsgewichte (das Remedium). Jede kleine Alteration in dem inneren, eigenen Marktwerthe des in der Münze enthaltenen Metalles wird daher mit unglaublicher Sensibilität herausgefunden.

Nun liegen aber von jeher genügende Anlässe dafür vor, daß sich der Werth des Goldes sowol, als jener des Silbers zeitweilig ändert; diese Anlässe sind die nämlichen, wie sie bei anderen Marktwaaren stets wirken: Veränderungen in der verfügbaren Vorrathsmenge, d. i. dem Angebote, einerseits oder solche in der Bedarfsmenge, d. i. der Nachfrage andererseits. Je kleiner die Dimensionen sind, in denen der wirthschaftliche Verkehr vor sich geht, desto intensiver wirken diese Anlässe; mit der Verbreiterung der Basis werden sie allmälig mehr ausgeglichen, aber sie dauern doch fort. Als im alten Griechenlande der Schatz des Perikles und die Subsidien der Perserkönige in den Münzumlauf kamen, als in Folge gesunkener Religiosität viele Tempel geplündert und die von Alexander dem Großen nach Macedonien geschleppten Schätze des Orientes erbeutet wurden, genügte dieser Zufluß, um eine allgemeine Entwerthung der Edelmetalle, vornehmlich des Goldes, herbeizuführen, welche sich durch das Steigen aller Güterpreise deutlich äußerte. Dasselbe trug sich im Römerreiche zu, da die ägyptische Kriegsbeute über Italien einen Geldstrom entleerte, und es wiederholte sich am Ende des achten Jahrhunderts, da die Franken unter

Karl dem Großen die Avaren besiegt hatten, und deren Schätze als Beute erhielten. Es trat endlich noch augenfälliger hervor als nach der Auffindung der amerikanischen Silberminen so viel Silber aus Peru und Mexico nach Europa kam, daß dieses Metall in der Zeit von 1550 bis 1640 um ungefähr 150 Procente in seinem Kaufwerthe sank.

In unseren Tagen ist die Oscillationsgefahr allerdings von einer Seite herabgemindert, sie ist aber von anderer Seite gesteigert. Die Schwankungen der Edelmetallpreise überhaupt dürfen heute für geringer gelten, als ehedem, dagegen tritt das gegenseitige Verhalten des Werthes von Gold und Silber (die sogenannte „Werthsrelation") als ein Factor in den Vordergrund, mit welchem nicht leicht zu rechnen ist. Die allgemeine Sicherung der Metallpreise hängt damit zusammen, daß der Einfluß des wechselnden jährlichen Zu- oder Abflusses um so weniger fühlbar werden muß, je größer die Metallvorräthe im Ganzen sind, gleichwie sich der Wasserspiegel in einem Landsee bei Trockenheit oder Regengüssen um so weniger hebt oder senkt, je größer das Becken desselben ist. Nun wird der Edelmetallvorrath für das Zeitalter der antiken Cultur von den meisten Autoritäten auf nur 1000 bis 1200 Mill. Mark, und für den Beginn des 16. Jahrhunderts auf etwa 600 Mill. Mark, die Gewinnung von Edelmetall in dem Zeitraume vom Jahre 1500 bis zum Jahre 1848 dagegen auf 38,832 und bis zum Jahre 1875 auf nicht weniger als 60,000 Mill. Mark Gold und Silber geschätzt. Daraus muß eine immer geringere Empfindlichkeit für den Tauschwerth des Edelmetalles gegenüber allen anderen Gütern folgen. Desto intensiver aber treten die Aenderungen von Angebot und Nachfrage auf, insofern Gold und Silber getrennt in Betracht gezogen werden, und zwar insbesondere in jenem Vierteljahrhunderte, welches uns so rasch in den Besitz der eben bezifferten Metallmengen gebracht hat. Denn von der ganzen Ausbeute entfielen dem Werthe nach in dem Zeitraume von 1500 bis 1848 ungefähr 12,282 Mill. Mark auf Gold und 26,550 Mill. Mark auf Silber oder nahezu 32 Procent auf Gold und 68 Procent auf Silber. Dagegen veränderte sich dieses Verhältniß durch die Auffindung der Golddistricte in den westlichen Theilen der Vereinigten Staaten von Nordamerika und in Australien seit dem Jahre 1849 vollständig. Von 1849 bis 1873 bewerthete sich die Production von Gold auf 13,400 Mill. Mark und jene von Silber auf 6,200 Mill. Mark; also etwa 68 Procent Gold und 32 Procent Silber. Speciell von 1870 bis 1875 nimmt durchschnittlich wieder die Gewinnung von Gold ein wenig ab, jene von Silber ist aber in rascher Zunahme begriffen.

Liegt schon in den Productionsmengen ein Grund zu einer gegenseitigen Werthsverschiebung, so wirken auch die Verhältnisse des Verbrauches wesentlich auf eine solche ein. Die maßgebendste Thatsache war der in den Jahren 1861 bis 1865 stetig vor sich gehende Abfluß von Silber nach Ostasien. Wie wir schon früher erwähnten, haben Indien und die anderen Staaten des äußersten Orientes in jener Periode als Zahlung für die von dort nach Europa verschifften Welthandelsgüter sehr große Mengen von Edelmetall erhalten und zur Aufsammlung von Schätzen oder als Währungsmünzen thatsächlich consumirt. Die besondere Vorliebe jener Völker wendete sich dem Silber zu, und die

Sendungen dorthin beliefen sich in dem fünfjährigen Zeitraume 1851 bis 1855 im Durchschnitte jährlich auf 18.6 Mill. Mark Gold und 100 Mill. Mark Silber; von 1856 bis 1860 auf je 18.8 Mill. Mark Gold und 268 Mill. Mark Silber, und von 1861 bis 1865 auf je 69 Mill. Mark Gold und 260 Mill. Mark Silber.

Mit diesen Thatsachen ist also der Grund dafür gegeben, daß von 1848 bis 1865 das Silber wegen Minderproduction und Mehrconsumtion gegenüber dem Golde im Preise steigen, daß also die Werthrelation zu Gunsten des Silbers sich ändern mußte.

Vom Jahre 1865 bis jetzt traten nun Erscheinungen auf, welche die entgegengesetzte Tendenz der Werthsrelation zu bewirken geeignet waren. Zu der zunehmenden Gewinnung, welche beispielsweise in den Vereinigten Staaten von Amerika von 11,2 Mill. Dollars im Jahre 1865 auf 22 Mill. Dollars im Jahre 1871 und 35,7 Mill. Dollars im Jahre 1873 stieg, kommt der bedeutend geringere Abfluß des Silbers nach Ostasien. Londoner Maklerberichte schätzen denselben für das Jahr 1866 auf 142 Mill. Mark, also nur mehr die Hälfte desjenigen im vorangegangenen Jahrzehnte, für 1866 bis 1874 aber im Durchschnitt auf 96 Mill. Mark, d. i. etwa ein Drittel des früheren. Gleichzeitig geschah es, daß Frankreich, Belgien, die Schweiz und Italien einen Münzvertrag (die lateinische Münzconvention vom 23. Dec. 1865) zu Stande brachten, worin sie principiell die Goldwährung annahmen, also den Bedarf ihrer Münzstätten von dem Silber ablenkten und dem Gold zuwendeten. Bald schlossen sich Spanien und Portugal dieser Vereinbarung an; es folgten die scandinavischen Reiche, Rumänien und die Vereinigten Staaten von Amerika mit der gesetzlichen Annahme der Goldwährung, und endlich benutzte Deutschland die durch die französische Milliardenzahlung gebotene günstige Gelegenheit dazu, in dem Währungsgesetze vom 4. December 1871 ebenfalls das Gold als legales Geld zu erklären. Da lagen also gewaltige Momente vor, um ein rasches Steigen des Preises von Gold im Verhältniß zu jenem des Silbers herbeizuführen, oder mit anderen Worten, um das Silber zu entwerthen. Alles wirkte zusammen: die relativ geringere Production von Gold und die relativ größere Production von Silber; die Zunahme der Abflüsse von Gold und die Abnahme der Verschiffungen von Silber nach Ostasien, endlich der Uebergang der wichtigsten Verkehrsgebiete Europa's zur Goldwährung: des deutschen Reiches, welches bis Ende 1871 nur für 531 Mill. Mark Gold- und für 1800 Mill. Mark Silbermünzen geprägt hatte, dagegen vom December 1871 bis Mitte Mai 1875 für 1141 Mill. Mark Gold und nur für 93 Mill. Mark Silber zu seinen neuen Ausprägungen verbrauchte; Amerika's, dessen Münzstätten von 1848 bis 1872 die Menge von 3882 Mill. Gold und nur 360 Mill. Mark Silber verbrauchten!

Vergleicht man die Preise von Gold und Silber nach den Notirungen der großen Edelmetallmärkte Hamburg und London, so tritt die Wirkung der eben geschilderten Thatsachen deutlich vor Augen. Nach der Erfahrung von mehr als anderthalb Jahrhunderten konnte man sagen, daß 1 Pfund Gold das Aequivalent

von etwas weniger als 15½ Pfund Silber sei; denn es stand die Werthsrelation der beiden Edelmetalle in der Zeit von

1701 bis 1750 wie 1 : 15.10
1751 = 1800 = 1 : 14.84
1801 = 1850 = 1 : 15.65
1851 = 1865 = 1 : 15.36;

dagegen wurde dieses Verhältniß seit dem Jahre 1866 so gewaltig zu Gunsten des Goldes verschoben, daß es in den letzten acht Jahren von 1 : 15.57 bis 1 : 16.54 fiel; denn es betrug:

im Jahre 1867	1 : 15.57	im Jahre 1871	1 : 15.59
= = 1868	1 : 15.60	= = 1872	1 : 15.61
= = 1869	1 : 15.60	= = 1873	1 : 15.81
= = 1870	1 : 15.59	= = 1874	1 : 16.17.

Im Durchschnitte der Monate Januar bis Mai 1875 war 1 Pfund Gold soviel werth wie 16.54 Pfd. Silber, und die Unze (Standard) Silber, die auf dem Londoner Markte in den Jahren 1851 bis 1865 mit 61 und 62 Pence gezahlt wurde, kostete im Mai 1875 nur noch 56¾ Pence. Die relative Werthverminderung des Silbers in den letztverflossenen Monaten gegenüber dem durchschnittlichen Preise von 1851 bis 1865 beträgt also ungefähr 7 Procent und es steht heute der Silberpreis so nieder, wie noch niemals seit Menschengedenken.

Wir haben den Leser in ein Labyrinth von Zahlen geführt, aber wir konnten diese mühsamen Pfade, obgleich wir uns der Abneigung gegen dieselben bewußt sind, dennoch nicht vermeiden; galt es doch den Beweis zu liefern, daß Gold und Silber nicht absolut unveränderliche Werthmesser, sondern in ihrem gegenseitigen Verhältnisse Schwankungen unterworfen sind. Daraus aber ergibt sich ein wichtiger Erfahrungssatz über den Gebrauch der Edelmetalle als Geldstoffe. Beide zugleich zur Prägung der Währungsmünzen zu verwenden, muß nämlich den Uebelstand mit sich bringen, daß man dem Verkehre zweierlei Maßstäbe gibt, welche nur zeitweilig mit einander übereinstimmen, zeitweilig jedoch wieder so sehr differiren, daß jede Sicherheit der Preisbestimmung illusorisch wird. In einzelnen Jahren ist es ganz dasselbe, ob man für eine gewisse Menge einer Waare 1 Pfund Gold in Napoleonsd'or oder 15½ Pfund Silber in Fünffrancs-Stücken geprägt, bezahlt; in anderen Jahren aber ist jene Bezahlung um einen Bruchtheil mehr oder weniger als diese, und dieser Bruchtheil von 5 bis 7 Procent schwillt in den Umsätzen des Welthandels zu Differenzen von vielen Hundert Millionen Mark an.

Um die Gefahr solcher nicht voraus berechenbarer Verschiebungen für den inneren Verkehr eines Landes zu vermeiden, erfand man in Frankreich jenes System der Doppelwährung, welches in dem bekannten Gesetze vom 28. März 1803 seinen Ausdruck erhielt und im Wesentlichen bezweckte, die wandelnde Werthsrelation der beiden Edelmetalle auf legislativem Wege hinwegzudecretiren. Das Gesetz erklärte, ein Pfund Gold habe ein- für allemal, immer und überall in Frankreich soviel zu gelten, wie 15½ Pfund Silber; Münzen, welche nach diesem Verhältnisse aus Gold oder Silber ausgeprägt werden, haben für die kleinsten und größten Zahlungen gesetzliche Kraft. Es war, wie man leicht ein-

sehen kann, eine gesetzliche Preistaxe, auf die Werthsrelation von Gold und Silber angewendet. Wie es den Preistaxen auf jedem anderen Gebiete ergeht, so geschah es auch hier: der Marktverkehr ließ sich von der Taxe nicht beherrschen, sondern folgte dem Zuge der wirthschaftlichen Kräfte von freiem Angebot und freier Nachfrage. In allen Zeiträumen, in welchen seit dem Jahre 1803 das Gold relativ theurer war, als es nach dem Währungsgesetze sein sollte, verschwand es aus dem inneren Geldumlaufe und von den Münzstätten Frankreichs, weil man es auswärts besser zu verwerthen wußte, und ebenso wanderte das Silber sofort aus Frankreich aus, wann sich die Werthsrelation zu seinen Gunsten erhöhte. Die nämliche Erscheinung ließ sich in Holland und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika beobachten, so lange sie eine auf den nämlichen Principien, nur auf anderen Werthsansätzen beruhende Doppelwährung aufrecht zu erhalten suchten. In jenen Jahrgängen, in welchen zufällig die gesetzliche mit der auf den Edelmetallmärkten sich herausstellenden natürlichen Werthsrelation übereinstimmt, sind Münzen aus Gold und Silber zugleich im Umlaufe; in anderen Jahren treibt die minderwerthige stets die werthvollere aus. Es ist eine ziemlich vereinzelt dastehende Meinung, welche in diesem Spiele eine zur Stabilität des Werthmessers beitragende Combination erblickt; im Allgemeinen ist man sich darüber klar, daß die gesetzliche Doppelwährung ein unhaltbarer Versuch ist, welcher nicht blos die Schwankung der Güterpreise steigert, sondern auch dem Staate sehr bedeutende Münzungskosten aufbürdet, die bei der einfachen Währung vermieden werden. Würde man Münzen herstellen, in welchen beide Metalle in dem durchschnittlichen Verhältnisse ihrer Werthsrelation so zusammengeschmolzen wären, daß die Hälfte des Feingehaltes auf Gold und die andere Hälfte auf Silber entfällt, so wäre allerdings eine dem Compensationspendel des Chronometers ähnliche Ausgleichung des inneren Werthes derselben zu hoffen, indem das relative Steigen des Goldpreises durch ein correspondirendes Fallen des Silberpreises und umgekehrt gehoben würde. Aber man hätte bei diesen Legirungen so viele münztechnische und administrative Schwierigkeiten zu besiegen, und würde so unbequeme Geldsorten dem Verkehre aufbürden, daß man noch nicht an die Durchführung dieser Idee dachte.

Aus der Unhaltbarkeit der Doppelwährung ergibt sich die Nothwendigkeit, zur einfachen Währung zu greifen. Welche derselben ist aber besser und verdient den Vorzug: die Silberwährung, bei welcher Silbermünzen als gesetzliches Zahlungsgeld gelten, und Goldmünzen, deren man sich nebenbei bedienen kann, den Charakter der Marktwaare tragen, also im Preise steigen und fallen, je nachdem das Gold theurer und billiger wird — oder Goldwährung, bei welcher die Silbermünzen nur als Rechnungsgeld und Scheidemünze coursiren? Die Antwort darauf kann keine absolute sein, sondern muß mit den Verhältnissen von Zeit und Oertlichkeit rechnen.

Nicht Zufall oder Willkür, sondern innere Gründe sind es, welche uns im großen Ganzen den Culturgang verfolgen lassen, daß der Uebergang vom Silbergeld zum Goldgeld einen wirthschaftlichen Fortschritt bedeutet. Das Silber besticht den Naturmenschen durch die blendend weiße Farbe vielleicht noch mehr

als das Gold, und bei den kleinen Beträgen, die Anfangs für die Arbeit der Hände oder für die Producte des Bodens und Gewerbefleißes gezahlt werden, legt der Empfänger höheren Werth auf das voluminösere Silber als auf Gold, dessen geringere Mengen für ihn sogar die Gefahr des Verlustes erhöhen. Deshalb finden wir überall zuerst Silbermünzen im Gebrauche; so in dem ältesten babylonischen Münzsystem, im lydischen Münzfuße, dessen „Stater" ein Gewicht von 2 Silberdrachmen hatte, im früheften Gelde Griechenlands (bis 407 v. Chr.) und Roms (bis 207 v. Chr.), dann im karolingischen Reiche und vier Jahrhunderte hindurch (bis 1252) im ganzen westlichen Europa; endlich seit dem 15. Jahrhunderte wieder in ganz Mittel- und Nordeuropa. Freilich mag das Vorherrschen der Silberwährung in mehreren dieser Epochen auch darin begründet gewesen sein, daß man über geringere Mengen Gold als Silber verfügte; aber es ist doch auffällig, daß die Perserkönige zur Zeit ihrer Machtfülle, daß Griechenland in seiner Blüthe und Rom zur Zeit der Weltherrschaft die Goldwährung vorzog, und daß im 13. Jahrhunderte die durch Welthandel reichgewordenen, den Künsten und Wissenschaften zugethanen italienischen Republiken zuerst die Goldmünzen einbürgerten.

Am deutlichsten tritt der Zusammenhang zwischen Wirthschaftsleben und Währung in unserem Jahrhunderte hervor. Obgleich bis zur Mitte desselben Silber als Geldstoff leichter zu beschaffen war, als Gold, gab die Eignung des Goldes zur Münze eines Welthandelsvolkes doch schon im Jahre 1817 für den ökonomisch höchst entwickelten Staat, Großbritannien, den Ausschlag; das englische Münzsystem beruht seit damals auf der Goldwährung. Als später die Goldfelder Californiens und Australiens jede Besorgniß vor Mangel an diesem Geldstoffe verschwinden ließen, sehen wir der Reihe nach diejenigen Staaten, deren ökonomische Zustände auf größerer Basis angelegt sind, oder welche an dem Welthandel einen größeren directen Antheil nehmen, zur Goldwährung übergehen. Die Leichtigkeit und Bequemlichkeit, mit welcher man große Summen in Gold zuzählen kann, die relative Billigkeit der Versendung, die hohe Stückelung der Münzen, deren Prägungskosten in Gold viel billiger sind, als in Silber, werden zu entscheidenden Motiven für diesen Uebergang, der sich unter unseren Augen vollzieht.

Es darf uns nicht wundern, daß Indien und Ostasien oder Rußland noch der Silberwährung anhängen, denn an diese Völkerschaften ist noch nicht die zwingende Nothwendigkeit herangetreten, von dem altgewohnten, beliebten und massigen weißen Metalle abzulassen; im Gegentheile kann es unter den gegenwärtigen Conjuncturen des Edelmetall-Marktes im allgemeinen Interesse nur lebhaft gewünscht werden, daß diese Verkehrsgebiete noch lange an der Silberwährung festhalten, denn sonst würde das Sinken der Silberpreise einen noch bedenklicheren Grad erreichen. Dagegen sind die Gründe kaum zu erkennen, durch welche Holland und Oesterreich-Ungarn das starre Festhalten an der Silberwährung zu rechtfertigen vermöchten.*) Hier kann der Vortheil der kleinen

*) Während der Drucklegung dieser Abhandlung hat sich in der That Holland bereits für die Doppelwährung behufs des späteren Uebergangs zur Goldwährung entschieden, so daß unsere Bemerkungen eigentlich nur noch Oesterreich-Ungarn berühren.

Stückelung oder die Vorliebe des Volkes für das Silber doch nicht entscheidend sein; Holland nimmt, wenn man auf die Höhe der Umsätze blickt, den achten, Oesterreich-Ungarn den sechsten Rang unter den Handelsstaaten Europa's ein; jenes bewegt 1800 bis 1900, dieses mehr als 2000 Millionen Mark im Außenhandel. Der einzige Erklärungsgrund liegt für Holland in dem Verhältnisse zu seinen ostindischen Colonien, für Oesterreich-Ungarn in der seit mehr als einem Vierteljahrhunderte bestehenden Papiergeldwirthschaft, welche die Frage der Metallwährung Vielen als eine ganz secundäre erscheinen ließ. Heute wäre der Uebergang nur mit großen Verlusten zu bewerkstelligen, da die Metallvorräthe dieser Staaten in Silber bestehen, welches — wie wir oben nachgewiesen haben — seit dem Jahre 1865 um 7 Procent entwerthet wurde. Die Einführung der Goldwährung in Oesterreich würde beispielsweise der österreichischen Nationalbank, deren Baarschatz größtentheils Silber enthält, wenn sie ihre Noten künftighin durch Gold zu decken hätte, eine Ausgabe von mindestens 6 bis 7 Millionen Gulden für diese Umwechselung auferlegen. Umgekehrt verhält es sich bei den gegenwärtig zu einer acuten Frage gewordenen Zinsenzahlungen österreichischer Schuldner an auswärtige Gläubiger; wenn der Coupon einer österreichischen Silber-Rente oder Silber-Priorität in Berlin eingelöst wird, erhält natürlich der Besitzer um 7 Procent weniger, als der Werth dieser Coupons in deutschem Goldwährungsgelde betragen würde.

So wenig die Doppelwährung empfehlenswerth ist, ebenso wenig findet sich, wie die vorangehenden Beispiele gezeigt haben, in der einfachen Währung eine absolut genügende Lösung des Problemes; sie bildet aber unter zwei Uebeln das geringere. Wir sind in unserem ganzen Güteraustausche von Größen abhängig, die wir nicht zu beherrschen vermögen; es fehlt der fixe Punkt, welchen Archimedes verlangte, um die Erde aus ihren Angeln zu heben.

Trotzdem liegt in der gegenwärtigen Einrichtung dieses materiellen Verkehrs einer der schönsten Siege der Intelligenz. Welche ungeheure Kette von Schlußfolgerungen wird unbewußt und mühelos von jedem Verkehrtreibenden stetig gezogen. Der Tauschwerth wird Geldpreis; der Geldpreis ist durch die Beziehung der Münze zur Quantität des in derselben enthaltenen Edelmetalles ausgedrückt; diese Quantität ist festgestellt durch das Gewicht; das Gewicht ist normirt durch seine Beziehungen zu einer gewissen Menge destillirten Wassers, welche einen gewissen Cubikinhalt hat; der Cubikinhalt ist bestimmt durch das Längenmaß einer Seite des Cubus und die Einheit dieses Längenmaßes ist der vierzigmillionste Theil des Meridians unserer Erde. So hängt jede Preisbestimmung mit dem Kosmos selbst zusammen, dessen kleinsten Planeten im Sonnensystem wir bewohnen. Sollte man in jedem einzelnen Falle diese Kette von logischen Schlüssen durchdenken, welche uns durch das heutige, auf metrischer Grundlage ruhende Münzwesen so bequem gemacht wird, so würde ein ganzes Menschenalter zur Abwickelung eines Geschäftsverkehrs gehören, der sich jetzt innerhalb weniger Stunden in jedem Bankhause vollzieht. Das Geld ist also fürwahr eine Maschine, die mehr Zeit erspart, als irgend eine andere. Das ist sein Werth und seine Bedeutung in unserem Culturleben.

Michelangelo.

Von

Professor **W. Henke** in Tübingen.

Florenz feiert in diesem Jahre die vierhundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem einer seiner großen Todten, Michelangelo, der Welt geschenkt wurde. Wenn wir für diese Erinnerung an einen mächtig schöpferischen Genius auch bei uns die Theilnahme aller Kunstfreunde als selbstverständlich voraussetzen, so ist es natürlich, daß wir mit einer Betrachtung derselben auch zunächst an diejenige Art von Interesse und Urtheil für und über seine Werke anknüpfen, die als eine allgemein verbreitete im Kreise der meisten Kunstfreunde angenommen werden kann. Es wird nicht fehlgegriffen sein, wenn wir den Ausdruck einer vielgetheilten Auffassung von Michelangelo und seiner Kunst in den Bemerkungen erkennen, die wir über ihn bei dem populären Interpreten der Kunsteindrücke Italiens, bei Burckhardt, in seinem „Cicerone" finden. Er sagt: „Der Beschauer wird merkwürdig gestimmt gegen einen Künstler, dessen Größe ihm durchgängig imponirt und dessen Empfindungsweise doch so gänzlich von der seinigen abweicht." Diese Stelle findet sich da, wo er über Michelangelo in seiner Eigenschaft als Bildhauer redet, welche er mit Recht als die eigentlich dominirende Thätigkeit des so Vielseitigen hinstellt, und doch, wenn er nachher zur Malerei kommt, wird er wärmer und sagt: „Gegenwärtig verhält es sich wol im Allgemeinen so, daß, wer ihm von Seiten der Sculptur entfremdet ist, von Seiten der Malerei immer wieder den Zugang zu ihm sucht und findet." Derselbe Widerstreit von Bewunderung und Entfremdung und dann wieder Suchen und Finden zieht sich mit, man kann sagen, dramatischer Bewegung durch Burckhardt's ganze Behandlung Michelangelo's und seiner einzelnen Werke.

Wenn diese in sich selbst zwiespältige und unruhige Stellung eines fein gebildeten Geschmacks zu der erhabenen Größe des Altmeisters der Renaissance heute als eine gewiß nicht vereinzelte gelten kann, so liegt der Grund zu dieser Unfestigkeit des Standpunktes, von dem aus wir ihn ansehen, gewiß nicht in dem Abstande der Zeit, der uns von ihn trennt; im Gegentheil, der Widerstreit der Eindrücke, die er bald so, bald so hervorbringt, hat wol auf die Mitlebenden noch viel verwirrender gewirkt, weil die unvermittelte Neuheit des

Sichgebens noch überraschender die gewohnte Art des Empfindens erschüttern mußte. Stehen uns doch die anderen ersten Größen jener Zeit noch heute so nahe, wie wenn sie noch lebten, und wir sind keinen Augenblick unsicher, wie wir innerlich mit ihnen daran sind. So Raphael und die Venetianer. Auf anderen Gebieten zeigt sich noch evidenter der Anschluß des Geschmacks der Gegenwart an den damaligen. So in der vorherrschenden Strömung der gegenwärtigen Architekturthätigkeit. Und dies hat wol seinen Grund in einer inneren Verwandtschaft des Lebens und der Bildung von damals und jetzt in Bezug auf Kunst und Genuß, abgesehen von dem Abstande der künstlerischen Fruchtbarkeit in der Gegenwart gegen damals.

Der heutige Geschmack und die heutige Kunstwissenschaft unterscheidet sich von dem, was auf diesen Gebieten bis vor nicht lange tonangebend war, wol besonders dadurch, daß man den Maßstab und den Grund für die Größe einer Kunstepoche oder eines wahren ästhetischen Genusses nicht mehr nur in der imponirenden Wirkung vereinzelter eminenter klassischer Werke findet, sondern in der Entwickelung des empfänglichen Sinnes und der schaffenden Erfindung für alle möglichen wohlthuenden Eindrücke und deren Hervorbringung bis hinab zu den kleinen Annehmlichkeiten des Comforts, der Behaglichkeit. Daher die theoretisch und praktisch gesteigerte Würdigung auch des Kunstgewerbes neben der hohen Kunst, welche durch Schulung von Auge und Hand doch auch dieser mitaufhilft. Daher der gesteigerte Verkehr der Künstler, der Forscher und Liebhaber in der Kunst zu gegenseitiger Belehrung und Uebung in der Kennerschaft, der diese höheren Interessen und Genüsse auch gern mit den kleinen Freuden des geselligen Behagens verbindet. Und an den Höfen der Mediceer und der gleichzeitigen Päpste, wie in den Palästen der Patricier von Venedig war gewiß erst recht ein studirtes Wohlleben der warme Hintergrund für die Werthschätzung auch der großen Meisterwerke, sowie eine befruchtende Quelle des productiven Behagens der Meister selbst, die dort aus- und eingingen.

Die Gefahr einer solchen Richtung liegt freilich nahe dabei, sowol für das feinschmeckende Publicum als für die producirende Thätigkeit, für jene das Herabsinken in ein zu detaillirendes Gustiren, eine Subtilität der empfindenden Organe, welche die Freudigkeit des Aufnehmens auch großer erhebender Eindrücke und Stimmungen zuletzt in kleinlicher Weise abhängig macht von der Exactheit vollkommen durchstilisirter Zubereitung, oder der Störung durch irgendwelche kleine unliebsame Nebeneindrücke, für die Kunstthätigkeit selbst ein Aufgehen in den Feinheiten der vollkommensten Technik, eine Abschwächung der ungebundenen Frische und Freiheit der Erfindung. Wenn aber jene Glanzheit des XVI. Jahrhunderts in Italien bei aller Entfaltung jenes gefälligen Wohlbehagens von dieser weichlichen Erschlaffung nicht betroffen wurde, so liegt dies wol nicht zum geringsten Theile daran, daß mitten durch die Kreise jener äußerlich und innerlich feinen Gesellschaft mit dem rücksichtlosen Schritt eines eigensinnigen Hagestolzen ein Mann seinen eigenen Weg ging, bei dem jede Art von verfeinerter Empfindung weit zurücktrat gegen die Energie eines gewaltigen Könnens, Wollens und Machens; das war Michelangelo.

Er wollte nie gefallen, sondern immer nur schaffen. Er rüttelte durch den imponirenden Eindruck seiner vordringenden Initiative auch die zarter Gestimmten unwiderstehlich zur höchsten Anspannung aller Kräfte auf und übte dadurch auf seine Zeit und ihre Kunstströmung den mächtig dominirendsten Einfluß. Er selbst dagegen wurde von dem Tone und Zuge seiner Zeit nicht mit fortgerissen. Kaum dürfte es daher bei irgend einem großen Manne weniger fruchtbar sein als bei ihm, das Bild seines Lebens mit einer Darstellung aller möglichen Geschichten und Gedanken aus seiner Zeit und über seine Zeit zu verquicken oder aus demselben heraus zu entwickeln, wie dies H. Grimm in drei Bänden gethan hat. Daß eine Behandlung dieses Helden in diesem Geschmacke nicht die Absicht des Verfassers dieser Zeilen sein kann, versteht sich von selbst, da er als Anatom von allen jenen vornehmen Herren und Damen des cinque cento gar nichts zu sagen weiß, sondern nur ganz einfach gestützt auf seine Bekanntschaft mit dem Gefüge des menschlichen Körpers ein Zeugniß davon ablegen kann, wie Michelangelo in seinen Werken diesen vornehmsten Gegenstand derselben gefaßt hat. Eine solche rein sachliche Würdigung dessen, was er uns geleistet, dürfte aber heutzutage um so eher auch eine Berechtigung haben, als der Impuls, den das Interesse für den Meister durch das Jubeljahr erhält, glücklich zusammen trifft mit der größeren Verbreitung von Nachbildungen seiner Werke, besonders durch Photographien, und also auch die weiteren Kreise der Gebildeten in den Stand gesetzt werden, sich mehr aus Anschauung als nach Hörensagen ein Bild von ihm zu machen.*)

Wenn wir nun aber doch beim Beginn einer solchen Betrachtung der Werke des Meisters nicht unterlassen können, sie auch mit anderen zu vergleichen, um so einen Maßstab für ihre Größe zu gewinnen, so wird es wenigstens kein blos zeitgeschichtlicher, sondern einzig ein universalhistorischer Standpunkt sein, auf den wir uns von vorn herein stellen wollen. Man nennt bekanntlich die Kunstepoche, in welcher Michelangelo gestanden und hervorgeragt hat, die Renaissance, weil man in ihr ein Wiederaufleben des Geistes, des Geschmackes und der freien Entfaltung aller rein menschlichen Kräfte erblickt, wie sie lange zuvor das klassische Alterthum schon entwickelt und besessen hatte. H. v. Sybel hat einmal gesagt, es sei wol wahr, wie das Sprichwort sagt, daß nichts Neues unter der Sonne sei, aber ebenso gewiß, daß nichts in der Entwickelung der menschlichen Dinge sich in ganz gleicher Weise wiederhole, und wenn sich diese Bemerkung unseres

*) Ich bin mit einer ähnlichen Behandlung desselben Gegenstandes schon einmal aufgetreten (Die Menschen des Michelangelo im Vergleich mit der Antike, Vortrag, Rostock, E. Kuhn, 1871). Die vorliegende verdankt ihre Entstehung einer Festrede, die ich bei der Feier des Jubiläums im Kreise der Kunstgesellschaft zu Prag gehalten habe. Sie stimmt natürlich mit jener vielfach überein. Während ich aber dort von den Einflüssen anatomischer Studien auf den Stil des Meisters ausging, um so die Basirung einer eigenen Auffassung des letzteren auf erstere zu legitimiren, wollte es hier dem festlichen Anlasse und dem dadurch angeregten allgemeinen Interesse für den Meister nur entsprechen, mit dem fertigen Ergebnisse jener Zergliederung in einer Würdigung des damit Erreichten den Dank gegen den großen Todten freudig auszusprechen. Ich muß bedauern, daß ich dem Leser nicht zugleich die Fülle von Copien der Werke vorführen kann, zu deren Erläuterung gleichsam nur die Rede gehalten wurde. Ich habe statt dessen wenigstens hier und da angegeben, wo die Werke zu sehen sind.

deutschen Historikers in der politischen Geschichte der Gegenwart wie ein prophetisches Wort bewährt hat durch die Wiederaufrichtung des alten deutschen Reiches als eines doch in seiner Art auch ganz neuen, oder wie, um ein unserem Gegenstande in der Zeit näher liegendes Beispiel zu brauchen, die Reformation in und mit ihrem Zurückgreifen auf die älteste Kirche doch zugleich den Ausgangspunkt einer ganz neuen religiösen Strömung bildet, so ist auch die Kunstentwickelung der Renaissance wol hervorgegangen aus einem frischen, freudigen Wiederanknüpfen an die Traditionen der langversunkenen Herrlichkeit des Hellenismus, aber zugleich hat sie aus diesem alten Samen auf einem neuen Boden und in einer ganz veränderten Atmosphäre eine vollkommen eigenartige Frucht entwickelt. Das Letztere gilt aber vor Allem von Michelangelo. Wol ist seine Kunst die einzige würdige Fortsetzung von dem plastischen Schaffen der Alten, und doch sind seine Werke eine von den ihrigen grundverschiedene neue Schöpfung.

Worin bestand die eigenthümliche Größe und Bedeutung der antiken Plastik? Erstens in der Naturtreue, mit welcher sie die Form, die äußere Oberfläche des nackten menschlichen Körpers in der Blüthe der Jahre ganz nach dem Leben und wie mit dem Hauche des Lebens noch übergossen dargestellt hat und in welcher sie nie übertroffen ist, nie übertroffen werden wird. Wie im Leben scheinen die festen Theile des Leibes, die Knochen und Muskeln, als das eigentlich Form gebende Element der Organisation durch die Haut hindurch, aber gemildert durch die feinere eigene Plastik, welche auch in der elastisch geschmeidigen Verhüllung des festen Baues durch die Haut und das unter ihr liegende Fett noch die bildende Kraft der Natur erkennen läßt. Diese frische Blume, dieser zarte Duft der natürlichen Erscheinung spiegelt so vollkommen den lebendigen Eindruck von Fleisch und Blut, daß das Wohlgefallen daran nur durch die Ruhe und Kälte des Steines aus der Sphäre der sinnlichen Lust in die des ästhetischen Wohlgefallens emporgehoben ist.

Zweitens aber und hauptsächlich beruht die Art, wie die antike Plastik auf uns wirkt, auf den Stellungen, welche sie ihren Figuren gibt, oder, wie die Kunstsprache der Technik es nennt, auf den Motiven ihrer Werke. Denn durch ihre Haltung und Bewegung, durch den Gebrauch im Dienste des Geistes, der sie beherrscht, werden die Glieder unseres Körpers Organe des geistigen Ausdrucks, der durch die Kunst wiedergegeben werden und mehr als ein nur äußerliches Wohlgefallen an schönen Formen hervorbringen kann, und die Art, wie dies erreicht wird, gibt dem Stil in der Plastik seine Signatur. H. Grimm freilich ist so befangen in der Gustirung nur jener höchsten Naturwahrheit bei der Wiedergabe der Hautoberfläche, daß er sich ausmalt, wie dieselbe auch dann noch unvertilgbar charakteristisch bleiben müßte, wenn der Grieche im Stande gewesen wäre, seiner Venus von Melos die Stellung der Aurora des Michelangelo zu geben, und wenn dann beide noch dazu in Stücke zerschlagen worden wären. Das kommt mir beinahe so vor, als wollte ich mir ausmalen, wenn die Athener ihren Parthenon zufällig in gothischem Stil gebaut hätten und er wäre dann zusammengeschossen, wie man doch in den Trümmern noch erkennen würde, daß er aus Marmor war. Denn viel mehr als Material ist selbst die vollkommenste

Detailmodellirung nicht gegenüber der Action und Geberde der Glieder als Mittel der eigentlich höheren Kunstwirkung in der Plastik.

Worin besteht nun in diesem Sinne der Charakter der Antike? Auch die Stellungen ihrer Figuren sind stets nur die allernatürlichsten. Das will sagen: sie sind nicht nur anatomisch richtig so dargestellt, wie sie sich im Leben darstellen würden, sondern auch so gewählt und motivirt, wie sie sich im Leben bei dem gewöhnlichen Gebrauch kräftiger, gesunder Glieder unter einfach verständlichen Bedingungen naturgemäß ergeben, die uns also auch in der Wirklichkeit als typisch normale Erscheinungsformen beim Anblicke unserer Mitmenschen oft und deutlich entgegentreten und so vertraut werden, daß wir eben in ihnen sowol den normalen Bau des Körpers als auch den Ausdruck seiner Bestimmung als williges Organ der Seele, die ihn bewohnt, wiedererkennen. Es sind namentlich die einfach maßvollen Bewegungen und Haltungen des aufrechten Stehens, nur variirt durch irgend welche ebenfalls einfach natürlichen Motive zur Bewegung der Hände wie das Halten einer Lanze, das Wiegen der Wurfscheibe in der Hand, das Abschaben des Armes nach dem Bade oder das Anbinden der Sohlen. Und auch die Compositionen sitzender oder ausschreitender Figuren sind meist durch eine sehr einfache Handlung, wie das Ausziehen eines Splitters aus der Fußsohle oder das Vordringen zum Gefecht, so vollkommen bestimmt, daß jedes Glied seine dadurch motivirte Lage hat. Daher ist es auch überhaupt nur möglich, an verstümmelten Figuren die fehlenden Theile zu ergänzen, wenn nur das Motiv im Ganzen verstanden ist, und die Möglichkeit des Irrens dabei beweist, wenn sie nachweisbar ist, eben dadurch, daß das Richtige nicht überhaupt unergründlich sein kann.

Fragen wir nun nach einzelnen typischen Merkmalen aller dieser Haltungen des menschlichen Körpers in seinen antiken Darstellungen und nach den Bedingungen derselben. An jeder einzelnen Stelle, wo Theile des Körpers beweglich verbunden sind, ist von der Beweglichkeit des Gelenkes zwischen ihnen nie ein extrem forcirter, fast nie auch nur ganz der volle, zwanglos mögliche Gebrauch gemacht; aber durch zusammenwirkende Anwendung mehrerer aufeinander folgender Gelenke ist doch eine ausgiebige Biegung oder Streckung der ganzen Glieder herbeigeführt. Daraus ergibt sich zunächst rein äußerlich als Grundtypus aller Umrisse eine leichte, gefällige, zu einem Ziele hinstrebende Führung der Linien, welche sich als Hauptrichtungen durch die Figur ziehen. Dies macht auf den Beschauer sogleich den Eindruck einer ohne Mühe und Kunst sich von selbst ergebenden, mit angeborener Leichtigkeit dem Bedürfnisse des Moments gefällig folgenden, mit Einem Wort graziösen Action. Damit ist nicht bewiesen und soll auch nicht gesagt sein, daß zu der Herbeiführung oder Erhaltung aller dieser Stellungen nicht doch auch eine kräftige Wirkung von Seiten der willkürlichen Bewegungsorgane, der Muskeln, nöthig sei. Im Gegentheil: die leichte Biegung der Glieder bis zu einem gewissen maßvollen Grade, ohne irgend in extreme Knickungen oder Reckungen auszuschlagen, erfordert eine vielfache Anstrengung verschiedenen Grades ebenso gut oder mehr, als manche viel auffallendere, plötzlich eckig ausgreifende Ortsveränderung einzelner Theile oder des ganzen Körpers, wobei sie wie im Sprunge nur durch vereinzelte Stoß- oder Zug-

wirkungen fortbewegt werden. Aber nicht nur merkt der Beschauer bei jenen unscheinbaren Leistungen weniger von dem Spiel der Kräfte, das dabei thätig ist, sondern man hat auch selbst weniger Bewußtsein davon, und darauf eben kommt es an, wenn wir es verständlich finden sollen, daß eine gewisse Art von Haltung uns wirklich einen richtigen Ausdruck von dem inneren Zustande des Menschen geben kann.

Wir sind uns im täglichen freien Gebrauche unserer Glieder beim Stehen und Gehen, Aufstehen und Niedersitzen, Zugreifen und Loslassen u. s. w. wenig oder gar nicht klar darüber, daß wir, um die einfachen Absichten, welche wir dabei haben, zu erreichen, einen complicirten Apparat von Knochen und Gelenken durch die Arbeit der Muskeln willkürlich in Bewegung setzen müssen. Daraus folgt nicht, daß dieselben nicht von unserem Willen geleitet werden. Sie sind ihm vielmehr so sicher und ordnungsmäßig unterworfen, so fest darauf eingewöhnt, ihm zu gehorchen, daß es nur leiser Winke bedarf, um gemäß der bestimmenden Absicht die ganze Reihe von Einzelwirkungen in's Spiel zu setzen, die fast die ganze Maschine des Körpers entsprechend richten und einstellen, und der bewußte Wille sich um das Einzelne des Herganges dabei gar nicht zu kümmern braucht. Hier wissen wir bald selbst nicht mehr, was noch ein Product unserer Willkür, oder eigene Regulirung des Mechanismus ist. Die Organe des Körpers folgen den Impulsen des Willens scheinbar so von selbst, wie die Schiffe der Phäaken beim Homer, die ohne Steuerruder fahren, weil die Schiffe schon wissen, wohin sie wollen. Der Gegensatz von Geist und Körper wird möglichst unmerklich. Dieser erscheint nur als der Ausdruck von jenem, jener als die Action von diesem, oder wenigstens scheint der Wille wie überall bis in die Fingerspitzen im Körper verbreitet. Ein solcher Zustand, in welchem wir Seele, Leib und die einzelnen Glieder desselben kaum noch unterscheiden, weil was die Seele will und was die Glieder des Leibes thun, wie von selbst zusammenstimmt, ist nun offenbar ein Ausfluß voller Gesundheit beider, ein frisches, freudiges Leben im Genusse dieser Gesundheit, wie es ein gesunder Zustand des Staates ist, wenn alle seine Glieder wie aus freiem Antriebe das zur That machen, was seine Regierung beschlossen hat. Und dieser Zustand voller, frischer, freudiger, gesunder Lebenskraft ist es, was uns die Statuen der Griechen in ewiger Jugend verkörpert darstellen. Ruhig und fest stehen sie vor uns, oder auch wenn sie in gewaltiger Anstrengung sich stemmen und strecken, wie ein kämpfender Fechter oder selbst ein mit dem Tode ringender Laokoon: immer ist der ganze Körper von der einen Action ganz durchdrungen, eins mit sich und seiner Seele bis zum letzten Hauche.

Alles in der Welt hat ein Ende. So auch die Herrlichkeit der Antike, und nicht nur ein Ende mit Schrecken im Niedergange der Völker und Staaten des klassischen Alterthums, sondern auch ein natürliches Auslaufen im Nachlasse der productiven Kräfte. Ein halbes Jahrtausend fast lebte die antike Kunst und Weltanschauung im römischen Reiche noch fort, ohne wesentlich neue Schöpfungen zu gestalten. Schon die letzten Blüthentage der Plastik brachten nur gesteigerte Effecte durch Variirung der Motive hervor, wie sie uns in den pergamenischen hingestürzten todten und verwundeten Kämpfern erhalten sind. Das Grund-

princip der Auffassung des Menschen, die Einheit des ganzen Körpers und des Motivs für die Haltung aller seiner Theile, blieb das alte und mit ihm der Geist der Antike, der darin fortlebte. Seine Thaten waren gethan. Das neue Weltalter brach an, wie Schiller es im Gedicht auftreten läßt:

„Die Götter sanken vom Himmelsthron,
„Es stürzten die herrlichen Säulen,
„Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
„Die Gebrechen der Erde zu heilen;
„Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
„Und der Mensch griff denkend in seine Brust.
„Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
„Der die frohe Jugendwelt zierte,
„Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich
„Und der eiserne Ritter turnirte."

In dem großen Zeit- und Völkersturm und -Drang des Mittelalters wurde der edlere Sinn in Religion und Poesie nach Innen gekehrt. Auch die bildende Kunst ging nicht leer dabei aus. Sie spitzte sich in der Architektur, besonders in der kirchlichen, zu den himmelanstrebenden Formen der Gothik zu, sie vertiefte sich in der Malerei bei streng gemessener Haltung zu der Erfassung des geistigen Ausdruckes in den Gesichtszügen, aus der hernach die feine Porträtkunst eines Holbein direct hervorkeimte; aber in der kräftigeren Mimik des ganzen Körperbaues und also in der Plastik äußerte sich kein neuer, frischer Zug des Schaffens, und eben darum tritt nachher das Genie eines Michelangelo noch unvorbereiteter auf, als die mehr malerischen Kräfte.

Und doch auch er, wie ja nach Schiller's Wort alles Menschliche erst werden und wachsen und reifen muß, auch er sprang nicht wie Minerva aus dem Haupte des Zeus in der vollen Rüstung dessen hervor, was Mit- und Nachwelt dann als Michelangelo'schen Stil angestaunt hat. In dem Carton der badenden Soldaten*), durch den er als Jüngling im Wettstreite mit dem reifen Meister Lionardo siegte**), ist nur im wahren Sinne des Wortes „Renaissance", neubelebte antike Auffassung. Dieser Soldat, der das steile Ufer emporsteigt, oder jener, der sich die Hose anknüpft, was sind sie anders als ein Paar neue Motive ganz im Geiste der Antike, d. h. die ganze Gestalt vom Kopf bis zum Fuß durch eine bestimmte leicht, graziös, zweckmäßig auf einen einfachen, klaren, handgreiflichen Zweck hinarbeitende Bewegung in all' ihren Biegungen bestimmt und dabei mit sicherer Feinheit durchgeführt? So scheint es fast wie ein Fatum, daß dies vielbewunderte Werk einer so kunstliebenden Zeit doch das Loos der Zerstörung hat theilen müssen, das uns von den Werken der Antike so wenig übrig gelassen hat.

Betrachten wir dagegen nun die ersten großen plastischen Werke des jungen

*) Nur in unvollständigen Copien erhalten.

**) Ist es nicht eine Ironie auf alle Preisausschreiben, daß die zwei größten Männer, die sich vielleicht je auf eine solche Art von Concurrenz eingelassen haben, gerade in diesem Falle so wenig sie selbst waren, nicht nur der Junge, sondern auch der Alte? Denn wer erkennte auch in Lionardo's Reitergefecht den Meister des Abendmahles und der Mona Lisa?

Meisters, die „Pietas", Maria mit dem Leichnam des Herrn auf dem Schoße*) und die Madonna mit dem Christuskinde vor sich in Brügge**), so schließt er sich hier offenbar nahe an das zunächst Vorhergegangene, an den Stil des Mittelalters, an. Wer die Mehrzahl seiner späteren Werke schon kennte und sich daraus ein Bild von seiner Eigenart abstrahirt hätte, dann aber erst jene beiden großen Marmorgruppen zum ersten Male sähe, der käme schwerlich darauf, sie ihm zuzuschreiben, sondern würde sie auf den ersten Blick viel eher für Werke der kirchlichen Kunst des Mittelalters halten. Und doch tritt nun hier zuerst seine Eigenart in einfach großen Zügen hervor.

Eine tiefe, majestätische, lapidare Ruhe herrscht in diesen beiden Bildern der Mutter Gottes, in der steifen, unbiegsamen Haltung des Oberkörpers, welcher fest und gerade aufgerichtet auf dem Sitze ruht, in dem festgeschlossenen Ausdruck des großen, schönen Gesichts mit den niedergeschlagenen Augen, und in der prachtvoll reichen, aber schlichten Bekleidung. Dieselbe erhabene Stille ist in dem einen und dem anderen nackten Christusbilde, dem Leichnam wie dem Kinde, durch die einfache, dauerhafte Körperstellung kräftig ausgedrückt. Der größte Theil der Masse, die hier aus dem Stein so gewaltig herausgearbeitet ist, erscheint selbst wie versteinert, die Seele, der Gedanke wie abwesend, wie in einem tiefen, träumerischen Selbstvergessen in's Innere zurückgezogen. Nur an einer einzigen Stelle tritt er energisch wirksam hervor. Das ist in beiden Gruppen die linke Hand der Maria. Bei der Pietas befinden sich alle übrigen Theile beider Gestalten, der lebenden wie der todten, in einer festen Lage, welche einfach dadurch bestimmt ist, daß Maria den Leichnam fest im Arme und auf dem Schoße hält. Wenn sie die nöthige Kraft dazu hat, wie uns dies Michelangelo bei allen seinen Figuren als selbstverständlich voraus zu setzen zwingt, so können wir uns vorstellen, daß sie schon lange so regungslos dasitzt und auf den entseelten Leib herniederstarrt, ohne daß irgend ein Laut oder eine Geberde das ausspricht, was dabei durch ihre Seele zieht. Nur die Eine Hand macht eine freie, ausdrucksvolle Bewegung für sich, die Geberde des „dahin für immer", in's Leere geöffnet, wie etwas fallen lassend, was nicht zu halten und wieder zu erlangen ist. Sie spricht gleichsam allein das bezeichnende Wort der Situation, die unendliche Trauer, vor welcher der ganze übrige Körper wie verstummt ist, ausdrücklich aus. In ihr sehen wir, wie mit einem einzigen hellen Strahl, das innere Leben der Seele noch sichtbar aus dem Körper hervortreten. Und wie hier der tiefste Schmerz aus der Erstarrung des ganzen Menschen nur in dieser ganz vereinzelten Handbewegung hervortritt, so in der Mutter mit dem Kinde die liebende Fürsorge aus einer träumerischen Zerstreutheit, bei der der ganze Körper unthätig oder in einer einmal angenommenen Lage wie willenlos festeingestellt war. Die Situation ist für ihn freilich von Seiten des Kindes eine

*) Original in der Peterskirche in Rom, Gypsabgüsse in Berlin und Dresden.

**) Gypsabguß in Dresden. Es ist freilich soeben von C. v. Lützow (Zeitschrift für bildende Kunst X., S. 187 ff.) nachgewiesen, daß diese Marmorgruppe in Brügge kein erstes Originalwerk von Michelangelo, sondern nur die Nachbildung eines solchen in Bronze sei. Für eine Betrachtung wie die unsrige, die sich nur auf die Motive der Composition bezieht, bleibt sich dies aber ganz gleich.

veränderte. Es hat auf dem Schoße gesessen, ist heruntergestiegen und verweilt nur einen kurzen Moment plastischer Ruhe im vorbereitenden Tasten, um vom linken Fuß auf den rechten auf die Fußbank hinabzutreten. Die Mutter scheint dies Alles noch kaum zu merken; so steif und unverändert bleibt sie da sitzen. Nur mit der einen linken Hand faßt sie die rechte des Kindes, bereit, ihm zu helfen, wenn es stolpert. In diesem einen festen Griffe ist die ganze bewußte Willenskraft der Mutterliebe deutlich gegenwärtig, mag auch der Geist sonst noch so wie abwesend in sich versunken sein.

Dies ist nun also etwas ganz Neues, eine ganz eigenthümliche, ganz moderne Auffassung des Verhältnisses von Leib und Seele im Menschen, durch die Kunst anschaulich verkörpert: nicht mehr die ganze Gestalt ist ein harmonisch mit allen seinen Theilen zusammenstimmendes Instrument, welches die Stimmung des Werkes ausdrückend vermittelt, sondern sie sitzt nur so da, wie sie nun eben aus äußeren oder früheren Anlässen hingesetzt ist, gleichsam nur abzuwarten, bis der Geist, der sie eben zu nichts braucht, sie wieder aufrufen wird, und nur ein kleiner einzelner activer Theil wird eben von einem inneren Impulse inspirirt zum Beweise, daß die Seele doch nicht entflohen ist. Er ist im Augenblicke gleichsam allein der Sitz der Seele oder die Pointe des Werkes liegt in ihm.

Von dieser einen Neuerung ist im Princip der Weg nicht mehr weit zu dem ganzen freien Spiel der Erfindung neuer Motive, mit denen uns Michelangelo in seinen späteren Werken so unerschöpflich überhäuft und durch auffallendere Bilder überrascht. Denn wenn eine einzelne Hand einem einzelnen Willensimpulse oder einer einzelnen Gemüthsregung folgen kann, ohne daß man dem ganzen übrigen Körper etwas davon anmerkt, warum soll man dasselbe nicht der Reihe nach mit jedem Gliede vom Kopfe bis zum Fuße machen und auf diese Art eine unendliche Mannichfaltigkeit von Stellungen hervorbringen können? Und wir haben den frappanten Beweis dafür, daß Michelangelo sich nun dieser Freiheit, ja dieser Willkür mit vollem Bewußtsein, ja mit Uebermuth können wir sagen, inne wurde und schaltend bediente, in der Geschichte des dritten großen Bildwerkes seiner Jugend, das zu jenen beiden freilich gleich höchlich contrastirt, des gigantischen Knaben David in Florenz, dessen ganze verzwickte Haltung bekanntlich blos in der Absicht ausgedacht und durchgeführt ist, um aus einem bereits von einem anderen Künstler angebrochenen Blocke doch noch etwas zu machen und den Marmor, so wie er war, dazu noch möglichst auszunutzen. Welch ein Einfall! Aber da muß sich nun zeigen, wie Arme und Beine sich commandiren lassen und was aus ihnen zu machen ist, wenn man nur einen jedem vorschreibt, sich eben da, wo der Stein noch nicht weggehauen ist, einzufügen, so gut es kann, und so, daß es doch Niemand merken soll, wie es sich da aus Noth hat hineinrücken müssen. Wir wollen nicht im Einzelnen am David untersuchen, wie dies Problem gelungen, aber man soll es Niemand verdenken, der so etwas von vornherein für eine Marotte hält und sich auch durch den Anblick des fertigen Riesenwerkes von diesem Vorurtheile nicht bekehren läßt.

Kommen wir nun aber erst einmal zur Hauptsache, zu der Art von Erscheinung des menschlichen Körpers, wie sie in den am meisten charakteristischen

Werken aus der reifsten Zeit des Meisters zu Tage tritt. Burckhardt sagt mit Recht von den vier großen nackten Figuren an den Gräbern der Mediceer in Florenz*), welche als allegorische Darstellung der Tageszeiten gelten, in ihnen habe Michelangelo seine kühnsten Gedanken über Grenzen und Zweck seiner Kunst geoffenbart. Von ihnen gilt auch das in eminentem Grade, was ich schon Anfangs mit Burckhardt's Worten als die Art, wie Michelangelo meistens in seinen Werken auf uns wirkt, glaubte wiedergeben zu können, dies zugleich Imponirende und Befremdende, dies mit einem Worte über das gewöhnliche Maß hinaus Greifende.

Worin besteht nun das Wesen dieser Art von Darstellung des menschlichen Leibes, was ist hier so ganz anders als bei der Antike, so viel mehr imponirend, so viel weniger ansprechend, so viel überraschender und mannichfaltiger im Ausdruck? Zuerst, was die äußere Manier betrifft, d. h. die Art der Modellirung oder Zeichnung aller menschlichen Glieder an und für sich, so wird dasselbe wol hier und da erst recht ganz nach der Wirklichkeit mit allen Falten und Knicken der Oberfläche nachgebildet, wie man sie an Menschen verschiedenen Alters, verschiedener Stärke und verschiedener Corpulenz bemerkt; aber von der Lust und Liebe, mit welcher der Grieche die Modellirung des Fleisches und seiner zarten Ueberpolsterung in der Blüthe der Jugend als Gegenstand des Wohlgefallens an und für sich behandelte, ist hier keine Spur. Die derberen plastischen Elemente, die Knochen und Muskeln, werden uns mit unvermittelter Deutlichkeit an den nackten Figuren durch die einförmig darüber hin gezogene Haut dargestellt, an den bekleideten durch die Fülle der Gewänder doch mit ihren Hauptstücken zu verstehen gegeben; was darüber liegt, ist nur Decoration und demgemäß auch in decorativer Breite nur angedeutet. Es ist eine wohlfeile Kunst für geübte und ungeübte Kenner, hier und da an der Ausführung dieser Dinge herumzumäkeln und darüber das Verständniß dessen, was dahinter steckt, zu vergessen. Treffend und kurz faßt Burckhardt zusammen, was in dieser Beziehung von der Art der Formgebung bei Michelangelo zu sagen ist, auf was es bei ihrer Wirkung ankommt. „Seine Darstellungsmittel," sagt er, „gehören alle dem höchsten Gebiete der Kunst an; da sucht man vergebens nach einzelnem Niedlichen und Lieblichen, nach seelenruhiger Eleganz und buhlerischem Reiz: er gibt eine grandiose Flächenbehandlung als Detail und große plastische Contraste, gewaltige Bewegungen als Motive." Auf diese als das eigentlich Wesentliche wollen wir also auch sogleich übergehen.

Und es ist dafür gesorgt, daß wir sie nicht übersehen. „Ueberall," sagt Burckhardt ebenfalls treffend, „präsentirt sich das Motiv als solches, nicht als passendster Ausdruck eines gegebenen Inhaltes." Wir wollen hinterher sehen, ob wir diesen nicht doch auch finden. Und ein anderes Mal führt derselbe Beurtheiler aus, wie Michelangelo förmlich nur „in dem prometheischen Glücke schwelgt, alle Möglichkeiten der Bewegung, Stellung, Verkürzung, Gruppirung der reinen

*) Gypsabgüsse von den Originalen in Florenz im neuen Museum zu Berlin, von kleinen alten Broncecopien in Paris vielfach verbreitet, z. B. in Dresden, auch billig zu haben beim österreichischen Museum in Wien.

menschlichen Gestalt in die Wirklichkeit rufen zu können." Um zu dieser Herrschaft über den ganzen Reichthum von Motiven, wie er sich selbst dem so offenen Sinn der Griechen entfernt nicht erschlossen hatte, zu gelangen, mußte Michelangelo den Menschen nicht nur im Leben, wie er sich von selbst gibt, treu beobachten, sondern die Organisation seines Körpers, insbesondere seiner Bewegungsorgane, so durch und durch kennen gelernt haben, daß er wußte, was nur immer mit ihrem Gebrauche zu machen ist, und er hat zu dem Ende bekanntlich so eifrige anatomische Studien gemacht, daß er nach einer Angabe von Condivi einmal damit umgegangen ist, ein Buch über die Bewegungen und Formen des menschlichen Körpers zu schreiben und darin eine eigene Theorie derselben aufzustellen. Wenn er aber trotzdem mit den Kleinigkeiten dessen, was man sonst in der Kunsttechnik anatomisch richtige Zeichnung nennt, nicht viel Umstände macht, so zeigt sich dagegen seine Force nach dieser Seite hin in der exacten Durchführung der richtigen Gliederung des Körpers nach den einzelnen Knochen und Gelenken, der prägnanten Markirung des Gegensatzes von festen Abschnitten und bestimmten Biegungsstellen, worin er die Griechen an Strenge und Genauigkeit der Naturtreue übertrifft.

Wenn wir dies im Einzelnen prüfend verfolgen, stoßen wir sogleich auf einen wesentlichen Charakterzug der Motive von Michelangelo im Gegensatz zur Antike. Sie muthen den einzelnen Gelenken mit Biegung oder Streckung nie das Aeußerste, kaum das noch ganz gut Mögliche zu. Michelangelo thut es immer, thut es mit Lust und Ostentation. An dieser rechten Schulter, an diesem linken Ellbogen der Aurora kann man demonstriren, bis zu welchem spitzwinkligen Grade sich diese beiden Gelenke hervorstemmen und biegen lassen. An keinem antiken Werke ebenso. Und trotzdem wird mit diesem Gebrauche der Biegsamkeit aller einzelnen Gelenke bis hart an die Grenze des Möglichen keine ungewöhnliche Ortsbewegung der Endglieder der Hände und Füße oder des Kopfes bezweckt und erreicht. Was gemacht werden kann, wird gemacht; aber man könnte fast sagen: ohne Noth. Denn wo einem Gelenke das Aeußerste zugemuthet ist, da wird das nächste, welches zum Ausgreifen in derselben Richtung helfen könnte, gar nicht zu diesem Zwecke benutzt, wie dies bei den Griechen immer geschieht und auch im normalen Gebrauche das Naturgemäße ist, sondern hier ist vielleicht wieder die entgegengesetzte Biegung forcirt; so in der Auf- und Abbiegung des gewaltigen Ober- und Unterschenkels der Nacht. Das Alles ist ohne Zweifel möglich; aber es ist ungewöhnlich und insofern weniger natürlich als Alles, was die Antike zeigt. Und die resultirenden Formen und Umrisse der ganzen Gestalten, die dabei herauskommen, geben uns daher auch ganz überraschend ungewohnte Bilder. Statt der leicht und harmonisch in einander übergehenden Hauptrichtungen und Linien, welche den Zug der Bewegung in einer antiken Figur als einheitliches Motiv aller Theile erkennen lassen, machen sich hier die Einzelglieder mit auseinanderstrebenden Ecken und Maßen unabhängig von einander geltend. Nehmen wir dazu, wie sich nun auf diesen hin und her gegeneinandergestemmten und durcheinandergeworfenen Knochen und Gelenken die plastischen Fleischmassen der Muskeln ausbreiten und hervordrängen, so haben wir wol die wesentlichen Züge des Charakters dieser Motive herausgehoben,

welche nun besonders in den unendlichen Variationen von halb liegenden, halb sitzenden, oder kauernden Stellungen den Typus des Stils der Darstellung menschlicher Leiber durch Michelangelo darstellen, wovon wir namentlich in den beiden weiblichen Figuren an den Mediceergräbern zwei Prototypen vor uns haben.

Wie muß nun dies wirken und warum? Man versucht oft, den Charakter des Eindrucks dieser Werke auszusprechen, indem man sagt, es drücke sich in diesen imponirenden Gestalten eine große Kraft, eine übermenschliche Anstrengung und dadurch erhabene Gewaltigkeit aus. Wie sollen wir das verstehen? Halten wir uns nur erst noch an das, was hier rein körperlich dargestellt ist. Eine gewisse Gewalt ist allerdings dem Körper angethan, um die Stellungen herbeizuführen, welche soeben charakterisirt worden sind; aber daraus folgt keineswegs, daß die Menschen zu diesem Zwecke eine große Kraftanstrengung haben machen müssen. Es ist zu unterscheiden: der passive Theil der Bewegungsorgane, die Knochen und die Gelenke, welche nur bis zu gewissen Graden der Bewegung geführt werden können und dann der Fortsetzung derselben durch ihre Festigkeit widerstehen, und die activen Organe, die Muskeln, welche durch ihre Anspannungen die Bewegung herbeiführen, oder die Stellung bleibend erhalten, wenn das eine oder das andere sich nicht von selbst durch die gegenseitige Unterstützung oder Anlehnung der Knochen an- und untereinander nach der Wirkung der Schwere von selbst ergibt. Nun ist aber leicht einzusehen, daß der letztere Fall gerade bei solchen extremen Stellungen der Gelenke, wie sie Michelangelo darstellt, leicht eintreten kann. Die Gelenke werden freilich stark in Anspruch genommen; sie können uns, wenn sie etwas steif sind, wehe thun, wenn sie in die Stellungen gezwungen werden, welche wir bei Michelangelo sehen. Aber gerade um dies zu verhindern, es dazu in der Regel nie kommen zu lassen, brauchen wir den activen Widerstand der Muskeln, der die Gelenke früher feststellt, ehe sie sich selbst nicht mehr weiter würden biegen lassen, wohingegen sie oft ganz von selbst in eine extreme Biegung umschlagen und einknicken würden, wenn wir die Muskeln vollkommen erschlafft sein ließen. Wenn die eine Schulter und der andere Ellbogen der Aurora so spitz hervortreten, wie nur möglich, so drückt sich hierin gerade die möglichst geringe Anstrengung von Muskeln aus; der Unterarm mit der Hand fällt, gerade weil sich die Muskeln nicht anstrengen, der Schwere nach von selbst so stark gegen den Oberarm herab, wie es nur möglich ist; die Schulter drängt sich deshalb so hervor, weil der Oberkörper in ihr ohne alle gegenstemmende Muskelanstrengung am oberen Ende des unten aufgestemmten Oberarmes einfach nur angehängt ist. Wenn wir im gewöhnlichen Leben dergleichen Stellungen wenig sehen, so kommt dies nicht daher, weil die Menschen gewöhnlich sich mit der Haltung und Bewegung ihres Körpers weniger anstrengen, als wir dies bei jenen Gestalten des Michelangelo uns vorstellen müssen, sondern im Gegentheil mehr. Es gibt eine Gelegenheit, wo man dergleichen Lagen menschlicher Glieder wol auch im Leben sieht, oder vielmehr im Tode; das ist in der Anatomie. Wenn man Leichen, an denen die todten Muskeln gar keine Spannung mehr haben, keine Kraft mehr entwickeln, herum bewegt, aufhebt und niederläßt, oder umwendet, gerade dann kann es leicht geschehen, daß

eine Hand, ein Fuß nach der einen oder anderen Seite herum fällt und dann gleich so weit umbiegt, wie nur möglich, sodaß wirklich ganz michelangeleske Bilder herauskommen.

Wenn aber nun die gelungene Darstellung derselben nicht nur ein gelöstes Problem, ein virtuoses Kunststück, sondern ein im höheren Sinne bedeutendes Kunstwerk darstellen soll, so müssen wir uns fragen, ob und aus welchen inneren Gründen kann und wird dergleichen auch im Leben geschehen, welchen Zuständen und Stimmungen kann es also zum Ausdruck dienen? In dem natürlichen, normalen Gebrauch des ganzen Körpers, in Uebereinstimmung aller Organe nach dem Zuge des Herzens, welchen die Antike künstlerisch fixirt hat, kommt, was wir hier sehen, in der Regel nicht vor. Zuweilen kann freilich eine ähnliche eckige Stellung mit extrem angestrengten Gelenken auch bei forcirter Anstrengung zu einer einheitlichen Handlung vorkommen. Dies zeigt uns Michelangelo in der reizenden Marmorfigur des Amor, der mit einem Knie auf den Boden gestemmt den Bogen spannt.*) In seinen meisten und typischen Werken aber ist jener harmonische Zusammenhang aller Glieder völlig aufgelöst. Der Wille ist nicht mehr gleichmäßig in allen Theilen des Körpers wirksam oder gleichsam gegenwärtig. Viele Muskeln sind ganz unthätig, lassen die Glieder, statt ihnen eine bestimmte Richtung oder Haltung zu ertheilen, schlaff in ihren Gelenken hängen, oder auf einer Unterlage ruhen, und nur hier oder da tritt noch ein einzelner Theil activ auf und zeigt, daß noch etwas lebendig ist, was ihn treiben kann. Die Seele hat sich gleichsam von dem größten Theile des Körpers zurückgezogen oder der Gewalt über denselben noch nicht ganz und gleichmäßig bemächtigt, und braucht nur schon oder noch das eine oder andere Glied, wie um zu zeigen oder zu empfinden, daß sie doch etwas zu sagen hat. Die übrigen hängen und liegen herum wie ein ungenütztes Geräth. Wir werden an Faust erinnert:

„Was man nicht nützt, ist eine schwere Last."

Je mächtiger sich die Muskeln auf diesen Schultern und Schenkeln häufen und auf eine große Kraft, die darin verborgen ist, schließen lassen, je mehr erscheinen sie uns wie eine überflüssige Bürde, mit der sich die Menschen schleppen, weil sie keinen Gebrauch davon machen. Wir können uns nicht vorstellen, daß sie sich in diesem ihrem Leibe wohl und wie darin zu Hause fühlen.

Da kann man nun wol fragen: verlohnt es sich, dies darzustellen und anzusehen? Denn von dem schönen Bilde frischen, fröhlichen Lebens in der Harmonie von Leib und Seele, mit dem uns die Antike erheitert, ist es freilich das gerade Gegentheil, das Bild der Zerstreutheit oder Abwesenheit des Geistes, verkörpert in der der Glieder und des Willens. Und doch ist auch dies ein Gegenstand, der ein tiefes Interesse erregen, dessen Darstellung eine neue, durch Wahrheit große That der Kunst nach der Antike sein kann, wie die Erschütterung der Tragödie nach der heiteren Freude am Homer. Wie dies möglich ist, wie die Zurückziehung der Seele vom Körper, die Beschränkung ihrer Lebensäußerung

*) Original im South Kensington-Museum in London, Gypsabguß im österreichischen Museum in Wien.

auf vereinzelte ausdrucksvolle Bewegungen ihre innere Größe erst recht in's Licht setzen kann, dies haben wir bereits bei einem Blicke auf die ersten großen plastischen Werke aus der Jugend des Meisters, auf die Pietas und Madonna in Brügge, gesehen, und was ist die ganze Art seiner Mimik, wie wir sie nun erkannt haben, anders, als die volle Durchführung des Princips derselben, das schon in jenen wirksam war, das isolirte Auftreten einer Handlung oder Geberde von innen heraus an nur einem einzelnen Theile, während die übrigen unbetheiligt bleiben? Nur waren die letzteren dort von vornherein miteinander in eine feste Positur gesetzt und allein die eine Hand trat mit der sprechenden Geberde daraus hervor. In der Folge aber waltet nun in dieser Beziehung volle Freiheit. Viele Theile sind, wer weiß seit wann und warum, so oder so hingeworfen und nun tritt bald der eine, bald der andere für sich handelnd auf. Was ist damit nicht alles auszudrücken?

Bleiben wir, um dies zu sehen, zuerst bei jenen beiden Weibern, der jugendlich zarten Aurora, der riesigen schlafenden Nacht. Wie oft ist von der letzteren schon gesagt und wie nahe liegt es auch: hat sich wol je ein Mensch so hingehockt, um zu schlafen? Es ist eigentlich nicht mehr zeitgemäß, so zu fragen, denn in Eisenbahncoupées kann man dergleichen wol sehen. Wenn man sich nicht besser betten kann, muß es auch so gehen, und wenn es so geht, wenn der Körper in dieser unbequemen Lage doch zur Ruhe kommt, so muß dies erst recht den Eindruck des tiefsten Versinkens in unendlicher Ermüdung und Vergessenheit machen, welche die harte Anstrengung der Glieder und Verschränkung der Gelenke nicht fühlbar werden läßt, so daß sie wie todt liegen bleiben. Das eben ist der volle, tiefe Schlaf, von dem Homer sagt, daß er die Gelenke löst. Hier wirkt kein Muskel mehr, und so gezwungen wie die Stellung scheint, so könnten und müßten doch alle Glieder in derselben verharren, bis zum Erwachen. Man könnte eine Leiche so hinsetzen, sie würde nicht umfallen. Das gewaltig erhobene linke Bein ist doch mit dem Fuße unten fest aufgesetzt, mit dem Knie soweit nach rechts umgesunken, daß es nicht weiter kann; der rechte Ellbogen darauf gestemmt und der Kopf so gegen die Hand gelehnt, daß sie dadurch auswärts herumgedreht wird und nun auch nicht weiter ausweichen kann; der linke Arm aber, mit der unfertigen, vorn aufliegenden Hand hinter dem Rücken wie ein Polster hineingedrückt. Auf diese Idee wäre kein Grieche gekommen. Wer die schlafende Ariadne im Vatican*) sieht, wird diese Schlafgelegenheit freilich viel einladender finden und vielleicht die Schläferin auch. So leicht hingegossen ruht sie auf einem Divan mit sanft übereinandergeschlagenen Füßen. Aber der Arm, der über dem Kopfe hängt, die mäßig gebogene linke Hand, die sich gegen ihn anstemmt, sind gar zu graziös gehalten, als daß man überzeugt wäre, daß die Dame wirklich schläft und nicht vielleicht nur so thut. Der Grieche mochte gleichsam die Glieder des beseelten Leibes nicht so ganz

*) Ein Abguß vom Original in Rom im Museum zu Weimar. Der in Dresden in etwa halber Lebensgröße ist von einer etwas groben Wiederholung. Eine Photographie der letzteren war es auch, nach der ich meinem ersten gedruckten Vortrage über den Stil des Michelangelo im Vergleich mit der Antike einen Umriß beigegeben habe. Da ist denn freilich die unvollkommene Wahrheit der Erschlaffung noch auffallender, als an dem Originalwerke.

wirklich als nur dem Gesetze der Schwere gehorchend, darstellen. Michelangelo dagegen machte mit der Vorstellung des absoluten Nachlasses aller Haltung derselben so vollkommen Ernst, daß er sie nun ganz wie todte Stücke gegeneinander aufthürmen konnte.

Und so liegen sie zunächst noch, wenn wir wieder aufwachen, bis wir sie dann allmälig wieder auffammeln und aufheben. Dies zeigt uns Michelangelo in der Aurora, dem zarten Gegenbilde jener massiven Schläferin. Sie macht mit verschiedenen, vereinzelten, kraftlosen Bewegungen Anstalt, sich gegen uns hingewendet aus ihrer ruhenden Lage zu erheben, und kommt doch nicht in die Höhe. Mit dem rechten, aufgestützten Arme stemmt sie die Schulter aufwärts und wendet das Gesicht über dieselbe zu uns herum; mit der linken Hand greift sie nachlässig über die noch nicht gehobene Schulter hinter sich nach dem Schleier; auch der linke Fuß tritt schon auf, um die Hüften nach rechts herum zu wälzen; aber bei all' diesen Ansätzen zum Aufstehen ist doch die Mitte der ganzen Figur, die Taille noch ruhig liegen geblieben. So drückt sich in diesen vereinzelten Biegungen aller Theile des Körpers die ganz allmälig erst sich auf sich selbst besinnende Besitzergreifung der Herrschaft des Willens über den Körper aus, in welcher unser Geist beim Erwachen aus dem Schlafe jeden Morgen von Neuem zum Bewußtsein geboren wird.

So ist nun doch ohne Zweifel mit diesen beiden Verkörperungen von geistigem Sein oder Nichtsein im Schlafen und Erwachen nicht nur etwas Außerordentliches technisch zu Stande gebracht, sondern auch ein einfach großartiger Eindruck des Menschenlebens im Allgemeinen hervorgebracht, der freilich nicht geeignet ist, uns in zufriedene Heiterkeit und active Stimmung zu versetzen, sondern vielmehr zu ernsten, träumerischen Meditationen und Abwendung vom Leben, Fliehen aus der Gegenwart, anregen muß, wie solche Stimmungen wol oft den Meister erfüllt haben mögen, als er in der Zeit völliger Resignation nach dem Untergange der vergeblich vertheidigten Freiheit seiner Vaterstadt diese Figuren meißelte und schließlich nicht ganz vollendet stehen ließ.

Damit ist nicht gesagt und soll nicht gesagt sein, daß er diese ernsten Bilder nun nur so als Mittel zum Zwecke der Hervorbringung solcher Eindrücke mit Bedacht erfunden und nicht vielmehr auch hier zunächst das Motiv als solches die erste Triebfeder der Erfindung gewesen wäre. Wir können gerade an diesen beiden Werken durch Vergleichung sehr verwandter Umgestaltungen derselben Motive in ein paar Bildern nachweisen, wie er dieselben rein äußerlich herausarbeitete und dann beliebig zum Ausdruck einer Situation, der sie entsprechend schienen, verwandte. Die ganze Anlage und Haltung wie in der Nacht kehrt bis auf kleine Theile, namentlich die Hände, wieder in dem bekannten, vielfach wiederholten Bilde der Leda mit dem Schwan.*) Wie verschieden und doch wie ähnlich ist hier dasselbe Motiv verwendet als elementargewaltiger Ausdruck des vollen Versinkens in einer rein sinnlichen Erregung und damit eines Schwindens jeder activen Spannung, eines gänzlichen Sichvergessens, das doch am Ende mit dem Schlafe auch wieder sehr verwandt ist. In jeder anderen Darstellung

*) Gallerie in Dresden, königliches Schloß in Berlin.

dieses Gegenstandes kommt Nichts als das Bild einer Verirrung der Sinnlichkeit in lüsterner Spielerei heraus; hier wird er als Naturmythus in monumentaler Gestalt, als ein wie im Traume unter dem Bilde des Schwans klar und faßbar empfundener Schöpfungsact verkörpert. Vergleichen wir sodann mit der Aurora das ebenfalls nach einer Zeichnung von Michelangelo mehrfach in Copien wiederholte Bild der Venus, die von Amor geküßt wird,*) eine sehr künstliche und doch zierliche Gruppe, so erkennen wir in der Hauptfigur sofort das Motiv jener Statue wieder, nur einen Schritt weiter entwickelt. Der Oberkörper ist jetzt wirklich nach vorn herumgewendet, der aufgestemmte Ellbogen dagegen zurückgeschoben, und dazu nun das Gesicht und der andere Arm wieder anders herum zu einer neuen Handlung dem Knaben entgegen bewegt. Also die Bewegung wurde von einer beliebigen Stellung aus immer fort entwickelt und dann damit etwas durchaus Verschiedenes dargestellt. Aber nicht ohne Grund, kann man nun auch sagen, wurde das eine mehr ein gelegentliches Nebenproduct, wie jene immerhin bedenkliche Extravaganz der Leda, oder diese heitere Tändelei des der Mama in den Schoß tretenden Buben, das andere dagegen, die Figuren für sich allein, die wahrhaft große Verwirklichung einer Idee, die der Geist, welchem sie aufgegangen war, nun mit den wirksamsten und dauerhaftesten Mitteln, die ihm zu Gebot standen, der Nachwelt überlieferte.

Wenn aber solche tiefsinnige Werke ihrer Natur nach fast einzig in ihrer Art bleiben werden und müssen, so ist doch derselbe Typus von Erscheinung des menschlichen Lebens im Gebrauch der einzelnen Glieder als Organe des Ausdruckes, wenn einmal gefunden, ein bereites Mittel zur Hervorbringung auch mannigfach abgestufter Wirkungen. Dies äußert sich nun bei Michelangelo, während er in der eigensten Kraft und Größe sich ganz auf solche wenige große Werke der Sculptur concentrirt, man kann fast sagen in sie verbeißt, danebenher in wunderbarer Fruchtbarkeit, wenn er sich auf dem bequemeren Felde der Malerei plötzlich einmal mit williger Productivität losläßt, und so begreift sich, daß er hier dem dankbaren Publicum, welchem es, wie Burckhardt, bei jenen Größen fast unheimlich wird, so viel mehr bieten kann. Wenn wir ihn von dieser Seite in dem ganzen verschwenderischen Reichthum seiner schöpferischen Phantasie kennen lernen wollen, so finden wir die Fülle derselben ergossen in dem riesigen Werke seiner ersten Manneskraft, den wunderbaren Gemälden an der Decke der sixtinischen Capelle des Vaticans in Rom,**) die er in Zeit von kaum zwei Jahren alle mit eigener Hand ausgeführt haben soll. Die Geschichte der Menschheit vor der Erlösung in Bildern aus dem alten Testament und sonst aus der kirchlichen Tradition von dem, was vor Christus war, soll hier von Anbeginn repräsentirt sein. Lassen wir uns auch hier von Burckhardt, der bei dieser Gelegenheit ganz begeistert wird, sogleich zu dem größten Eindruck hinleiten, in welchem Jeder, dem auch sonst dieser Denker in Formen nicht gefällig genug erscheint, ein wahrhaft großes Werk aus seinem Geiste erkennen, bewundern und freudig genießen muß und wird. „Der höchste Moment der Schöpfung,"

*) Museum in Berlin.

**) Photographien von Braun in Dornach im Elsaß.

sagt er, „(und der höchste Michelangelo's) ist die Belebung Adam's." „Es gibt im ganzen Bereiche der Kunst kein Beispiel mehr von so genialer Uebertragung des Uebersinnlichen in einen völlig klaren und sprechenden sinnlichen Moment."

In classisch einfacher Weise ist hier eine ähnliche Action der Theile, wie in der erwachenden Aurora, zum Ausdrucke des ersten Erwachens der Menschheit zum Leben gemacht. Michelangelo unterscheidet, wie es, um anschaulich zu werden, auch gar nicht anders gedacht werden kann, die beiden Momente der Erschaffung, die auch in der einfachen biblischen Erzählung sich scheiden: Gott der Herr machte den Menschen und er blies ihm den lebendigen Odem ein. Das Erste ist bereits geschehen. Gemacht ist das herrliche Gebilde der Menschengestalt in fertiger, blühender Vollendung. Nur das Leben, die Beseelung kommt doch eben erst hinein, leise einströmend von dem Nahen der wunderbaren Gestalt des himmlischen Vaters, die, umgeben von einer Wolke kleiner Geister in Gestalt von Knaben, man weiß nicht ob mehr von ihnen getragen oder sie tragend, heranschwebt oder heranweht aus der Luft gegen den Bergabhang, auf dem der erste Mensch hingegossen ist. Von der Seite, die er ihr zukehrt, lebt es in ihm auf und wendet sich wie von magischer Gewalt angezogen der Quelle des Lebens entgegen, weitausgreifend die Hand bis fast zur Berührung der Fingerspitzen dem vorgestreckten Arme des Schöpfers entgegen, ebenso auch der Kopf, soweit er über die Schulter hinüber den Blick gleichsam vorschieben kann, und auch das linke Bein stemmt sich auf wie zum Aufstehen. Auf der anderen Seite liegt die untere Hälfte noch ganz fest und ohne alle Anstrengung auf dem Boden, und auch der Oberkörper ist nur eben mit der aufgestützten Schulter emporgerichtet und lehnt sich noch schwer zurück gegen den an die Erde angedrückten rechten Arm. Aber jene ersten Ansätze zur Bewegung öffnen die Aussicht auf den ganzen Reichthum des Lebens, in welchem der Mensch die Welt beherrschen soll, und wie im Vorgefühle davon scheint ihm selbst das Bewußtsein von seiner Bestimmung zum Bilde Gottes aufzugehen.

Das kleinere Bild der Erschaffung Eva's geht noch einen Schritt weiter. Sie steht schon auf den Füßen, nachdem sie eben neben dem schlafend daliegenden Adam im vollen Reiz eines blühenden Körpers emporgewachsen zu sein scheint. Der Herr steht vor ihr und hebt sie gleichsam mit schöpferischer Handbewegung aus der fast vierfüßigen Lage, in der sie noch vor ihm niedergebeugt ist, zur aufrechten Haltung empor. Die Mutter der Menschen richtet sich im Aufblick nach oben zu der die Menschheit erst fertig darstellenden Art sich zu tragen empor. Eine Illustration zu Darwin.

Ganz auf demselben Boden der Darstellungsmittel und der Art ihrer Wirkung im Ausdruck, wie in den plastischen Hauptwerken, aus welchen Michelangelo, wie jener Riese bei der Berührung seiner Mutter Erde, immer neue Kraft gewinnt, finden wir uns aber dann auch hier wieder, wenn wir zu der Glanzpartie der Decke, den Zwickeln ihrer Wölbung, kommen, welche zwischen den Fenstern und den Stichkappen vor ihnen emporsteigen. Hier sind in mehr als hundert Motiven von monumentalen Einzelfiguren, ähnlich wie Statuen die verschiedenen Arten von Geisteszuständen in stufenweise geordneten großen Reihen dargestellt, welche meist in einem mehr oder weniger ähnlichen, zerstreut

sich dehnenden und reckenden Zustande der Bewegungsorgane, wie ihn jene Statuen zeigen, ihren naturgemäßen Ausdruck finden, und welche alle als bedeutende Entwickelungsphasen des Geisteslebens der Menschheit der Veranschaulichung werth sind. In ihnen findet die eigenste Manier Michelangelo's erst ihre breitere wirksame Anwendung.

Es ist eine gewöhnliche Redensart, wenn Jemand in einer solchen Art von Zerstreutheit, der Unaufmerksamkeit auf sich selbst eine ungeschickte Bewegung oder ein Versehen macht, zu sagen, er habe es „in Gedanken" gethan. Wenn damit auch mehr figürlicher Weise ein Verstoß entschuldigt werden soll, sagt man wol auch zum Spott dagegen: „in Gedanken" d. h. ohne Gedanken. Es ist ja auch die Meinung, daß man an das, woran man eben hätte denken sollen, nicht gedacht hat, und es bleibt fraglich, ob andere Gedanken, in die man vertieft war, wie es in jener Redensart angedeutet werden soll, hieran Schuld waren, oder völlige Gedankenlosigkeit. Die Wirkung auf den Zustand des Handelns, auf die Bereitschaft zur Controle der eigenen Bewegungen ist die gleiche: sie ist eine unvollkommene. Dieser Zustand ist es ja nun, den die zusammenhangslosen Bewegungen der Gestalten von Michelangelo ausdrücken, und so können sie einen gedankenloseren oder auch gedankenvertiefteren Geist darstellen als Figuren von mehr einheitlicher Haltung. Beide stellen sie eine Art von Abwesenheit des Geistes vom Körper oder doch von einem großen Theile desselben dar. Im Zustande der Gedankenlosigkeit wie in dem der Vertieftheit in eine rein geistige Thätigkeit ist der Leib mehr sich selbst überlassen, und nur einzelne Theile setzt der Wille doch entweder halb wie im Traume, oder auch mit einer kleinen bestimmten nothwendigen Absicht noch in Anstrengung. Diese Zustände kommen nicht nur als momentane Stimmungen im Leben häufig vor, sondern man kann in ihnen auch, wenn man sie sich bleibend vorstellt, das Bild ganzer Culturstufen der Menschheit anschauen; in dem des gedankenlosen Hinbrütens die kindliche, tastende, halb noch vor sich hin vegetirende Unsicherheit seiner selbst, wie sie der selbstbewußten Entfaltung aller Kräfte in der classisch erwachsenen Jugend der Welt vorhergehend zu denken ist, jene Morgendämmerung im Geiste eines unreifen Volkes, das nach Goethe's Ausdruck:

„Sich selbst und banger Ahnung überlassen
„Des Menschenlebens schwere Bürde trägt";

dagegen in der geistigen Vertiefung und dem dadurch bedingten Halbvergessen des Körpers die gesteigerte Geistesentwicklung der Welt, welche das frische, fröhliche Leben im vollen Gebrauche der Kraft schon hinter sich hat.

Diese beiden im Grunde so verschiedenen, in ihrer Aeußerung doch so verwandten Zustände sind es nun also, welche uns Michelangelo in sprechendster Lebendigkeit darstellen kann und oft dicht nebeneinander stellt als zwei in der Stimmung harmonirende, im Geiste doch tief verschiedene Typen der Menschheit. Er unterscheidet sie aber auch für das Auge auf das Vollkommenste schon durch einen sehr einfachen Kostümunterschied: die einen sind vollständig nackt, die anderen ganz bekleidet: halbnackte Gestalten kennt er nicht. Sodann aber hat auch die Haltung zwar bei beiden jenen gemeinsamen Zug des Bequemen, Nachlässigen, Zerstreuten, aber die Stellung ist doch der Regel nach eine typisch ver-

schiedene. Die meisten griechischen Figuren sind stehend, die nackten von Michelangelo liegend, die bekleideten sitzend dargestellt. Diesen Gegensatz zeigen in großartiger Einfachheit eben jene Grabmäler der Mediceer mit den großen nackten liegenden Gestalten der allegorisch sogenannten Tageszeiten und den sitzenden Statuen der Herzoge selbst oben darüber. In viel größerer Mannichfaltigkeit aber, in sechsfacher Abstufung die verschiedenen Arten von Menschen an jenen Zwickeln des Gewölbes der sixtinischen Capelle.

Wir betrachten zuerst die Extreme und beginnen mit der niedersten Stufe, dem Bilde des Naturmenschen in einem idyllischen Urzustande vegetativer Entpuppung seines noch nicht geistig erwachten Wachsens und Werdens. Er ist hier repräsentirt durch wunderlich rüpelhafte nackte Figuren, die in Holzfarbe ausgeführt rein als ornamentale Bestandtheile der durch die Malerei fingirten architectonischen Construction des Deckengewölbes in den Seitenecken der Zwickel über den Stichkappen angebracht sind. Hier sind sie in die gegebenen dreieckigen Felder hart am Rande der Stichkappen hineingezwängt und in Stellungen gebracht, mit denen verglichen jene der schlafenden Nacht fast noch einfach und natürlich erscheint. Es ist, als hätte der Künstler hier in übermüthigster Laune zeigen wollen, auf wie verschiedene Art man den menschlichen Körper in einem Raume, der seiner gewöhnlichen, natürlichen Haltung so unangemessen ist, wie so ein überhängendes Dreieck, doch richtig unterbringen oder einpacken könne, wie einst den David in jenem widerstrebenden Marmorblocke. Und die Motivirung dieser wunderlichen Stellungen kann man auch nur darin finden, daß diese Menschen sich, so gut es eben gehen will, in dieser unbequemen Lage einrichten und sich doch mit möglichst wenig Anstrengung durch Gegenstemmen ihrer Glieder gegen die gemalten Rippen der Wölbung da oben anzuhalten suchen, ohne herab zu rutschen, aber keineswegs etwa mit energischer Haltung zu diesem Zwecke ihre Kräfte zusammennehmen. Es scheint, als wüßten sie es nicht anders, als daß man auch so da angeklebt existiren kann, oder als wären sie in dieser Stellung geboren oder gewachsen. So ist hier der primitivste Mensch wie in gleichem Range nur mit Gewächsen als Ornament behandelt, und dieser geringste ihm beigelegte Grad von Individualität auch dadurch angedeutet, daß diese Figuren wie Stücke des Gewölbes paarweise über jeder Stichkappe vollkommen symmetrisch gemacht sind, nur je ein Stellungsmotiv darstellen.

Den größten Gegensatz hierzu bilden nun die kolossalen sitzenden Figuren der Sibyllen und Propheten, welche den größten Theil des Raumes in jedem Zwickel einnehmen. Diese eigentlichen Hauptpersonen, die ringsum am Rande der Decke über den Wänden der Capelle thronen, sollen die Vorläufer des Christenthums in der Heidenwelt und im Judenthum darstellen, die größte Vertiefung in die höchsten Fragen des Lebens, mit der sich die Menschheit auf sich selbst gestellt, ihr Heil zu suchen angestrengt hat. Und mächtig, wie kein Anderer es je vermocht hat, stellt uns Michelangelo hier in zwölf gewaltigen Gestalten die Vertiefung des einsamen Geistes in sich, das Aufgehen in geistiger Arbeit lebendig verkörpert in den verschiedensten Abstufungen dar, Männer und Weiber, alte und junge, lesend, schreibend, nachschlagend, Bücher suchend, weglegend, still brütend oder begeistert aufschauend, aber alle ganz in ihre Gedanken versunken.

Je größer und stärker und schöner er alle ihre Leiber gemacht hat, um so mehr fällt es auf, daß sie nichts damit machen. Zwar sie strecken und dehnen ihre Gliedmaßen nicht wie jene nackten Naturwesen aus, als wenn sie nicht wüßten, wohin damit, aber ebenso wenig strengen sie dieselben an und arbeiten mit ihnen auf irgend ein Ziel los, sondern sie sitzen unbeweglich in einer wie zufällig angenommenen Stellung auf ihrem Stuhle und nur die beiden Theile des willkürlichen Bewegungsapparates, die am directesten den Zwecken des Geistes dienen, die Hände und der Blick, machen irgend eine sehr bestimmte kleine Anstrengung. Auf sie hat sich gleichsam die Beseelung des Körpers zurückgezogen, wie in der That der geistig arbeitende Mensch beinahe von diesen beiden allein noch einen bewußt willkürlichen Gebrauch macht, dafür aber von ihnen auch einen um so ausdrücklicheren. Wir wollen nur zwei dieser erhabenen Erscheinungen hier speciell in's Auge fassen, die Persische Sibylle und den Propheten Jesaias. Die Sibylle, eine große alte Frau mit steifem Rücken und starken Gliedern, hat sich seitwärts auf die Kante der Bank gesetzt, das eine Bein heraufgezogen und den Fuß unter das andere Knie gesteckt. In dieser Stellung, die nichts weniger als vorbereitet aussieht, ruht doch ihr schwerer Körper wie versteinert, während ihr Geist ebenso fest auf der kleinen Stelle haftet, wo die Hände das kleine Buch dicht vor die Augen halten, in das sie ganz vertieft ist. Der Prophet Jesaias dagegen hat gelesen und hält noch den Finger der rechten Hand in dem nach links bei Seite geschobenen und fast zugeschlagenen Buche. Während der ganze Körper in der bequemen Stellung verharrt, in der er eben vom Studiren ausruhen zu wollen scheint, ist der Kopf allein stark nach der Seite von dem Buche weg gedreht, aber nicht, um etwas zu sehen, denn das Auge ist zu Boden geschlagen, die linke Hand reckt sich zugleich mit erhobenem Zeigefinger auf. Ein neuer Gedanke ist ihm plötzlich überraschend aufgetaucht. So haben wir hier nebeneinander das Bild der ruhigsten Vertiefung in ein anhaltendes Studiren und der schnellsten Erregung durch eine frische Idee, die aber beide den Geist ganz einnehmen.

Welch' eine Welt, das ganze Leben der Durchschnittsmenschen, wie wir andern sind, mit all' seinen Leiden und Freuden liegt zwischen den beiden Extremen, die uns hier in jenen rüpelhaften Naturmenschen und diesen Geistesheroen hart nebeneinander gerückt sind, und freilich diese Extreme selbst haben kaum einen inneren Berührungspunkt. Nur die Art, wie sich in beiden die Zerstreutheit, die Abwesenheit des Geistes vom Körper, hier als geistlosestes Sichgehenlassen, dort als geistvollste Vertiefung, doch in analogen Haltungen der Glieder ausdrückt, gibt nicht nur eine äußere Aehnlichkeit in dem Stil der Körperstellungen beider, sondern auch einen verwandten Grundton der Stimmung, in welcher wir durch den Eindruck beider aus uns selbst herausgerissen werden. Alles, was dazwischen liegt, so namentlich das befriedigte Vollgefühl des gesunden natürlichen Lebens, wie es uns die Antike herzerfreuend und herzstärkend vor Augen stellt, ist solchen Contrasten gegenüber, wie sie hier auftreten, nur Uebergangsstadium und Durchgangspunkt, und demgemäß wird es behandelt.

Da haben wir nun zuerst wieder inmitten der ganzen Entwickelungsreihe die großen stehenden Kindergestalten gerade unter den zu Füßen der Haupt-

figuren angebrachten Tafeln, welche die Namen der letzteren tragen. Ihre Haltung ist eine so einfach natürlich graziöse, daß sie mehr als irgend welche andere von Michelangelo mit Antiken wirklich Aehnlichkeit haben. Wäre die herrliche griechische Broncestatue des anbetenden Jünglings im Berliner Museum schon zu Michelangelo's Zeit aus dem Schlamm der Tiber aufgewühlt, man könnte glauben, er habe sie sich bei einer dieser Kindergestalten (unter der jugendschönen, schwärmerischen Delphi'schen Sibylle) zum Vorbild genommen. Dann sind wieder noch zweierlei andere Kindergestalten in der Umgebung der Hauptfiguren. Die einen unmittelbar an sie angeschlossen und, wie sie, schon sehr mannichfach behandelt, stehen neben oder hinter ihnen auf dem Sitze theils in still abwartender Haltung, wie um nur jeden Augenblick bei der Hand zu sein, theils thätig bei ihren Studien assistirend, wie der Knabe, der dem Propheten Daniel das Buch hält, ein kleiner Atlas von Gestalt, oder der, welcher der Erythräischen Sibylle das Licht anzündet, besonders aber der, welcher dem Propheten Jesaias seinen ihm plötzlich aufleuchtenden neuen Gedanken gleichsam einzublasen scheint. Sie alle bilden einen ahnungsvollen Uebergang von jenen unteren, aufrecht stehenden Bildern einer frischen Jugendkraft zu der geistigen Vertiefung und Individualisirung, in deren Dienst sie gestellt sind. Die anderen dagegen je zwei Paar zu beiden Seiten, symmetrisch auf Postamente neben den Sitzen gestellt und auf ihren Köpfen vorspringende Consolen tragend, müssen auch gerade stehen, tändeln aber dabei mit ihren Armen und Beinen, balgen oder vertragen sich, so gut es gehen will, ohne von der Stelle zu weichen. Ihre kindliche Unart erscheint eher noch wie eine Entwickelungsstufe zwischen dem ersten Naturzustande der Rüpel zur Seite von ihnen und dem schönen Anstand jener reiferen zuerst erwähnten Knaben. Ueber ihnen auf den Consolen sitzen dann wieder große Sclavengestalten, die beschäftigt scheinen, Medaillons und Guirlanden an der Decke zu befestigen. Sie haben fast ebenso barocke Stellungen wie jene in den dreieckigen Seitenräumen kauernden nackten Naturmenschen, dieselben machen aber bei ihnen doch nicht den Eindruck von eigentlich träumerisch nachlässigen Haltungen, sondern sind durch die besondere Schwierigkeit ihrer Aufgabe und Situation rein praktisch motivirt, erfordern eine volle Beherrschung ihrer Glieder, ohne eine freie Entfaltung derselben zuzulassen, und geben so das Bild einer tüchtigen, aber niedrig mechanischen Dienstbarkeit. Die Rangstufe der aufsteigenden Scala, auf die der Künstler sie gestellt haben will, zwischen den Rüpeln und Karyatidenkindern einerseits und den zum geistigen Leben bereits erwachten Knaben anderseits, ist stilhaft ausgedrückt in der nicht mehr streng festgehaltenen, aber doch auch noch nicht ganz aufgegebenen paarweisen Symmetrie dieser größten Nebenfiguren.

So hat also die Menschheit in dem Bilde, welches uns die Werke Michelangelo's von ihr geben, zwar nicht mehr eine so harmonisch befriedigende Gestalt wie in der Antike, aber einen viel größeren Reichthum der Entwickelungsfähigkeit, innerhalb dessen jene harmonischere Einheit von Körper und Geist, in der uns so wohl ist, als das weniger stark Interessirende zurücktritt, etwa so wie die gelegentlichen lyrisch empfundenen Momente beim Shakespeare gegen die stärkeren Effecte des Komischen und des Tragischen.

Daher begreift es sich denn, wenn Burckhardt fast elegisch klagend von Michelangelo sagt: „Alle die schönsten Regungen der Seele hat er bei Seite gelassen; von all' dem, was uns das Leben theuer macht, kommt in seinen Werken wenig vor." So schlimm ist es nun freilich nicht. Man soll nur suchen in dem Halbdunkel der Fensternischen zwischen jenen Zwickeln des Gewölbes, die sich uns mit so strammer Gradation der Höhen und Tiefen des menschlichen Geistes präsentirt haben, was da erst in den mancherlei Familien-Scenen und -Gruppen, die den Namen der Vorfahren der Maria führen, für eine Fülle des tiefsten Ausdruckes von innerlichem Gemüthsleben im Verborgenen entfaltet ist. Ganze Malerschulen können davon zehren und werden es nicht erschöpfen. Aber freilich das Alles, was Herz und Sinn am meisten erfreuen kann, ist für Michelangelo fast nur Feiertagsarbeit, wie überhaupt die Malerei.

Wenden wir uns dagegen zuletzt noch einigen der großen Marmorarbeiten zu, an denen er den größten Theil, die beste Kraft des Lebens aufgewendet hat, ohne sich selbst je zu genügen, so finden wir uns wieder in dem Banne jener großen einfachen Wirkungen mit denselben ausstudirten Mitteln, wie wir sie an der Nacht und Aurora und wesentlich auch schon an der Pietas und Madonna in Brügge kennen gelernt haben. So wenn wir wieder in jene Grabcapelle der Mediceer treten und die Statuen der beiden Herzoge selbst einzeln betrachten, den einen mit dem Feldherrnstab über die Knie gelegt und die Hände nachlässig darauf, aber den Kopf scharf aufmerkend herumgewendet und den linken Fuß zum schnellen, energischen Aufspringen angesetzt, dann den anderen mit dem müde auf die Hand gestützten Haupte, den schweren Helm darüber und ein Tuch vor den Mund gehalten, ein Bild weichlicher, fast blasirter, vor sich hin brütender Träumerei, die mit dem ersten Erwachen aus dem Traume in der Aurora zu seinen Füßen wundersam zusammenklingt. Und da finden wir auch die hohe Gestalt der Madonna mit dem Kinde,*) das freilich schon etwas groß und ungeberdig geworden, wie es sich windend auf ihrem Schoße herumklettert und nach der Mutterbrust sucht. Sie selbst aber scheint noch fast dieselbe wie in jener Gruppe zu Brügge.

Endlich der Moses, der Torso des Grabmonumentes für Julius II.,**) des Riesenprojectes, an dessen Nichtzustandekommen ein halb verfehltes großes Stück Leben dessen, der es erdacht hatte, hängt. Auch hier, wie bei der Nacht und Aurora, können wir nicht verkennen, daß das rein äußerliche Motiv, der ganze Wurf und Habitus der Haltung, das feste Dasitzen mit dem eingeknickten Rumpfe, an dem die Oberarme gerade herabhängen, wol der erste Motor der Conception gewesen ist. Ja wir können dies hier noch bestimmter nachweisen, da wir eine Handzeichnung besitzen,***) die dies Alles schon leicht hingehauen zeigt, ohne die significanteren Geberden der sprechendsten Theile, des hoch aufgerichteten Kopfes und der Hände, welche das fertige Werk hat. Und doch: was ist es nun endlich,

*) Gypsabguß im neuen Museum zu Berlin.

**) Original in der Kirche S. Pietro in vincoli in Rom, Gypsabgüsse u. a. in Berlin, Dresden und Frankfurt. Kleine Copien vielfach in Abgüssen verbreitet, z. B. zu haben bei Eichler in Berlin.

***) In der Albertina in Wien.

was hier der Masse abgerungen ist! Für unseren Burckhardt hat hier wieder einmal der Horizont des Mitempfindens ein Ende. Er meint, mit dem schönen Bart würden doch gar zu viel Umstände gemacht. Der linke Arm hätte nichts zu thun, als ihn an den Leib zu halten. Man kann ebensogut sagen: die rechte Hand thut nichts, als mit den Locken dieses Barts spielen. Jawohl, wie man auch eine Feder zerknittert, wenn man sich in höchster Erregung nicht regen will und nur die Fingerspitzen es nicht lassen können. Dies Einkrallen der Vorderglieder an den sonst ausgestreckten Fingern bei gegen den Arm eingeknickter Hand, was ihr im Umriß Etwas von einer Löwentatze gibt, finden wir bei Michelangelo oft wieder. Es ist dasselbe Ausstrahlen der Beseelung des Körpers in diesen entlegensten Theil, wie es schon Lessing in der Dramaturgie so begeistert von einer Schauspielerin beschreibt, die dadurch in einer Sterbescene den letzten Strahl des verglimmenden Lebens markirte. Hier aber sind wir gewärtig, daß das verhaltene innere Leben die ganze Gestalt wieder mächtig durchzucken und in gewaltigem Aufstürmen aus der steifen Positur aufrichten wird, in der sie jetzt mit dem angehaltenen Athem der eingedrückten Brust plastisch festgehalten ist. „Aus der Kralle den Löwen erkennen" soll das Sprüchwort des Altmeisters der Plastik, des großen Phidias, gewesen sein. Hier ist das Löwen-Krallen, in dem wir Michelangelo in seiner ganzen Größe auf Einmal erkennen, die Kraft des Geistes, in der Bändigung des Leibes offenbart.

Ein Fragment von dem großen Werke, an dessen Stelle zuletzt der Moses fast für sich allein zu Stande gekommen ist, soll auch die Statue eines an eine Säule angefesselten Sclaven*) sein, in welcher Michelangelo das Verlöschen des Lebens im Tode plastisch verkörpert. Er mag auch hier die Reihe der Werke des Meisters abschließen. In aufrechter Stellung, fast nur hängend durch ein um die Brust geschlungenes Band, zeigt er auch nur in schwachen Anspannungen der Muskeln, welche den Kopf hintenüber gereckt wie zum letzten Ausathmen, die eine Hand über den Kopf zurückgeschlagen, die andere gegen die Brust gepreßt halten, die verglimmende Spur der scheidenden Beseelung. Damit verglichen ist der bekannte antike sterbende Fechter doch nur ein hingestürzter Verwundeter, der auch am Boden liegend noch eine gleichmäßige, mit letzter Kraft erhaltene Haltung zeigt und in dieser nur abzuwarten scheint, bis die fortschreitende Verblutung ihn plötzlich ganz zusammenknicken lassen wird; dies sehen wir freilich deutlich kommen, aber einen solchen Uebergang vom Leben zum Tode wie in jener Gestalt von Michelangelo sehen wir nicht. Die Griechen standen zu befriedigt im Leben mitten darin, als daß auch ihre Gedanken viel an jenen Grenzen des Lebens hätten schweifen mögen, die den modernen Menschen gerade mit einem unwiderstehlichen Reiz anziehen. In ihrer Darstellung durch ausdrucksvolle Stellungen menschlicher Körper hat die Kunst des Michelangelo ihre prägnante, für alle Zeiten mustergültige, tiefbedeutende Anwendung gefunden.

Es erübrigt, ein Wort von seiner Wirkung auf die weitere Entwickelung der Kunst zu sagen. Burckhardt, wenn er seine Werke an sich nicht ganz verdauen kann, meint, die historische Betrachtung über ihn sei doch die fruchtbarste,

*) Original in Paris, Gypsabguß in Berlin.

und dabei kommt der große Meister nun freilich erst recht schlecht weg. Einmal über das andere nennt ihn Burckhardt den Mann des Schicksals für die Kunst und datirt von ihm den Anfang vom Ende. Wenn er in den Statuen an den Mediceergräbern das Aeußerste gewagt und geleistet findet, so fügt er gleich hinzu: „für die Nachfolger war es die gerade Bahn zum Verderben". Aber wir wollen doch auch, um die Wirkung eines großen Mannes auf die Nachwelt zu verstehen, nicht nur an die verunglückten Stümpereien sclavischer Nachahmer denken, sondern zuerst und vor Allem an den Impuls, den er durch sein Beispiel den Besten seiner und aller Zeiten, die auch auf eigenen Füßen stehen, gegeben hat. Und es ist ja bekannt, wie Michelangelo in dieser Art auf seinen größten Zeitgenossen, auf Raphael, anregend gewirkt hat, der zwar nicht direct in seine Fußtapfen getreten, ihm nirgends in die äußersten Consequenzen seines Stils gefolgt ist, aber doch erst unter dem Eindrucke des unumschränkteren Gebrauchs, welchen jener von den Mitteln des Ausdrucks in der menschlichen Bewegung machte, zur vollen Freiheit derselben in seinen größten Compositionen gelangt ist, so daß sich in diesen, besonders in den Tapeten, die stärksten Anklänge an die maßvolleren Motive Michelangelo's mit oder ohne Absicht wiederfinden. Und mit dieser Hilfe, ohne doch aus der Sphäre seiner so ganz anders gestimmten Beanlagung herauszutreten, hat Raphael freilich ganz anders schöne neue Welten der Kunst und des edelsten Genusses erobert. Die gleiche Art von Nachwirkung des durch Michelangelo gegebenen Anstoßes zur vollen Entfaltung des Spiels der Bewegungen unserer Glieder in der Kunst kehrt bei allen großen Meistern der späteren Zeit auf dem Gebiete der Composition, besonders bei Rubens und Cornelius, wieder.

Dagegen konnte allerdings das bloße Copiren der Motive von Michelangelo, zumal gerade der allerauffallendsten und gewagtesten, womit sich die schwächeren Nachahmer zu überbieten suchten, natürlich zu nichts führen, wie wer über den Gipfel eines Berges immer höher hinauf klettern will, auf der andern Seite wieder herunterpurzeln muß. Selbst ein Meister wie Paul Veronese, wenn er sich in den Fresken der Villa Maser*) den Spaß macht, Michelangelo imitiren zu wollen, bringt nichts zu Stande, als eine äußerliche Aehnlichkeit. Was soll man von Denen erwarten, die nur im Stande waren, dem großen Manne abzusehen, „wie er sich äußert und wie er spuckt"? Die vorgedrängten Hüften, die gen Himmel gestemmten Kniee können sie copiren, aber wenn man fragt, warum sie so stehen, findet man nirgends die Ruhelagen der meisten einzelnen Theile in Folge von Erschlaffung der Muskeln, durch deren Ausdruck diese Contouren bei dem Meister eigentlich erst zu dem werden, was sie sind und wodurch sie wirken. Da bleibt also an Stelle des großen Stils elende Manier, und so wird sie noch bis zu dieser Stunde überall fortexercirt, wo an Renaissancebauten dreieckige Felder mit Menschen decorirt werden.

Gibt es denn aber gar keine Weiterentwickelung über den Punkt hinaus, bei welchem Michelangelo stehen geblieben ist? Wenn wir auf diese Frage eine Antwort haben wollen, so müssen wir den universalhistorischen Standpunkt, auf

*) Vgl. den Aufsatz von Woltmann im Septemberheft d. Bl.

den wir uns schon im Beginne unserer Betrachtung gestellt haben, hier am Schlusse derselben noch etwas höher nehmen. Wie die verschiedenen Völker nicht nur für sich eine abgeschlossene Geschichte haben, sondern, wenn ihre Tage gezählt sind, einander die unvollendeten Resultate ihres Antheiles an der ganzen Culturentwickelung der Menschheit zur Fortsetzung hinterlassen, so auch die verschiedenen Künste. Oder wo ist sie hingekommen, jene innige plastische Freude der Antike an den Formen von Fleisch und Blut, am harmonischen Spiel ihrer Kräfte? Existirt ihre Spur nur noch in den Trümmern, „die man aus dem Schoß der Erde gräbt" und bei deren Anblick uns eine Art Heimweh beschleicht nach der Jugendzeit unseres ganzen Geschlechtes, von der wir gleichsam eine ererbte Erinnerung mit herübergebracht haben? Ist das Organ dafür bei uns im Leben und in der Gegenwart ganz erstorben? O nein. Es äußert sich nur anders, in der Form eines mehr spielenden Vergnügens an Gymnastik und Tanz, bei dem wir im Circus oder im Ballsaale die motorische Tüchtigkeit der Organe des Körpers mit Freude vor uns entwickelt sehen, oder am eigenen Leibe in fröhlichem Kraftgefühle empfinden.

Wenn aber diese einfachen Effecte so in eine bescheidene Stellung zu unserem ästhetischen Gesammtbewußtsein zurückgedrängt sind, so eröffnet sich dagegen für die weitere Ausbildung und Verwerthung von Eindrücken der Art, wie Michelangelo sie gibt, noch eine weitere Perspective auch in einer hohen Kunst. Seine Leistungen erscheinen uns dann als das letzte steile Vorgebirge am festen Lande der Plastik, vor dem sich der Blick auf die weite See eines freieren Spieles mit dem Ausdruck der Bewegung des menschlichen Körpers eröffnet; das ist die Kunst der Mimik, die von der Bühne in lebenden Bildern, verbunden mit den lebendigen Worten die vollständige Offenbarung der Gemüthsbewegung wie der Charakterzeichnung darstellt. Auch in der Mimik kann man zwei Classen unterscheiden, die sich mit denen der Antike und Michelangelo's vergleichen lassen. Wenn aber in den ruhenden Bildern der Plastik und Malerei der antike Stil doch immer als höchste Blüthe, als Product der kräftigsten Entwickelung dastehen bleiben wird, der des Michelangelo nur als letzte überreife Frucht, so liegt dagegen in der Mimik umgekehrt die Zukunft und Größe der Kunst in der Art der Darstellung, die seine Wege wandelt.

Die Mehrzahl der Schauspieler benutzt, wie die antike Plastik, in jedem Momente alle Theile des Körpers übereinstimmend, aber jeden einzelnen nur mäßig zu einer harmonisch zusammenwirkenden Geberde und bringt dadurch auch ähnliche Wirkungen hervor, indem sie, der Reihe nach in verschiedenen malerischen Stellungen verweilend, sich selbst graziös gefällig dem Zuschauer darstellt. Und es ist auch ganz gut, daß die Mehrzahl nicht mehr als dies versucht und anstrebt, weil ja die Mehrzahl der Menschen darin lebt und webt, mit Leib und Seele in dem Erforderniß, dem Eindruck, der Absicht und Stimmung jedes Augenblickes ganz aufzugehen und, wenn sie dies in Haltung und Geberde zeigt, befriedigt und befriedigend ihre wahre Natur zur Erscheinung bringt. Wenn es sich aber darum handelt, eigenartigere Naturen, tiefere Gemüthsbewegungen darzustellen, seien es primitivere, als das gewöhnliche Maß der Menschen und Zustände sie hervorbringt, urwüchsige Naturmenschen und Affecte, oder

verfeinertere, in sich gekehrte Geister und Gedanken, dann treten die sichtbaren Bewegungen der Glieder, in denen sie sich äußern, successiv vereinzelt, aber jede für sich mit starker Ausgiebigkeit auf, wie die Worte der Sprache. So entstehen nicht abgerundete malerische oder plastische Effecte von harmonischer Wirkung, sondern contrastirend fortschreitende. Hier tritt uns der Hergang im Zusammenhang entgegen, auf welchen wir die Entstehung der Figuren im Stil von Michelangelo zurückführen mußten, um sie zu verstehen. Ihm würden die Bilder angehören, welche diese eigentlich großen Schauspieler uns successiv zeigen. Und wenn sie dort in bleibender Gestalt mitunter schon schwer verständlich wurden, so werden sie uns hier von selbst klar, wenn wir ihr Auftreten nacheinander miterleben.

Vielleicht, ja wahrscheinlich, hat nie ein Schauspieler mit Absicht und Bewußtsein nach dem Vorbilde von Michelangelo seinen Stil gebildet. Aber die gestaltende Thätigkeit beider hat denselben Gegenstand, und jeder große Schritt weiter zur Klarstellung und Darstellung einer durch Wahrheit wirksamen Erscheinungsform desselben ist eine fortwirkende That der Offenbarung seines Wesens, die durch Verbreitung nach allen Seiten hin auch auf anderen Gebieten fruchtbar wird und ihre ideale Fortsetzung findet. Dadurch erfüllt der große Meister sein Werk an Mit- und Nachwelt, daß er für das Bewußtsein der Menschheit von sich selbst einen neuen Ausdruck findet und dasselbe dadurch allgemein um einen neuen Grundzug bereichert. In diesem Sinne haben wir alle ein Stück unseres geistigen Lebens als Erbtheil von Michelangelo erhalten. Und in diesem hohen Sinne eines rastlosen Mitarbeitens an dem Vordringen der Menschheit auf dem Wege einer ohne Ende fortschreitenden Entwickelung, nie abschließend, immer weiterstrebend, hat auch Michelangelo selbst den Beruf seines Lebens erfaßt, wie seine gedankenreichen Gedichte beweisen. Ich will mit der Anführung eines derselben (in Uebersetzung von Woltmann) schließen:

Als hohes Vorbild für mein ganzes Leben
Schien von Geburt an mir der Stern des Schönen.
Malend und meißelnd bin ich ihm ergeben,
Und ich verschmäh' es, Anderm je zu fröhnen.
Durch ihn wird mir die höhere Welt enthüllt,
Wenn mir der Schaffensdrang die Seele füllt.
Weh' Jedem, der vermessen und verblendet
Die Schönheit nieder zu den Sinnen reißt!
Zum Himmel trägt sie den gesunden Geist.
Doch wenn uns Gott nicht seine Gnade sendet,
Kann's unserm schwachen Auge nie gelingen,
Vom Sterblichen zu Göttlichem zu dringen.

Bosnien und die Herzegowina

oder

die slavischen Unterthanen der Pforte.*)

Von

Professor **Hermann Vambéry** in Pesth.

Die Grenzregionen des ottomanischen Kaiserstaates im Nordosten und im Nordwesten sind einander ziemlich ähnlich. Nach beiden Seiten hin ist die Grenzmarke eine gebirgige, von Völkern arischer Abkunft bewohnt; und auf beiden Punkten ist die Pforte so unglücklich, anstatt eines Hortes und einer Wache für ihren Länderbesitz, ein unbändiges, halsstarriges Volk, ja unverbesserliche Störenfriede zu haben. So wie der Kurde an den Ostgrenzen, gegen Persien zu, seit Menschengedenken dem Handel und Wandel im Wege steht und, anstatt Schutz zu gewähren, entweder die armenischen und türkischen Mitbürger beeinträchtigt, oder die türkische Eintracht zwischen Persien und Rußland stört: ebenso sind die slavischen Provinzen im Nordwesten gar bald nach dem Aufpflanzen der halbmondbeflaggten Fahne für die ottomanischen Herrscher die Ursache aller möglichen Verlegenheiten geworden. So wie die blauäugigen und goldhaarigen Sklavinnen aus dem alten Britannien die Bewunderung und das Entzücken der Römer hervorriefen, ebenso sollen die ersten gefangenen slavischen Frauen am Hofe zu Brussa den rohen türkisch-tatarischen Führern als leibhaftige Peri's erschienen sein. So wenigstens erzählt Ali Efendi, einer der ältesten Geschichtsschreiber der Türkei. Später, als die Osmaniden ihren Sitz in Adrianopel aufgeschlagen hatten und die Akindschi's (Guerillacorps) häufigere Einfälle über die Save machten, war die Nachfrage nach diesen herzensräuberischen ungläubigen Schönen noch stärker, trotzdem, wie uns Sad-ed-din erzählt, für ein paar Stiefelschäfte vier Stück cedern-

*) Quellen: 1) Hilferding. Bosnia Hercegowina in staraja Serbia zwornik. Petersburg, 1859. (Ein Auszug desselben im Italienischen von G. Kazuaćić. Zara, 1862.)

2) Cyprien Robert. Les slaves de Turquie. Paris, 1844.

3) Roskiewicz, J. Studien über Bosnien und die Herzegowina. Leipzig und Wien, 1868.

4) Thoemmel, G. Beschreibung des Vilajet Bosnien. Wien, 1867.

5) Dr. O. Blau. Bosnisch-türkische Sprachdenkmäler. Leipzig, 1868.

schlanker christlichen Gefangenen, welchen Geschlechts immer, eingetauscht werden konnten. — Sultan Murad I. hätte es sich fürwahr nie träumen lassen, daß sein Sieg am Amselfelde über Slaven und deren christliche Conföderirte, ein Sieg, den er mit dem eigenen Leben zu bezahlen hatte, seinen spätern Nachkommen so viel Kummer und Sorgen, Zank und Streit verursachen würde, von denen der jetzige Herrscher der Osmanen in seinem Palaste von Tschiragan heimgesucht wird. Die Nationalitätsidee, dem Islam von jeher principiell unbekannt, ist von seinen Kriegern am allerwenigsten beachtet worden. Durch welche Bande der Gemeinsamkeit Slaven, Ungarn, Italiener und Deutsche mit einander verknüpft und wie das Zukunftsbild dieser westlich gelegenen Völkerschaften sich gestalten möge, hat den ottomanischen Eroberern gar nicht einfallen können. Und dennoch liegt in diesem ethnischen Verhältnisse der Hauptgrund des Zersetzungsprocesses ottomanischer Macht in Europa. Kurden und Araber mögen durch unbändiges Raubgelüste und tiefwurzelnden Türkenhaß, durch zeitweilige Rebellionen den Schlaf der Efendi's auf der hohen Pforte noch so sehr stören; ein Bedr-Chan-Bey oder ein Müntefik Scheich mag das Banner der Revolte noch so hoch schwingen: Aufständische dieser Art werden gar leicht niedergeworfen, da es ihnen an Religions- und Nationalitätsverwandten fehlt, die ihre Sache unterstützen könnten. — Mit den slavischen Unterthanen der Pforte jedoch hat es ein ganz anderes Bewandtniß: ihr Wehklagen trifft nicht nur mitleidiges Gehör, sondern auch mitleidige Herzen; und so ist es denn auch leicht erklärlich, daß die öffentliche Meinung in Europa an den Vorgängen in diesen Westmarken der Türkei ein weit regeres Interesse nimmt, als etwa an den eben jetzt sich vollziehenden Kämpfen Rußlands gegen Khokand, oder des Kaschgarer Fürsten Emir Jakub gegen die Chinesen.

In Anbetracht des Gesagten ist es denn freilich auffallend, daß unsere Literatur über Land und Leute Bosniens und der Herzegowina minder reich ist, als über die entlegensten Theile Asiens und Afrika's, da das Naheliegende erfahrungsmäßig unser Interesse weniger zu erregen pflegt; und daher ist es erklärlich, daß anstatt einer eingehenden, gründlichen Beschreibung bis jetzt nur einzelne Skizzen uns zu Gebote stehen. — Es ist allgemein bekannt, daß die beiden in Rede stehenden Provinzen der Türkei, mit Einschluß des ehemaligen Paschaliks von Jeni-Bazar, aus einem zumeist gebirgigen Gebiete bestehen. Von der Mokra Planina (Gebirgskette) bis zum Kosara-Gebirge und der Save wechseln Hochthäler und Hochebenen mit einander ab, und bedeutenderen Thalerweiterungen begegnet man nur in Bosnien, und zwar am untern Laufe der Drina. Die Gebirgszüge nehmen nach ihrer Abzweigung von der Dinara und Sujatgruppe zumeist eine nordwestliche und nordöstliche Richtung. Das durchschnittliche Höhenmaaß ist selten mehr als 4—6000'; nur das Dormitorgebirge in der Herzegowina erreicht gegen 8000', sowie die letztgenannte Provinz im Allgemeinen durch eine wildromantische, rauhe Alpennatur von der Schwesterprovinz sich unterscheidet. Von den zahlreichen Gebirgszügen führen viele den Namen jener Metalle, welche aus ihnen gegraben werden. So Srebernicaja*)

*) c = dem deutschen z, č = tsch (hart), ć = tsch (weich), ź = französisch j.

(die silberne), Zlatibor und Zlatoos (die goldene), Železnik (die eiserne) und Rudnik (die Kupfermine); doch darf man sich an diese Benennungen nicht allzu genau halten, denn trotzdem Eisen, Kupfer, Blei und Schwefel in großem Ueberfluß vorhanden, auf die primitivste Weise jedoch ausgebeutet wird, soll die Auffindung des Goldes jedoch nur der Vergangenheit angehören, reiche Lager von Silber hingegen gibt es noch heute im Norden Bosniens. — Auch die Bewässerung des Landes ist eine vorzügliche. An großen schiffbaren Flüssen fehlt es, mit Ausnahme der Save, wol gänzlich; doch könnte, wie allgemein behauptet wird, diesem Uebelstande, namentlich bei der Bosna und Drina, durch wenig Fürsorge abgeholfen werden. Die meisten Zuflüsse der Save, der Narenta und des Ibar sind in Thaltiefen eingebettet, und Stromschnellen sowol als Felstrümmer machen eine Beschiffung unmöglich. In klimatischer Hinsicht variiren diese beiden Provinzen auffallend von einander. Während die Temperaturverhältnisse in der Herzegowina für warm und milde gelten, ist das Klima Bosniens schon in Folge der weithin ausgedehnten Waldungen viel rauher und kälter als das anderer Länder unter gleichem Breitengrade. Auch hinsichtlich der Producte gibt sich diese Verschiedenheit kund. So erzeugt Bosnien Getreide mehr als es bedarf, Obst, besonders aber Zwetschen (Pflaumen) in erstaunlichem Ueberflusse, während seine Waldungen durch Qualität und Quantität ihrer Holzgattungen berühmt sind; in der Herzegowina hingegen gedeihen auch Wein, Oliven, Orangen und sonstige, nur südlichen Himmelsstrichen eigene Früchte. Dieser günstigen Productionsfähigkeit des Landes ist es zuzuschreiben, daß Bosnien allein, wie Roskiewicz, nach der von 1865 datirten officiellen Angabe des italienischen Consuls Cavaliere di Durando mittheilt, in einem Jahre für 41,005,000 Piaster Naturproducte, namentlich Cerealien, Eisen, Zwetschen, Vieh, Häute ꝛc., nach Oesterreich ausführte, während die Einfuhr in einem Lande, wo sub titulo „Industrie" nur die primitivsten Artikel figuriren, 38,326,000 Piaster betrug; oder, wie Thoemmel's statistischer Nachweis von 1864 angibt, auf 9,763,000 fl. Export nur 7,796,000 fl. Import kommen. Allerdings könnte der Reichthum des Bodens auf's Vielfache vermehrt werden; doch steht die Trägheit und Indolenz des Ackerbaues ebensosehr im Wege, als die Tyrannei der Grundherren und das drückende Steuersystem der Regierung nur eine beeinträchtigende Wirkung haben können, so wie wir dies in ganz Rumelien und in vielen schönen Theilen Anatoliens vor uns sehen.

Wenn man bei der ethnischen Classification im Osten nicht die Nationalität, sondern die Religion als leitende Norm aufstellt, so ist eine solche wol keinem Theile der morgenländischen Welt natürlicher, als eben dem in Frage stehenden Theile des ottomanischen Ländercomplexes. Wir haben es hier nämlich ausschließlich mit Slaven zu thun, die sich der Religion nach in Mohammedaner, griechisch-orientalische Christen und Katholiken sondern. Auf einem Flächeninhalte von 1,144 □Meilen finden wir insgesammt 1,211,779 Seelen; nach der neuesten, glaubwürdigsten Angabe Thoemmel's, die selbstverständlich auf türkischem Census basirt, ein Census, welcher in vielen Stücken mehr das Er-

gebniß approximativer Schätzung, als statistischer Forschung ist.*) Von dieser Gesammtzahl fallen 442,170 auf Mohammedaner, 571,756 auf griechisch-orientalische Christen, 185,504 auf Katholiken und der Rest auf Juden und Zigeuner, von denen letztere die nicht unbedeutende Zahl von 10,437 ausmachen. Es ist dies allerdings kein sehr günstiges Zeichen für die Culturverhältnisse des Landes, das inmitten einer verhältnißmäßig so spärlichen Bevölkerung so vielen Vagabunden Raum gestattet.

Sehen wir uns nun zuerst nach der herrschenden Classe, nämlich nach den Mohammedanern um, so finden wir, daß dieser, was physische Merkmale betrifft, sich auch um kein Haar von seinem slavischen Bruder unterscheidet. Er ist der Repräsentant des rein südslavischen Typus, und an eine Entnationalisirung war hier auch schon deshalb nicht zu denken, weil der Import fremder Sklavinnen als: Tschirkassierinnen, Lesgierinnen und Georgierinnen außer dem Bereiche der Möglichkeit und auch nicht in der Mode war. Eine fremde Racenmischung hätte nur damals stattfinden können, als die Vorposten ottomanischer Raubzüge über Ungarn hin bis zum Inn und die grüne Steiermark dringend, manche holde Tochter Germaniens in Zwangsehe mit sich heimführten. Doch die Zeit war glücklicherweise zu kurz und konnte daher auch nicht von merklichen Folgen sein. Der bosnische Mohammedaner blieb auch immer der Monogamie treu, so wie er fast alle seine altslavischen Sitten bewahrte und sich in diesem Punkte von den griechisch-armenischen Proselyten unterscheidet. — Wie ein Babić, Bakarović, Ljubunčić, Kulinović, Sokolović, Tverković, Zlatarović ꝛc. ꝛc. sich Ahmed, Hussein, Mustafa, Selim, Jussuf u. s. w. nennen kann, ist allerdings schwer begreiflich; doch noch mehr befremdend wirkt es auf den ans moslimische Asien gewöhnten Europäer, wenn diese Ahmed's, Hussein's ꝛc. mit ihrem rein slavischen Typus sich als solche Mohammedaner herausstellen, die keinen Koransatz richtig auszusprechen im Stande und der türkischen Sprache selten, sogar äußerst selten kundig sind. Es muß hier bemerkt werden, daß in ganz Bosnien und der Herzegowina nur höchstens einige Hundert türkisch Redende sich vorfinden, die obendrein zumeist der türkischen Beamtenwelt angehören. Doch das stört unsern guten Bosnier nur sehr wenig, vielmehr geberdet er sich mit einem Stolze, als wäre er mit Urchan, dem Staatengründer, ins Land gezogen. Merkwürdigerweise ist auch die Bildung, ich verstehe die mohammedanisch-orientalische Bildung dieser Leute, eine sehr beschränkte. Selbst zur Zeit ottomanischer Herrlichkeit, nur der Kriegskunst und den Waffenübungen obliegend, hatte Bildung und Gelehrsamkeit hierzulande nie besonders Wurzel fassen können. Die Volkspoesie des moslimischen Asiens mit ihren Aschik-Garib — (der irrende Liebhaber), Kör-oglu- (ein berühmter Türkenheld) und Chatimtaj- (Prototyp der Freigiebigkeit) Legenden vermochte nicht bis hierher zu dringen, da hier erstens nicht nur die Sprache, sondern auch der Ideengang der-

*) Die politische Eintheilung ist nach der Angabe des neuesten Salnameh (osm. Staatskalender) folgende: 1) Seraj (Sarajevo), Sitz des Vezir, 2) Herjek (Herzegowina), 3) Zwornik, 4) Banjaluka, 5) Bihka (Bihać), 6) Jeni Bazar (Novipazar), 7) Travnik. An der Spitze der letzten sechs Districte stehen Mutessarif (Gouverneure) zweiten Ranges, außerdem noch je ein Finanz- und Fiscalbeamter.

artiger Producte zu fremd war; und da, zweitens, trotz Annahme des Islam, ja trotz einer fanatischen Anhänglichkeit an der Lehre Mohammeds, man sich des in den Pjesma's (Nationalliedern) enthaltenen altslavischen Heldencultus nicht erwehren konnte. Wenn der blinde Bettler am Kreuzwege bei den melancholisch-düstern Tönen seiner dreisaitigen Gußla die Heldenthaten Kraljević, Marko's, Sibinjanin Janko's (Hunyadi) und anderer Helden besingt, wird der bosnische Mohammedaner eben so inne halten, wie sein christlicher Begleiter, und mit Begeisterung der primitiven aber kraftvollen Poesie Gehör leihen; ja er geht sogar weiter, indem er diese Helden der Vergangenheit mit Gewalt zu Mohammedanern machen will. — Hilferding erzählt hierauf bezüglich eine Anekdote, in welcher ein katholischer Sänger vor einem Zuhörerkreise dem beliebten Kraljević Marko den Katholicismus vindiciren will. „Schweig, Elender!" fiel ihm ein Mohammedaner in die Rede, „vierhundert Jahre trachten wir schon den Kraljević zum Mohammedaner zu machen und es gelang uns nicht; und jetzt willst Du nun mit einem Male ihn zum Katholiken machen!" — Auch hinsichtlich des Aberglaubens und der Vorurtheile ist so mancher gemeinsame Charakterzug mit den christlichen Brüdern zu bemerken. Denn man scheut sich nicht, in der Zeit der Noth oder Krankheit ein Amulet vom Kaludjer (Ordensbruder) zu nehmen: ein Communismus, der übrigens auch in andern Theilen Asiens häufig vorkömmt. Möglich, daß die Bildungszustände der slavischen Mohammedaner in den ersten Decennien des 17. Jahrhunderts, wie der gelehrte Kenner dieses Landes Dr. O. Blau vermuthet, etwas günstiger gewesen sein mögen; doch glaube ich, daß jene Ulema's und Schriftkundigen, welche in's osmanisch-wissenschaftliche Pantheon mit dem Epitheton „Bosnewi" (Bosnier) eingeführt wurden, nur der Geburt nach aus jener Gegend stammen, die Jugendjahre und den weitern Lebenslauf jedoch inmitten der eigentlichen Islamwelt verbracht haben müssen. — Aehnliche Verhältnisse sind wenigstens auch bei den ungarisch-mohammedanischen Gelehrten zu erkennen, die als Petschewi (Fünfkirchner), Egrili (Erlauer) wol figuriren, doch der geistigen Heimat nach der eigentlichen Türkenwelt angehören. Hierfür spricht am meisten die gänzliche Resultatlosigkeit, mit welcher man bis heute für die Verbreitung der türkischen Sprache in Bosnien thätig gewesen ist. An derartigen Bestrebungen hat es zwar zu keiner Zeit gefehlt, da, wie die gelehrten Forschungen des früher erwähnten deutschen Orientalisten deutlich darlegen, eine förmliche kleine Literatur in beiden Sprachen, theils didaktischen, theils erotischen Inhaltes, zum Vorschein gekommen ist. So z. B. „Potur Šahydijje", eine türkische Grammatik für Bosnier vom Jahre 1631, ferner türkisch-bosnische Gespräche, Sprüche, Lieder, von welchen oft Vers oder Wort türkisch, das andere bosnisch ist, wie z. B. folgende Liebesklage, von der wir hier zwei Strophen im Text und der Uebersetzung nach Dr. Blau's Angabe mittheilen wollen; diese lauten:

Ah moje milo, gdi si mi bilo
Hajle zeman Körmedim seni)*
Bogame! si milo Dzandan zijadde
Hajle zeman oldi körmedim seni.

*) Die in gesperrter Schrift gegebenen Worte sind türkisch.

Könül hasretlugyn ćekerim bir zeman
Kad te nevidim, kilürum fygan
Serce seniözler ba Allah inan
Hajle zeman oldi körmedim seui.

Wo bist Du, mein treuestes Lieb?
Lang schon ist es her, daß ich sahe Dich nicht!
Bei Gott! Du bist mehr als das Leben mir lieb;
Lang schon ist es her, daß ich sahe Dich nicht.

Lang schmacht' ich, o Herz, Dich einmal zu umfah'n,
Ich seufze, seit Dich meine Augen nicht sah'n.
Mein Herz sehnt nach Dir sich, o glaube daran,
Lang schon ist es her, daß ich küßte Dich nicht.

Diese erzwungene Poesie, ein Kauderwälsch, welches gewiß nur Wenigen zugänglich war, ist in Bosnien entsprungen, im Lande, dessen Volkslieder in Reichthum und Schönheit die der übrigen Stammesgenossen überragen, und noch dazu in einer Zeit, als eng an den Grenzen des Landes, nämlich in Ragusa, Iwan Gundulić, der größte der südslavischen Dichter, lebte, und mit seinem Epos „Osman" das Slaventhum zu verherrlichen suchte!

Was die Mohammedaner Bosniens vom moslimischen Geist des Orientes sich angeeignet haben, besteht zumeist aus dessen Schattenseiten: dem blindesten Fatalismus, in welchem ihm sein christlicher Nachbar wol nicht nachsteht, ferner dem eingefleischten Widerwillen gegen Thätigkeit und Rührigkeit und der entschiedenen Abneigung gegen jede Reform, mag nun ihre Nützlichkeit noch so sehr in's Auge fallen. Er gleicht in vielen Stücken jenen kleinasiatischen Dere-Begen, die, zwischen den Ruinen der ehemaligen Machtsitze ihrer Vorfahren, gleich mitternächtlichen Schatten einherziehen, und von ihrem eigenen Loose auf das Schicksal der ganzen Welt schließend, in Allem und überall nur das Prognosticon des völligen Unterganges, nur die sichern Vorzeichen des nahen Kiamet-güni (Dies resurrectionis) erkennen wollen. — Die Annahme einiger Schriftsteller daher, daß der mohammedanische Slave beim Zusammenbrechen des Halbmondes auf der Balkanhalbinsel der Erste sein, der in Erinnerung seiner Abstammung und mit Hinblick auf seine Zugehörigkeit zu einem der größten und mächtigsten europäischen Völkerstämme, sich wieder dem Glauben seiner Väter zuwenden werde, hat, unter den gegenwärtigen Umständen, keine Berechtigung. Der christliche Eroberer hat bis jetzt den Moslimen nur physisch, aber nicht moralisch unterwerfen können. Das russische Doppelkreuz hat an der Wolga und in der Krim, trotz einer mehrhundertjährigen Herrschaft, nur wenig oder gar keine Proselyten gemacht. Die Franzosen in Algier und die Engländer in Indien haben, anstatt den Islam zu schwächen, die Gluth seines Fanatismus nur noch mehr angefacht; und so wie die serbischen Mohammedaner in den letzten Jahrzehnten lieber mit Kind und Rind die Heimat verlassend, das Weite suchten, ebenso werden dies seinerzeit auch die bosnischen Mohammedaner thun.

Die griechisch-orientalische Bevölkerung, der Zahl nach die eigentliche Majorität im Lande bildend, unterscheidet sich von den übrigen Südslaven nur insofern, als das harte und lange Joch sie in Bosnien etwas mürber, in der Herzegowina aber, wo die rauhe Alpennatur den Widerstand begünstigt, hingegen um so kühner und entschlossener gemacht hat. Sie sind der eigentliche Ackerbautreibende Theil der Bevölkerung, die in zerstreuten Weilern oder kleinen Dörfern, von den Hauptstraßen ziemlich entfernt, eine traurige Existenz fristen. Verhältnißmäßig nüchtern in seiner Lebensweise, wird man bei diesem robusten Menschenschlage durch seinen ausgesprochenen Hang zum Faulenzen überrascht, wie nicht minder durch die blinde Ergebenheit in das harte Schicksal, welche die Umstände geschaffen. Da er inmitten seiner Drangsale den alleinigen Tröster nur in seinem Geistlichen findet, so steht er auch gänzlich unter dessen Einflusse, und ist auch das klägliche Opfer all des Aberglaubens, der Vorurtheile und Verkommenheit, welche nur im Schutze der ignoranten Diener der orientalischen Kirche wuchern können. Wenn wir auf österreichisch-ungarischem Boden schriftunkundigen Popen begegnen, die nach dem mechanischen Herleiern der rituellen Kirchengebete am Morgen, den übrigen Theil des Tages damit verbringen, dem bescheidenen Amte des Schweinehirten obzuliegen: wie soll es uns da wundern, den Popen in Bosnien auf einer noch niederern Stufe der Bildung zu sehen. Wer die zur Anschaffung einer Pfarre nöthige Summe besitzt, kann sich von der hellenischen Kirchenbehörde gar leicht in die geistliche Würde eingesetzt sehen. Der arme Landmann muß natürlich später die gemachten Auslagen hundertfach zurückzahlen; und wer die Erpressungen kennt, welche von Seite des einfachen Popen bis hinauf zum Eparchen nicht nur in Bosnien, sondern überall in der Türkei gäng und gäbe sind, den wird die Geringschätzung, mit welcher der Mohammedaner auf den Andersgläubigen im Lande herabsieht, gar nicht befremden. Die orthodoxe Kirche hat in der Türkei im Allgemeinen sich gar Vieles zu Schulden kommen lassen; und anstatt die Wunden des mohammedanischen Joches zu heilen, hat sie bisweilen noch viel ärgere geschlagen. Das bosnische Volk ist gutmüthig und sanft, und verdient keinesfalls jene tiefe Verwahrlosung, in welcher es von seiner Geistlichkeit belassen wird. Wer diese Leute in den armseligen, nur aus Holz und Lehm gebauten Wohnorten beobachtet, wie sie in Liebe zu ihrer Familie, in Gastfreundschaft und vielen andern schönen Eigenschaften sich auszeichnen, wird sich ihnen gegenüber eines bedeutenden Grades der Sympathie nicht erwehren können. Ob im Sommer unter der improvisirten Laubhütte, ob im Winter an der Seite der wohlgeheizten kolossalen Babura (Ofen): immer kann der Bosnier sich stundenlang mit Gesang oder dem Lauschen auf seine schönen Nationallieder unterhalten. Das Abendland kennt einigermaßen diese Poesie aus der Sammlung des Wuk-Karačić, und die Pjesma's Bosniens und der Herzegowina verdienen um so mehr Beachtung, als in denselben das Bild einer vierhundertjährigen Unbill, sowie der zeitweiligen Abwehr, in welch letzterer zumeist die Hajduk's figuriren, vergegenwärtigt ist. Sehr lehrreich für den Forscher altslavischer Zustände wäre eine Sammlung der abergläubischen Sagen sowol, als der Ueberreste altslavischer Mythologie. Man glaubt noch fest an die Zauberkraft des Kuledo (Geist des Regens), des Stuh

(Geist des Windes) und einer Unzahl von Hexen, die sich unter den verschiedenartigsten Gestalten selbst in den frequentesten Theilen der Stadt aufhalten sollen und über zukünftiges Glück oder Unglück, über Heilmittel ꝛc. ꝛc. befragt werden.

Was diese Kundgebungen des kindischen Geistes anbelangt, so wollen einige Reisende dieselben bei den Bosniern katholischer Confession zwar einigermaßen vermissen, was wiederum von Reisenden orthodoxer Tendenz in Abrede gestellt wird. Die Katholiken beider in Rede stehenden Provinzen, der Mehrzahl nach Städtebewohner und der Industrie obliegend, erfreuen sich allerdings besserer Zustände, als ihre orthodoxen Brüder. Nach der Eroberung durch die Türken waren in Bosnien und der Herzegowina kaum 20 katholische Pfarrer verblieben. Im 17. Jahrhundert vermehrten sich dieselben auf 22, im 18. auf 28, in der ersten Hälfte des 19. auf 41 und 1850 auf 69 Pfarrer. Als Ursache dieser begünstigten Stellung muß in erster Reihe jener Freibrief angesehen werden, welchen Mohammed der Eroberer nach der Besitznahme Bosniens ihnen gewährte, um sich durch eine derartige Bevorzugung gegenüber den mehr gefürchteten, großen orthodoxen Massen eine Partei zu schaffen. Später hat einerseits der von Rom aus, andererseits der von der österreichischen Regierung gewährte Schutz die Lage der Katholiken bedeutend gebessert, während die Orthodoxen durch die nur im Geheimen genährten, aber öffentlich immer desavouirten russischen Sympathien zu Schaden kamen. Auch darf der Umstand nicht übersehen werden, daß die katholischen Geistlichen, zumeist in Ungarn und Italien erzogen, mit dem Geiste einer mehr ausgesprochenen, abendländischen Richtung in die Mitte der Ihrigen heimkehren, und dort Kenntnisse und Bildung, so weit der Katholicismus dies thun kann, verbreiten. Wenn nun trotz dieser engern Bande an den Westen die katholische Bevölkerung sich bis jetzt noch nicht zum Träger abendländischer Weltanschauung in dem uns benachbarten Theile der Türkei aufzuschwingen vermochte, so ist dies einzig und allein jenem starren Conservativismus zuzuschreiben, welcher alle Völkerelemente des Morgenlandes in gleicher Weise fesselt. Es sind die lieben, „guten alten Zeiten", von welchen man unaufhörlich redet; und trotzdem die Christen, ob Katholiken oder Orthodoxe, in diesen „guten alten Zeiten" ihr Leben, ihr Hab und Gut und die Ehre ihrer Familie der Willkür und Rauhheit ihrer Herrscher ausgesetzt sahen, so ist man doch jeder Neuerung, im Allgemeinen und Einzelnen, principiell abhold. Die Katholiken haben, trotz der Minderzahl, viel mehr Schulen, als ihre orthodoxen Landsleute; doch hat der Unterricht auf sie bis jetzt eben so wenig einwirken können, als die wiederholten Versuche der orthodoxen, bosnischen Kaufleute in dem benachbarten Italien und Oesterreich-Ungarn. Man staunt die Errungenschaften unserer modernen Cultur mit großen Augen an, erzählt Wunder daheim vom Gesehenen, doch wird man in den trägen Strom der Gleichgültigkeit gar bald mit fortgerissen, und der Eindruck verschwindet eben so schnell, als er gekommen. Wenn den slavischen Katholiken orthodoxerseits Mangel an Patriotismus vorgeworfen wird, so hat dies nicht sosehr in ihren österreichisch-italienischen Sympathien, als in jenen Begünstigungen seinen Grund, welcher, wie schon erwähnt, die Katholiken in der ersten Zeit der türkischen Eroberung theilhaftig

wurden. So wie Hilferding mit neidischen Blicken auf das große Kreuz der katholischen Kirche hinschaut, während er es auf dem griechisch-orientalischen Bethause vermissen mußte, ebenso wird jedes Privilegium als Lohn nationalfeindlicher Dienste angesehen. Doch ist dem nicht so. Die Katholiken waren in vergangenen Jahrhunderten numerisch zu klein, zu unbedeutend, als daß sie eine Rolle hätten spielen können. 1776 waren ihrer 50,000, 1850 schon 100,000 und im Jahre 1865: 185,504. Was daher den Osmanen hier sowol als in andern Theilen Rumeliens zu den außergewöhnlichen Siegen verholfen hatte, waren einerseits der allzu niedrige Culturzustand der griechisch-orientalischen Majorität, der absolute Mangel an Nationalitätsgefühl und die nur stets auf ihre Säckel bedachte orthodoxe Geistlichkeit; andererseits aber jene unglücklichen politischen Constellationen des Landes, die, wie wir sogleich sehen werden, nur Zwietracht und Hilflosigkeit, die bestgeeignete Basis der mohammedanischen Herrschaft, erzeugten.

Ungleich dem serbischen Adel, der für seinen Glauben und seine Nationalität mit Gut und Blut einstand, und lieber den alten Sitz seiner Väter verlassend, in den christlichen Nachbarländern Schutz und Obdach suchte, hatte die Aristokratie Bosniens dem Principe des Fleischtopfes gehuldigt und, um ihre Privilegien und Rechte zu wahren, sich in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts dem Islam in die Arme geworfen. Anlaß zu diesem plötzlichen Religionswechsel hat in erster Reihe jenes tiefgehende Netz katholischer Intriguen gegeben, mit welchem die Emissäre Roms und des nahen christlichen Abendlandes die slavischen Länder zu umstricken suchten. Andererseits hatte eine gewisse religiöse Freigeisterei, nämlich das Sectenwesen der Bogomilen, d. h. Gottlieben oder Patharäner, welche die Dreifaltigkeit und die Gottähnlichkeit Christi läugneten, den christlichen Glauben in seinen Grundprincipien bedeutend erschüttert. Den berühmten bosnischen Familien, schon lange Zeit ein Handelsartikel in den Händen der päpstlichen Curie und des römischen Reiches, muß es keine besondere Ueberwindung gekostet haben, vom Doppelkreuze oder vom Papste dem Halbmonde sich zuzuwenden. Die Lehre Mohammeds hatte ihnen überdies noch zu ungeheuren Vortheilen verholfen; denn mit dem Koran in der Hand konnten sie ihren feudalen Rechten über den Landmann weit mehr Geltung verschaffen, als mit dem schärfsten Schwerte der Welt. Hierzu gesellten sich noch die Kaufleute und Handwerker, mit einem Worte jener Theil der Gesellschaft, der, religiösen Speculationen zugänglich gemacht, schon früher Patharäner genannt wurde, und von religiösen Klügeleien zum Indifferentismus und von diesem in die Arme des Islam gelangte. Nur die Landbevölkerung, auf welche die Geistlichkeit mehr Einfluß bewahren konnte, blieb dem Glauben ihrer Väter treu und hatte für diese conservative Gesinnung viel mehr zu leiden, als sämmtliche christliche Unterthanen im ottomanischen Kaiserreiche. Wir haben auf diesem Wege das nicht außergewöhnliche Bild vor uns, einen Theil des europäischen Völkerelementes mit außergewöhnlichem Fanatismus, ja mit Fieberhaftigkeit an den Islam sich anklammern zu sehen. So lange die Sultane, Nachfolger des Eroberers von Konstantinopel, ihre raublustigen Horden gegen das südöstliche Europa, besonders gegen Ungarn werfen konnten, waren es eben

die slavischen Mohammedaner Bosniens und der Herzegowina, welche, wenngleich nicht die Kerntruppe, so doch das Hauptcontingent der Occupationsarmee an der untern und mittlern Donaugegend lieferten. Sie bildeten die Wegweiser und Dolmetscher in den von den Hauptstraßen entfernt gelegenen Theilen; sie waren es, welche die orientalisch-mohammedanische Geistesrichtung in dem der ottomanischen Botmäßigkeit unterworfenen Ungarn einzubürgern suchten, und merkwürdiger Weise sind fast alle jene türkischen Wörter, welche das Magyarische aus dem Türkischen entlehnte, zumeist in südslavischer Umgestaltung in die ungarische Sprache übergegangen. Die Zahl derselben ist glücklicherweise sehr unbedeutend, so wie auch, trotz des Fanatismus dieser Abtrünnigen, von der damaligen moslimischen Geistesrichtung in Ungarn nur wenige Spuren zurückblieben.

Desto tiefer aber waren die Wunden, welche dieses politisch-religiöse Renegatenthum seinem eigenen Lande, seinen eigenen Stammesgenossen, ja mitunter Anverwandten und Brüdern schlug. Daß der seiner orthodoxen oder katholischen Kirche treu gebliebene Landmann als Rajah von den habsüchtigen Begen und Aga's gleich im Anfange mit viel mehr Härte behandelt wurde, als dies anderswo unter ähnlichen Verhältnissen der Fall war, ist leicht zu denken. Das mittelalterliche Feudalsystem wucherte hier noch von der Islamisirung des Landes her mit all seinen bekannten schrecklichen Auswüchsen. Der mohammedanische Slave grollte noch obendrein seinen christlich gebliebenen Stammesgenossen, daß er sein Beispiel nicht befolge, und während das Loos christlicher Unterthanen Stocktürken gegenüber in den übrigen Theilen des Reiches erträglich, ja hie und da selbst milde zu nennen war, mußten Bosniaken und Serben unter dem härtesten Joche der Unterdrückung schmachten. Der eigentliche Türke ist daher auch von den Christen fraglicher Provinzen nicht so sehr gehaßt, als der slavische Mohammedaner, wie aus dem Sprüchworte zu entnehmen ist: „Ne ma Turčina bez poturčinjaka", d. h. „Es gibt keinen Türken, ohne einen türkisirten Slaven." Einem ähnlichen Verhältnisse begegnen wir selbst heutzutage im fernen Asien, wo die Dungauen, d. h. mohammedanischen Chinesen, ihre buddhistischen Landsleute mit einer größern Härte behandeln, als ihre kalmükischen Gegner buddhistischen Glaubens. So lange nun die ottomanischen Kaiser das freche Gebahren dieser slavischen Zeloten gutheißen konnten und wollten, so lange die Aga's mit der Einheimsung und Transportirung des Charadsch (christlicher Steuer) nach Konstantinopel betraut, unter dem Schilde des Osmanenthums ihrer Raubluft die Zügel schießen lassen konnten, so lange ging Alles noch gut. „Der große Czar von Konstantinopel" — denn der Name „Padischah" war ihnen unbekannt — wurde da als wahrer Stellvertreter des Propheten angesehen. Doch kaum wurde an den Ufern des Bosporus die Idee rege, den unbändigen Prätorianern daheim und in der Ferne das Handwerk zu legen, sie sowol als die halsstarrigen Dere-Bey's zum Gehorsam zu bringen, als die bosniakische Aristokratie in ihrer Liebe zum Türkenfürsten zu erkalten anfing, ja zur Wahrung ihrer Privilegien und Rechte sehr frühzeitig schon die Fäden zu einer gemeinsamen Revolte gegen das weltliche und geistliche Oberhaupt ihres Landes auszuwerfen begann. — Es war

nur noch im Kriege, welchen die mit den Russen alliirten Oesterreicher zwischen 1737 und 1744 gegen die Pforte führten, daß slavische Mohammedaner, wie Mehemmed Begović, für die Sache ihres Herrn mit Gut und Blut einstanden. Bald darauf jedoch finden wir schon den berühmten Beg von Zwornik, Ali Vidaić, an der Spitze einer Liga stehen, zu der der berüchtigte Aganlia aus Belgrad, ferner Kutschuk Ali Molla Jussuf und Fotčić gehörten, die, den osmanischen Behörden zum Trotz, unter den christlichen Einwohnern nicht nur Serbiens, Bosniens und der Herzegowina, sondern ganz Nord-Rumeliens, die unerhörtesten Verwüstungen anrichteten. Selbstverständlich hatten die in's äußerste Elend getriebenen Rajah's sich um Hilfe nach Konstantinopel gewendet. „Die Janitscharen," so heißt es im betreffenden Gesuche, „haben uns dermaßen ausgeraubt, daß wir uns in Baumrinde hüllen müssen. Wir vermögen nicht unsere Tempel und Weiber vor Entehrung zu schützen. Wenn Du noch unser Kaiser bist, so rette uns aus den Händen dieser Bösewichte; wenn Du dies aber nicht zu thun vermagst, sage es uns! Wir wollen sodann lieber die letzte Ruhe aufsuchen und uns in die Flüsse werfen!" — Als man auf diese Klage hin von Konstantinopel aus die tyrannischen Spahi's einschüchtern wollte — denn an eine Lahmlegung ihrer Kräfte hatte man am Bosporus damals noch nicht gedacht — da fielen diese slavisch-mohammedanischen Raubritter mit um so größerer Wuth über ihre christlichen Landsleute her. In der äußersten Verzweiflung griffen letztere wol zu den Waffen; doch was vermochte die Tapferkeit eines Jakob Nenadović, was die begeisternden Worte des Popen Lonka Lazarević, was schließlich die waghalsige Kühnheit des Exbanditen Tschurdscha gegenüber der wohlorganisirten Macht der bosniakischen Aristokratie auszurichten! — So lange die Pforte zur Herstellung ihrer Autorität gegenüber der durch zahlreiche Privilegien muthwillig gewordenen Spahi's der christlichen Unterthanen bedurfte, so lange schlug man in Konstantinopel humanitäre Saiten an, indem man in Befolgung des Religionsspruches: „Schütze des Rajah's Leben, wie dein Leben, des Rajah's Gut, wie dein Gut," sich dieser unglücklichen Opfer bisweilen annahm. Doch kaum war das vorgesteckte Ziel nur einigermaßen erreicht, als man in der Befürchtung, es könnte den christlichen Hähnen der Kamm allzu hoch wachsen, sich gar bald wieder, offen und geheim, auf die Seite der Unterdrücker stellte.

Und mit diesem Macchiavellismus hatte die Pforte nicht nur ein schreiendes Unrecht verübt, sondern sich selber einen noch größern Schaden zugefügt, als ihnen aus den etwaigen, den Christen gemachten Zugeständnissen hätte erwachsen können. Als nämlich Sultan Mahmud II., durch den erwachenden Zeitgeist in Europa auf die Schulbank gedrängt, sich zu Neuerungen anschickte und auf dem Leichenhaufen der hingeschlachteten Janitscharen eine zeitgemäßere Ordnung der Dinge zu begründen anfing, da war der Widerstand, auf den die beabsichtigte Europäisirung traf, merkwürdigerweise in der asiatischen Türkei bei weitem nicht so stark, als in der europäischen. Die slavischen Moslimen, trotz einer dreihundertjährigen, fanatischen Anhänglichkeit an die Lehre Mohammeds, der türkischen Sprache noch immer unkundig, noch immer unfähig, einen Koransatz regelrecht auszusprechen, sträubten sich mit einer wahren Berserkerwuth gegen

Einführung europäischer Sitten und Gebräuche, gegen Heeresreformen u. s. w. — In den, über der Brust quergetragenen, Riemen der Patrontasche und des Säbels das Bild eines Kreuzes erblickend, schrien die hyperfrommen Bosniaken: „Wenn wir uns taufen lassen wollen, was brauchen wir den Sultan dazu; die „Mosko's" oder „Schwabo's" werden gewiß bessere Taufpathen abgeben, als ein Nachfolger Osmans." Ja, so sprachen, dachten und denken diese Leute noch heute. Umsonst tobten die Vezire Bosniens gegen den wilden Orthodoxismus dieser Leute; umsonst ließ der mohammedanische Herrscher Hunderte seiner mohammedanischen Landesgenossen hinrichten, — der Starrsinn blieb lange Zeit ungebrochen. Zu einem Ali Widaić gesellte sich nun noch im Jahre 1831 ein anderer Held, Namens Wusseïn — eine Slavisirung des arabischen Husseïn; sein Familienname war Gradaśać — der die Fahne der Revolte oder der Religionsbegeisterung, wie man es eben nennen will, gegen die Macht und Reformbestrebungen des europäisirenden Sultan entfaltete. Cyprien Robert hat ganz Recht, wenn er in seinem Buche „Les Slaves de Tûrquie", Bd. II, S. 82 sagt: „Hier (d. h. im Osten) sind die Fürsten die Neuerer, die Männer des Fortschrittes, welche die, mit Hartnäckigkeit an der Vergangenheit hängenden, Völker zwingen, von den alten Sitten zu lassen. In Europa dagegen halten die Fürsten den Status quo und die hergebrachten Ueberlieferungen aufrecht gegen den Geist der Völker, welche nach Veränderung trachten. Außer dem religiösen Widerwillen, welchen die europäischen Reformen bei allen Orientalen, selbst den christlichen, wachrufen, hegte das muselmännische Bosnien gegen diese Reformen einen um so ausgesprocheneren politischen Widerwillen, als es in dem Triumph der occidentalen Ideen die künftige Unterwerfung der Spahi's unter die Rajah's erblickte."

Wusseïn, dieser neue Repräsentant des bosnischen Conservatismus, hatte in einem Nu 25,000 Bosniaken um sich gesammelt, zu denen sich noch 40,000 Albanesen und Buscha Ali Mustafa gesellten. Zuerst überfiel man den Vezir in Prawnik, der, mit Gewalt der europäischen Uniform entkleidet, in altersgeheiligte Pluderhosen sich stecken mußte; sogar ein Reinigungsbad von seinen alten „frengischen" Lastern ließ man ihn nehmen, und da diese slavischen Anhänger des Halbmondes ihre türkischen Genossen im Osten als abtrünnige Ketzer verschrieen hatten, so faßte man keinen geringeren Plan, als einen Marsch geradewegs nach Konstantinopel, um die Brutstätte des Nizams und der Toleranz predigenden Hatt-i-Humajume zu säubern. Merkwürdig bleibt es, daß Wusseïn und seine Partei ihrer Sache auch noch einen nationalen Anstrich verleihen wollten; denn Erlässe wurden im Namen des Zmaj od Bosna, d. h. des bosnischen Drachen, gezeichnet, und wie unverschämt stolz sich dieser slavische Kämpe des arabischen Propheten geberdete, beweisen am besten einige Zeilen, die er an Miloſch, der ihn vor einem Einfall in sein Land warnte, nach Serbien ergehen ließ. „Du losgelassener Sklave," schreibt er, „begnüge Dich mit den magern Bissen, die vor Dir liegen; ich, ich habe meine Schüssel schon umgestürzt und bedarf beim Großvezire nicht mehr Deiner Vermittelung. Komm nur heran, wenn Du es wagst, ich bin bereit, Dich zu empfangen; mein Schwert hatte schon Köpfe abgehauen, ehe Deines noch geschmiedet war." —

Das Ende dieser Rodomontaden, dieser in den Nimbus der Religions-

begeisterung gehüllten Raubzüge war, wie gewöhnlich, ein Kampf, der das Land wüst legte und eine lange Reihe der härtesten Erpressungen über die unglückliche, christliche Bevölkerung brachte. Wussein wurde bald Vezir, bald wieder Rebelle, bis er endlich, der Uebermacht zu weichen genöthigt, den Schauplatz seiner Heldenthaten verließ und nach Esseg in Ungarn flüchtete. Doch war dieser bei weitem noch nicht der letzte Hidalgo des moslimischen Bosnien. Im Jahre 1840, als man nach Verkündigung des Hatt-i-Humajums von Gülchane, auch in Bosnien zu dem Werk der Reformen sich anschicken wollte, finden wir auf's Neue eine aus 20,000 Mann bestehende Armee aufständiger Bege und Spahi's gegen die türkische Autorität zu Felde ziehen, und trotzdem jene bald geschlagen und die Pforte zur Niederhaltung der Rebellen sich bisweilen der christlichen Unterthanen bediente, so ward dennoch das Loos der Rajah's nicht im mindesten verbessert. Das ewige Schwanken der Pforte zwischen der Gefahr einer bosnisch-mohammedanischen Revolution und dem Ueberhandnehmen der Macht und des Einflusses der Christen schlug immer zum Nachtheile der letzteren aus. Die mit ungeschickter Hand inaugurirten Reformen der Türkei, entweder todte Buchstaben oder tödtendes Gift für die Provinzen in Asien, waren auch bei den europäischen Unterthanen von nicht besserem Erfolge. Die Mißverwaltung blieb, trotz abendländischen Anstriches, immer die alte. Dem Aufstande der Rajah's im Jahre 1843 folgte der noch in unserer Erinnerung frisch lebende vom Jahre 1851; und trotzdem man als Resultat des siegreichen Schwertes Omar Pascha's aller Welt verkündete, daß mit den alten Ungerechtigkeiten gebrochen und die Christen fernerhin keine Sklaven ihrer Bege, sondern, gleichberechtigt mit diesen, Waffen tragen dürften und in den betreffenden Medschlis (Gemeinderath) Sitz und Stimme haben sollten, so haben sich dennoch die Dinge, wie die allerneusten Vorgänge zeigen, wenig oder gar nicht gebessert.

Nach Gesagtem wird sich vor Allem dem Leser die Frage aufdrängen: wie denn jenem langwierigen Uebel abgeholfen, wie die drückende Lage der slavischen Rajah's erleichtert werden könnte, und zwar ohne solche Mittel in Anwendung bringen zu müssen, in deren Gefolge eine noch größere Anarchie und Zügellosigkeit, noch größerer Ruin und Verderben sich geltend machen würde. Daß Bosniaken und Herzegowsken durch die türkische Regierung mittelbar viel zu leiden haben; daß ihren Klagen Gehör, und ihrer Sache Unterstützung seitens Europa's, nicht sosehr vom christlichen als vom einfach humanen Standpunkte geschuldet werde: das dürfte, glaube ich, selbst der eigensinnigste Türkenfreund nicht in Abrede stellen. Irrig ist einzig und allein die Auffassung, nach welcher man die Hauptschuld den Türken, als den Herrschern, und der Pforte, als der Executivmacht, in die Schuhe schiebt. — Es sollte nämlich nicht übersehen werden, daß die eigentlichen Tyrannen nur slavische Landsleute der Tyrannisirten sind, Leute, deren Turbulenz der Pforte von jeher unsägliche Sorgen bereitet; eine Turbulenz, deren gänzliche Beseitigung für die schläfrige Verwaltung eines im Stadium der Uebergangsperiode befindlichen orientalischen Staates keine Kleinigkeit ist. Man sagt allgemein: die Herren in Konstantinopel zeigen und zeigten von jeher so viel Unentschlossenheit, die Macht des bosnischen Adels zu brechen, weil sie in demselben eine mächtige Stütze für die durch slavische Ueberzahl allerdings

gefährdete Machtstellung in der Westmark des Reiches zu finden glauben. Europäischen Zukunftspolitikern sind solche Combinationen wol zuzumuthen; im Oriente jedoch, ob in Stambul, Cairo oder Teheran, haben die Staatsmänner, mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, für die Zukunftspolitik wenig Hang und Neigung gezeigt. Man lebt da vom Tag zum Tag und ist zufrieden, wenn nur nicht unerwartete diplomatische Wirren aus der erwünschten Ruhe aufscheuchen. Für diese Annahme und gegen eine absichtliche Bevorzugung der bosnischen Mohammedaner spricht am klarsten wol die Thatsache, daß in den letzten zwei Jahrzehnten die Selbstüberhebung und der Hochmuth der ehemaligen Bege und Aga's bedeutend abgenommen haben. Ganz so mürbe und zahm wie der Efendi in seinem schleppenden Gange mit dem zu Boden geneigten Haupte, dem stolz daher schreitenden jungen Armenier und Griechen gegenüber sich geberdet, ist der bosnische Grundherr wol noch nicht geworden. Doch hat er bereits in vielen Dingen nachgegeben. Dem auf offener Straße ihm zu Pferde begegnenden Rajah donnert er kein „Sjaši more!" „steig' ab, Du" entgegen. Der Schwamm im Gürtel des Rajah, der seinerzeit dazu diente, einen zufällig mit Koth bespritzten Herrn abzuwischen, hat aufgehört obligat zu sein, und schließlich, seitdem Belgrad nicht mehr mit dem Lieblingsreim: „Dar-ul dschihad" als Heimat des Kampfes gegen Ungläubige bezeichnet wird, hat die mohammedanische Bevölkerung Bosniens und der Herzegowina nebst Fügsamkeit in's osmanische Verwaltungsregime auch etwas mehr Toleranz den Christen gegenüber gelernt. Hinsichtlich des letzten Punktes ist natürlich noch Vieles zu wünschen übrig. Der Inhalt mehr als eines Ferman ist bisher nur todtes Wort geblieben. Möglich, daß im Laufe der Zeit die Zahl der Mißbräuche und die Ursachen der Aufstände noch mehr schwinden werden. Eine thätliche Einmischung seitens der abendländischen Mächte ist nur dann wahrscheinlich, ja sogar unausbleiblich, wenn es der Pforte zur Beseitigung der Uebelstände an ernstem Willen oder nöthiger Kraft gebräche. Der Ungeduld würde das Abendland alsdann in keinem Falle geziehen werden können.

Was jene gewaltsamen Mittel, d. h. die von südslavischen Phantasten inscenirten Aufstände anbelangt, so werden diese weder der Sache der unterdrückten Rajah's, noch auch den angestrebten Zielen Europa's im mindesten frommen. So wie die Iberische Halbinsel uns darüber belehrte, daß eine Republik ohne Republikaner nicht bestehen kann, eben so ist eine Revolution ohne revolutionäre Elemente weder denkbar, noch zweckdienlich. Es ist nämlich allbekannt, daß mit Ausnahme der von Montenegro beeinflußten Herzegowina, der belebende Geist des Aufstandes in den slavischen Provinzen, so wie dies schon mehrere Male der Fall war, zunächst aus den Nachbarländern geholt wird. Der arme, an die Scholle gebundene Bosniake seufzt und leidet unter dem Drucke seiner slavischen Tyrannen; doch ist er dermaßen eingeschüchtert, geistig und körperlich dermaßen unbeholfen, daß nur die eindringlichste Verleitung fremder Emissäre ihn auf die Beine zu bringen vermag; denn wir stimmen mit Gustav Thoemmel vollständig überein, wenn er sagt: „Nichtsdestoweniger sind jene slavischen oder panslavistischen Schwärmer, welche in der christlichen Bevölkerung Bosniens eine starke Nationalkraft, einen Vulkan zu erblicken glauben, zur allvernichtenden Eruption

bereit, sobald nur das zündende Losungswort der Freiheit gefallen sein möchte, in einem großen Irrthume! Kein Aufruf Serbiens und Montenegro's und keine noch so verlockende Idee wird noch für lange Zeit im Stande sein, die Masse dieses in Erstarrung versunkenen, nur um die kümmerliche Existenz ringenden, getheilten und zersplitterten Volkes in Bewegung zu bringen." — Auch sind alle bisher bekannt gewordenen Combinationen hinsichtlich der Verwerthung jener Endresultate, die eine Revolution zu Tage fördern könnte, von vornherein unhaltbar und falsch. Abgesehen davon, daß der Triumph der südslavischen Sache auf türkischem Boden nur durch thätige Unterstützung einer auswärtigen Macht denkbar ist, — denn der Beilegung innerer Wirren ist die Türkei noch immer gewachsen — dürfte doch wol die Frage nicht übersehen werden, wie ein vom osmanischen Staatenverband losgerissenes Bosnien und Herzegowina sich allein verwalten oder regieren könnte? Die einzigen administrativen Elemente wären nur in den Reihen der muselmännischen Bevölkerung aufzufinden, und falls letztere die Souzerainetät eines christlichen Nachbarstaates sich auch gefallen lassen würde: wer könnte und wollte vor der Erneuerung der jetzigen Wirren, dem Fortbestande des kläglichen Verhältnisses zwischen feudalem Bodenadel und unterdrücktem Bauernstande uns sichern? — Was in den Fürstenthümern, in Serbien und Egypten möglich war, das ist zwischen den bosnischen Bergen auch schon deshalb unausführbar, weil hier die herrschende Volksclasse vom Secessionsgelüste bisher gänzlich verschont blieb, ja vielmehr gegen eine gewaltsame Losreißung mit einem Kampfe auf Leben und Tod sich sträuben würde. — Europa kann daher beim besten Willen und mit den humansten Absichten dem Laufe der Begebenheiten hier sowol als anderswo in der Türkei nicht vorgreifen, ohne vom Regen in die Traufe zu gerathen. Im Ganzen stehen uns nur zwei Auswege offen. Entweder das Abendland verlängert noch ein wenig den, natürlich schon ziemlich langen, Faden seiner Geduld, angesichts des unvermeidlich schleppenden Ganges der Europäisirung der Türkei und wartet, bis Bosniaken und Herzegowsken im Schutze der Wahl- und Stammverwandtschaft mit dem Westen auf der modernen Bahn ihren moslimischen Brüdern vorschreiten, und letztern selbstverständlich überlegen werden — eine Eventualität, deren Eintreffen den Hitzköpfen in Agram und Belgrad verzweifelt langweilig scheinen würde —; oder man entschließt sich zu jener radicalen Lösung der Frage, die, wiewol an so manchen Orten und seit vielen Jahrzehnten als nothwendig anerkannt, bis jetzt nur deshalb verzögert wurde und verzögert wird, weil es zur Inscenirung eines solchen politischen Drama's den Hauptacteuren an Einheit der Handlung gebrach und noch immer gebricht.

Ein Name, besser als eine Hausnummer.

Erinnerungen an K. M. von Weber und Rossini

von

M. M. v. Weber.

Ich hatte meines Vaters Biographie vollendet.

Zehn Jahre hindurch hatte ich in stillen Nachtstunden ein zweites Leben neben dem meinen, das meines Vaters, noch einmal, gelebt.

Es war eine wunderbare Zeit. Ich begann fast, an die Möglichkeit von Geisterbeschwörungen zu glauben. Wenn ich mich Nachts, nach anstrengender Berufsarbeit, vor das Pult in dem kleinen Zimmer setzte, in dem das Material für die werthe Arbeit sich beinahe bis zur Decke aufstaute — da quollen sie heraus die freundlichen Gespenster aus tausenden von vergilbten Briefen und aus mannshohen Stößen halbzerfallener Journale, und aus alten, leise dröhnenden Clavieren und Guitarren, so lebensvoll, daß mir Lebendiges und Todtes, bis zur Sinnentäuschung, ineinanderrann. — Da waren sie, die alten Herren mit Galladegen und Stutzperrücke, Abttalaren und violetten Strümpfen und Hofuniformen und Haarbeuteln, und die ernsten und lachenden Gesichter mit Violen, Kniegeigen und Tactstöcken und Zithern, und die rosigen Frauen mit Victime- und Titusfrisuren und engen Kleidern und Gigot-Aermeln und mit Notenrollen und sonnigen Augen und lachenden Stimmen und — alle um den kleinen, bleichen Mann versammelt, der in ihrer Mitte am Clavier saß.

Die Zeit hatte ihr Fegefeueramt geübt. Die heißen Sympathien und Antipathien der Tage, wo es noch keine Politik gab und die Kunst allein die Herzen stürmisch bewegen durfte, waren ausgekühlt. Ich begriff „akademisch", warum die Meisten sich mißverstanden hatten und verfolgten - aber ich konnte ihr Hassen und Lieben nicht mehr mit ihnen empfinden, so wenig, daß so manche selbst von denen, die mein Vater in Kunst und Leben verabscheut und mißachtet hatte, mir lieb und groß geworden waren.

Die Heiligsprechung großer Menschen ist jetzt eine Zeitmode. Aus jedem Lorbeerkranz wird ein Heiligenschein gemacht, der selbst dem Tiberius und dem Nero passen muß. Trotz alledem haben sie sich gehaßt und verachtet und angefeindet, die großen Künstler, und um so mehr mißverstanden, je tiefer originell ausgeprägt ihre eigne Richtung war.

„Der Kritiker darf gelten lassen," hatte Weber oft ausgerufen, „der Künstler aber muß sagen: Meines allein ist was Rechts, sonst wird er nichts Rechts."

Drum hatte Beethoven den Freischützcomponisten auch ein „weiches Männel" nennen können und dieser konnte eine Persiflage der Eroica schreiben; und Tieck durfte den „Freischütz" das unmusikalischste Getöse nennen, das je über die Bühne getobt sei; und Andreas Romberg durfte Beethoven's Quartette als „buntes Zeug" verspotten und Spohr die neunte Symphonie geschmacklos finden, und dem Abte Vogler durfte der Don Juan, nach Poißl's „Athalia", „nicht mehr schmecken" und Zelter konnte erklären: die Euryanthe sei den Schweiß nicht werth, den sie gekostet — das war Alles natürlich und selbstverständlich — aber am selbstverständlichsten von Allem war, daß, für Weber, Rossini der Lucifer in der Musik sein mußte, der ursprünglich schönste, aber auch der gefallenste aller Engel. „Er kann Alles, auch das Gute," hatte er nach dem Anhören des zweiten Actes des „Moses" ausgerufen, „aber der Satan will immer nicht!"

Seitdem er ein Meister war, hatte Weber gegen die Italiener gerungen. Er war der erste, der den Kampf des rein germanischen Geistes auf der Opernbühne, als Ebenbürtiger, mit ihnen aufnahm. Sie haßten sich leidenschaftlich, blind, ungerecht gegenseitig, wie Welfen und Ghibellinen, wie deutscher und welscher Sinn.

Ueberall waren die Italiener dem einsam Stehenden mit großen Mächten, dem Geraden mit krummen Intriguen, dem Unscheinbaren mit gewaltigem Glanze gegenübergetreten, und nur zu oft hatte der glühend Strebende ihnen knirschend das Feld räumen müssen.

In Berlin hatten sie gegen das sinnige Waldesleben seines „Freischütz" den „Napoleon der Musik," Spontini, mit seiner dröhnenden „Olympia" in's Feld geführt; in Dresden lag der jahrhundertalte Ruhm der italienischen Oper, der Spott der zopfigen Hofpartei, die mächtige wälsche Mode, schwer auf den, im Schweiße seines Angesichts von Weber gepflegten Keimen seines deutschen Singspiels; lähmte die Intrigue unbegabter, aber vom Hofe hochbegnadeter, italienischer Collegen seinen redlichen Schaffensdrang; nagte die Zurücksetzung gegen platteste, jetzt längst vergessene Ausländer an seinem hinschwindenden Leben.

Was Wunder daher, daß, als er mit seinem Schmerzenskinde, dem besten seiner Werke, der „Euryanthe", nach Wien kam, und hier seinen Erbfeind, den Italiener, glänzender, begabter, bezaubernder als irgendwo und irgendwann, breitgesessen in allen Seelen und Sinnen, vorfand — ihm das Herz vor Zorn über den Cultus, der ihm ein Baalsdienst war, überwallte und fast brach.

Hier war es kein steifer „Trompeten-General", wie Spontini, kein talentloser Schleicher wie Morlachi, der die Muse gegen ihn in's Feld führte, es war ein ihm an Genius ebenbürtiger Meister, der obendrein ein Liebling aller Götter war — es war Rossini. Und von welchem Stabe war der junge, glänzende Feldherr auf seinem Siegeszuge umgeben, welche Streiter ersten Ranges bildeten die Front der leuchtenden Phalanx, die seine Kämpfe zu eben so viel Victorien machte!

Nie vor-, nie nachher hat das Haus am Kärnthnerthor eine Operntruppe gesehen, die entfernt mit der den Vergleich ausgehalten hätte, welche Barbaja im Jahre 1823 den geblendeten Wienern vorführte.

Der Glanz jedes der Sterne, die ihre Plejade bildete, hat später ausgereicht, eine Opernunternehmung leuchten und glücken zu machen.

Rossini's Gattin selbst, die Rossini-Colbran; die erzensten der Bässe: Lablache und Ambrogi; die goldensten der Tenore: Cicimarra, Donzelli und David; der silbernste der Soprane: die Fodor-Mainville; die glockentönige Altistin Comelli-Rubini; der entzückende Bariton Nozzari — alle diese, wie durch ein Wunder zusammengefundenen, süßen Kehlen bildeten, eingeschult auf ein kleines Repertoire, ein Ensemble, dessen Zusammenwirken auch die trivialste Schöpfung verklärt haben würde — und hier füllte den seltenen Künstlern Rossini den Mund mit seinen fascinirenden Melodien.

Unterlag doch Weber selbst, mitten in seinem Grimme, dem Zauber in solchem Grade, daß er einst eine Aufführung der „Cenerentola", nach einem Duette Ambrogi's und Lablache's, wüthend mit dem Ausrufe verließ: „Jetzt lauf' ich fort, jetzt fängt mir das Zeug selbst an, zu gefallen."

Das Herz zog sich Weber zusammen, und immer auf's Neue mußte er sich selbst „Ich bau' auf Gott und meine Euryanth'!" zurufen, wenn er sein Auge auf die Streitkräfte richtete, die er seinerseits diesem Heer von „musikalischen Erzengeln", wie er sie nannte, gegenüberzustellen hatte.

Die tüchtige, aber schon etwas abgesungene Grünbaum, der treffliche, aber stimmschwache Haizinger, der capitale, aber etwas rohe Bassist Forti, waren für Eglantine, Adolar und Lysiart da; wer aber für Euryanthe selbst? Die Ungher-Sabatier, an die Weber bei Niederschrift der Partie vielleicht gedacht hatte, war nicht zu haben. Es mußte also mit der kleinen, noch nicht 19jährigen Henriette Sonntag gewagt werden. Und Weber hatte das köstliche Mädchen selbst, zwei Jahre vorher noch, als „ganz gansig" bezeichnet und die Fodor-Mainville war, als sie wenige Monate zuvor Spontini's Amazili versuchte, in den Ruf ausgebrochen: „Die kleine Deutsche kann noch gar nix!"

Es blieb aber keine Wahl — und sie schlug gut aus — alle Mitwirkenden brachten Weber Liebe und Begeisterung entgegen. Die wirkliche Aristokratie der Geister, die gute Presse, an deren Spitze der geistvolle Kanne, standen auf seiner Seite. Der edler organisirte Theil der Wiener Bevölkerung hungerte endlich nach einer mächtigen Erschütterung durch ein echt deutsches, großes Werk, nachdem die verwässerten Epigonen des „Freischützen": Weigl's „Eiserne Pforte" und Kreutzer's „Libussa" spurlos im Sande versickert waren.

Selbst der „graue Löwe von Baden" hatte auf der „Notenbörse" im Steiner'schen Musikladen gesagt: „Es thut Noth nach einer guten deutschen Oper, ich wünsche dem Weber Glück." Und dennoch konnte sich Weber schon nach den ersten Proben nicht über den Lichtcontrast täuschen, in den sein Werk zu den damaligen Schöpfungen der Italiener treten müßte.

Er hatte an seine Schöpfung, die, von seinem ganz deutschen Genius in keuscher Lust gezeugt, von deutschem Ernste, deutschem Fleiße, unter tausend Schmerzen, geboren worden war, sein kostbarstes Herzblut gesetzt, sein Bestes dafür gethan; aber eben deshalb konnte ihr Eindruck, als sie nun endlich in Scene ging, sich zu dem der leuchtenden, tönenden, glitzernden, jubilirenden, brausenden und girrenden Gebilde des „Barbier", des „Othello", der „Gazza Ladra", des

„Matrimonio segreto", der „Donna del Lago" nur verhalten wie die träumerische Mondnacht zum strahlenden Tage.

Das deutsche Empfinden, das innige Verständniß huldigte dem deutschen Meister; aber das große Wiener Publicum, dessen, damals wie jetzt, vornehmlich auf das Decorativ-Rhetorische in der Kunst gerichteter Sinn dem Glanze zuflatterte, wie die Motte dem Lichte, das schon vor dem Eintreffen von Barbaja's Truppe, das Opernhaus auf 20 Vorstellungen im Voraus ausgekauft hatte, ließ die dritte Wiederholung des ernsten deutschen Werkes leer. Das Schlimmste war, daß das Licht, dem man hier zuflog, ein wirklich schönes Leuchten war.

Weber hatte ein lebhaftes Verständniß für das Förderſame körperlicher Schönheit auch beim Manne. Als er einst mit dem stattlichen, wohlgebildeten Clarinettisten Bürmann reiste und diesem überall, im Hotel wie in der Gesellschaft, immer die ersten und auszeichnenderen Begrüßungen zu Theil wurden, sagte er zu diesem: „Das ist kein Wunder. Dir hat der liebe Gott den Empfehlungsbrief vorgeschnallt, ich trage ihn nur im Sack!" Der Blick auf seine kleine, schwächliche Gestalt erfüllte ihn daher stets mit wehmüthigem Humor. So rief er aus, als er zum ersten Male den zu seiner Capellmeister-Hofuniform gehörigen Escarpies anlegte: „Du lieber Gott! Waden, wie der schönste Metzgerhund!" Noch wenige Tage vor seinem Ende schrieb er an seine Gattin: „Ich huzzle ein, wie eine Pflaume. Glatt herunter werde ich mich wol nie wieder rasiren können." Des Neides war sein köstliches Herz nicht fähig, aber es zog sich wol schmerzlich zusammen, wenn er, sorgsam in seiner Toilette wie er war, den Blick vor der Probe in seinen Spiegel geworfen hatte, und darin das blasse, durchgeistigte, deutsche Denkergesicht, die müden Augen hinter der scharfen Brille, die schmalen Schultern und durchsichtigen Hände gesehen hatte und dann im Opernhause seinem strahlenden Rivalen begegnete, an dessen Wiege Apoll und die Grazien, gleich üppig spendend, gestanden hatten.

Breitschulterig, elastischen Schrittes, den prachtvollen Kopf hochgehoben, Orden auf der gewölbten Brust, trat ihm der Mann entgegen, der, wenige Jahre zuvor noch, als Urbild seines Cherubim in Person, mit seinen süßen Melodien um die Wette, durch die Boudoirs der schönsten Frauen Italiens geflattert war, ein gekennzeichneter Sieger, wohin er trat.

Und doch waren, merkwürdiger Weise, die Physiognomien der beiden großen Meister sich ähnlich, soweit Krankheit und strotzendes Leben, geistvolle Arbeit und üppiges Zeugen, wie Deutschland und Italien sich ähneln können. Die äußere Aehnlichkeit der Meister ließ sich übrigens psychologisch-physiognomisch begründen. War doch Weber genau das für Deutschland, was Rossini für Italien war. Das Gleichmaß der Congenialität ihrer Geister mit denen ihrer Heimathländer machte sie untereinander wieder ähnlich.

Daß die, auf Homogenitäten und Heteroganitäten, leiblichen in seelischen Elementen begründete Antipathie zwischen Weber und Rossini bei Letzterem nicht so leidenschaftlich wurde, ist aus dem Großmuthsgefühl des Glücklicheren erklärlich. Bei Weber, wo sie, nach dem Wiener Ringkampfe, zur Idiosynkrasie geworden war, verlor sie später, unter dem ausgleichenden Einflusse zunehmender Körperschwäche an Spannkraft, so daß er sogar für den Melodienreiz des „Bar-

bier" zugänglich wurde und sich, auf seiner letzten Reise nach England Paris passirend, entschloß, den Componisten desselben aufzusuchen. Vielleicht war dies ein Act des Dranges, seinen Frieden mit Allen in dieser Welt zu machen. Muth dazu hatte er sich bei dem von ihm vergötterten Cherubini geholt.

Der weltkluge Rossini, der einst mit Ostentation in Baden bei Wien vor Beethoven sich auf ein Knie niedergelassen hatte, empfing ihn mit huldigender Höflichkeit und unterließ nicht, den „maëstro del franco arciero" beim Abschiede bis an den Fuß der Treppe zu begleiten, wobei sich dieser, den Athemlosigkeit nöthigte, auf jedem Treppenabsatze stehen zu bleiben, auf den gern gebotenen Arm seines ehemaligen Feindes stützen mußte.

Vierzig Jahre waren darüber hingegangen, die Flammen jener Leidenschaften deckte Zeit und Asche, für mich waren sie historisch geworden; aber das Bild der letzten Zeit der großen deutschen Tonkunst hatte durch mein Studium vor meiner Seele eine Lebendigkeit und ein Licht bekommen, daß es die noch lebenden Repräsentanten derselben mit einer wahren Glorie umgab.

Vor allen Rossini! Und hatte er auch mit meinem Vater gerungen — es waren ehrliche, ebenbürtige Kämpfer gewesen, und — jeder von ihnen hatte Recht gehabt! Er war mir die zum Wesen gewordene Grazie und der süß sinnliche Zauber in der Musik.

Als ich daher im Frühjahr 1865 Anlaß erhielt, mich längere Zeit in Paris aufzuhalten, hatte ich, unter dem Eindrucke dieses langen Nebenlebens und emsigen Geistercitirens, fast das Empfinden, als sollte mich der Schnellzug nicht hundertfünfzig Meilen weit, sondern um 40 Jahre zurück in die Blüthezeit der Musik, mitten in ihre ganze Tonatmosphäre hineinführen, als müßten, um ihre noch lebenden Heroen, die großen Todten sichtbarlich im Leben und Sonnenschein wandeln, die bis dahin nur in verschwiegener Nacht meinem sehnenden Weckrufe gefolgt waren.

Die Hände, die ich Rossini, Auber, Caraffa drückte, hatten jene Zeit ja mit geschaffen, hatten ihrerseits in Beethoven's, Schubert's und meines Vaters Rechten gelegen, stellten gleichsam Leitung und Rapport zwischen mir und jenen her.

Am dritten Tage nach meiner Ankunft entschuldigte sich der Präfect Haussmann bei einem Diner gegen den General Morin wegen eines verfehlten Rendezvous. „Ich hatte sehr vornehme Gäste," sagte er, „rathen Sie, wen." Der General nannte einige sehr vornehme Namen. „Höher hinauf!" erwiderte Haussmann. „Nun, dann den Prinzen Napoleon." „Noch höher hinauf!" rief der Präfect wieder. „Nun, die Majestäten waren nicht bei Ihnen, das wüßten die Zeitungen," sagte lachend der General. „Nicht die Majestät der Macht, sondern die des Genies," rief Haussmann lebhaft, „Rossini, Auber und Morse*) waren es. „A la bonheur", salutirte der berühmteste Ingenieur Frankreichs respectvoll.

Bewegt von dieser Huldigung des Genius, die dem Franzosen so wohl ansteht, schrieb ich sofort an Rossini um die Erlaubniß, ihn besuchen zu dürfen. Umgehend erhielt ich von der Hand seiner Gattin das liebenswürdigste Billet,

*) Der Erfinder des Telegraphen-Schreibapparates.

„den Sohn des großen Meisters" voll Anmuth begrüßend und einladend. Ich habe nie Befangenheit vor den Großen der Erde gekannt; als ich aber am 21. März 1865 die dunkle Treppe Rue de la Chaussée d'Antin Nr. 2 emporstieg, schlug mir das Herz. Ich wurde gleich vorgelassen; durch ein großes, etwas düsteres Vorgemach trat ich in Rossini's Arbeitszimmer.

Er erhob sich hinter einem, hoch mit Papieren bedeckten Arbeitstische und trat rasch auf mich zu — ganz anders, als ich ihn mir gedacht, den Heros der Kunst und der Frauen — klein von Statur, beleibt, aber rasch beweglich. Ich war tief ergriffen — das war Rossini und zugleich, — wahrlich, so müßte fast mein Vater ausgesehen haben, wenn er in blühender Gesundheit 70 Jahre alt geworden wäre! Das war seine Stirn, seine Augenbrauen und vor allem die Nase — ganz anders hingegen das breite Untergesicht und der volle, fast unschön materielle Mund.

Mit einem Lächeln, das noch an den „Liebeshexenmeister von Pesaro" erinnerte, reichte er mir die Hand, — das war die Hand, die „Barbier" und „Tell" geschrieben — nie hatte ich eine edlere in der meinen gehalten. — Unwillkürlich bückte ich mich tief darauf — da schloß er mich lebhaft in die Arme und rief: „Wahrhaftig, Sie sind größer und stärker, aber Sie gleichen Ihrem Vater, der todtkrank war, als ich ihn zuletzt sah." „Mithin habe ich auch das Glück, Ihnen zu ähneln," sagte ich, „denn Sie haben das Obergesicht, vor Allem die Stirn von ihm." „Dann scheint es fast," erwiderte er lachend, „als müßte ich doch etwas Musikalisches in meinen Zügen haben! Warum versteht man die großen Menschen erst, wenn man alt und klug wird — und das Schlimmste ist, sie sind dann meist schon todt! Jetzt weiß ich, daß ein „Oberon" nie wieder geschrieben werden kann. Und wenn er lebte, würde er auch mich gelten lassen. Wir wären eben beide Greise! Nichts weiter mehr." Und dann erzählte er mit bewunderungswürdiger Gedächtnißkraft vom Besuche Weber's auf seiner Todesreise nach England. „Er athmete schwer, als ich mit ihm die Treppe hinabstieg — ich mußte ihm in den Wagen helfen — dies Athmen konnte nicht lange mehr dauern." „Er hat Recht gehabt, früh zu sterben," fügte er mit echt französischer Wendung hinzu, „was thue ich — ich amüsire mich, aber Niemand andern mehr." „Das ist doch lediglich Ihr freier Entschluß" wagte ich zu sagen, „denn der Schöpfer des „Tell" —". „Still," erwiderte er wehmüthig mit der Hand winkend, „sprechen wir nicht mehr davon! Ich componire unablässig. — Sehen Sie diese Schränke voll Musik; sie haben sich alle erst nach dem Tell gefüllt. Ich publicire Nichts mehr und schreibe nur, weil ich es nicht lassen kann. Wenn wir im Alterthume lebten, hätte ich den Trost, Alles das mit mir verbrennen zu sehen — so muß es schon allein den Weg in's Feuer finden." Ich sprach ihm meine Freude aus, auf seinem Schreibtische nur deutsche Meister, Beethoven, Gluck, Mozart, aufgeschichtet zu finden. „Die Alten, nur die Alten!" rief er lebhaft. „Sie nennen Herrn Wagner ein großes Genie. Vielleicht ist er's! Gewiß ist, daß ich diesen nie verstehen lernte, und wenn ich alt würde wie Noah. Auch möchte ich ja gern an sein Genie glauben, wenn er nur die Gefälligkeit haben wollte, es an irgend etwas Anderem, als

Musik auslassen zu wollen."*) Beim Abschiede lud er mich auf nächsten Sonnabend zum Diner. „Ich werde Ihnen etwas ganz Geheimes in's Ohr flüstern lassen," sagte er, „meine neuesten spanischen Romanzen. Aber sagen Sie Niemandem davon, daß Sie sie hörten!"

Ich fand am Samstage den Meister, der heute ganz „belle fourchette" war, in behaglichster Stimmung mit dem uralten Caraffa am Camine sitzend und ernsthaft die Zubereitung gewisser Sicilianischer Schwämme berathend, die wir speisen sollten. Ich weiß nicht, ob Rossini's, ob Caraffa's Mund der sinnlichere war, aber ich mußte lächeln, wenn ich daran dachte, daß des Letzteren dicke Lippen seiner Zeit „an Alexis" gesungen und die „Rose geküßt" hatten. Die Augen der alten Herren funkelten bei dem pikanten Gespräch.

Ein kleiner, gewählter Kreis versammelt sich; darunter der lebensglühende, liebenswürdige Gustave Doré, mit Stutz- und Knebelbärtchen, rundem, rosigem Gesicht, wie ein deutscher Student, der Physiker Davy Marié und eine Madame Ludre, die sich durch geistreiche Vorträge über eine von ihr erfundene, auf das do, re, mi, fa, sol, la, si basirte Weltsprache, zu einer der Löwinnen des Tages gemacht hatte. Endlich erschien auch Frau Rossini selbst, erregt, zerstreut, wegen des Schicksals der italienischen Schwämme in der Küche. Ich hatte die Ehre, die kleine, bewegliche Frau, deren Physiognomie an gesundem Materialismus die ihres Gatten noch übertraf, zu Tische zu führen. Nie habe ich ein wunderlicheres, aus den Nationalküchen aller Völker entliehenes Diner, dessen Gänge sämmtlich genau nach ihrem Heimathritus genossen werden mußten, mit solcher, bis zur Absorption gehenden Hingebung, verschmausen sehen. Rossini, dem alle Verspeisungs-Manipulationen völlig geläufig waren, amüsirte sich höchlich über die Hilflosigkeit, mit der wir Andern vor den mit Haché gefüllten Knochenröhren von Catania, den ellenlangen Vermicelli von Neapel, den wurmartigen Muschelthieren von Hyères saßen. Zu jeder Speise gehörte ein eben so nationales, als meist ganz abscheuliches Getränk. Als die Zubereitung der Perle des heutigen Diners, der Sicilianischen Schwämme, in der Küche sich ihrer Vollendung näherte, wurde dies der Dame vom Hause gemeldet. Sie befahl, die Thür nach der Küche zu öffnen, und den Duft begierig mit den Nasen schlürfend, saßen die Adepten der Tafelweisheit, halbgeschlossenen Auges, verzückt in der Runde, bis das Mirakel, welches mir Botokuden nicht viel anders schmeckte wie gefüllte Steinpilze, auf der Tafel erschien und in schweigender Andacht — nicht verzehrt — nein, mit schmeichelnder Zunge und verstehendem Gaumen „aufgekostet" wurde. So lange wir tafelten, lenkte der Meister das Gespräch, so oft es sich von der „Physiologie du goût" wegwandte, wieder auf die Spuren Brillat-Savarins; erst beim Dessert gewann auch anderes Leben, als das der Geschmacksnerven, seine Rechte wieder. Nie habe ich des Meisters runde Gestalt so herzlich vor Lachen schüttern sehen, als bei Davy Marié's Erzählung von der, für den boshaften Le Verrier so charakteristischen Malice, mit der dieser

*) Man colportirte damals die boshafte Aeußerung von Rossini, die er, nach Anhörung der Tannhäuser-Ouvertüre, factisch gethan hatte: „Si c'était de la musique, ce serait horrible."
Der Verf.

den bis dahin wenig bekannten Entdecker des Brom, der Akademie vorgestellt hatte. „Voilà monsieur Bálàrd," hatte er gesagt, „qui a été découvert par le brome."

Nach Tisch strömten Abendgäste zu: Gelehrte, schöne Frauen, Künstler und Künstlerinnen, bunt und schillernd, rauschend und plaudernd. Der den Franzosen so ehrende Cultus des Genius erhielt in seiner Leidenschaftlichkeit dem ziemlich apathisch in tiefem Lehnstuhle seiner Verdauung pflegenden, beleibten Kunstheros gegenüber, etwas unwiderstehlich an Fetischdienst Erinnerndes, nicht ohne einen leichten Beigeschmack von Komik, selbst für mich, der so voll und ganz unter dem Zauber der Nähe des Unsterblichen stand.

Ich glaube, er muß des ewigen „divino maëstro" und des „immortale" und der Kniebeugungen, selbst der Frauen, herzlich müde gewesen sein.

„Er wäre zu beneiden, wenn er etwas davon hätte," flüsterte mir Doré zu, als der Meister mit jenem graciösen Lächeln, das so magnetisch auf alle Herzen wirkte und in das sich zu Zeiten ein feiner Zug mischte, um den ihn der klügste Faun beneidet haben würde, einer entzückend schönen, blonden Elevin des Conservatoriums eine rothe Nelke aus dem Mieder zog und in's Knopfloch steckte, nachdem er den Stiel mit den Lippen berührt hatte — oder der Frezzolini auf die üppige Schulter tätschelte, nachdem sie jene, eben von ihm componirten, wunderbaren Lieder köstlich gesungen hatte, die gehört zu haben ich nicht verrathen sollte. Ich weiß nicht, ob sie später publicirt worden sind; gewiß ist, daß seit dem Ständchen im Barbier, nichts Süßeres, Südlicheres, Granatenblühenderes aus Rossini's Feder geflossen ist.

„Sie war klug," sagte mir Doré nach dem Gesange, „daß sie, gegen ihre Gewohnheit, nur die Noten gesungen hat, die dastehen. Rossini kann es nicht leiden, daß man seine Musik „verziert". Er wird dann blutig boshaft. Der Patti ist es hier in diesem Salon schlecht genug ergangen," erzählte er liebenswürdig plaudernd weiter. „Sie sang von Rossini die Arie der Susanne aus dem Barbier mit von ihrem „Kornak", Strakosch, dazu gesetzten, endlosen Fiorituren, die sie köstlich ausführte. Ich sah, wie der Maëstro sich ärgerte. Als sie ausgesungen, applaudirte er ungewöhnlich lebhaft und rief: „Köstlich, meisterhaft — ein hübsches Musikstück. — Was war es doch, was Sie gesungen?" — „Aber Maëstro," rief die Patti, „wie fragen Sie — es war ja die Arie aus dem Barbier." „Aber nicht aus meinem Barbier," lächelte der Meister mit grimmiger Naivetät, wahrscheinlich aus dem „barbier stracochonné!" Die Lehre konnte nicht bitterer gegeben werden.

Die Anekdote erinnerte mich an einen ähnlichen Vorgang aus meines Vaters Dirigentenleben, den ich zum Besten gab, weil das Verhalten beider Meister in so ähnlichen Fällen sie so trefflich charakterisirt.

Wilhelmine Schröder-Devrient, die in der Zeit, wo sie des berühmten Gesangmeister Miekisch Unterricht genoß, zuweilen italienische Anwandlungen hatte, versah eines Tages auf der Generalprobe der „Euryanthe" das „mein Adolar!" im „Glöcklein im Thale" mit prächtigen, ausgiebigen Verzierungen. Weber legte den Tactstock hin und ließ sie fertig werden; dann lüftete er das Käppchen, welches er gewöhnlich im Orchester trug, und rief, sich leicht verbeugend, auf die Bühne

hinauf: „Sehr schön, Minchen, sehr schön! Wenn ich's aber hätte so haben wollen, hätte ich's schon selbst hingeschrieben."

Dritthalb Jahre nach diesem Abende suchte ich Rossini im Sommer in Passy auf, wo die Stadt Paris ihm eine Villa, ich weiß nicht, ob geschenkt, oder zur Verfügung gestellt hatte. Ich wußte, daß er in der Avenue Ingres wohnte, und glaubte, daß das Besitzthum die Nummer 20 tragen müsse. Die Villeneingänge waren grün überwachsen, ich konnte die Nummer nicht finden. Die Augustsonne lag glühend zwischen den Bäumen der Avenue, die vollständig verlassen war. Ich sah mich nach einem Bewohner der Villenstadt um, dessen äußere Erscheinung auch hoffen lassen konnte, daß er Etwas von Rossini wisse.

Nur ein schlichter Straßenarbeiter in blauer Blouse war mit Spaten und Rechen an der Wegböschung thätig. Ich rief ihn an: „Freund, haben die Häuser hier in Passy keine Nummern?" „Wen suchen sie?" frug er zurück. — „Monsieur Rossini" — „Oh ce nom vaut mieux qu'un numéro," rief er, mit der Hand die Mütze berührend, aus, ließ den Rechen fallen und fuhr fort: „Es wird mir eine Ehre sein, Ihnen die Thür zur Villa Rossini öffnen zu dürfen." Mir stieg es heiß in die Augen über diesen köstlichen Zug im Wesen des Franzosen! Sucht in einem andern Lande den Straßenarbeiter, der, wenn er den Namen Mozart's oder Goethe's nennt, unwillkürlich mit der Hand an die Mütze fährt, wie der preußische Soldat, wenn er von seinem Könige spricht!"

Es war ein wundervoller Sommerabend in der Villa zu Passy. Der Meister war milder gestimmt als sonst; nur selten blitzte das Feuer über seine Züge, hüpfte der Satyr durch seine Rede. Er sprach im Auf- und Abwandeln in dem lieblichen Garten, leise und mit Anstrengung. Ich mußte ihm von meinen Landsleuten Richard Wagner, Schumann und seinem Jugendfreunde Morlachi erzählen. Mehrmals unterbrach der gelle Pfiff der Locomotive, der von der nahen Station Passy herüberschallte, schneidend unser Gespräch, so daß ich zuletzt ausrief: „Wie peinlich muß dieser modernste aller Mißtöne Ihr musikalisches Ohr berühren." „Oh, glauben Sie das nicht," erwiderte er mit leisem Kopfschütteln, indem ein bis dahin noch nie von mir gesehenes, wehmüthiges Lächeln über seine Züge glitt; „dies Pfeifen erinnert mich stets an meine goldenste Jugendzeit. Mein Gott, was habe ich in meinen ersten Opern, in der „Cenerentola" und „Torwaldo und Dorlisca" pfeifen hören." Es war dann die Rede davon, daß in der nächsten Saison „Oberon" und „Euryanthe" wieder in Paris in Scene gehen sollten. „Sie sollten doch einmal hören, wie wir Franzosen deutsche Musik maltraitiren," sagte der große Meister, mir zum Abschiede die Hand drückend; „vielleicht entschlösse ich mich, mit dem Sohne Weber's einmal wieder eine Oper seines Vaters zu hören!"

Ueber die neuern Bearbeitungen und den gegenwärtigen Stand der römischen Kaisergeschichte.

Von

Prof. L. Friedländer in Königsberg.

Während die Geschichte Roms von seinen Anfängen bis auf die Zeit der Monarchie erst im 19. Jahrhundert durch Niebuhr, Drumann und Mommsen eine wissenschaftliche Behandlung und durch den letztern auch eine künstlerische Darstellung erhalten hat, sind die bedeutendsten Arbeiten für die Geschichte der römischen Kaiserzeit bereits im 17. und 18. Jahrhundert gemacht worden.

Den Grund für die letztere legte Sebastian le Nain de Tillemont (1637—1698), einer der hervorragendsten Schüler von Port Royal. Er ging von der Beschäftigung mit der Geschichte der altchristlichen Kirche aus, und erst, als er sich überzeugte, daß für die Bearbeitung derselben eine genaue Kenntniß der mit ihr auf's innigste verbundenen Profangeschichte unerläßlich sei, entschloß er sich zu dem Studium der letztern — anfangs nur zu eigener Belehrung; fromme und gelehrte Personen veranlaßten ihn, seine Arbeit zu veröffentlichen. Seine Absicht war, einem künftigen Geschichtsschreiber der Kirche die Mühe der Ermittlung der Thatsachen und der Untersuchung der chronologischen Schwierigkeiten zu ersparen. Dergleichen langweilige und untergeordnete, aber nothwendige Arbeiten eigneten sich, wie er meinte, für mittelmäßige Geister, da solche, die einen höhern Schwung nähmen, sich nicht leicht dazu herabließen. Man möge von seiner Arbeit ja keine wirkliche Geschichte erwarten, obwol er sie so benannt habe: eine solche Leistung übersteige seine Kräfte weit.

Das Werk, von dem Tillemont so bescheiden spricht,*) ist ein wahrhaft großartiges. Ueber alles Lob erhaben ist der ungeheure auf die Ausbeutung der profanen und kirchlichen Autoren verwendete Fleiß, die Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit in den aus diesen Quellen geschöpften Angaben. Seine unnachahmliche Genauigkeit, sagt Gibbon, erhebt sich fast bis zum Charakter des

*) Histoire des empereurs et des autres princes qui ont regné durant les six premiers siècles de l'église. Paris, 1690—1701. 6 Bände.

Genies. Nur in der Mittheilung der Abscheulichkeiten eines Tiber, Nero, Heliogabal, bemerkt Tillemont in seiner Vorrede, sei er nicht vollständig: dies werde man einem Christen, der zum Besten von Christen schreibe, zu gute halten. Seiner Kritik setzt seine strenge Gläubigkeit natürlich gewisse Schranken, die z. B. in den jüdischen Kriegen überall die Erfüllung der Vorhersagungen der alten Propheten und Christi erblickt. Berichte übernatürlicher Ereignisse, selbst innerhalb der heidnischen Welt, zieht er an und für sich eben so wenig in Zweifel, als die Christen der ersten Jahrhunderte: so z. B. die Vision, die Apollonius von Tyana von der Ermordung Domitian's in Rom zur selben Zeit in Ephesus gehabt haben soll. Ein Zweifel an der Erscheinung des Kreuzes, die Constantin den Großen nach der Legende zur Annahme des Christenthums bestimmte, erscheint ihm als irreligiöse Leichtfertigkeit; dies „am festesten stehende Ereigniß der ganzen Geschichte" bestreiten, heiße den Berichterstatter Eusebius eines gottlosen Betruges und zugleich der größten Thorheit beschuldigen, da tausend Zeugen ihn hätten Lügen strafen können.

Wenn aber auch auf's tiefste im Wunderglauben befangen, war Tillemont nichts weniger als zur Leichtgläubigkeit geneigt, sondern vielmehr ein Mann von unbestechlichem Wahrheitssinne und nüchternem Urtheil; seine Irrthümer rühren zum Theil daher, daß er diese Eigenschaften auch bei seinen Gewährsmännern zu bereitwillig voraussetzte. Wo er in seinen Berichten Widersprüche, Unmöglichkeiten oder Unwahrscheinlichkeiten findet, verschweigt oder vertuscht er sie niemals, sondern deckt sie offen auf. Namentlich seine sehr zahlreichen Anmerkungen oder Excurse enthalten die werthvollsten kritischen Erörterungen; und da er überhaupt seine Leser stets in den Stand setzt, seine Combinationen und Untersuchungen nachzuprüfen, so thut auch sein zu vertrauensvoller Glaube an die Zuverlässigkeit altchristlicher Ueberlieferungen dem Werthe seines Werkes keinen wesentlichen Eintrag.

Die Arbeit Tillemont's sollte eine ganz andere Verwerthung finden, als er gehofft hatte. Kaum ist ein größerer Unterschied denkbar, als zwischen ihm und seinem nächsten Nachfolger Gibbon; zwischen dem strenggläubigen Jansenisten, der nur die Verherrlichung der Religion und Kirche im Auge hatte, und dem (im ersten Jünglingsalter zum Katholicismus bekehrten, später dem Glauben ganz entfremdeten) Schüler Locke's, Bayle's und Voltaire's, der dem Christenthum mit Abneigung gegenüber stand; zwischen dem unermüdlich und gewissenhaft sammelnden und sichtenden Detailforscher, der nur Material herbeischaffen und vorbereiten wollte, und dem Meister historischer Darstellung, der sich mit seinem Werke an die ganze gebildete Mitwelt wandte, und dem es, wie Wenigen, gelang, die Wahrheit seines Satzes darzuthun: daß die Geschichte als die populärste Art der Schriftstellerei zugleich der höchsten und niedrigsten Fassungskraft angepaßt werden könne.

Die Idee seines Werkes hat Gibbon in der bekannten Erzählung angedeutet, wie er auf die Wahl seines Gegenstandes geführt worden sei. Es war zu Rom am 15. October 1764, indem er nachdenkend unter den Ruinen des Capitols saß, indeß die Barfüßer-Mönche im Tempel Jupiters (er meint die Kirche Araceli) die Vesper sangen, als der Gedanke, über das Sinken und den

Verfall des römischen Reichs zu schreiben, zuerst in seiner Seele aufstieg. Er begann die Vorstudien 1768. Nach ihrer Vollendung bedurfte es wiederholter Versuche und Umarbeitungen, um die richtige Mitte zwischen einer schwerfälligen Chronik und rhetorischer Declamation zu treffen; die beiden von der Entstehung und Ausbreitung des Christenthums handelnden Capitel (das 15. und 16.) wurden nach dreimaliger Durchsicht von dem Umfang eines starken Bandes auf ihren gegenwärtigen eingeschränkt. Erst 1776 erschien der erste Band. Die tausend Exemplare der ersten Auflage waren in wenigen Tagen vergriffen, eine zweite und dritte kaum hinreichend, die Nachfrage zu befriedigen, obwol es zu Dublin zwei Mal nachgedruckt wurde. Das Buch „lag auf jedem Tische und beinahe auf jeder Toilette", und die dagegen abgefeuerten „Salven geistlicher Artillerie" erwiesen sich als „nur der Absicht nach gefährlich".

Die beiden nächsten Bände erschienen 1781, und Gibbon war lange zweifelhaft, ob er seine Erzählung nicht hier, wo er sie bis zum Untergange des westlichen Reiches geführt hatte, beschließen solle. Den größten Theil der Fortsetzung verfaßte er in Lausanne, und es war in einer mondhellen Juninacht des Jahres 1787, wo er die letzten Zeilen in seinem am Genfersee gelegenen Garten niederschrieb; und eine Traurigkeit befiel ihn, da er von einer Arbeit Abschied nahm, die so viele Jahre hindurch den Hauptinhalt seines Lebens gebildet hatte.

Nur jene erste Hälfte von Gibbon's Werk, welches die Geschichte der römischen Welt bis zum Untergange des westlichen Reichs erzählt, kommt hier in Betracht. Allerdings fußt Gibbon überall auf Tillemont's Vorarbeiten, ohne welche seine Geschichte überhaupt nicht möglich gewesen wäre, wie er denn durchweg die Arbeiten der Neuern auf das sorgfältigste ausgebeutet hat (namentlich die Ausgabe des Codex Theodosianus von Jacques Godefroy); aber die eigentliche Grundlage seines Werkes ist ein ebenso umfassendes als tief eindringendes Studium der Originalquellen, von denen er, neben den Autoren, auch die Münzen und Inschriften benutzt hat. Nur einer genialen Kraft konnte eine so vollkommene Bewältigung und Beherrschung eines so ungeheuern Materials gelingen. Wie viel Gibbon auch im Einzelnen geirrt hat, wieviel Berichtigungen und Nachträge zu seiner Geschichte neue Forschungen und Entdeckungen auch gebracht haben und bringen werden: sein Werk wird ein ewiges bleiben. So urtheilte auch Niebuhr: „Gibbon hat geleistet, was möglich war, sein Werk wird nie übertroffen werden."*)

Schon der Titel „Geschichte des Sinkens und Falls des römischen Reichs" zeigt, daß Gibbon die frühere Kaiserzeit bis zum Ausgang der Antonine als eine Periode relativen Glanzes und Glückes betrachtete. Diese lange und vielfach von den verschiedensten Seiten bekämpfte Ansicht hat, je länger je mehr, Boden gewonnen, obwol die im 18. Jahrhundert herrschende Bewunderung des aufgeklärten Despotismus, die auf Gibbon's Anschauungsweise einen wesentlichen Einfluß geübt hat, nicht mehr gehegt wird. Vielmehr ist es die Erweiterung und Vertiefung unserer Anschauungen der frühern Kaiser-

*) Vorträge über römische Geschichte, III, 284.

zeit gewesen, welche dahin geführt hat, Gibbon's Grundansicht, wenn auch mit Einschränkungen, als eine berechtigte anzuerkennen.

Gibbon's Auffassung des Christenthums ist allerdings eine ganz einseitige. Er war so ganz ein Mann des 18. Jahrhunderts, daß er in ihm nichts Anderes zu erkennen vermochte, als die Hauptursache des Untergangs einer von ihm hoch bewunderten Cultur; er konnte dem Christenthum um so weniger gerecht werden, als ihm das Verständniß für weltbewegende, aus tiefsten Bedürfnissen der Menschheit hervorgegangene religiöse Entwicklungen und für deren befruchtende und erneuernde Kraft so gut wie ganz fehlte.

Was die Form betrifft, so mag hier und da die studirte Eleganz des Ausdrucks veraltet erscheinen, die eintönige Feierlichkeit des Tons ermüden. Aber die durchsichtige Klarheit der stets gleichmäßig fortströmenden und den Leser unwiderstehlich mit sich ziehenden Erzählung, so wie die künstlerische Vollendung der Form überhaupt wird nie aufhören, ihren Zauber zu üben.

Nächst den großen Werken von Tillemont und Gibbon muß hier die „Doctrina nummorum veterum" von Eckhel (1772—98) genannt werden. Die Geschichte der Münzen der römischen Kaiserzeit ist in gewissem Sinne die Zeitgeschichte selbst, da ihre Bilder und Legenden den Gang der Dinge zum Theil lebendiger als die Autoren veranschaulichen und namentlich in der frühern Kaiserzeit Jahr für Jahr verfolgen lassen, so daß aus ihnen die beste Grundlage für die Chronologie gewonnen werden konnte. Auch Eckhel's Verdienste hat Niebuhr im vollsten Maße gewürdigt. Er preist sein „herrliches Urtheil" und bekennt, daß er unter den neuern Bearbeitern der alten Geschichte wenigen so viel verdanke als ihm.*)

Die neuen Strömungen, die im Zusammenhang mit den Weltereignissen zu Anfang dieses Jahrhunderts, namentlich in Deutschland, auch den wissenschaftlichen Bewegungen neue Richtungen und Ziele gaben, lenkten auch die geschichtliche Forschung in neue Bahnen. An die Stelle der Zurückführung der historischen Entwicklungen auf einzelne hervorragende Persönlichkeiten trat eine neue Auffassung, die sich bemühte, die geheimnißvoll in der Tiefe des Volkslebens arbeitenden Kräfte und Instincte und ihre Wirkungen zu erkennen und zu begreifen; an die Stelle aprioristischer Geschichtsconstruction eine je länger je mehr vervollkommnete Methode, die Thatsachen zu ermitteln, und das Streben, ihrer Bedeutung durch streng objective Würdigung gerecht zu werden. Wenn die Reaction gegen den Unglauben des 18. Jahrhunderts überhaupt dazu beitrug, das historische Interesse von der heidnischen Welt ab- und dem Mittelalter zuzuwenden, so konnte die Geschichte der römischen Kaiserzeit, überdies durch die angeführten drei großen Leistungen, als vorläufig erschöpft und abgeschlossen gelten.

Dazu kamen die Wirkungen von Niebuhr's „römischer Geschichte" (seit 1810), die, wie jede großartige bahnbrechende Arbeit, den Forschungstrieb mit unwiderstehlicher Gewalt auf das neuerschlossene Gebiet drängte. Von nun an nahmen Untersuchungen über die ältere und älteste Zeit Roms, über die Ent-

*) Vorträge über römische Geschichte, III, 264.

wicklungen des Staats- und Rechtslebens, die politische Geschichte der Republik überhaupt, über die Natur ihrer Quellen und deren Verhältniß zu einander einen großen Theil der Alterthumsforscher für lange Zeit vorzugsweise in Anspruch.

Niebuhr selbst nennt die Geschichte der Kaiserzeit als nationale und politische Geschichte unerfreulich, und von diesem Standpunkt aus scheint er sie ausschließlich betrachtet zu haben. „Es war blos noch eine Entwicklung mechanischer Kräfte, die lebendigen waren alle gewichen; die Natur bringt keine Krisis mehr hervor, es ist ein allmäliges Absterben, eine indefinite zerstörende Krankheit wirkte, die das Ende unausbleiblich herbeiführen mußte." Dennoch, sagt er in der Einleitung zu seinen Vorlesungen über die Geschichte dieser Zeit (im Sommer 1829),*) sei es gar nicht unrichtig gewesen, daß man sich in früherer Zeit so sorgfältig mit dem Studium derselben beschäftigt habe, da alle Wissenschaften, namentlich die Theologie und Jurisprudenz, ihrer unumgänglich bedürften; gegenwärtig werde ihre Kenntniß allzusehr vernachlässigt.**) Diese Auffassung der Kaiserzeit, als der Zeit eines langsamen aber stetig fortschreitenden Verwesungsprocesses, ist lange die herrschende geblieben und war nicht geeignet, ihr das Interesse wieder zuzuwenden. Niebuhr's Darstellung der fünftehalb Jahrhunderte von Tiberius bis Odoaker, in wöchentlich einer Stunde eines Sommerhalbjahres, konnte natürlich nur ein ganz kurzer Abriß sein. Sie zeigt überdies, daß er nie das Bedürfniß gehabt hat, sich in das Studium dieser Periode zu vertiefen.

Ebenso wenig als Niebuhr wurde Drumann, der Geschichtsschreiber der untergehenden Republik,***) von der römischen Kaisergeschichte angezogen. Er zog aus der Geschichte der von ihm behandelten Zeit die Lehre, „daß republikanische Formen sich nicht dauernd für die Menschen eignen, wie sie sind," „und daß eine Nation zu beklagen ist, deren Staatsschiff erst dann den Hafen der Monarchie erreicht, wenn sie entartet ist." Für ihn, der sein Buch eine Lobschrift auf die Monarchie nannte, und sich dieses nicht gesuchten Ergebnisses freute, mußte die Geschichte einer Zeit abstoßend sein, die so viele und entsetzliche Beispiele des Mißbrauchs der monarchischen Gewalt enthält.

Erst seit dem Jahre 1840 etwa begann die Wiederaufnahme der so lange unterbrochenen Arbeiten auf diesem Gebiete. Aber in keiner Literatur ist seit dieser Zeit ein Werk entstanden, das den großen Leistungen der frühern auch nur nahe käme.

Unter den deutschen Arbeiten ist die bedeutendste, Carl Höck's „Römische Geschichte vom Verfall der Republik bis zur Vollendung der Monarchie unter Constantin", ein Fragment geblieben. Das Werk war auf fünf bis sechs Theile berechnet; erschienen ist nur der erste Band in drei Theilen, der mit dem Tode

*) Vorträge über römische Geschichte, III, 162 f.

**) A. a. O. 163.

***) Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zu der monarchischen Verfassung. 1834—1844. (Vorrede des 1. Bandes.)

Nero's schließt (1841—1850), und von dem hochbetagten (1794 gebornen) Verfasser eine Fortsetzung nicht mehr zu erwarten. Die schon auf dem Titel gemachte Ankündigung, daß vorzugsweise die Verfassung und Verwaltung des Reichs in's Auge gefaßt werden sollte, zeigt, daß Höck die eigentlichste und zugleich dankbarste Aufgabe der römischen Kaisergeschichte richtig erkannt hatte: die großen Neuschöpfungen der Monarchie, die Organisation und Entwicklung der das ganze Reich umfassenden centralistischen Verwaltung und ihre unermeßlichen Folgen für die Gesammtcultur dieser und der folgenden Zeiten zur Anschauung zu bringen. In der That sind in Höck's Werk am gelungensten die vortrefflichen und an Belehrung reichen Abschnitte, welche die Verfassung und Verwaltung des Reichs unter August darstellen. In der Erzählung der eigentlichen Geschichte vermißt man Lebendigkeit der Anschauung, Wärme und Kraft, und sie entbehrt schon darum der Fülle und des Colorits, weil der Verfasser auf die Verwerthung des reichen Details verzichtet hat, das ihm die Monumente aller Art geboten haben würden, und sich fast ausschließlich auf die Autoren beschränkt. — Der dritte Band von Peters Römischer Geschichte, der die Geschichte Roms unter den Kaisern bis zum Tode Marc Aurel's enthält,*) gibt im wesentlichen nur eine Wiederholung verbreiteter Auffassungen und Darstellungen, und scheint vorzugsweise für jüngere Leser bestimmt zu sein, an die sich auch das Vorwort wendet.

Die zahlreichen, zum Theil werthvollen Arbeiten, die kürzere Zeiträume der Kaisergeschichte, namentlich einzelne Regierungsperioden, zum Gegenstande haben, oder durch Untersuchung der Quellen den Grund für dieselbe neu zu legen suchen, können hier nicht erwähnt werden.

Unter den neuern französischen Bearbeitungen der römischen Kaisergeschichte sind hauptsächlich die drei Werke des Grafen Champagny zu nennen, die eine vom Ende der Republik bis zum Tode Marc Aurel's (wo Gibbon anfängt) fortlaufende Geschichte bilden. Graf Champagny ist ein katholischer Ultra, dessen Standpunkt hinlänglich dadurch gekennzeichnet wird, daß er den Sturz der Regierungen Carl's X. und Louis Philipp's als eine Folge der von ihnen gemachten antikatholischen Concessionen, und die berliner Märzrevolution als eine Folge der Maßregeln gegen die preußischen Bischöfe im Jahre 1837 betrachtet. In der Geschichte der Zeit bis auf Nero's Tod (les Césars, 1841—1843) wollte er der vom Skepticismus an der ewigen Wahrheit des Christenthums angekränkelten Mitwelt einen Spiegel vorhalten, in dem sie mit Schaudern erkennen sollte, wie tief die sich selbst überlassene Menschheit nothwendig sinke, auch wenn es ihr an bedeutenden Geistern nicht mangele. Das zweite Werk (Rome et la Judée au temps de la chute de Néron 1858) behandelt sehr ausführlich „eine von den Epochen, wo die Herrschaft der höchsten Macht und die Unterordnung des Menschen unter dieselbe sich auf's deutlichste gezeigt hat, wo die Welt auf's sichtbarste regiert worden ist, wo die Vorsehung auf's sichtbarste die Pläne ausgeführt hat, die sie nicht blos beschlossen, sondern auch angekündigt hatte." Endlich in dem dritten Werk (Les Antonins. Ans de J. C. 69—180

*) Dritte Auflage, 1871.

1863) hatte der Verfasser die Frage zu beantworten, wie sich die verhältnißmäßig glückliche Zeitperiode vom Tode Nero's bis auf den Marc Aurel's erklären lasse. Das große Geheimniß dieser halben Wiedergeburt der römischen Gesellschaft war, nach der Ansicht und Darstellung des Verfassers, daß sie, wenn auch nicht selbst christlich, doch das Christenthum in ihrer Mitte hatte; seinen geheimen Wirkungen verdankte diese Zeit das Gute, was sie aufzuweisen hat, und diese Wirkungen erstreckten sich sogar auf die Kaiser, die es verfolgten, natürlich ohne daß dieselben etwas davon ahnten. Die höhere Entwicklung der philosophischen Ideen unter Trajan, die gesetzgeberische Arbeit, die eine Besserung der socialen Zustände herbeiführte, unter ihm und seinen Nachfolgern, die Gründung milder Stiftungen seit Nerva: alles dies rührt von christlichem Einfluß her. Ohne das Christenthum neben sich zu haben, würde Trajan ein harter und ausschweifender Centurio gewesen sein, würde Hadrian sich nicht die Mühe genommen haben, das Recht im Sinne der Menschlichkeit und Billigkeit zu reformiren, würde Marc Aurel keine der uneigennützigen, demüthigen, graden, aufrichtigen Empfindungen gehabt haben, die man bisweilen bei ihm antrifft. Sie alle würden nicht mehr werth gewesen sein, als Augustus, und weil sie weniger befähigt waren, sogar weniger.*)

Auf Grund solcher Anschauungen hat der Verfasser sein Bild der beiden ersten Jahrhunderte entworfen, in welchem alles Licht auf die eine, aller Schatten auf die andere Seite fällt. Die christliche Gesellschaft erscheint bei ihm als eine in übernatürlicher, fleckenloser Unschuld, Reinheit und Tugend strahlende Versammlung von Heiligen, inmitten der in den Pfuhl aller Laster versunkenen heidnischen Welt. Diese Ansichten hat er nicht blos mit Wärme, Geist und Beredtsamkeit (die gelegentlich freilich in's Süßliche oder Salbungsvolle fällt), aber auch (namentlich in dem zweiten und dritten Werke) nicht ohne Gelehrsamkeit ausgeführt. Doch selbst abgesehen von dem Mangel an Kritik gegenüber der altchristlichen Ueberlieferung, wird in einer solchen Tendenzschrift wol Niemand wirkliche Geschichte suchen.

Eine Tendenzschrift in ganz anderm Sinne ist das aus stenographirten Vorträgen zusammengestellte Buch von M. Beulé (der im J. 1873 als Cultusminister der französischen Republik selbst sein Leben endete): „Auguste et sa famille," 1867. Theils wegen seines mit seinem Werth in keinem Verhältniß stehenden Erfolges verdient dasselbe eine nähere Beleuchtung, theils als ein grelles Beispiel des Mißbrauchs der Geschichte zu politischen Zwecken. Denn die Geschichte Augustus's ist für den Verfasser zunächst nur eine Form, deren er sich bedient, um das zweite Kaiserreich und die durch dasselbe geschaffenen Zustände als durchaus verdammenswerth und unheilvoll darzustellen. Hier wie dort hat nach seiner Auffassung der Despotismus die Freiheit mit brutaler Gewalt unterdrückt; hier wie dort eine Ruhe und ein Wohlbefinden geschaffen, das „dem Schlaf unter dem Giftbaume" gleicht; hier wie dort verbirgt äußerer Glanz innere Fäulniß. Der Verfasser ist überzeugt, nicht blos, daß die Republik in Rom nach Cäsar's Tode noch lebensfähig war, sondern auch, daß

*) Les Antonins III, 257 ff.

Augusts, wenn er es nur hätte versuchen wollen, im Stande gewesen wäre, ihre Dauer für ein Jahrtausend zu verlängern! Schon diese wahrhaft ungeheuerliche Ansicht zeigt, wie wenig Beulé sich bei der Zurichtung der Geschichte für seinen Zweck durch pedantische Rücksichten auf die Thatsachen beirren läßt, die er in der That mit der souveränen Freiheit und Willkür eines Romandichters behandelt. Die Art, wie er Livia als die bedeutendste Persönlichkeit dieser Zeit nicht neben, sondern vor Augusts stellt, da sie durch ihren Machiavellismus seinen Geist gestaltet und ihn zum Herrn der Welt gemacht habe, erinnert an die Parole der Pariser geheimen Polizei: „Cherchez la femme." Als „Anwalt der Gerechtigkeit und Moral in der Geschichte" glaubt er nachweisen zu müssen, daß auch Agrippa als Gehilfe Augusts bei dem großen Verbrechen der Unterdrückung der Freiheit noch bei Lebzeiten von der gerechten Strafe ereilt worden sei: Plinius bezeugt ausdrücklich, daß er nicht glücklich war. Und welche Gewissensbisse hat erst seine Seele im Jenseits empfinden müssen, wenn sie der entsetzlichen Folgen ihrer That inne wurde! Diese Gewissensbisse werden auf zwei Seiten beschrieben. Auch Mäcenas, dem August die Leitung der Literatur übertrug, hat nur Unheil gestiftet. Durch ihn ließ sich Properz, „dessen männliche Seele für heroische Handlungen geboren schien", verführen, ein Sänger der Wollust zu werden. Vergil erhielt den Auftrag, die Georgica zu schreiben, weil August die Nothwendigkeit fühlte, den Gemüthern die Liebe zum Landleben wieder einzuflößen. Die Aeneide wollte er nicht deshalb vernichten, weil ihm ihr poetischer Werth nicht genügte, sondern weil dies Gedicht, welches August verherrlicht, sein Gewissen drückte: wenigstens ist es erlaubt, dies zu vermuthen.*) Den tiefsten Ingrimm empfindet Beulé gegen Mäcenas aber, wenn er an all' die edeln Werke denkt, die er der Nachwelt gestohlen hat, und mit großem Pathos führt er aus, was Horaz, Properz und Vergil geschrieben haben würden, wenn sie nicht durch ihn corrumpirt worden wären. Ja, Mäcenas trägt sogar die Hauptschuld, daß die größten Geister Frankreichs sich durch niedrige Schmeicheleien gegen Ludwig XIV. herabgewürdigt haben. Sie fühlten ihre Erniedrigung nicht, weil die servile Poesie der Augusteischen Zeit „ihre Nahrung, ihr Muster, ihr Ideal, ihr Traum gewesen, und diese Nahrung in ihr Blut übergegangen war". Auch Voltaire hätte sich ohne dieselben Einflüsse niemals zu unwürdigen Schmeicheleien herabgelassen.

Zum Theil verdankt das Buch Beulé's seinen Erfolg allerdings auch der nicht gewöhnlichen Kunst des Verfassers, gegebene Züge zu frappanten Bildern zu verwerthen, bei denen es freilich durchweg mehr auf den Effect, als auf die Wahrheit abgesehen ist. Mit Vorliebe benutzt er zu seinen Charakteristiken die aus dem Alterthum erhaltenen Portraits der betreffenden Personen, darunter auch manche von mehr als zweifelhafter Authenticität. Man erstaunt oft, welche Geheimnisse sie seinem Scharfblick verrathen haben. Bei August z. B. malt die Kinnlade die Anspannung und die Zähigkeit, die Stirn drückt den beharrlichen und ruhigen Willen, mehr die Gewohnheit der persönlichen als der

*) Dieselbe Vermuthung äußert Merivale, History of the Roman empire, IV, 584.

erhabenen Gedanken aus." — „Der untere Theil des Gesichts verdient eine besondere Aufmerksamkeit, er drückt den Hang zur Ausschweifung aus, er hat etwas Materielles, er ist nicht frei von einer gewissen Niedrigkeit. Man begreift, daß Livia es für klug erachtete, die Augen über seine Untreue zu schließen" u. s. w.

In den Fortsetzungen dieser Studien und Portraits*) tritt allerdings die politische Tendenz zurück, obgleich es auch hier an Betrachtungen nicht fehlt, die an die Adresse des zweiten Kaiserreichs gerichtet sind, wie über den materiellen Glanz, der die sittliche Fäulniß verbirgt, über die Verwerflichkeit der Cabinetskriege, über den Unwerth einer von der Regierung geschaffenen Aristokratie u. s. w. Doch im Wesentlichen beschränkt sich der Verfasser hier darauf, Personen und Ereignisse des ersten Jahrhunderts in glänzenden Bildern darzustellen, deren Werth aber überall nicht in der historischen Treue, sondern in der künstlerischen Vollendung besteht, wenn auch geistvolle und treffende Bemerkungen vielfach eingestreut sind. Im Ganzen aber lernt man aus diesen fein durchgeführten Cabinetsstücken die wirkliche Geschichte jener Zeit eben so wenig kennen, als etwa aus Renan's Leben Jesu die Geschichte der Entstehung des Christenthums.

In England mag das Interesse für die Geschichte Griechenlands, die dort in verhältnißmäßig kurzer Zeit dreimal (von Mitford, Thirlwall — und in einem epochemachenden Werk — von Grote) bearbeitet wurde, zur Vernachlässigung der römischen Geschichte beigetragen haben. Für die römische Kaiserzeit hat die englische Literatur außer dem wichtigen chronologischen Werke von Henry Fynes Clinton**) nur Eine umfassende Arbeit aufzuweisen: die „History of the Romans under the empire" von Charles Merivale (1853—1862), der darauf angewiesen war, „für die dürftige Beleuchtung dieser Zeiten durch englische Schriftsteller" in der Literatur des Festlandes Ersatz zu suchen. Denn diese Geschichte, die ursprünglich bis auf die Zeit Constantin's geführt werden sollte, schließt mit dem Tode Marc Aurel's, erstreckt sich also auf die von Gibbon behandelte Zeit nicht. Der Verfasser bedauert am Schlusse, daß englische Leser die Geschichte der folgenden Zeit durch einen Mann kennen lernen müssen, der, unglücklich in der Wahl seiner Lehrer, in seinen moralischen Ansichten und seiner geistlichen Erziehung, trotz seiner mächtigen Begabung an seinen Gegenstand unter einer Wolke von Vorurtheilen herantrat. Obwol aber ein entschiedener Gegner Gibbons, steht Merivale schon als Protestant dem Standpunkt des Grafen Champagny nicht minder fern. Ausdrücklich und entschieden verwirft er dessen Methode, nur bei den Schattenseiten des Heidenthums zu verweilen, um so die Segnungen des Evangeliums noch größer erscheinen zu lassen; er weist die Anmaßung zurück, die mit dem Christenthum identificirte römische Kirche als alleinige Bewahrerin der sittlichen Principien und ihrer Ausübung hinzustellen, und beruft sich gegenüber den Behauptungen „gedankenloser Fanatiker" auf die Tugenden der hervorragenden Männer des ersten Jahrhunderts, zum Beweise,

*) Tibère et l'héritage d'Auguste, 1868. Le sang de Germanicus, 1869. Titus et sa dynastie, 1870.

**) Fasti Romani. The civil and litterary chronology of Rome and Constantinople from the death of Augustus to the death of Justin II. Oxford, 1845. 1850.

daß die Zeit nicht völlig gesunken war, die dem Evangelium die ersten Bekenner lieferte."*)

Von den stattlichen sieben Bänden, aus denen dies Werk besteht, reichen die zwei ersten bis zu Cäsars Tod, die beiden folgenden enthalten die Zeit Auguſt's, die drei letzten die Periode von Tiber bis zum Tode Marc Aurel's. Daß die Einleitung so weit ausholt, rührt offenbar daher, daß der Verfasser der Versuchung nicht widerstehen konnte, die Arbeit Drumanns so viel als möglich zu verwerthen. Aber nicht nur hier, sondern durchweg ist er von den Arbeiten Anderer abhängig, und darunter auch vielfach von solchen, die selbst nur aus abgeleiteten Quellen schöpfen. Er erklärt selbst, auf Originalität keinen Anspruch zu machen, nur auf Selbständigkeit des Urtheils in seinen Folgerungen. Seine sich in behaglicher Breite ergehende, über Schwierigkeiten fortgleitende oder sie nur streifende Darstellung bleibt auf der Oberfläche und läßt den Leser nur gelegentlich errathen, inwiefern sie sich auf ungewissem Boden bewegt. Merivale besitzt eine hinlängliche Belesenheit in der einschlägigen Literatur des Alterthums, um seine Erzählung durch zahlreiche Einzelheiten zu beleben, und um erhebliche Verstöße zu vermeiden. Sein Buch ist aber als ein blos populäres zu anspruchsvoll und umfangreich, als ein wissenschaftliches zu unselbständig und dilettantisch.

Jene Selbständigkeit in den Folgerungen, die Merivale sich vindicirt, zeigt sich vorzugsweise in dem Streben, die ungünstigen Berichte unserer Quellen über mehrere Kaiser als unglaubwürdig darzustellen. Zum Zweifel an der Richtigkeit der Ueberlieferung hält er sich nicht blos dann berechtigt, wenn die Berichterstatter mit sich selbst oder gegen einander im Widerspruch stehen oder ihre Unzuverlässigkeit erwiesen ist, sondern auch wegen der bloßen (wirklichen oder angenommenen) Unwahrscheinlichkeit des Erzählten. Aber auch gegen die völlige Uebereinstimmung der Berichte ist er mißtrauisch: sie erregt ihm den Verdacht eines Complotts zur Fälschung der Geschichte. An die Stelle des für unglaublich Erklärten wird dann mit einem „It is possible" oder „perhaps" dem Leser etwas zwar Glaubliches, aber jedes positiven Anhalts Entbehrendes geboten. Wenn also schon in der Verwerfung der Ueberlieferung subjectives Meinen den wissenschaftlichen Beweis ersetzt, so sind die Reconstructionsversuche vollends werthlos. Merivale besitzt weder jene geniale Intuition, der sich die zerstreuten, trümmerhaften und entstellten Elemente gleichsam von selbst zusammenfügen, noch ist er der ernsteren Arbeit fähig, die Zoll für Zoll den Boden gewinnt und auf weiten mühseligen Umwegen das Material herbeischafft, um an Stelle des von der Kritik Vernichteten ihren neuen Bau aufzuführen: auch er verfährt mit der Willkür des die Thatsachen nach Belieben umstellenden und componirenden Romandichters.

Allerdings ist nun ein gewisses Mißtrauen an der Zuverlässigkeit unserer Berichte über die frühere Kaiserzeit keineswegs unberechtigt. Zwar die scheinbare Unglaublichkeit des Erzählten reicht allein nicht hin, um dieselbe zu begründen; sonst müßte aus der Geschichte überhaupt ein nicht geringer Theil der am besten bezeugten Thatsachen gestrichen werden. Aber zwei wesentliche, durch

*) VI, 289 f.

zahlreiche Forschungen erwiesene Unterschiede der antiken Geschichtsschreibung von der modernen kommen auch hier in Betracht. Erstens die oft sehr große Abhängigkeit der Autoren von ihren (nicht immer glücklich gewählten) Gewährsmännern; sodann, daß sie zum Theil der künstlerischen Darstellung einen höheren Werth beilegten, als der gewissenhaften Ermittelung und genauen Wiedergabe des Thatsächlichen. Dazu kommt bei dem größten Geschichtsschreiber dieser Zeit, bei Tacitus, eine unleugbare Befangenheit in aristokratischen Parteianschauungen, die namentlich auf seine Darstellung des Tiberius einen entschieden ungünstigen Einfluß geübt hat. Daß Tacitus gegen Tiberius ungerecht gewesen ist, das ist oft (unter andern auch von dem ersten Napoleon) ausgesprochen, und auch namentlich von Sievers*) wissenschaftlich nachgewiesen worden. In vielen Fällen ist es also wahrscheinlich, daß unsere Berichte die Wahrheit nicht enthalten, in manchen ist es gewiß. Aber bodenlose Hypothesen sind, wie gesagt, ebenso wenig ein Ersatz der nicht zu ermittelnden Wahrheit als dichterische Fictionen.

Einige Beispiele mögen das Verfahren Merivale's veranschaulichen. Obwol er (nach den Zeugnissen der Alten) bei Caligula eine Geisteskrankheit annimmt, und damit, wie man glauben sollte, von vornherein auf die Forderung eines Nachweises vernünftiger Gründe für seine Regierungshandlungen verzichtet, so erscheinen ihm doch die Extravaganzen, die die Geschichtsschreiber von ihm berichten, nicht glaublich. „Es hat an Kritikern nicht gefehlt, die die Masse dieser feindseligen Aussagen als verworren und unglaublich verworfen und angedeutet haben, daß Caligula in Wahrheit das Opfer der Hauptstadt und des Adels, ein Beschützer der Provinzen und des niedern Volkes war, dessen Charakter von dem Parteihaß mit rücksichtsloser Bosheit angeschwärzt wurde." „Vielleicht" war der Grund seiner Extravaganzen das Streben, die Fehler seines Vorgängers zu vermeiden; da dieser in Folge seiner Abgeschlossenheit in die Hände eines unwürdigen Günstlings fiel, mag er beschlossen haben, Alles selbst kennen zu lernen, Alles selbst zu thun, sich auf keinen Minister oder Berather zu verlassen, sondern, unaufhörlich von Rom nach Italien, von Italien nach den Provinzen eilend, sich von allen Einzelheiten der Verwaltung seines Weltreichs zu unterrichten u. s. w. Wenn die Geschichtsschreiber für den Zug Caligula's nach Gallien im J. 39 n. Chr. als Motiv seine Absicht anführen, durch Erpressungen in dieser Provinz seine Tasche zu füllen, so nimmt Merivale an, er habe durch sein persönliches Erscheinen einem drohenden Aufstandsversuch des dortigen Legaten Lentulus Gätulicus zuvorkommen wollen (den er in der That angeblich wegen einer Verschwörung hinrichten ließ) und „vielleicht" durch diesen raschen und kühnen Entschluß den Staat vor einer blutigen und ziellosen Revolution bewahrt. Unmöglich ist dies freilich nicht; aber welches Recht haben wir, bei einem Caligula im Widerspruch mit den Berichten unserer Quellen weise und kühne Entschlüsse vorauszusetzen? Auch, daß die Britische Expedition Caligula's in jene ungeheuerlichen Possen ausgelaufen sei (das zur Einschiffung nach Britannien aufgestellte Heer soll den Befehl erhalten haben, Muscheln als

*) Tiberius und Tacitus, 1850.

Spolien des Oceans aufzulesen), kann Merivale nicht glauben; schon die Errichtung eines Leuchtthurmes bei Boulogne beweise eine vernünftige Absicht. „Möglicher Weise wurde Caligula von einer wirklichen Absicht, Britannien anzugreifen, durch irgend einen Act der Unterwerfung abgehalten, welcher die Eröffnung eines freiern und regelmäßigern Verkehrs mit den Eingeborenen in Aussicht stellte. Selbst das Aufsammeln von Muscheln durch die Soldaten mag eine groteske Entstellung für den Empfang eines Tributs von Britannischen Perlen sein." *) Wer erinnert sich hierbei nicht der Interpretationen der alten Rationalisten, die die Wunder des alten und neuen Testamentes natürlich erklären?

Auch die Verachtung, welcher der Geist und Charakter des Claudius anheimgefallen ist, soll in hohem Grade ihren Ursprung den systematischen Fälschungen verdanken, deren Opfer er war. **) Merivale's günstige Auffassung dieses Kaisers ist, wie er bemerkt, vielleicht einigermaßen durch den Eindruck seines in zahlreichen Büsten und Statuen erhaltenen Portraits beeinflußt. „Es ist das Gesicht eines ehrlichen und wohlmeinenden Mannes, der sich der ihm auferlegten Aufgabe nicht gewachsen fühlt;" er glaubt, in diesem Gesicht das ganze Schicksal des Unglücklichen zu lesen.***) Die gegen ihn erhobenen Beschuldigungen zu entkräften, ist für eine Kritik, die aus der Quelle das Gegentheil der Ueberlieferung herauszulesen gewohnt ist, natürlich nicht schwer. Sueton führt unter mehreren anderen Beweisen dafür, daß Claudius grausam und blutgierig war, auch an, daß er bei den Gladiatorspielen selbst während der Mittagspause, wo der größte Theil der Zuschauer sich entfernte, seinen Platz nicht verlassen habe. „Vielleicht" machten ihm seine körperlichen Gebrechen das Aufstehen schwer; und wenn behauptet wird, daß er neue Fechter verlangt habe, so dürfte er vielmehr nur mit seiner gewöhnlichen Apathie den Wünschen der Zuschauer nachgegeben haben.†) Die ihm vorgeworfene Unmäßigkeit im Essen und Trinken war „vielleicht" anfangs nur Befriedigung eines durch Erschöpfung hervorgerufenen Nahrungsbedürfnisses; die Ueberanstrengung, die er sich auferlegen mußte, machte die Anwendung künstlicher Reizmittel nothwendig.††)

Diese Beispiele werden genügen. Auch Domitian's Geschichte ist nach Merivale's Vermuthung geflissentlich entstellt worden, und zwar von den beiden einflußreichen Classen, deren Feindschaft er sich zugezogen hatte, dem Adel, der die Quellen der Ueberlieferung in Rom vergiftete, und den Philosophen, die ihren Haß gegen ihn im ganzen Reich verbreiteten.†††) Um so auffallender ist, daß Merivale das überlieferte Bild Nero's als ein wahrscheinlich treues anerkennt, wenn auch die Farben zum Theil zu stark aufgetragen sein möchten.*†) In der That lassen sich durch Auslassungen und Zusätze, durch Aenderungen und Um-

*) V, 459.
**) V, 598.
***) V, 486 f.
†) V, 509.
††) V, 512.
†††) V, 120 f., 190.
*†) VI, 310 f.

deutungen für die Geschichte Nero's ebenso überraschende Resultate erzielen, als für die des Tiberius, Caligula, Claudius und Domitian: und der Beweis dafür ist schon vor 300 Jahren geliefert worden.

Hieronymus Cardanus, der wunderliche und originelle mailändische Arzt, Mathematiker und Astrolog, dessen Name am meisten durch die von ihm gefundene algebraische Formel bekannt ist, hat ein „Encomium Neronis" geschrieben, wie er versichert, aus keinem andern Grunde, als aus Unwillen über die Ungerechtigkeit der Geschichtsschreiber gegen diesen besten aller römischen Kaiser. Als ein Prototyp und zugleich als vortreffliche Parodie aller derartigen Rettungen, deren Methode schon damals im wesentlichen dieselbe war wie heute, verdient diese Schrift der Vergessenheit entrissen zu werden. Die Anklagen des Tacitus, sagt Cardanus, gereichen dem Nero nur zur Ehre. Denn Tacitus war erstens ein gottloser Heide und zweitens ein Aristokrat, der nur Einen Maßstab für die Handlungen eines Regenten hatte, ob sie nämlich zum Vortheil oder zum Nachtheil des Adels gereichten. Gegen Nero war der Hof, die Aristokratie, der Senat, die Mächtigen, die Geldleute, die Geschichtsschreiber, das Militär im Bunde. Anfangs handelte der junge Kaiser unter dem Einflusse des Burrus und Seneca im Sinne dieser Partei; als er sich aber von ihr emancipirte und sich des von ihr unterdrückten Volkes, der Armen und Geringen annahm, da wurde er verschrieen. Daß er seinen Adoptiv-Vater und -Bruder, seine Gemahlin, seine Mutter tödtete, das waren allerdings beklagenswerthe, doch durch die Rücksicht auf die Selbsterhaltung gebotene Maßregeln, die man einem Fürsten nicht so sehr verübeln kann; denn die Fürsten der Ottomanen, die Gott doch auch zu beschützen scheint, tödten ihre Väter, Brüder, Kinder, Neffen u. s. w., ohne deshalb für gottlos gehalten zu werden. Und auch aus der gleichzeitigen italienischen Geschichte bringt Cardanus Beispiele ähnlicher Thaten bei, die man mit der Nothwendigkeit entschuldigte. Hercules von Ferrara hatte seinem Bruder die Augen ausstechen lassen, und er und sein Sohn hatten den Geblendeten über 50 Jahre gefangen gehalten. Die Erben des Galeazzo Sforza ließen den Säugling des Andreas Lampugnani an die Wand schmettern, weil Lampugnani den Galeazzo getödtet hatte, und auch seinen ganz unschuldigen Bruder, der in Venedig lebte, ermorden.

Das Encomium Neronis des Cardanus ist keineswegs die einzige „Rettung" eines angeblich verläumdeten römischen Kaisers, die gegenwärtig verschollen ist. Graf Champagny theilt die von dem Advocaten Linguet (Verfasser einer „Histoire des révolutions de l'empire Romains 1766) gegebene Auffassung des Tiberius mit. Linguet erklärte Tacitus und Sueton für vorurtheilsvolle Schwätzer, die sich zum Echo des Volksgeredes machten; Tiberius sei ein Mann der Ordnung gewesen, wenn auch etwas streng, ein guter Verwalter, der aber zu großes Vertrauen in Sejan setzte, und, der Herrschaft überdrüssig, dem Vergnügen ergeben, zu lange für einige Ausschreitungen seines Ministers blind war. Man hat seinen Aufenthalt in Capri verlästert; es gab dort köstliche Gärten, Grottengemächer nach der Art Watteau's ausgemalt, wohin der Greis sich zurückgezogen hatte, um sich einem gemächlichen und einsamen Leben hinzugeben; wo er, der Geschäfte müde, eifersüchtig auf seine Ruhe, Abendfeste gab und sich nur

solchen Freunden zeigte, von denen er nicht fürchten durfte, gestört zu werden. Champagny bemerkt zu diesem im Stil der Zeit Ludwig's des fünfzehnten ausgeführten Bilde sehr richtig, daß es nicht minder leicht sein würde, Tiberius als einen guten, einfachen Mann darzustellen, wenn auch mit ein wenig herben Eigenheiten, der sich zu seinem Bedauern genöthigt sah, sehr viel Blut zu vergießen, um das Volk und die Welt von dem Druck einer tyrannischen Aristokratie zu befreien; der sein Gefühl nicht über seine patriotischen Pflichten die Oberhand gewinnen ließ und seine ganze Energie bewahrte. Und wer weiß, ob eine in diesem Sinne geschriebene Geschichte des Tiberius nicht bereits existirt! Daß noch manche, von „originalen Gemüthern" ausgegangene Berichtigungen des Tacitus im Staube der Bibliotheken modern, läßt folgender Titel vermuthen: „Die römische Kaisergeschichte ein Zerrbild, umgestaltet im Namen der unparteiischen Kritik des 19. Jahrhunderts. Als Probe: Nero, ein Scheusal genannt, dargestellt als guter Mensch, von Reinhold. Pasewalk 1839." Zu ähnlichen Experimenten wird der Charakter der aus dem ersten Jahrhundert berichteten Thatsachen, sowie die Beschaffenheit unsrer Quellen Dilettanten immer von Neuem reizen. Und so wird es voraussichtlich auch in Zukunft an Solchen nicht fehlen, die zwischen den Zeilen der Ueberlieferung die Wahrheit lesen zu können vermeinen und ihren Einfällen und Vermuthungen den Werth wissenschaftlicher Ergebnisse beilegen werden, und auch in Zukunft wird eine gern getäuschte Menge den neuen Entdeckungen ihren Beifall spenden.

Aus der bisher gegebenen Uebersicht geht hervor, daß in der That keine europäische Literatur auf dem Gebiet der römischen Kaisergeschichte seit dem Ende des 18. Jahrhunderts große vollendete Leistungen aufzuweisen hat, die den früheren irgend gleich gestellt werden könnten. Dagegen sind in den letzten Jahrzehnten die Vorarbeiten für eine Neugestaltung derselben in der umfassendsten und mannichfaltigsten Weise gefördert worden. Zum Theil ist dies durch zahlreiche Monographien und Quellenforschungen deutscher Gelehrter, ganz hauptsächlich aber durch die in unserm Jahrhundert neuerblühte Monumentalforschung geschehen. Die Resultate derselben kamen vorzugsweise der letzten Periode des Alterthums zu Gute, da der bei weitem größte Theil sämmtlicher auf dem Boden der alten Welt erhaltenen Denkmäler (Bauten, Sculpturen, Bilder u. s. w.), aus der Kaiserzeit herrührt, vor Allem die neben den Münzen für die Geschichte wichtigsten monumentalen Quellen, die Inschriften etwa zu neun Zehntheilen. Die von der Berliner Akademie veranstalteten großen Sammlungen sämmtlicher griechischen und römischen Inschriften, für die Entwicklung der Alterthumsforschung überhaupt Epoche machend, haben ganz besonders dazu beigetragen, das Interesse für dessen spätere Jahrhunderte zu steigern. Ueber die verschiedensten Gebiete der Geschichte der römischen Kaiserzeit haben Numismatik und Epigraphik neues Licht verbreitet.

Die unermeßliche Fülle von Denkmälern jeder Art, die seit dem 14. Jahrhundert aus dem Boden Italiens an's Licht gezogen worden ist und auch heute noch täglich wächst, hat von jeher die dortige Wissenschaft auf die Monumentalforschung hingewiesen, und namentlich ist die römische Inschriftenkunde von italienischen Gelehrten mit eben so viel Eifer als Erfolg gepflegt worden.

Der größte Meister dieses Fachs war (der 1860 im 84. Jahre verstorbene) Graf Bartolomeo Borghesi.*)

Dieser merkwürdige Mann verbrachte, nachdem er zwanzig Jahre auf die Durchforschung der Bibliotheken und Museen Italiens verwendet hatte, den übrigen Theil seines Lebens in seinem Geburtsort, der kleinen Republik San Marino (wo er bis zum Jahre 1848 das höchste Amt bekleidete), also in der größten denkbaren literarischen Abgeschiedenheit. Vor lästigen Besuchen fast so sicher wie auf einer einsamen Insel, lebte er ganz seinen Studien, die er in der Regel nur durch Spaziergänge in seinem terrassirten Garten unterbrach, aus welchem man eine entzückende Aussicht auf die Romagna und das adriatische Meer genoß. Die Ausstattung seiner Wohnung zeigte die Bedürfnißlosigkeit eines ganz der Wissenschaft hingegebenen Gelehrten; in seinen letzten Jahren, wo das Gehen ihm schwer wurde, verließ er sie nur selten, da Wagen in San Marino nicht fahren können. Selbst während des in dieser Höhe (von 1000 Metern) strengen Winters, wo eine Schneedecke oft Monate lang den Boden überzieht, blieb Borghesi's Arbeitszimmer ungeheizt, und er wärmte seine erstarrenden Finger nur an einem „Scaldino", einem Gefäß von gebranntem Thon, worin Kohlen unter der Asche langsam verglühen. Abends beleuchtete eine Lampe von antiker Form nothdürftig die Bücher und Papiere, deren er gerade bedurfte. Eine alte ländliche, schlecht erhaltene Truhe enthielt eine überaus kostbare Sammlung von namentlich römischen Münzen, wie sie selten ein Privatmann besaß. Einfache weißangestrichene hölzerne Tische waren mit schweren Foliobänden beladen, in denen sich sämmtliche bekannte Consularinschriften in eigenhändigen Copieen Borghesi's befanden; in tannenen Schränken lagen die Abhandlungen aufgeschichtet, in denen er die unbekannten oder zweifelhaften Consulatsjahre ermittelt und bestimmt hatte. Bündel von Blättern, mit den Namen der einzelnen Provinzen des römischen Reichs bezeichnet, enthielten die Nachrichten über deren Statthalter und sonstige Beamte nach Zeit und Ort geordnet. Wurde irgendwo in Europa eine nicht datirbare Consularinschrift gefunden, so sandte der Entdecker in der Regel eine Abschrift nach San Marino und bat Borghesi um Aufschluß: ein Antwortschreiben, das die Lösung oder gründliche Erörterung der gestellten Frage enthielt, blieb niemals aus. So hat Borghesi eine sehr große Zahl von Abhandlungen in Briefform an die verschiedensten Gelehrten in und außerhalb Italiens gesendet, die stolz waren, ihre Werke mit denselben zu schmücken.

Die Consularinschriften, in denen das wichtigste Material zur Fixirung der römischen Chronologie enthalten ist, bildeten den Mittelpunkt von Borghesi's Studien. In seiner Jugend hatte er sich Ziele gesteckt, deren Erreichung die Kräfte eines Einzelnen weit überstieg. Mit Hülfe der Numismatik und Epigraphik wollte er nicht blos die Chronologie der römischen Kaiserzeit wiederherstellen, sondern auch die Geschichte der Verwaltung und der großen Familien, Gesetzgebung, Heerwesen, Cultur und Privatleben, die Wechselwirkung von Gesetzen und Sitten, die Einflüsse der Racen und der geographischen Lagen in den Kreis

*) Vgl. Noel des Vergers Notice sur le comte Bart. Borghesi in seinem Essai sur Marc Aurèle. Paris, 1860.

seiner Studien ziehen. In der That war seine Kenntniß der Geschichte und der inneren Zustände des römischen Kaiserreichs eine so umfassende, tiefeindringende und vielartige, wie sie kaum je ein Gelehrter vor ihm besessen hat, und namentlich die Geschichte der vornehmen Familien und der amtlichen Laufbahnen ihrer einzelnen Mitglieder kannte er genauer als vielleicht der größte Theil ihrer Zeitgenossen. Je länger je mehr concentrirte er seine Arbeit auf die Aufstellung eines nach Möglichkeit vollständigen und Jahr für Jahr geordneten Consularverzeichnisses: doch auch dieses Werk seines Lebens hat er unvollendet hinterlassen müssen. Da die überaus zahlreichen Arbeiten Borghesi's theils in Zeitschriften, namentlich den zum Theil schwer zugänglichen Italiens, theils in Büchern aller Art verstreut sind, deren Autoren seine Beantwortungen ihrer an ihn gerichteten Frage mitgetheilt haben, war eine vollständige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke ein um so dringenderes Bedürfniß. Napoleon der dritte hat sich durch die Einsetzung einer Commission, die mit dieser Arbeit beauftragt wurde, ein Verdienst um die Alterthumswissenschaften erworben; leider scheint die Ausgabe durch seinen Tod in's Stocken gerathen zu sein.*)

Wenn Borghesi, wie gesagt, seine großen Arbeiten unvollendet hinterlassen mußte, so konnte ihn die Gewißheit trösten, daß sie von einer ganzen Reihe bedeutender Forscher weiter geführt werden würden. In Italien, Frankreich und Deutschland hatte sich seit den dreißiger Jahren eine immer wachsende Anzahl von Gelehrten der römischen Inschriftenkunde zugewendet, unter denen gegenwärtig vor allen andern die Deutschen Mommsen und Henzen, die Franzosen Renier und Waddington, der Römer de Rossi hervorragen, welcher letztere vorzugsweise, doch nicht ausschließlich, die Erforschung der ältesten Denkmäler des Christenthums zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat. Das inschriftliche Material ist ungemein vermehrt worden durch Ausgrabungen und Funde, durch genauere Durchforschungen der Bibliotheken und Museen und durch wissenschaftliche Entdeckungsreisen. Unter den letztern verdient die von Napoleon III. veranstaltete Forschung Galatiens und Bithyniens hervorgehoben zu werden, zu deren Ergebnissen eine vollständige und genaue Copie des sogenannten Testaments des August, d. h. des von ihm selbst kurz vor seinem Ende verfaßten Berichts über sein Leben und seine Regierung gehört, welcher sich auf den Wänden eines ihm und der Göttin Roma geweihten Tempels zu Ancyra (Angora) befindet. Auch die Sammlung und Bekanntmachung der Denkmäler des römischen Africa, das durch die Eroberung Algeriens der Wissenschaft erschlossen wurde, wird fast ausschließlich französischen Gelehrten verdankt. Das von der Berliner Akademie seit 1863 herausgegebene „Corpus Inscriptionum latinarum", von welchen eine Reihe stattlicher Foliobände bereits vorliegt, und das in Folge der Theilung der Arbeit unter eine größere Anzahl von Gelehrten rüstig fortschreitet, wird den künftigen Geschichtsschreiber der römischen Kaiserzeit in den Stand setzen, die Zustände der Provinzen des Weltreichs auf Grund einer Fülle der verschiedenartigsten Urkunden und Zeugnisse in einem Umfange und mit einem

*) Von den Oeuvres complètes de Bartolomeo Borghesi publiées par les ordres et aux frais de S. M. l'empereur Napoléon III. sind 1862—1868 sechs Quartbände erschienen.

Reichthum des Details darzustellen, wie es in Gibbon's Zeit kaum geahnt werden konnte.

Die Ergänzungen, Berichtigungen und Aufklärungen der in unsern literarischen Quellen enthaltenen Ueberlieferung, welche die Epigraphik und die Monumentalforschung überhaupt bietet, sind um so werthvoller, je mehr die meisten Autoren der römischen Kaiserzeit ihre Aufmerksamkeit ausschließlich auf Rom und die dortigen Vorgänge gerichtet haben, während sie des übrigen Reichs nur selten und im Vorbeigehen gedenken. Theils sind sie unerschöpflich in rhetorischen Declamationen über die Laster, die Corruption und Sittenlosigkeit, oder in cynischen Ausmalungen der Orgien und Extravaganzen der Hauptstadt, theils haben sie, vor allen Tacitus, die blutige Unterdrückung der Aristokratie durch das Cäsarenthum in den Vordergrund ihrer Erzählungen und Schilderungen gestellt. Von den Wohlthaten, welche die Monarchie absichtlich oder unabsichtlich, direct oder indirect der ganzen römischen Welt erwies, von dem hohen Aufschwunge des materiellen Wohlstandes, von der Verbreitung der Cultur in den Provinzen, von der Romanisirung der barbarischen Länder erfahren wir durch sie sehr wenig. In alle diese Entwicklungsprocesse gewähren die Inschriften und sonstigen Denkmäler der Provinzen reiche Einblicke: und so hat die Monumentalforschung wesentlich beigetragen, die Ansicht von dieser Zeit günstiger zu gestalten.

Je vielfacher und wichtiger nun die gewonnenen neuen Anschauungen sind, desto dringender macht sich auch das Bedürfniß einer auf Grund dieser Resultate vorläufig abschließenden Neugestaltung der römischen Kaisergeschichte geltend. Es ist dies eine Aufgabe, deren Lösung einen Mann ersten Ranges fordert. Einen solchen, der dazu in einer Weise ausgerüstet ist wie vielleicht noch nie ein Gelehrter vor ihm, besitzt unsre Zeit in Mommsen. Er verbindet Universalität und Tiefe des Wissens, geniale Kühnheit der Combination, Schärfe und Sicherheit der Kritik mit jenem in das Verborgene dringenden Blick eines Propheten der Vergangenheit, der den großen Geschichtsschreiber macht. Eine so seltene Begabung legt auch große Verpflichtungen auf; und so dürfen wir wol die Hoffnung festhalten, daß Mommsen, der Ermahnungen Jahn's und Dahlmann's eingedenk, auf seine Geschichte der römischen Republik die der Kaiserzeit werde folgen lassen, von der er schon vor zwanzig Jahren gesagt hat, daß sie mehr geschmäht als gekannt ist.

Ferien in England.

(September, October 1874.)

Von

Julius Rodenberg.

II. Elthorne-House.

Ein tiefblauer Herbstmorgenhimmel strahlt über London. Die Spuren des gestrigen Unwetters sind wie hinweggewischt; die bejahrten Häuser baden ihre Stirnen in dem blauen, durchsichtigen Aether, und Sonnenstreifen, da und dort, fallen durch kleine Querstraßen über das feuchte Steinpflaster. Das Erwachen von London, aus einem so traulichen Häuschen beobachtet, hat immer etwas sehr Anheimelndes. Die wolbekannten Straßenrufe locken mich an das Fenster; das Klopfen des Briefträgers schallt von Thür zu Thür, die typischen Figuren, mit Karren und Körben, erscheinen eine nach der andern. Jetzt hält ein Wagen, und der Gastfreund, auf dessen Landsitz wir unsere Ferien verbringen werden, eine ächte Anglo-Normannengestalt, heißt uns willkommen in England. Er überreicht den Damen ein großes Veilchenbouquet, welches er heute früh frisch auf seinen Beeten gepflückt, während ein kleineres in seinem oberen Knopfloch prangt. Keiner dieser Gentleman verläßt am Morgen sein Haus ohne solchen Blumenschmuck. Es ist außerordentlich viel Liebe zur Natur und ungekünstelte Poesie in diesem Leben und dieser ungeheuren Stadt. Wir machen zusammen eine kleine Promenade nach Piccadilly, wo, von dem Morgenstrahl gleichsam entzündet, Schätze von Gold- und Silberwaaren in den Juwelierauslagen funkeln; werfen einen Blick nach St. James hinunter, in das Land der Clubs, die, von Schatten umhüllt, in vornehmer Ruhe stehen, Palast neben Palast; auf den Park dahinter, auf die buntbelaubten alten Bäume, um deren Wipfel der bläuliche Hauch des Morgens webt, und die baumumdrängten Seen, auf deren dunkler Fläche weiße Schwäne rudern. Wir gehen nach Bondstreet, der fashionablen Straße für Bilder, Parfümerien und Handschuhe, während der Saison gedrängt voll von Kutschen mit Kronen und Krönlein am Schlage, die Straße von Atkinson und Savary & Moore, auch heute noch, in ihrer Verödung, gleich Belgrave-Square und Parklane, einen Schimmer und einen Duft bewahrend, die dem Adel und der Schönheit von England eigenthümlich zu sein scheinen, und mit den Wappen der Königin, des Prinzen von Wales und aller Kaiser und Fürsten des Continentes außerdem, welche die Patrone von Bondstreet sind, nachlässig herab-

blinzelnd auf den verspäteten Besucher. Wo Bondstreet auf Oxfordstreet mündet, nehmen wir einen Wagen und fahren nach Paddington-Station, dem Centralbahnhofe der großen westlichen Linie. Wir kommen eine Minute vor Abgang des Zuges an; „plenty of time, Sir," sagt der Porter, mit dem Finger an der Mütze; und in der That, wir haben noch Zeit genug, nicht nur, um unser Coupé bequem zu erreichen, sondern auch alle möglichen Wochenblätter — es ist heute Samstag — mitzunehmen, die „Saturday Review", das „Athenäum", den „Graphic", die „London Illustrated News" und ich weiß nicht, wie viel mehr. Wie man niemals vom Lande nach der Stadt kommt, ohne Blumen mitzubringen, so kommt man niemals von der Stadt nach dem Lande, ohne Blätter mitzubringen, Tageblätter, Wochenblätter, illustrirte Blätter, Witzblätter, Magazine und Reviews. Ich glaube, daß Niemand in England Morgens, Mittags oder Abends sich in den Eisenbahnwagen setzt, ohne vorher eine Zeitung zu kaufen; sie gehört dort zur Reise fast wie das Fahrbillet selber.

Die Fahrt ist kurz und angenehm, durch das westliche Häusermeer zuerst, dann an einzelnen Landhäusern vorüber, an zur Seite des Weges gelegenen Dörfern, durch weite Wiesenstrecken, deren üppiges Grün golden schimmert, mit hier und dort einer Baumgruppe, deren graziös niederhängendes Laubwerk sich fein gegen den Himmel dahinter abrändert, mit einem schlanken gothischen Kirchthurm, mit einem Asyl in rothen Backsteinen, von stillen, weiten Gründen umgeben. In Southall, auf der Brücke, erwartet uns der herrschaftliche Wagen, mit zwei prächtigen Braunen bespannt, mit Mr. Muzzle, dem Kutscher von Elthorne-House vornauf, und David, dem Groom, am Schlage. Elthorne-House ist die Besitzung unseres Freundes, in Cranford, dem zweiten Dorfe von hier, gelegen. Die ganze Straße dahin, auf beiden Seiten, ist mit Landhäusern bedeckt. Kein Londoner, oder doch nur wenige Londoner von einigen Mitteln, wohnen in der Stadt selbst; die Meisten haben sich nach der Peripherie zurückgezogen und von dort aus meilen- und meilenweit in's Land hinaus. Cranford und Elthorne-House, in der Grafschaft Middlesex, liegen $12^1/_2$ (engl.) Meilen von London. Vergebens, etwas Derartiges in Berlin nachahmen zu wollen. Es sind nicht die Communicationsmittel allein, die man hier in England freilich bewunderungswürdig ausgebildet hat; sie sind nur die Folge, nicht der Grund. Dieses Stück von Middlesex ist eines der reizlosesten, welches man in der Umgebung von London finden kann; und dennoch, welch ein Paradies, verglichen mit Steglitz und Lichterfelde! Wenn man die Annehmlichkeiten der Stadt aufgeben soll, so müssen uns die Freuden und Genüsse des Landlebens dafür schadlos halten; und ich wüßte nicht, was Steglitz und Lichterfelde in dieser Beziehung zu bieten hätten. Die Gegend um Southall ist mehr ein Fabrik-, als ein Ackerbaudistrict, Kalkgruben sind dort und Ziegelbrennereien. Aber sobald man dies Dorf hinter sich und die ersten Häuser von Cranford vor sich hat — deren erstes, ein Wirthshaus, uns an langer Stange mit einer Tafel „The King of Prussia" gar heimathlich begrüßt — so sind wir auf dem Lande, zwischen Heuhaufen und Getreideschobern. Still durch Wiesenland und unter überhängenden Bäumen zieht sich der Great-Junction-Canal dahin, und über die hohen Mauern und deren Epheu schaut der Giebel von Elthorne-House. Dies ist ein altes Haus aus der Zeit der Königin

Anna, gebaut auf dem Grunde der gräflichen Berkeleys, denen ein Stück des Wiesenlandes noch erbeigenthümlich gehört und deren Landbesitz noch an den von Elthorne-House stößt. Die Geschichte dieser alten adligen Bodeneigenthümer in England ist immer noch verwebt mit dem täglichen Leben der viel jüngeren Squires von bürgerlichem Geschlecht, welche in einem Theil dessen, was einst Jene besaßen, ihre Nachfolger geworden sind. Das ehemalige Verhältniß von Feudalität ist allerdings bis auf geringfügige Spuren geschwunden; aber geblieben ist die Theilnahme, mit welcher alle den „Lord" und seine Familie betreffenden Dinge besprochen werden, und der Respect, mit welchem man den ehrwürdigen, altersgrauen Thurm des „mansion", seiner Residenz, betrachtet, wenn er aus dem Kranze hundertjähriger Eichen hervorragt.

Und hier halten wir vor dem reichverschnörkelten, starkvergoldeten Gitter von Elthorne-House und die Herrin des Hauses, eine sehr kräftige, schöne Figur mit dem ächt englischen Liebreiz im Gesicht, ganz in Weiß mit rothen Bändern und Schleifen, umgeben von der Schaar ihrer Kinder und Gäste — denn Gäste sind immer in solch einem ländlichen Aufenthalt — empfängt uns an der Pforte und geleitet uns in die Halle des Hauses. Der „butler", oder wie wir sagen würden: der Haus-, Hof- und Kellermeister, in weißer Cravatte, überwacht Joseph, den Bedienten, welcher unser Gepäck von David, dem Groom, in Empfang nimmt, und bald sind wir heimisch in Elthorne-House. Joseph ist ein Elsässer, der für Frankreich optirt hat. Aber ich muß es ihm zum Lobe nachsagen, daß er mich darum nicht schlechter bedient hat.

Dem Hause sieht man an, daß verschiedene Generationen und in weit auseinanderliegenden Zeiträumen daran gebaut haben; es ist von einer auffallenden Unregelmäßigkeit. Aber jeder Besitzer in der langen Zeit hat sein Bestes gethan, um es sich und seinen Nachfolgern bequem darin zu machen. Es heißt Elthorne-House nach dem alten Elthorne-Hundert, in dem es liegt. Der älteste und schönste Theil ist die Halle mit einer prächtigen Treppe von geschnitztem Eichenholz, das den tiefgebräunten Ton des Alters hat. Das „dining-room" mit dem schweren Büffet, dem massiven Mahagonitisch, die Decke getäfelt, die Wände mit gepreßtem, die Möbel mit rothem Leder bekleidet; das „morning-room" gegenüber, das Zimmer der Dame vom Hause, mit ihrem Arbeitspult und Schreibtisch, Möbel und Wände ganz hell und leicht in Musselin gehalten; das „drawing-room", das Staatsgemach, mit gemalten und vergoldeten Plafonds, mächtigem Kamin und einer großen Mannigfaltigkeit von Sesseln, Causeusen, Tabourets und großen Sopha's in schwarzem Damast — diese drei Zimmer, deren Fenster in's Grüne schauen und von wildem Wein umsponnen sind, nehmen das Erdgeschoß ein. Bücher, Bilder und Teppiche sind überall, in den Zimmern, in den Gängen und auf den Treppen, und alle diese Außenräume sind im Winter geheizt. Altmodische Stühle mit hohen Lehnen stehen in der Halle neben einem Tisch von entsprechendem Umfang, auf welchem die Zeitungen liegen und das Adreßbuch von London seinen herkömmlichen Platz hat, ein Coloß von einem Buch. Eine sehr interessante Collection von Büchern, Hunderte von Bänden, sämmtlich in Maroquin, findet sich auf der Treppenlandung des ersten Flurs, das „Gentleman's Magazine", seit seinem Anfang,

im Jahre 1731, wo Dr. Johnson für dasselbe schrieb, wo die Parlamentsverhandlungen noch unter dem Titel: „Die Debatten des Senates von Lilliput" darin erschienen und sein Kritiker „Sylvanus Urban" noch ein Mann war, dessen Stimme gehört ward in allen Sachen des guten Tones und Geschmacks. Die Männer in braunen Röcken und silbergestickten Westen, die Frauen in ihren stattlichen Puffengewändern, mit Puder und Schönpflästerchen, deren Bilder jetzt die Halle schmücken, haben sie gelesen, als sie jung waren, in den Tagen Georg's III. und des älteren Pitt, in den Tagen der französischen Revolution und des feinsten Gentleman in Europa. Für solch' alte Bücher und Bilder und Messinglampen und merkwürdige Uhren sind diese Landsitze von England die besten Plätze; sie sind hier nicht zusammengebracht worden durch die Liebhaberei irgend eines Sammlers, sondern gehören zum Hause, wie das alte Gebälk in der Decke und die alten Bäume im Garten. Ererbt von den Vätern und mit einem Hinblick auf die Enkel, lebt zwischen ihnen das gegenwärtige Geschlecht heiter, kräftig und vertrauensvoll.

Im ersten Stock sind die Schlafzimmer, die Fremdenzimmer und die Kinderzimmer. Diese, die „nursery", bilden eine kleine Welt, ein Königreich für sich, mit der „governess" für die beiden älteren Kinder und den verschiedenen „nurses" für die drei jüngern. Das beherrschende Wesen dieses „imperium in imperio" ist „baby" — nicht das „baby", sondern „baby" schlechtweg. Baby ist der Liebling und bis zu einem gewissen Grade der Tyrann Aller. Wenn es, übrigens ein rosiges Geschöpf, gut genährt, gut gehalten und meistens gut gelaunt, auf seidenen Kissen dahergetragen wird, so ist es wie eine Procession und Jeder macht ihm den Hof. Es ist der Gegenstand eines Cultus. Baby hat keinen Namen und sozusagen kein Geschlecht; es ist eine Würde, bis ein folgendes Baby kommt und das frühere vom Throne stößt. Dann heißt es Henry oder Maud, und wird ein Kind, wie seine Geschwister. Das letzte Baby in einer Familie bewahrt, so lange es im Hause bleibt, Etwas von seinen ehemaligen Souveränetätsrechten. Ich habe „babies", unverheirathete Töchter von dreißig und mehr Jahren, gekannt. Die noch älteren Schwestern von fünfzig und sechzig Jahren behandelten sie noch immer als „unser Baby".

Der hintere Theil des Gebäudes wird von den Wirthschafts- und Dienstbotenräumen eingenommen. Da ist die Küche mit dem gewaltigen Herdfeuer, mit Bratrost und Spieß und zwei Köchinnen, die immer zu thun haben. Da ist ein kleines Zimmer, die Fenster vergittert und grünumlaubt, in welchem den ganzen Tag die Nähmaschine und die Scheere klappert, das Zimmer der Nähterin. Da ist des Butler's Zimmer, wie eine Werkstatt mit allen Apparaten zum Reinigen und Putzen, mit langen Tischplatten und unzähligen Schränken. Da ist ferner der „servant's hear-cellar", der Bierkeller der Dienerschaft, und da ist endlich „the servant's hall", ihr Speisezimmer, wie ein Saal, mit einem Teppich, einem Tisch und Tischzeug, deren manches vornehme Haus bei uns sich nicht zu schämen haben würde. Hier, dreimal des Tages, zu Frühstück, Mittag- und Abendessen, setzt sich die gesammte Dienerschaft nieder, und zwar streng nach der hierarchischen Ordnung, der „butler" obenan, dann die erste Köchin, dann die Kammerjungfer (the lady's maid), daneben das erste Hausmädchen ꝛc., und

die zweite Köchin wartet auf. Bei jeder der drei Mahlzeiten muß Fleisch auf dem Tische sein, nicht etwa von der herrschaftlichen Tafel übrig gebliebenes, sondern frisch für sie zubereitetes; und das ihnen bewilligte Quantum Bier beträgt zwei Maß (pints) per Tag für die weibliche Dienerschaft und vier Maß für den Butler und Joseph, denn der Kutscher (incl. Groom) und der Gärtner haben jeder ihre eigene Wirthschaft. Honorar und Ansprüche der englischen Domestiken sind sehr hoch; aber es wird auch viel von ihnen verlangt. Bescheiden, ruhig, fast unhörbar thun sie ihre Arbeit; freilich auch niemals mehr als ihre Arbeit und zwar die besondere Art derselben, für die sie sich vermiethet. Jeder hat seine Specialität, sein ganz begrenztes Gebiet, über das er mit Eifersucht wacht, in dem er es aber auch bis zur Vollendung gebracht — sei es das Reinigen der Kleider, oder die Aufwartung bei Tafel, oder die Herrichtung des Bades, oder die Pflege der Kinder. Diese Arbeitstheilung hat zur Folge, daß eine Genauigkeit in der Bedienung herrscht, eine Vollkommenheit des Ineinandergreifens der verschiedenen Kräfte, die man bei uns nicht kennt; aber sie legt auch dem Haushalt unerhörte Lasten auf. Selbst in den mittleren Häusern sind 5—6 Dienstboten, männliche und weibliche, die gewöhnliche Zahl. In Elthorne-House ist folgendes Personal: eine Gouvernante, ein Hausmädchen, ein Kammermädchen, ein Nähmädchen, zwei Kindermädchen, der Butler, ein Bedienter, ein Kutscher (nebst Gemahlin), ein Groom, ein Gärtner und zwei Gärtnerburschen.

Das Regiment dieses kleinen Staates ist keine geringe Sache. Doch die Herrin von Elthorne-House, wenn sie am Morgen in weißer Robe mit Rosabändern, das Schlüsselkörbchen über dem Arme und Topsy, das Schoßhündchen, ein reizendes Möpschen, einen ächten „Skye-terrier" mit blauseidenem Halsbändchen und silbernem Glöcklein, hinter ihr herklingelnd, die Runde macht durch das weitläufige Gehöft; wenn sie den Hühnerhof besucht und die Treibhäuser inspicirt, dann sieht man ihr wol an, daß ihr Alles auf den Blick gehorcht. Kein lautes Wort wird gehört. Jeder ist an seiner Stelle und Alles scheint wie von selbst zu gehen. Aber der große Tag für sie ist der Samstag. Dann thront sie in der servant's-hall, die Rechnungsbücher vor sich und Einen nach dem Andern von ihren Dienstleuten empfangend, bis zuletzt Muzzle erscheint, Mr. Muzzle, der Kutscher, ein drolliges Männlein, so wie unser Helmerding, wenn er etwa auf dem Wallnertheater einen Kutscher zu spielen hätte, eine Figur, welcher Dickens allein Gerechtigkeit hätte widerfahren lassen können — bei jedem Wort, das man an ihn richtet, sich verbeugend und die beiden Finger seiner rechten Hand an die Stirn führend. Der Kutscher in einem englischen Haushalt ist immer fast noch mehr als der „Butler", eine Art Standesperson, und es ist der Mühe werth, ihn zu sehen, wenn er am Samstag Morgen von der Audienz zurückkehrt, unter dem einen Arm die Wäsche für die Woche, die er von der Herrin empfängt, unter dem andern sein Journal, und in der geschlossenen Rechten (die stets zum Gruße bereit ist) die Guineen, — freudig angebellt, sobald er in den „stable-yard" tritt, von den beiden großen Hunden „Counteß" und „Fanny", und an der Schwelle seiner Behausung erwartet von seiner Gemahlin, Mrs. Muzzle, die in Allem das Gegentheil ihres Gemahls ist: groß, breitschultrig, corpulent, mit rothem, wohlgenährtem Gesicht und beständig kichernd. Hier, in seinem Hof, ist Mr.

Muzzle Herr und der Groom und Mrs. Muzzle und die beiden Hunde haben unsäglichen Respect vor ihm. Einen Fremden in den Pferdestall zu führen, ist sein Stolz. Sein Häuschen gegenüber, an der Seitenpforte, ist ein wahres Schmuckkästchen von Sauberkeit und Ordnung; ein großer Raum zu ebner Erde, zugleich Wohnzimmer und Küche, aber mit Teppichen und Mahagonimöbeln nichtsdestoweniger, und das Schlafzimmer darüber, von Epheu dicht umwachsen. Ebenso sauber gehalten und bequem eingerichtet ist das Haus des Gärtners und des Grooms, welches an der Gartenmauer liegt.

Nichts Erfrischenderes, nichts Erquicklicheres, als ein Blick oder ein Gang in den Garten, von welchem man in Elthorne-House rings umgeben ist. Ueberall ruht das Auge mit Wohlgefallen auf dem saftigsten Grün, athmet die Brust mit Behagen die reine Luft, welche voll ist von dem süßen Arom der Blumen und dem herzstärkenden Geruch von Laub und Pflanzen und Rasen und Kraut, „ein jegliches nach seiner Art". Die Gegend, in der That, gilt für eine sehr gesunde; denn Cranford liegt hoch über London. Man sagt mir, daß wir uns hier in gleicher Höhe mit der Kuppel von St. Paul's befinden. Die Fruchtbarkeit dieses Bodens ist nicht weniger erstaunlich, als die Mannigfaltigkeit dessen, was er scheinbar mühelos und mit der leichtesten Anpassung hervorbringt. Man wundert sich, Blumen und Früchte des Südens hier gedeihen zu sehen, zusammen mit gewissen Pflanzengattungen, deren Heimath eine nördlichere Region ist. An der Sonnenseite des Hauses wächst das lieblich duftende Luisenkraut und eine besonders schöne Gattung von Convolvulus, denen ich außerdem erst an den Küstenrändern des adriatischen Meeres wiederbegegnet. Schlinggewächse mit außerordentlich zarter Verästelung der Zweige und Blätter, ganz besäet mit kleinen, gelblichen Blumen, kriechen über die Front des Hauses, während die rückwärtigen Mauern in eine wahre Wildniß von Epheu gehüllt sind, welcher jetzt eben zu blühen beginnt. Weiterhin, zwischen hohen Hecken von Lorbeeren und Eibenbüschen, erblickt man die Stechpalme mit glänzenden Blättern und rothen Beeren, den hochberühmten „holly", bestimmt, in den Weihnachtstagen eine so hervorragende Rolle zu spielen und darum schon jetzt mit einer Art festlichen Vorgefühls betrachtet; daneben in den schattigen Winkeln, zwischen Felsstücken, Farrenkräuter von seltener Höhe. Veilchenbeete, blühend im October, köstliche Rosen am Stocke, weiß und roth und am frühen Morgen, wenn die Sonne über die hohen Mauern kommt, schimmernd von großen Thautropfen — ein Maulbeerbaum, der seine süßen dunklen Früchte reichlich umherstreut, und dennoch, eine unerschöpfliche Vorrathskammer, immer noch übrig behält für den folgenden Tag; Feigen, Quitten, Pfirsiche, reifend in der offenen Luft, die Spaliere schwer beladen mit Birnen und Aepfeln der edelsten Sorte, von Umfang und Farbe derjenigen, die man bei uns nur in den Auslagen der italienischen Obsthändler sieht, Melonen, wie die auf den Märkten von Triest und Venedig, Kürbisse, wie die von Jonah, und die warmen Wände des Fruchtgartens ganz bedeckt mit Tomaten, die sich von Tag zu Tag an der Herbstsonne röther färben, während die Glashäuser, deren Dächer jetzt nur in der Mittagsstunde gelüftet werden, die zarteren Orchideen, die Camellien und Orangenbäumchen schon beherbergen und bald auch die zahlreichen Glocken und Winden aufnehmen werden,

die jetzt noch in buntem Farbenschmelz das Blumenparterre von Elthorne-House schmücken. Es ist die Gunst des Klimas, seine Temperatur und Feuchtigkeit, welche, verbunden mit der höchsten Bodencultur, diesen verschwenderischen Reichthum der Vegetation ermöglichen.

Nirgends, außer in England und etwa noch in Irland, habe ich einen solch' luxuriösen Wuchs des Epheus gefunden. Hier, in diesem Garten, hat er mit seiner glänzenden Blätterlast starke Bäume getödtet, die, nun verdorrt und abgestorben, ihm nur noch als Stützen dienen. An anderen Stellen hat er Stümpfe von Bäumen, die beim Abholzen übrig geblieben sein mögen, mit seiner Fülle so bekleidet, daß sie mächtigen Krügen gleichen, die im Erdreich festgewurzelt sind. Wo nur ein Halt sich bietet, da ist auch Epheu — kein Dach, kein Giebel, kein Schornstein, der ihm zu hoch — das Haus des Grooms und des Gärtners, das Haus des Kutschers, einzelne Theile des Herrenhauses selber und der alte Thurm, welcher jetzt zum Schulraum für die Kinder eingerichtet worden — Alles ist in Epheu förmlich gebettet, um jede steinerne Wand zieht er seine grüne, lebendige Wand, in welcher die Sonnenstrahlen spielen, die Regentropfen klingen und die Vögel ein- und ausfliegen.

Doch ist die Gartenarbeit keine geringe; und einer ganz besonderen Pflege, hier wie überall in England, erfreut sich der Rasen. Der große Rasen, der „lawn", ist der Stolz und in der That auch die ganz besondere Schönheit von Elthorne-House. Er liegt hinter dem Hause und wird von einer Terrasse beherrscht, auf welcher vier, mehr als hundertjährige Ulmen von unvergleichlicher Pracht stehen — die letzten einer ganzen Reihe, welche, von den früheren Besitzern gepflanzt, hier ehemals standen. Diese vier Ulmen werden sehr heilig gehalten, und es gibt nichts Wohlthuenderes für das Auge, nichts Besänftigenderes für die Seele, als von hier aus gegen die stille, grüne Fläche zu schauen, welche sich weit und ununterbrochen ausdehnt, ganz in der Ferne begrenzt von der Gemarkung der gräflichen Berkeley's, von ihren Feldern und Forsten, welche, wie sie jetzt in dem Gold und Purpur des Herbstes prangen, träumerisch daliegen, wenn der blaue Duft des Morgens über ihnen ruht, und wundersam flimmern, wenn die Mittagssonne hoch über ihnen steht. Dann flammt eine unbeschreibliche Glorie von Licht und Herrlichkeit über den Rasen; es ist dann jenes goldne Grün, in dessen Anblick das Auge schwelgt, bis der Nachmittag kommt und die Schatten des Abends über den Plan dahinziehen, mit welchem man für immer die Vorstellung des ungestörten Wandels der Zeit verbinden möchte. Vom Sammet des Rasens kann nur Derjenige sprechen, der einen wie diesen gesehen. Ein voller Tag in der Woche, der Samstag, ist seiner Pflege gewidmet. Der Gärtner, die Gärtnerburschen und ein Eselchen, welches ausschließlich für diesen Zweck gehalten wird und nur alle Sonnabende einmal in Function tritt (so daß mein oben citirter Freund Berckenmeyer in Bezug auf Esel und Knechte sicherlich im Unrecht ist), haben dann mit ihm zu thun, um ihn zu reinigen, zu scheeren, zu kämmen, zu bürsten und mit einer Walze zu bearbeiten. Jedes Blättchen, welches der Herbstwind hierhergeweht, wird sorgsam aufgelesen und entfernt; jede Frucht, vom Bäumchen herabgefallen, vorsichtig eingesammelt und an der betreffenden Stelle abgeliefert.

Hinter dem „lawn“, von einer breiten Heckenwand umschlossen, liegt der Küchengarten, der darum nicht weniger von Menschen und Sonne begünstigt ist, weil er nur dem Nützlichen gewidmet, und unter anderen Producten jene herrlichen Selleries hervorbringt, die mit wachsgelben Stenglein und krausem Gefieder den Nachtisch schmücken und den Käse begleiten; dann kommt der Hühnerhof, in welchem gar seltsame Geschlechter umherspazieren, schillernd in fremdartigen Farben, mit Kämmen, Schweifen und Hosen, gackernd und gurgelnd in friedlichem Wandel; und endlich, zwischen all' den anderen Wirthschaftsgebäuden, in romantischem Baumdunkel versteckt, ein Bau von achteckiger Form und der merkwürdigsten Bestimmung. Hier mag in alten Zeiten ein Fechtboden und Schießstand gewesen sein für die jungen Squires oder eine Reitbahn für die jungen Squiressen; in unseren praktischeren Tagen befindet sich darin: erstens eine Dampfmaschine für den Wasserbedarf in Haus und Garten, zweitens eine Gasleitung, die diesen einsamen Landsitz, zwanzig Meilen weit von der Stadt, mit ihrem Licht erleuchtet, und drittens ein Telegraphendraht und entsprechender Apparat, vermittelst dessen Elthorne-House mit der Stadt und der Welt, urbi et orbi, sich unterhalten kann.

So lebt man in diesen englischen „country seats“ weit ab von dem Lärm der Gasse und des Marktes und dennoch versehen mit allen ihren feinsten Bequemlichkeiten, und obwol umgeben von den altehrwürdigen Erinnerungen der Vergangenheit, doch unaufhörlich in Contact mit der allermodernsten Gegenwart.

Der gegenwärtige Besitzer von Elthorne-House ist Advocat (barrister) und gehört als solcher zu der Juristen-Innung, dem „Inn of Court“, des Mittel-Tempels von London. Jurist mit Leib und Seele, hat er diese Profession als jüngerer Sohn einer angesehenen, aber zahlreichen Familie gewählt und ist ihr treu geblieben, auch nachdem er durch Heirath mit der Erbtochter von Elthorne-House in eine unabhängige Lage gekommen. Seitdem sind die Ländereien, die mit dem Besitze des Manorhauses seit unvordenklicher Zeit verbunden, die Wiesen und Aecker, verpachtet worden. Die früheren Squires haben sie selbstständig bewirthschaftet; aber von allen Talenten meines Gastfreundes scheint mir dasjenige zum Country-Gentleman sein geringstes zu sein. Zwar gefällt er sich in der Rolle des Cincinnatus, und nichts schmeckt ihm besser, als der Kohl und die Rüben, die er — oder vielmehr sein Gärtner — selbst gebaut. Aber unähnlich seinem englischen Vorbild kehrt er nicht zum Pfluge, sondern immer wieder zur Stadt zurück. Er kann ohne die Stadt nicht sein. Er übt die Pflichten seiner Stellung, den Pächtern gegenüber und in Grafschaftssachen, mit dem löblichsten guten Willen und Eifer. Er ist ein Comitémitglied für Schul- und Kirchenbauten, ein Patron von Armenhäusern, steht an der Spitze von Wohlthätigkeitsconcerten und tanzt bei Bällen zu milden Zwecken die Polonaise mit der Frau seines Gutsnachbars. Er ist Officier in der Schützengilde des benachbarten Fleckens, fehlt bei keinem Rennen oder Bootwettfahren der Umgegend, macht einen Feiertag aus dem „harvest-home“ und sorgt dafür, daß am Erntesonntage die schönsten Blumen seines Parks die Kanzel der Dorfkirche schmücken. Aber — sein Herz ist in der City, im Mittel-Tempel, in den

Gerichtshöfen. Er hat eine so hohe Meinung von seinem Stande, um allen Ernstes zu behaupten (und eine Autorität wie Coke dafür zu citiren), daß Advocaten die ganz besonderen Lieblinge des Himmels seien. Er führt als Beispiel den Lord St. Leonards an, welcher — von niedriger Herkunft, ein Kind des Volkes, mit keinem vornehmeren Namen als Sugden — durch unermüdlichen Fleiß, unterstützt durch gute Naturanlagen, sich zum größten Juristen Englands im 19. Jahrhundert emporarbeitete, Lord-Kanzler von Irland, dann Lord-Kanzler von England ward, und nun, ein froher Vierundneunziger, der dritte Ex-Kanzler innerhalb der letzten zwölf Jahre, der die Neunzig überschritten, im alten Schloß und unter den alten Bäumen seines Ruhesitzes von Boyle-Farm an der Themse den Feierabend seines Lebens genießt!*) „Labore vinces" war die selbstgewählte Devise seines Wappens, als er 1852 in die Peerage des Vereinigten Königreichs erhoben wurde, und „labore vinces" sagt auch mein Freund. Blackstone's Commentarien kommen nicht aus seiner Hand, und in den Mußestunden bilden Hansard's parlamentarische Debatten seine Lieblingslectüre, mit einem Hinblick, wie mir vorkommt, auf einen Parlamentssitz. Das Parlament ist für Männer von der Beschaffenheit meines Freundes ein Ziel, das sie niemals aus dem Auge verlieren und zur gesetzten Zeit erreichen; auch könnte Niemand mehr dafür geeignet sein, als sie, die mit gründlicher Sachkenntniß, Uebung des Sprechens von Jugend auf und sorgfältiger Vorbereitung den reichlichen Besitz von Mitteln verbinden, welche ihnen erlauben, ihre volle Kraft dem öffentlichen Wohle zu widmen, ohne darin durch einen Nebengedanken an ihr eigenes gestört zu werden.

So hält mein Freund, als guter Anglicaner, der er ist, den Sonntag, indem er am Morgen seine Frau und seine Kinder in die Kirche schickt und am Nachmittag mit seinen beiden Hunden, Counteß und Fanny (Mutter und Tochter), einen Gang durch die Gemarkung des Dorfes macht.

Aber sein eigentliches Leben beginnt erst wieder am Montag Morgen. Alsdann, wie an jedem Wochentage (der Sonntag allein macht eine Ausnahme), präcis acht Uhr, erdröhnt das „Gong", die chinesische Lärmtrommel, die in der Halle hängt und von Joseph mit großer Meisterschaft geschlagen wird. Das Frühstück ist auf dem Tische. Die Familie versammelt sich; die Damen in Morgentoilette, die Kinder frisch und rosig, Topsy lustig hin- und herklingelnd. Um halb neun erhebt man sich wieder, die Herren dürfen — draußen im Garten — die Cigarre anzünden. Um dreiviertel neun steht der „dog-cart" — ein offenes Wägelchen mit einem Pferd — und der Groom vor der Gartenpforte (denn die Kutsche mit zweien und Mr. Muzzle ist nur für die Damen und die Gäste) — noch fünf Minuten, und das Wägelchen fliegt unter den Baumschatten dahin, genau berechnet, um zwanzig Minuten später den Zug zu erreichen, der in Southall fertig steht für London. Gegen zehn kommt der Wagen langsam wieder zurück, der Groom mit der frischen „Times", und nun wird es still in Elthorne-House. Die Kinder sind in der Schule, die Damen haben sich zurückgezogen, und der Tag, bis zu Sonnenuntergang, gehört dem Gaste, der hier Ferien hält.

*) Er ist inzwischen, im Januar 1875, gestorben.

III. „Schöne freundliche Gewohnheit des Daseins!"

Unter der Ulme sitzend, mit Licht und Schatten und Grün um mich her, und die Wiese weiß von Thau, beginne ich meinen Tag, wie man ihn auf Englands Boden immer beginnt (Sonntage ausgenommen), mit der „Times". Aber ich bedaure zu sagen, daß der Gesang der britischen Vögel mich zerstreut — Nachkommen jener, die nicht weit von hier Chaucer singen hörte, als er seine „Canterbury-Geschichten" begann; daß manch ein fallendes Blatt, purpurroth in seinem herbstlichen Glanze, meine Aufmerksamkeit von dem Weltblatte und den Welthändeln ablenkt und daß meine Augen über die langen Columnen oftmals hinausschweifen in den Duft der Ferne. Wie schön ist solch' ein Herbstmorgen, wenn er sein schillerndes Gewebe spinnt über der stillen englischen Landschaft!

Gegen eilf Uhr tret' ich meinen Spaziergang an. Wie still auch ist die Landstraße! Man sollte nicht glauben, so nahe bei London zu sein, diesem Ocean des Lebens, der unaufhörlich rollt, verschlingend und neu gebärend ohne Unterlaß. Hier hat man das Gefühl eines gewissen glücklichen Stillstandes. Telegraphendrähte, ganze Bündel von ihnen, laufen an der Wegseite dahin; aber der Bahnkörper ist fern und sein eiserner Lärm wird niemals gehört. Man ist wie auf einer Insel, auf welcher Altengland sich erhalten; man kann sich der Täuschung einer Vergangenheit hingeben, die sonst nur noch in den Bildern, den Gedichten und den Romanen des vorigen Jahrhunderts existirt. Alles hat ein solches Achtzehntes-Jahrhundert-Aussehn. Karren fahren auf der Straße, Frachtwagen halten in den sonnigen Höfen kleiner Wirthshäuser, Heckenwege zweigen sich ab und Meilenzeiger und Wegweiser stehen an den Kreuzungspunkten. Da und dort, aus der Umgebung laubiger Massen, die ganz in blauen Duft getaucht, ragt ein spitzer Kirchthurm. In Zwischenräumen, durch Ziegelfelder oder Weideplätze ausgefüllt, auf denen Fohlen grasen, begegnen einzelne Häuser, die von hohen Gartenmauern eingeschlossen sind; einige von ihnen grimm und finster, wie normannische Castelle, mit ausgezacktem Steinrand; andere warm und traulich, mit Balken und Giebeln, an denen die „Schwalbe nistet, der Sommergast" — die Tudorzeit zurückrufend. Dazwischen liegen Reihen ländlicher Häuser, in denen Familien leben, die sich zurückgezogen; oder „clerks", kleine Beamte, die tagesüber in der Stadt zu thun haben, freundliche Wohnungen, einfach aber hübsch in ihrem Aeußern, von Zufriedenheit zeugend, wenn nicht von Wolfstand, der Herd stets warm, Stübchen und Flur sehr reinlich gehalten, mit einem gewissen Sinn für Zierlichkeit, der die Thür mit etwas lebendigem Grün, das Gärtchen davor mit Blumen schmückt; nicht weit davon Arbeiterwohnungen, weniger einladend als jene, mit einem Ausdruck von Unzufriedenheit, Uebelwollen und Raufluft, an die nackte Wand geschrieben. Industrie und Landbau kämpfen um dieses Gebiet und in der Nähe der Eisenbahn hat jene gesiegt. Je mehr ich mich von ihr entferne, desto feiertäglicher wird die Luft, desto stiller die Straße. Kinder spielen in einem Schattengang von ehrwürdigen alten Bäumen, welcher beide Chausseen verbindet; sie suchen Kastanien, wie vormals an dieser Stelle vielleicht ihre Großeltern und Urgroßeltern, welche nun unter den eingesunkenen Kreuzen neben der Kirche schlummern. Ein Ton,

wie man ihn in unsrer Zeit des Kampfes nur noch an diesen abgeschiedenen Stellen vernehmen kann, mischt sich mit dem Rauschen des Windes und des Laubes — eine Stimme der Klage, die doch so viel der „zitternden Hoffnung" in sich trägt, ach! so viel mehr, als wir unter stolzeren Denkmalen zu bekennen wagen; ein leiser Nachhall jener rührenden Elegie von Gray, „geschrieben in einem Dorfkirchhof", die nun für Immer voll süßer Melancholie, voll Wehmuth und Wollaut um solche niedere Gräber zu schweben scheint, das Loos Derer preisend, die darin ruhen — „far from the madding crowd's ignoble strife" . . . .

Eine Strecke Weges von einer oder anderthalb Stunden führt mich in südöstlicher Richtung nach Richmond. Wie viel Erinnerungen weckt der Name! Wiederum steige ich diesen Hügel hinan, von dessen Terrasse man den lieblichsten Blick hat in das Thal der Themse — sie selbst noch ein jungfräuliches Wasser, mit silbernen Windungen durch Wald und Wiesengrund sich schlängelnd, mit Schlössern und Parks und Baumgruppen zu beiden Seiten, mit schimmernden Brücken darüber, mit Eschen und Trauerweiden, die ihr hängendes Laub in den Wellen baden. Auch der Forst ist noch da, wie in vergangenen Jahren, und des Forsthüters Haus; aber ein anderer „Star and Garter" steht, wo der alte gestanden, viel glänzender, viel reicher, viel moderner. Wo sind die Freunde, mit denen ich einst hier gesessen in dem bescheidneren Saale, sein einziger Schmuck das Bogenfenster mit der Landschaft dahinter; wo das fröhliche Lachen, das widerhallte von den Wänden, an so manchem Sommertag, in so mancher Winternacht?

Dies Alles, so weit das Auge reicht, ist classischer Boden. „Entzückend Thal!" ruft Thomson aus, der Sänger der „Jahreszeiten", der hier die letzten Jahre seines kurzen Lebens lebte, hier gestorben ist und hier in der Kirche von Richmond begraben liegt —

„Entzückend Thal! Weit mehr noch als die Muse
Je von Achaia und Hesperien sang.
O Thal voll Segen! Sanft anschwell'nde Hügel!"

Dort hinten ist Bushy-Park und Hampton-Court und König Karl und Oliver Cromwell, dort die Kastanienallee, die Wilhelm der Oranier gepflanzt; hier weiter vorn ist Ham-House, „Ham's embowering walks", und Lady Dysart, deren berückendes Lächeln den Eisenseiten, den Männern Gottes, fast so gefährlich geworden, wie den goldbetreßten Cavalieren, den Männern der Welt — dort ist Twickenham, „where the muses haunt in Twit'nam's bowers", Pope's Twickenham —

„Zieh! schöne Themse, sanft das Thal entlang,
Begleitet von italischem Gesang,
Daß Lenzwind, der die Weiden hier bewegt,
Das Schäferlied zu Albion's Klippen trägt —"

und dort ist Strawberry-Hill, Horace Walpole's Residenz. Hier bin ich oft geschweift, die Fußspuren jener holden Geschöpfe suchend, welche Pope besungen, Walpole beschrieben und Reynolds gemalt — auf ein Echo lauschend jener längst verklungenen Zeit, die so voll von Schönheit und Leichtsinn war und so ver-

schwenderisch und so spottsüchtig — in einer Art von romantischer Verzauberung dem Laufe der Themse nachgehend, und den Rausch des Herzens und der Phantasie hinübertragend in das unentwirrbare London, in dessen Nebel das Einst zusammenfloß mit dem Jetzt — das Eine so wirklich (oder unwirklich) für mich, wie das Andre, wenn es etwa aus einem altmodisch geschnitzten Rahmen in irgend einem dunklen Trödlerladen, oder aus irgend einem entlegenen Seitengäßchen oder unter einer halbzerfallenen Thorwölbung hervortrat; wenn der Impuls der Jugend ihm Farben und Wärme und tausend Aehnlichkeiten des Lebens lieh, während der unaufhörliche Lärm der Straße zu einer Musik ward, welche die wandelnden Bilder beständig begleitete. . . . O, welch' einen süßen, unaussprechlich melancholischen Reiz hat es doch, in spätern Jahren, als Mann, die Pfade noch einmal zu betreten, die man als Jüngling geliebt! Alles hier ist mir bekannt, aber der Nachmittag hat einen Schleier darüber ausgebreitet. Schwäne rudern auf der Flut. Fern unter den Bäumen glänzt ein Segel, und traumhaft stille wird es um mich her . . .

Ich sehe den Einsiedler von Strawberry-Hill, wie er am späten Nachmittag seines Lebens dort oben sitzt in der alten Halle, von den Waffenstücken und Gemälden umgeben, die er gesammelt — mit einem Zug von Schadenfreude im Gesichte jene Briefe schreibend, jene Memoiren ausarbeitend, in denen die ganze Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts erzählt ist — erzählt, wie sie nur ein Mann erzählen kann, der in dem Drawing-Room von St. James nicht minder zu Hause war, als in den Clubräumen von Pall-Mall und hinter den Coulissen von Drurylane; dessen frühe Jugend noch voll war von Erinnerungen an die Königin Anna, an Marlborough und Malplaquet, und der nun, ein Achtziger, noch lebte, als Georg III., ein Blinder und Wahnsinniger, durch die Säle von Windsor irrte; als „der feinste Gentleman in Europa" seine Zeit zwischen Wettrennen, Fahren mit Sechsen und der Erfindung neuer Westenmuster theilte, und aus den Flußebenen von Oberitalien der Donner jener Schlachten dröhnte, der zum ersten Mal den Namen Napoleon Bonaparte's über die Welt hintrug. Fünf Geschlechter englischer Fürsten waren an ihm vorübergegangen, und, zwölf Jahre vor seinem Tode schon, hatte er in seiner eigenen Familie den sechsundfünfzigsten Sprößling geboren werden sehen! Die Gesellschaft, die Welt selbst ist eine andere geworden; er der Letzte fast eines Jahrhunderts, welches er mit Bewußtsein von Anfang bis Ende durchschritten . . . und wie die Sonne nun tief und tiefer sinkt, und ihr schräger Strahl eben noch durch die bunten Fenster der Halle glüht, beschleicht eine leise Wehmuth sogar das Herz dieses Zweiflers und Spötters. „Ich glaube bisweilen mehrere Leben gelebt zu haben!" ruft er aus. „Mit fünf Jahren trat ich in die Welt, kannte die Ueberbleibsel der Höfe König Wilhelm's und der Königin Anna, oder hörte Augenzeugen davon reden, wurde als jüngstes Lieblingskind fast in die ersten Opern geführt, küßte Georg I. die Hand, und vernehme nun die Streiche seines Ur-Urenkels — nein, dies Alles kann sich nicht in einem einzigen Leben ereignet haben! Ich habe eine Geliebte Jacob's II. gesehen, das Leichenbegängniß des Herzogs von Marlborough, drei bis vier Könige, die ganze Laufbahn, die Siege und den Tod Lord Chathams, den von Lord George Gordon angestifteten zweiten

Brand London's — und doch fehlen noch einige Jahrhunderte, bis ich so alt bin, wie Methusalem."

Dreiviertel eines Jahrhunderts sind seitdem wiederum vergangen, und wieder ist die Welt eine andere, oder doch jedenfalls dieses Stück der Welt ein anderes geworden. Meinen Gedanken an Horace Walpole folgend, habe ich mich längst vom Ufer der Themse landeinwärts entfernt, und bin hier nur auf einer Chaussee mit Wald auf beiden Seiten. Selten nur begegnet mir ein Wägelchen oder ein Wanderer; die Ruhe des Nachmittags ist auch hier. Aber einst war es anders; denn hier bin ich mitten auf der noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts so sehr berüchtigten Hounslow-Haide. Wie in Fielding's Romanen, so macht hier auch in Dickens' „Barnaby Rudge" der Straßenräuber seinen nächtlichen Anfall auf den ehrlichen Schlossermeister Varden, als er zu später Stunde nach London fährt. Aber die Wirklichkeit übertraf noch die Romane. „Unsere Straßen", schreibt Horace Walpole, „werden so sehr von Räubern beunruhigt, daß es fast gefährlich ist, sie bei Tage zu betreten. Lady Hertford wurde auf der Hounslow-Haide um drei Uhr Nachmittags angefallen, und vorgestern hätten wir bald unsern ersten Minister, Lord North, verloren: die Räuber schossen nämlich auf seinen Postillon und verwundeten ihn schwer. Kurz, alle Freibeuter, die nicht in Indien sind, haben sich auf die Heerstraße begeben. Die Hoffräulein trauen sich nicht Abends zur Königin nach Kew zu gehen."

Jetzt ist es sicherer dort; Hoffräulein und Minister brauchen nicht mehr für ihr Leben zu fürchten, wenn sie die Hounslow-Haide passiren, der letzte Rest der Romantik ist von der englischen Landstraße geschwunden. „Es gibt kein solches Ding mehr, wie einen verwegenen, gentleman-gleichen Raubanfall, verübt auf des Königs Heerweg," ruft „der arme Teufel von einem Schriftsteller" in Washington Irving's Erzählung aus; „ein Mann kann jetzt von einem Ende Englands bis zum andern in einer schwerfälligen Kutsche oder klingelnden Postchaise reisen, ohne irgend ein andres Abenteuer, als das, gelegentlich umgeworfen zu werden, oder in feuchten Laken zu schlafen, oder ein schlechtgekochtes Mittagsessen zu bekommen." — „Das ist die verwünschte Folge der Banken, Sir", erwidert der Fremde, mit dem der arme Teufel unterwegs Freundschaft geschlossen. „Die Leute reisen jetzt nicht mehr mit Säcken voll Gold, wie sie ehemals thaten. Sie haben Postanweisungen und Wechsel auf Banquiers. Eine Kutsche zu berauben, ist nicht besser, als eine Krähe zu fangen, an welcher Ihr für Eure Mühe Nichts habt, als ungenießbares Fleisch und Federn. Aber eine Kutsche in alten Zeiten, Sir, war so reich wie eine spanische Gallone." Worauf der Mann, der mit so großer Sachkenntniß spricht, eine spätere Gelegenheit benutzt, wo Beide sich in einem dunklen, einsamen Walde befinden, um seinen Kameraden auf den Kopf zu schlagen, ihm die Tasche auszuleeren, die Uhr wegzunehmen und, als sich Schritte hören lassen, mit seiner Beute sich aus dem Staube zu machen.

Aber ich glaube nicht, daß Einem heute noch auf der Hounslow-Haide selbst eine so geringfügige Zerstreuung, wie diese, zu Theil werden könnte. Denn nicht lange, so taucht Hounslow auf, ein Städtchen, so still wie nur eines in England, mit einer Hauptstraße, die nicht viel lebendiger ist, als die andern, mit

einem Modewaarenmagazin und einem Conditorladen, mit einer Kirche und einem Brunnen auf dem Markte und einer Miene von Schläfrigkeit über Allem, die wie ein Ansteckungsstoff in der Luft selber liegt. Jenseits des Brunnens, der übrigens nicht plätschert, sondern auch zu schlafen scheint, ist noch eine Kirche, und jetzt bin ich wieder auf der Landstraße und im heimathlichen Elthorne-Hundert.

Die Abendsonne hat den Nebel gänzlich verscheucht, und ihr sanfter, herbstlicher Schein erleuchtet die Hagedornhecken, von welchen mein Weg zu beiden Seiten eingefaßt ist, und die rothen Früchte, an denen die Vögel zu picken kommen. Immer herrlicher beginnt der westliche Himmel zu glühen, auf dem goldnen Grunde desselben erscheinen noch einmal mächtige Baumgruppen und zwischen ihnen, von der Abendwärme kaum berührt, graue Mauern und ein altes Castell, fast finster in dieser Fluth von Licht und Farben — Cranford-Park und House, der Sitz der gräflichen Berkeleys.

Reich an Wechselfällen aller Art, an Abenteuern des Krieges und der Liebe, reich an Romantik ist die lange Geschichte dieses Geschlechts. Verwachsen mit der Geschichte von England, schlingt sie sich um den kräftigen Stamm derselben, wie dort um eine der vielhundertjährigen Eichen der nicht minder bejahrte Epheu. Die Berkeleys sind eine von den großen Normannenfamilien des Landes, und ihr Name begegnet auf den dunkelsten sowol, als den glorreichsten Blättern seiner Chronik. Einer von ihnen war der Schwager und ein Anderer der Vetter eines Königs „the king's beloved kinsman". Ein Berkeley war wegen Königsmordes in Untersuchung und ein anderer starb wegen Insurrection in der Gefangenschaft. Ein Berkeley ward an der Seite des schwarzen Prinzen bei Poitiers verwundet und ein anderer tödtete durch einen Pfeilschuß Thomas Talbot, Viscount L'Isle, der ihm einige Ländereien streitig machte. Mehr als einmal ward ihnen ihr Stammschloß, Berkeley Castle, genommen, und mehr als einmal erhielten sie es wieder. Früh mit dem Eroberer, als einer seiner Waffengefährten, kam der erste Fitzhardinge hierher; und sein Sohn Robert ward von Heinrich II. zum ersten Lord von Berkeley gemacht. Viele Königsschlösser sind seitdem in England dahingeschwunden; die rothe Rose hat die weiße Rose, York hat Lancaster besiegt, und an dem blutigen Tage von Bosworth-Field hat das Haus Tudor das Unrecht von York gesühnt. Aber auch die Tudors hatten ihre Zeit, der Sohn Maria Stuart's setzte sich auf den Thron von Elisabeth, und der Kopf ihres Enkels fiel auf dem Block, wie der ihre. Von Cromwell's ehernem Tritt dröhnte der Boden Englands und sein Leichnam in Ketten ward an den Galgen gehängt. Noch einmal kamen die Stuart's, um ihr unrühmliches Spiel, das mit Leichtsinn begonnen, mit Treubruch zu enden und dann auf immer in die Verbannung zu gehen, aus der keine Rückkehr mehr war. Ein andrer Wilhelm der Eroberer landete an Englands Küsten; aber diesmal ein friedlicher Eroberer, sein Banner mit dem schützenden „Je maintiendrai" über den Freiheiten, dem Glauben und der Verfassung ausbreitend, und empfangen von den Huldigungen des Parlamentes. Kurz, aber glorreich war seine Regierung, welche die Fundamente des heutigen englischen Staatswesens, wenn nicht gelegt, doch unerschütterlich befestigt hat. Ihm folgte eine Königin, Anna, bei

der man fast vergaß, daß sie vom Stamme der Stuart's war, und dieser folgten die Kurfürsten von Hannover, um nach hundert und etlichen Jahren ebenfalls zu verschwinden. Diejenigen, welche verdrängt hatten, sind nun ihrerseits verdrängt worden, und der Urenkel jenes Georg's, welcher auf den Kopf des letzten Stuart einen Preis gesetzt, ist jetzt selbst im Exil als der letzte der Hannoveraner. Sie alle, diese verschiedenen Dynastien seit achthundert Jahren, hat das Haus der Berkeleys überlebt. Dreizehn Barone nacheinander hatte es aufzuweisen, als in den Blüthetagen der Restauration, wegen seiner Königstreue, der vierzehnte von ihnen durch Karl II. zum Grafen creirt ward. Vom Ende des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts succedirten in ununterbrochener Reihe vier Grafen diesem ersten. Da jedoch trat ein Ereigniß ein, welches dem Herzen der Berkeleys, nach unserm Begriff, alle Ehre machte, obwol es einen Schatten warf auf den Glanz ihres Wappenschildes. Schon einmal war einer von den alten Baronen, der achte derselben, Lord Maurice (temp. Heinrich VII.) des Genusses seiner Güter und der Vorrechte der Pairswürde beraubt worden, weil er — wie es in den Urkunden heißt — „eine Person von niedrigem Blut, nämlich Isabel, Tochter von Philipp Meade, Esq., einem Alderman von Bristol" geheirathet, d. h. also, in unseren Sprachgebrauch übersetzt: eine Bürgerliche. Eines ähnlichen, wenn nicht ganz gleichen, Fehltritts hatte sich auch der fünfte Graf schuldig gemacht; und wiewol vierhundert Jahre seitdem vergangen, sollten die Folgen doch fast dieselben sein. Frederick Augustus, Earl of Berkeley, heirathete im Jahre 1785 eine Dame, deren Name wir im genealogischen und heraldischen Dictionär der Peerage von Großbritannien vergeblich suchen; wir finden darin nur, daß das Haus der Lords die Heirath als nicht zu Recht bestehend erkannte und daß Graf Frederick Augustus eilf Jahre später eine zweite Ehe schloß. Als seine Lordschaft im Jahre 1810 starb, verlangte sein ältester Sohn (aus erster Ehe), welcher den Titel (by courtesy) eines Viscount Dursley geführt und bisher im Unterhaus gesessen hatte, als Earl Berkeley in's Oberhaus berufen zu werden. Aber da „einige Zweifel entstanden wegen der Ehe, auf welche der Petent seine Ansprüche gründete", so wurde derselbe abgewiesen und sein jüngerer Bruder (aus der zweiten Ehe), Thomas Morton Fitzhardinge Berkeley, ward zum Grafen erklärt und in's Oberhaus berufen. Aber er weigerte sich, diesem „writ of summons" Folge zu leisten, oder von den Gütern und Schlössern Besitz zu ergreifen. Er lebt, gegenwärtig ein fast Achtzigjähriger, einsam und unvermählt in einem kleinen Forsthause am Rande des Waldes. Die Liste des Oberhauses bezeichnet ihn als den sechsten Graf von Berkeley und als präsumtiven Nachfolger seinen jüngeren Bruder und dessen Familie. Indessen lebte der Sohn erster Ehe, dessen Recht der Erstgeburt verworfen worden, einundfünfzig Jahre lang als „Commoner", und erst in einem Alter von dreiundsiebzig Jahren ward ihm die Genugthuung, wenn nicht als Berkeley, unter dem Titel seines Vaters, so doch als Fitzhardinge, unter dem Titel der ersten Barone dieses Namens, in's Oberhaus berufen zu werden. Sein Sohn, Lord Francis William Fitzhardinge ist es, der jetzt (seit 1867) als zweiter Baron dieser neuen Creation in Cranford-House residirt. Ist das nicht ein interessantes Blatt aus dem Roman der Aristokratie von England?

Das Wappen der Berkeleys, mit dem französischen Motto „Dieu avec nous", mit den beiden Löwen und der Mitra, aber ohne die Grafenkrone, sitzt über dem Thorweg von Cranford-Park. Ein röthlicher Abendschimmer liegt über der weiten Rasenfläche bis zur Grenze des Waldes, aus dessen Dunkel zuweilen die Rehe hervortreten.

Nicht weit vom Thore, innerhalb der Umfassungsmauer des Parkes, liegt das Pfarrhaus, die Rectorei, klein, steinern und von gothischem Bau, wie das Kirchlein gegenüber, das, in der katholischen Zeit, nach dem Namen des heiligen Dunstan genannt ward und dessen Patrone die Berkeleys seitdem immer gewesen sind. Hierher, an jedem Sonntagsmorgen, kommen die Dorfbewohner, und hier in dem Kirchlein, auf engem Raum, kaum größer als der einer Hauscapelle, sitzen sie zusammen mit der Familie und dem Haushalt des Lords, so oft dieser in Cranford-House anwesend; recht ein Bild aus der guten alten Zeit, aus der manch' ein patriarchalischer Zug sich erhalten. Viel jünger als beide, Kirche und Rectorei, ist das Herrenhaus; ein „mansion", nach meiner Schätzung aus dem 16. oder 17. Jahrhundert, ein elisabetheisches Gebäude, aber mannigfach restaurirt und im Vergleich mit dem Kirchlein zu seiner Seite nicht nur jung, sondern auch physiognomielos. Dennoch haftet an ihm manch' eine alte Sage von Besuchen der Königin Bess, wie sie dies Haus und seine Besitzer geliebt und ihnen ein Andenken hinterlassen hat — ich weiß nicht recht, ob einen Ring oder Pokal — welches dort noch verwahrt wird. Oft auch, in den Monaten, welche dem heiligen Hubertus werth sind, sieht Cranford-House die vornehme Welt von London hier versammelt, um Gebrauch zu machen von dem Privileg, welches König Eduard I. dem ersten der Barone von Berkeley verliehen: „den Fuchs, Hasen, Dachs und wilde Katze zu jagen mit seinen eigenen Hunden". Dann und dort ist der Schloßhof voll, bei Tage von Rothröcken und Pferden und Treibern und Koppelhunden, über das frische Revier hin schallt „Halali!" und Gebell der Meute, und bei Nacht strahlen die Fenster von Licht und die Säle von Glanz und von Schönheit.

Heut aber ist es stille hier. Die Fenster sind verhängt, die Thüren geschlossen, und in der Abendsonne liegt der Park. Ueber den Rasen hin wandelt der „Ranger", der Forstmeister von Cranford, ein friedlicher Mann heut, aber in den Wald hinaus spürend, der ihm seinen feuchten Herbstgeruch entgegensendet. In seinem alterthümlichen Stüblein, den Blick auf den kleinen Hausgarten gerichtet, in welchem Kräuter und Blumen wachsen, wie aus vergangenen Jahrhunderten, sitzt der Pfarrer von Cranford. In dem langen schwarzen Rock und der weißen Halsbinde der anglicanischen Geistlichen heißt er mich willkommen in diesen ehrwürdigen Räumen, die mich immer mit einer Art von historischem Gefühl erfüllen. Hier, in der langen Reihe seiner Vorfahren vom geistlichen Amte, vor zweihundert Jahren und länger, lebte ein Mann (und gegenüber in der Kirche ist er begraben), welcher zu den Charakterköpfen der älteren englischen Literaturgeschichte gehört und in einer ihrer Seitennischen einen Ehrenplatz erhalten hat und für immer einnehmen wird — Thomas Fuller, der alte Thomas Fuller. Geboren in demselben Jahre wie Milton (1608) — in der That, er war Milton's Studiengenosse zu Cambridge — hatte er noch, wenn nicht per-

sönliche, so doch unmittelbar traditionelle Erinnerungen an Shakespeare, von welchem er in seinen berühmten „Worthies of England" bei Gelegenheit der Beschreibung von Warwickshire sagt: „William Shakespeare ward in Stratford am Avon in dieser Grafschaft geboren; und scheinen in ihm drei eminente Dichter gewissermaßen vereinigt zu sein: 1) Martial, in dem kriegerischen Klang seines Namens, hastivibrans, oder Shakespeare; 2) Ovid, der natürlichste und geistreichste aller Poeten; 3) Plautus, welcher ein vortrefflicher Schauspieler, doch niemals ein Gelehrter war, was auch unser Shakespeare, wenn er noch lebte, von sich eingestehen würde. Füget zu allem Diesen, daß er, wiewol sein Genius im Allgemeinen fröhlicher Art war und ihn zur Lustbarkeit geneigt machte, doch auch, wenn so gestimmt, feierlich und ernst sein konnte, wie aus seinen Tragödien hervorgeht; so daß Heraclit selber (ich meine, wenn heimlich und ungesehen) gelächelt haben möchte bei seinen Komödien, sie waren so lustig; und Democritus kaum umhin gekonnt, zu seufzen bei seinen Tragödien, sie waren so traurig ..."

Ist es nicht ein naives Lob, dieses Wort des Pfarrers von Cranford, und sagt es nicht dennoch Alles? Und zu denken, daß es innerhalb der ersten vierzig Jahre nach Shakespeare's Tode und hier in dem Hause, hier in der Stube geschrieben worden, in welcher ich jetzt stehe, hier am Fenster, um welches die Lichter der untergehenden Sonne spielen! So greifbar und wirklich reicht Dasjenige, was wir uns gewöhnt haben, in einer Art von mythischer Dämmerung zu sehen, in unsere Gegenwart, wenn wir nur an die rechte Stelle kommen, wo gleichsam die Verbindungsglieder liegen. An dem Tage, an welchem Shakespeare starb, 23. April 1616, ward Oliver Cromwell als Student des Sidney-Sussex-Collegs in Cambridge eingetragen — „Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum Sociorum, Aprilis vicesimo tertio (1616)"; und dreizehn Jahre später, 1629, trat Thomas Fuller in dieses nämliche Colleg. Doch auf die andere, die feindliche Seite führten ihn nachmals, in den bürgerlichen Kriegen, Beruf und Ueberzeugung. Treu stand er zu König Karl, predigte vor ihm, zog mit ihm als sein Armeecaplan in's Feld, war in der Nähe, als jener aus Holmby-House durch den Cornet Joyce in die Gefangenschaft des Parlamentes abgeführt ward, und sah ihn als „Märtyrer" auf dem Schaffot sterben. Seines Vermögens und seiner Pfründen beraubt, mit Noth und Entbehrung für sich und seine Familie kämpfend, aber dennoch mit ungebrochenem Muth und aufrechtem Geist fristete Fuller Jahre lang sein Leben, indem er die Feder wieder aufnahm, die er bei der Hinrichtung Karl's I. mit den Worten fortgeworfen: „Wozu soll ich von den Berühmtheiten Englands schreiben, wo diese gräßliche That solche Schande bringen wird über die ganze Nation, daß sie für immer umwölken und verfinstern wird ihren früheren, und unterdrücken wird ihren zukünftig aufsteigenden Ruhm?" Doch scheint Oliver Cromwell den streitbaren Diener der Hochkirche von England mit Schonung behandelt zu haben; denn wir hören nicht, daß er verfolgt worden, wiewol man wußte, daß er in heimlichen Zusammenkünften vor kleinen Gemeinden anglicanischen Gottesdienst halte; und im Jahre 1658, ein Jahr vor des Protectors Heimgang und zwei vor der Restauration, präsentirte sein Freund George, Lord Berkeley, ihn zum

Rector von Cranford. Hier endlich, in diesem stillen Park und diesem kleinen Hause, fand der vielfach Geprüfte Ruhe; hier vollendete er seine „Worthies of England“ und hier starb er am 16. August 1661, nachdem er noch den Sohn seines Königs auf den Thron hatte zurückkehren sehen und von ihm zum „Chaplain extraordinary to His Majesty“ gemacht worden war. In der kleinen Kirche, an deren Grundmauern hundertjähriges Moos klebt und über deren bescheidenes Dach hundertjährige Bäume ihre Wipfel neigen, mischt sein Staub sich mit dem der befreundeten Berkeleys, und an der nördlichen Wand, hinter der Kanzel, ist die Gedenktafel, die dem seltenen Wanderer, der hierher kommen mag, sagt, daß unter diesem Steine Thomas Fuller ruht, einer der populärsten Schriftsteller und einer der ehrenwerthesten Charaktere des 17. Jahrhunderts.

Nun ist es dunkel in der Kirche und im Park, und über dem Walde erlischt der rothe Schein der Wolken. Auf den abendlichen Wegen gibt uns der würdige Pfarrherr von Cranford das Geleite nach Elthorne-House, in dessen gastlichen Räumen er immer willkommen ist. Freundlich schon von Ferne winken uns die Lichter des Speisesaals — es ist wie ein heller, einladender Gruß der Gegenwart! Das Rollen eines Wägelchens auf der einsamen Straße verkündet uns, daß der Herr von Elthorne-House aus der City zurückkehrt, und ein feines, silbertöniges Klingeln, daß Topsy und die Herrin nahe sei. Nachdem in der kurzen Zeit von wenigen Stunden und auf dem beschränkten Umkreis von wenigen Meilen Wilhelm der Eroberer und der schwarze Prinz, Königin Elisabeth und Königin Anna, Shakespeare und Milton an uns vorübergegangen, treten wir nun in das prächtig erleuchtete Morning-Room, bis der „Gong“ erschallt und der Rector von Cranford der blühenden Herrin des Hauses seinen Arm reicht, den Zug eröffnend nach dem Dining-Room. Auf der reichgedeckten Tafel zwischen strahlenden Lampen und funkelndem Crystall duften und schimmern die herrlichsten Blumen, auf den gewaltigen Schüsseln unter silbernen Deckeln verbergen sich die köstlichsten Geheimnisse der Küche. Der Pfarrer spricht das „Grace“, der Butler hebt die Deckel und es folgt ein heiteres Diner, an dessen Schluß die Kinder noch einmal erscheinen.

Nach dem Diner wird der Caffee servirt im Billardzimmer, welches zugleich Rauchzimmer ist. Man raucht, man spielt, man plaudert. Dies fürwahr nach dem harten Tagewerk in der City sind Stunden behaglichen Genusses für meinen Freund, und seine gute Laune, sein Humor und seine Freude an der schönen Gegenwart theilen sich Allen mit. —

Um zehn Uhr verabschiedet sich der würdige Pfarrherr. Um eilf, oder etwas später, rüstet Alles zum Aufbruch. Denn Topsy ist auf dem Schoße ihrer Gebieterin eingeschlafen, und das ist das Zeichen, daß es überhaupt Schlafenszeit sei. Der Mond steht hoch über der schlummernden Landschaft, und bald ist es so still in und um Elthorne-House, wie es nur in einer englischen Mondnacht auf dem Lande sein kann.

(Wird fortgesetzt.)

Literarische Rundschau.

1. Heinrich Leopold Wagner, Goethe's Jugendgenosse. Nebst neuen Briefen und Gedichten von Wagner und Lenz. Von Dr. Erich Schmidt, Privatdocent an der Universität Würzburg. Jena, Ed. Frommann. 1875.

In Goethe's eigenen Jugenderinnerungen tritt Wagner bekanntlich weder in erster Linie noch in sonderlich günstiger Beleuchtung hervor. „Dichtung und Wahrheit" (Buch 14) gedenkt „vorübergehend eines guten Gesellen, der, obgleich nicht von „außerordentlichen Gaben, doch auch mitzählt." Es wird ihm dann vorgeworfen, wenn auch in versöhnlichem Tone, daß er sich das Sujet des Faust einigermaßen freibeuterisch angeeignet und dasselbe für sein Drama, „Die Kindesmörderin," benutzt habe. Auch sein Auftreten für Goethe gegen die Recensenten des Werther trug ihm nur zweifelhaften Dank ein, da er eifriger als geschickt zu Werke gegangen war: und wer nicht bedächte, daß der „Wagner" des Faust schon im alten Volksbuche vorkommt, könnte sich beinahe versucht fühlen, in dem „trockenen Schleicher" des Gedichtes einen Ausfall gegen den zudringlichen, mehr dienstbeflissenen, als dienstgeschickten Kameraden zu sehen. Diesen Gesammteindruck nun wird die vorliegende, sehr sorgfältige und anziehende Studie, wenn auch immerhin mildern, so doch kaum wesentlich ändern. Sie zeigt uns in Leopold Wagner den Charakterkopf eines jener Stiefkinder des Glückes, die in mächtig aufstrebender Zeit, mehr erregbar, als gestaltungskräftig, mehr empfindend und strebend als könnend, zu bedeutend für eine bloße Zuschauerrolle und zu schwach für ausgiebige Theilnahme an der Haupthandlung, sich in leidenschaftlichen Versuchen, unter halben Erfolgen und Fehlschlägen ergehen. Zur Signatur der Zeit aber gehören sie ebenso, wie die bahnbrechenden Sieger, wenn nicht noch mehr; und wem um wirkliche Kenntniß der Entwickelung zu thun ist, der darf die Mühe nicht scheuen, auch an ihnen zu lernen. — Heinrich Leopold Wagner, in Straßburg am 17. Februar 1747 aus kleinbürgerlicher Familie geboren, bewegte sich als Student im Goethe'schen Kreise mit Lenz, Klinger und Salzmann, war dann Hauslehrer bei Präsident v. Günderode in Saarbrücken und lebte später, von 1775 an, mit geringen Unterbrechungen in Frankfurt a. M. Am 21. September 1776 wurde er dort Bürger und Advocat, am 7. October desselben Jahres heirathete er, der 29jährige, eine 47jährige Bürgerwittwe (er hatte sich also offenbar auf gut altfrankfurtisch einheirathen müssen), und schon am 4. März 1779 starb er an der Auszehrung, nachdem ihm seine Frau am 10. Juni 1778, nach kaum anderthalbjähriger Ehe, vorangegangen war. Seine Anhänglichkeit an Goethe wird ihm vom Dichter ausdrücklich bezeugt, wie sie denn auch in einem guten und herzlichen Verhältnisse zu Goethe's Mutter ihre Entwickelung fand, und mit dem ihm vorgeworfenen Plagiat an der Faust-Idee hat es, bei Lichte besehen, nicht eben viel auf sich. Wagner's „Kindesmörderin", am 18. Juli 1775 in Straßburg zuerst im Freundeskreise vorgelesen, erweist sich eben als ein bürgerliches Schauer- und Rühr-Drama im Geschmack der Sturm- und

Drangperiode und behandelt einfach in seiner Weise das Thema der Liebe im tragischen Conflict mit der Gesellschaft, mit Seitenblicken auf die Härten der Standesvorurtheile und der Gesetzgebung, wie das durch die ganze Dichtung des achten und neunten Jahrzehntes hindurch geht. Mit „Faust" hat das Stück nur die tragisch ausgehende Verführungsgeschichte, den Kindesmord und den kaltherzigen, verrätherischen Genossen des Verführers gemeinsam; sein Pathos ist das der Zeit, hier, und in Wagner's schon 1775 erschienenem Trauerspiel: „Die Reue nach der That". Dabei zeigt sich auch hier, in welchem Grade französische und englische Einflüsse in unsern „Originalgenies" wirkten. Wagner selbst hatte 1776 Mercier's „Nouvel essay sur l'art dramatique" übersetzt, das eigentliche, noch über Diderot und über die deutschen Reformer der Bühne hinausgehende Programm des dramatischen Radicalismus. Das „bürgerliche Trauerspiel" war seinem innersten Wesen nach ein erstes Symptom der Auflehnung gegen die bevorrechteten Stände, und so spielten denn unter seinen Motiven standeswidrige Heirathen, Kampf der Liebe gegen den Kastengeist, herzlose Selbstsucht der Vornehmen die Hauptrolle; die Bemühungen der Philantropen um Milderung barbarischer Staats- und Sittengesetze klingen im Drama der Zeit wieder, wie in der Lyrik. Die in der Ausführung hervortretende Freude der Dichter an grausamer Gefühlszerreißung und Nervenmißhandlung ist wol direct auf die ersten mächtigen Einwirkungen Shakespeare's zurück zu führen, den die Nachahmer natürlich überboten und karrikirten. Wagner machte es dabei nicht schlimmer als die Andern, und einige seiner Charaktere, wie z. B. der des Vater Humbert (das Vorbild des alten Miller in „Kabale und Liebe"), zeugen von Gestaltungskraft und von frischer, wahrer Anschauung. Schwächer als alle Trauerspiele, wenn auch öfter genannt, ist Wagner's Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten". Die Personen, außer Prometheus-Goethe und Deukalion-Werther, vertreten in allerlei Thiermasken die zeitgenössische, dem Werther feindliche Presse. Papagei, Gans, Esel, Frösche erheben die Stimmen gegen den Götterfohn, und am schlimmsten kommt natürlich der Hauptsünder Nikolai fort, der als Orang-Utang den Deukalion-Werther nachäfft. Die Manier des Stücks berührt nicht gerade angenehm als absichtsvolle Nachahmung der Goethe'schen Kraftgenie-Sprache. Es ist ein seltsamer Wechsel gesuchter Derbheiten, „naiver" Dialektwendungen, gewagter Abkürzungen, gemischt mit ziemlich blassen ästhetisch-literarischen Abstractionen. Wagner's lyrische Versuche waren, soweit die mitgetheilten Proben ein Urtheil gestatten, ganz unbedeutend. Sein Roman „Sebastian Sillig" blieb, Angesichts der Theilnahmlosigkeit des Publicums, in den Anfängen stecken. Der Gesammteindruck seiner Erscheinung ist eine lehrreiche Probe aus den Durchschnittsleistungen und Durchschnittsexistenzen einer Epoche, die häufig nur nach den Lichtblicken im Leben und Wirken ihrer bahnbrechenden Führer beurtheilt wird. Was sagen die Ankläger unseres zeitgenössischen „Materialismus" dazu, daß man in Frankfurt um 1777 Shakespeare's Lear — *auslachte*, und daß „Sturm und Drang", in der Sonnenhöhe der „Sturm- und Drangperiode", in Goethe's und Klinger's Heimath, vor leerem Hause über die Bretter ging? Die Klagen über das Wuchern der Singspiele, über die Entartung des Theaters waren im Jahrzehnt des Götz, der Emilia Galotti, des Nathan, in den Blüthetagen der Eckhof, Ackermann, Schröder, Fleck, Iffland *mindestens* so verbreitet und so laut wie heute, und ohne alle Schönfärberei darf behauptet werden, daß jedenfalls die Theilnahme des Publicums für classische Kunstwerke bei uns in Deutschland noch *nie* so verbreitet und so warm gewesen ist, wie heute in der Epoche des Militarismus und des Gründerthums. Wenn die Lectüre dieser kleinen, aber trefflichen und gründlichen Monographie dazu beitragen kann (und wir hoffen es), einen phrasenhaften Pessimismus zu gerechtem und besonnenem Vergleichen anzuregen, so wird sie auch für Laien keine verlorne Mühe sein. Die näher stehenden Freunde der Literatur aber hat der Verfasser durch seine saubere und gediegene Arbeit zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

2. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Herausgegeben aus Varnhagen's Nachlaß von Ludmilla Assing-Grimelli. Bd. 3—6. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1875.

Unser Urtheil über die beiden ersten Bände dieses Briefwechsels*) ist durch das seitdem massenhaft angewachsene, aber wol noch lange nicht erschöpfte Material (Band 6 geht erst bis zum 24. März 1829) nicht umgestimmt worden. Von Seiten Varnhagen's trefflich geschriebene, häufig sehr lehrreiche Stimmungsbilder aus seinen bewegtesten Lebensjahren. Er theilt selbstverständlich, in seiner bekannten sanguinischen Art, vollauf die Illusionen der Zeit und der Partei, erwartet z. B. im Frühling 1813 keinen ernsten Widerstand Napoleon's (!), sieht in dem liebenswürdigen Tettenborn einen Feldherrn ersten Ranges, hält die Rettung von Hamburg bis auf den letzten Augenblick für gesichert, sieht ein Jahr später im Pariser Frieden für den ersten Augenblick das tausendjährige Reich verwirklicht, um dann ein paar Monate später eine unwiderstehliche deutsche Revolution zu erwarten! Dazwischen aber, wenn nicht Ungewöhnliches seine Phantasie erhitzt, beobachtet er scharf und richtig, zeigt sich wohlwollend, auf seinen persönlichen Vortheil nicht eben mehr bedacht, als das etwa allgemeines Menschenloos ist: und überall gewinnt und erfreut er den Leser durch gute Form, durch eine ruhige Klarheit der sanft dahin gleitenden Rede. Rahel ihrerseits wird immer eigenartiger — kindlicher, naiver mit zunehmendem Alter. Ihr guter menschlicher Sinn, ihr frisches, tapfres Anfassen von Menschen und Verhältnissen, ihr, wo nicht Vorurtheile in's Spiel kommen, sehr scharfes und feines Urtheil verleugnen sich nicht und geben immerhin eine Ahnung, wenn auch kein Verständniß, ihrer immensen persönlichen Gewalt über die Gemüther. Aber es darf nicht verschwiegen werden, daß doch auch scharf einseitige und schiefe Urtheile nicht selten sich finden, (so die unverantwortlichen, abfälligen Bemerkungen über Frau v. Staël und über Körner), und daß ein seltsamer Cultus ihrer eignen interessanten Persönlichkeit sich breit macht. Sie liegt oft genug förmlich auf den Knieen vor ihrer eigenen Naivetät, ihrem Geist, ihrer Natur! Nur zwei „hideuse" Eigenschaften findet sie an sich, nämlich — übertriebene Dankbarkeit (!) und zu große Rücksichtnahme auf jedes Menschengesicht! Ihre Sprache, wenn sie an Varnhagen schreibt, ist ein offenbar künstlich gemachtes Staccato von Satzbruchstücken, Ausrufen, ungrammatischen Einschaltungen. „Künstlich", sagen wir unbedenklich: denn sonst, z. B. an Tettenborn, schreibt sie ganz vernünftig und fließend, wie andere Leute, und einmal (im Jahre 1823) bringt sie ihren Varnhagen gar dahin, ihr zu Gefallen ihren Stil nachzuahmen, „abgebrochen, einschaltungsweise, kurzweg" zu schreiben. Freilich erklärt er gleich, daß er das nicht lange aushalten werde. Wie sollte auch ein Meister der Rede, wie Varnhagen, im Ernste Wohlgefallen finden an Wendungen, wie z. B.: „Für zu essen „lud er mich für immer" — „Er ist boutonnirt, zweideutig, affairirt, natürlich und „zerstreut mit mir" — „Dies im Gebirge den Armeen weichend, ist nicht schön" — „Ueberall hiebt und schießt man in Menschen" — „Du sollst mich rehgesund „finden; schon gestern lief ich wie solch ein gehörntes" — „Gott dankte ich, daß Du „nicht da warst wegen den Morden". Die Proben ließen sich leicht verzehnfachen. Auch durch zarte Ausdrücke wie „klütrig", „knakschälig" muß sich der anbetende Liebhaber nicht stören lassen. Rahel's Stellung zur Zeitbewegung ist, trotz des hin und wieder aufflammenden politisch-nationalen Pathos, doch im Grunde ganz frauenzimmerhaft (was weiter kein Tadel sein soll), voll menschlichen Antheils für Freund und Feind, und, wo persönliche Interessen in's Spiel kommen, trotz aller Genialität, sehr verständig und praktisch. Alles in Allem könnten auch diese vier Bände den Inhalt eines guten, lesenswerthen Buches geliefert haben, wenn eine geschmackvolle, sachkundige Redaction das ganz Unbedeutende, den rein persönlichen, maßlos wuchernden Klatsch entfernt, das wirklich Treffliche, Bedeutende ausgesondert

*) Man vergl. Band II. der „Deutschen Rundschau", p. 123, 124. (Januar 1875.)

und durch guten verbindenden Text für Verständniß aller wichtigen Beziehungen gesorgt hätte. Wie die Sache jetzt liegt, werden sich wol nur Literatoren, die bestimmte Zwecke verfolgen, durch die Massen ungesichteten, sehr gemischten Materials hindurchzuarbeiten mögen.

3. Denkwürdigkeiten des Schauspielers, Schauspieldichters und Schauspieldirectors Friedrich Ludwig Schmidt (1772—1841). Nach hinterlassenen Entwürfen zusammengestellt und herausgegeben von Hermann Uhde. Zwei Theile. Hamburg, W. Mauke Söhne. 1875.

Friedrich Ludwig Schmidt, in Hannover 1772 geboren, begann seine künstlerische Laufbahn im Jahre 1792 zu Braunschweig, bei der Tilly'schen Wandertruppe, leitete von 1796—1806 das Stadttheater in Magdeburg und verband dann seinen Namen unzertrennlich mit den Erinnerungen der großen in Hamburg durch Schröder eingeleiteten Kunstepoche. Erst als Schauspieler, dann als Regisseur unter Herzfeld und Schröder, während dessen zweiter Direction, endlich als Director, von 1815—1826 mit Herzfeld, von 1826—1837 mit Lebrun, von 1837—1841 mit Mühling, bewährte er den Ruf des gediegenen Darstellers, des fruchtbaren, geschickten Schauspieldichters, des gewandten, redlichen Geschäftsmannes und des eifrigen, denkenden Patrioten. Nach allen diesen Richtungen sind seine hier veröffentlichten, durch den Herausgeber gewandt und angenehm redigirten Tagebücher von hervorragendem Werthe für die Kenntniß deutscher Bestrebungen, Zustände und Menschen während der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts. Schmidt empfing seine Jugendeindrücke mitten unter den großen Anregungen des klassischen Jahrzehntes; in charakteristischer Weise verband er den Kunstenthusiasmus der Eckhof-Schröder'schen Epoche mit jenen soliden, weltmännischen und geschäftlichen Instincten, die seit einem halben Jahrhunderte die Stellung unserer Künstler zur bürgerlichen Gesellschaft so völlig verändert haben. Zug um Zug verfolgt man in seinen Aufzeichnungen, wie in Schröder's und Iffland's Leben, das Ringen des Gentleman, des gebildeten deutschen Bürgers gegen die Ueberlieferungen eines genialen Kunstzigeunerthums, dem man bei alledem doch die besten Impulse, die glänzendsten Leistungen verdankte. In Magdeburg verbindet er sich, 26 Jahre alt, mit der Tochter einer ansehnlichen Beamtenfamilie (mit Henriette Mörs) zu sittlich-glücklicher Ehe. In Hamburg faßt er durch seine Stellung zu Schröder, dann durch eine Reihe ehrenvollster Familienverbindungen seiner Kinder festen Fuß in der besten reichsstädtischen Gesellschaft. Er steht mitten im wirklichen Leben mit vollem Antheil an dessen Pflichten, Leiden und Freuden: ein natürlicher Vermittler zwischen den Impulsen der Künstler und den Forderungen der realen Welt. Und diese Doppelseitigkeit kennzeichnet auch sein künstlerisches Wirken. Den Bühnenvorständen Deutschlands war er Jahrzehnte hindurch ein Vorbild innigster und ehrfurchtsvollster Hingabe der darstellenden Kunst an die fortschreitende Entwicklung der vaterländischen Dichtung. Er war es, der im Jahre 1801 (in Magdeburg) den Bann löste, welcher Lessing's „Nathan" seit dem verunglückten Berliner Versuch von 1783 von der deutschen Schaubühne ausschloß. Er zuerst brachte Kleist's „Zerbrochenen Krug" zur Darstellung und ist bis heute Vorbild für die Rolle des „Adam" geblieben. Den Leistungen der klassischen Epoche wie später den Experimenten der romantischen und nachromantischen Jahrzehnte folgte seine Bühne mit gleichem Eifer und nicht selten bahnbrechendem Erfolge. Aber dabei wurde auch des Tages Bedarf und Nothdurft nicht versäumt. „Wenn ich nun auch von Nachwelt reden wollte, wer machte dann der Mitwelt Spaß?" Dieses praktische Dichterwort ließ Schmidt sich nicht ungesagt sein, indem er, wie die Schröder, Großmann, Beck, Eckhof, Brandes, Iffland, wie die ganze alte Garde der deutschen klassischen Bühne, durch eigene Dichtung, durch Vorführung gefälliger und bequemer Alltagswaare auch für das Unterhaltungsbedürfniß der Menge besorgt war. Man wird seine Lustspiele, seine Prologe und Epiloge, seine Gelegenheitsstücke nicht zu streng beurtheilen dürfen, wenn man eben erwägt,

was selbst der Weimarer Musenhof sich in dieser Richtung von Goethe gelegentlich gefallen ließ. Schmidt's Lustspiele wirkten, in der durch Schröder und Iffland angebahnten Richtung, durch guten, harmlosen Spaß und treue Nachbildung deutscher Bürgersitte; und seine vaterländischen Dramen, „Der Sturm auf Magdeburg" (1799) und „Die Belagerung von Magdeburg" (1804) sind selbst von dichterischem Werth und nicht gemeiner scenischer Wirkung. Hier kam eben freilich auch das sittliche und nationale Pathos des Mannes dem Talente des Künstlers zu Hülfe: denn, einer der Ersten in der Uebergangsgeneration um die Grenzscheide der Jahrhunderte, hat Schmidt in unsern künstlerischen Kreisen auch den nationalen Gedanken zum Ausdruck gebracht. Seine Tagebücher gehen mit nichten auf in Nachrichten über Theatererfolge und Intriguen, in Kunstenthusiasmus und — Künstlerklatsch. Ueberall werfen die großen Zeitereignisse ihre Schatten in die Erinnerungen des deutschen Mannes. Mit Schmerz und Trauer gedenkt er jener tiefen Apathie, welche in weitesten deutschredenden Kreisen selbst die Katastrophe von 1806 gleichgültig hinnahm, sobald man sich nur nicht unmittelbar persönlich bedroht sah. Einem reichen und „gebildeten" Hamburger Kaufherrn sprach man von der „Ermordung Palm's wegen eines von ihm verlegten patriotischen Buches". „Je, kunn he denn dat nich wedder finnen?" gab der harmlose Biedermann theilnehmend zur Antwort. Es bedurfte wahrlich einer harten Schule, um die versteinert selbstsüchtigen Spießbürger zu wecken: und in welchem Maße speciell Hamburg diese Schule durchmachen mußte, davon geben auch diese Aufzeichnungen ein nur zu deutliches Bild. Schmidt's Berichte aus den Jahren 1811—1813 ergänzen durch eine Reihe sprechender Züge die allerdings zahlreichen Zeugnisse über jene schicksalsschwere Epoche. Er erlebte es u. A., daß Davoust die Aufführung der Maria Stuart verbot, „weil die Handlung in England spiele". Ein „deutscher" Denunciant veranlaßte eine Untersuchung wegen des auf der Bühne gesungenen Refrains: „Und Alles erbeutet der Bube!" Damit werde nicht der Pique-Bube, sondern der Kaiser bezeichnet. Die Wörter „Vaterland," „Freiheit," „Tyrann", „Unterdrückung" wurden von der kaiserlichen Theatercensur regelmäßig gestrichen. In einem „Bild des Lasters" vermuthete man sofort eine Satire auf Napoleon. Sophie Schröder wurde polizeilich gezwungen, mit französischer Cocarde auf der Bühne zu erscheinen. Dann brachte das Jahr 1813 den kurzen Freudenrausch der Befreiung und den langen, furchtbaren Rückschlag, jene Preisgebung und Mißhandlung der alten Hansestadt, die stets ein häßliches, dunkles Blatt in der Geschichte des „Freiheitskrieges" bleiben wird. Sieben und einen halben Monat nach der Schlacht bei Leipzig, zwei volle Monate nach dem Pariser Frieden blieb die schwachmüthig aufgegebene Stadt in den Händen eines Feindes, der die einfachsten Bestimmungen des Völkerrechtes ungestraft mit Füßen trat! Den Vorhang darüber! — Schmidt's spätere Erinnerungen werden dann mehr und mehr ausschließlich von Kunstinteressen und persönlichen Beziehungen beherrscht; und gerade nach dieser Seite hin sind die Tagebücher von einem Reichthum, den wir hier nur andeuten, nicht erschöpfen können. Von besonderem Werthe sind die ausführlichen Mittheilungen über Schröder, Charlotte Ackermann, Iffland, Klingemann. Die Vergangenheit gewinnt in solchen concreten Darstellungen ein Leben und eine Farbenfrische, die durch keine wissenschaftliche Abstraction zu ersetzen sind.

4. Die gesammten Naturwissenschaften. Für das Verständniß weiterer Kreise und auf wissenschaftlicher Grundlage bearbeitet von Dippel, Gottlieb, Gurlt, Koppe, Mädler, Masius, Moll, Nauck, Nöggerath, Quenstedt, Reclam, Reis, Romberg, Zech. Eingeleitet von Hermann Masius. Dritte, neubearbeitete und bereicherte Auflage. In drei Bänden. Mit zahlreichen Holzschnitten und drei Sternkarten. Essen, G. D. Bädeker. 1874. 75.

Diese populärwissenschaftliche Encyklopädie (es darf aber das „wissenschaft-

liche" betont werden) trat bekanntlich 1858 als eine der gemeinnützigsten Erscheinungen inmitten jenes mächtigen Aufschwunges der Naturwissenschaften und der ihnen verwandten Interessen hervor, welcher in unserm nationalen Genesungsprocesse nach den Erschütterungen und Enttäuschungen der Jahre 1848—50 eine so hervorragende Rolle spielt. Das Werk trägt den Namen A. v. Humboldt's an der Spitze und hat sich desselben, wie man weiß, nicht unwürdig erwiesen; seine Verdienste um Ausbreitung gediegener wissenschaftlicher Belehrung in weitesten Kreisen, zumal in denen der gebildeten Praktiker und Geschäftsleute, sind durch einen schönen, wirklichen Erfolg belohnt worden. Die gegenwärtige dritte Auflage erscheint in etwa sechzig Lieferungen zu je 75 Pfennigen, also etwa im Gesammtpreise von 45 Reichsmark. Sie enthält im ersten (fertig vorliegenden) Bande, nach einer kurzen Biographie A. v. Humboldt's und einer Gesammteinleitung von Masius, die Mechanik von P. Zech (Stuttgart), die Physik und Meteorologie von P. Reis (Mainz), eine Umarbeitung des für die beiden ersten Auflagen von Karl Koppe geschriebenen Textes; ferner eine Reihe von Abhandlungen über Anwendung der Naturwissenschaften auf die Technologie, und zwar eine Darstellung der Dampfmaschine, des Dampfschiffs, der Locomotive von C. L. Moll (Riga) und die Lehre von der elektrischen Telegraphie, der Galvanoplastik, der Photographie von Rauck (Riga). Aus dem Inhalt des zweiten Bandes liegt die Chemie und chemische Technologie von F. Gottlieb (Graz) und die Physiologie von Karl Reclam (Leipzig) fertig vor. Es stehen noch aus die Zoologie von Masius (Leipzig), die Botanik von Dippel (Darmstadt), die Mineralogie von Quenstedt (Tübingen), die Geologie und Geognosie von Nöggerath (Bonn), die Bergbau- und Hüttenkunde von Gurlt (Bonn), das Meer von Romberg (Bremen), die Astronomie von Mädler, bearbeitet von Klein (Köln). Empfehlende Phrasen unsererseits hätten diesen Namen und diesem Erfolge gegenüber keinen Sinn. Wir kommen einfach, in einem rein pädagogischen Betracht, unserer Pflicht nach, indem wir an unserm Theile dazu thun, daß eine solche Gelegenheit zur Vervollständigung jeder guten Hausbibliothek nicht übersehen werde.

Fr. Kreyßig.

Oberst Bronsart von Schellendorff über den Dienst des Generalstabs.

Der Dienst des Generalstabs von Oberst Bronsart von Schellendorff. Berlin E. S. Mittler u. Sohn. 1875.

Mit Interesse wird auch das nicht militärische Publikum dieses einfach und sachlich geschriebene Buch lesen, um daraus die Entwickelung und Organisation des Generalstabes genau und die Art, wie in ihm gearbeitet wird, annähernd kennen zu lernen, nachdem drei glücklich geführte Kriege den Beweis geliefert haben, daß Organisation und Arbeit brauchbar und tüchtig waren.

C. v. Decker, welcher sich auch als belletristischer Schriftsteller unter dem Namen Adalbert von Thale versuchte, bearbeitete in der seiner Zeit berühmten „Handbibliothek für Officiere" im Jahre 1830 den „Dienst des Generalstabs" wissenschaftlich; dasselbe Werk erschien 1862, den damaligen Verhältnissen angepaßt, in neuer Auflage, und unter dem Titel „Generalstabsgeschäfte" gab Hauptmann von Böhn 1862 ein den gleichen Gegenstand behandelndes Buch heraus.

Die genannten Werke konnten nach drei Kriegen, welche alle unter den verschiedensten Verhältnissen durchgefochten wurden, den Ansprüchen einer neuen Zeit

nicht mehr völlig genügen und so übernahm es denn Oberst Bronsart v. Schellendorff, den mannigfachen Anforderungen gemäß, das vorliegende Buch zu veröffentlichen.

Der Verfasser war 1866 erster Generalstabsofficier des II. Armeecorps des jetzigen Kriegsministers, Generals von Kameke, welcher damals bei Generallieutenant von Schmidt als Chef des Stabes fungirte. Nachher wurde Oberst von Bronsart in's Kriegsministerium kommandirt und darauf zum Chef der I. Abtheilung im großen Generalstabe ernannt. Im Kriege 1870—71 fungirte er im Hauptquartier Sr. Majestät des Königs unter dem General von Moltke und wurde einige Zeit nach Beendigung des Krieges zum Chef des Generalstabes des Gardecorps ernannt.

Man ersieht aus diesen Angaben, daß der Verfasser der rechte Mann war, um ein Buch, wie das vorliegende, zu schreiben.

Der Abschnitt desselben, „Allgemeines Dienstverhältniß des Generalstabes", giebt, anknüpfend an die Aufzeichnungen des großen Königs, des Fürsten von Ligne und des Generals von Clausewitz, einen Begriff davon, wie die genannten Autoritäten sich den Dienst des Generalstabes zu ihrer Zeit gedacht. Der König sagt in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges:

„Die Armee hatte viele Feldzüge bestanden, aber oft fehlte dem Hauptquartier ein guter Generalquartiermeisterstab. Der König wollte sich ein solches Corps bilden und wählte 12 Officiere aus, welche ein gewisses Talent für diesen Dienst zeigten. Man unterwies sie im Aufnehmen, im Abstecken von Lagern, im Befestigen von Dörfern, im Bau von Feldbrücken; sie lernten, die Marschkolonnen zu führen, besonders aber auch Sümpfe und Flüsse rekognosciren, damit sie nicht aus Irrthum oder Nachlässigkeit einer Armee als Flankenanlehnung einen seichten Fluß oder eine gangbare Niederung gäben. Derartige Fehler sind von den bedenklichsten Folgen, und ohne sie hätten die Franzosen nicht die Schlacht von Malplaquet, die Oesterreicher nicht die Schlacht von Leuthen verloren."

Der Fürst von Ligne, welcher es zuweilen liebte, wichtige Fragen mit einem Witzwort oder treffenden Epigramm zu entscheiden, verlangt von einem Officier des Generalquartiermeisterstabes nur, „daß er gute Augen habe und ein dreister Reiter sei." — Herrliche, aber doch wol nicht allein ausreichende Eigenschaften.

Clausewitz sagt: „Der Generalstab ist bestimmt, die Ideen des kommandirenden Generals in Befehle umzuschaffen, nicht nur indem er erstere den Truppen mittheilt, sondern vielmehr indem er alle Detailgegenstände bearbeitet und den General selbst dieser unfruchtbaren Mühe überhebt."

Oberst von Bronsart faßt die Thätigkeit des Generalstabes im Kriege in folgende sieben Punkte zusammen:

1. Bearbeitung aller auf Unterkunft, Sicherheit, Marsch und Gefecht der Truppen nöthigen Anordnungen je nach der momentanen Kriegslage.
2. Mittheilung der erforderlichen Befehle, mündlich oder schriftlich, zur richtigen Zeit und in der nothwendigen Ausdehnung.
3. Einziehung, Sammlung und sachgemäße Verarbeitung aller Materialien, welche die Beschaffenheit und militärische Verwerthung des Kriegsschauplatzes betreffen. Beschaffung des Kartenmaterials.
4. Einziehung und Würdigung der über die feindliche Armee eingehenden Nachrichten; Meldung hierüber an die vorgesetzten Armeebehörden.
5. Erhaltung des schlagfertigen Zustandes der eigenen Truppen und stete Kenntniß über den Stand derselben in allen Beziehungen.
6. Führung der Tagebücher, Redaktion der Gefechtsberichte, Zusammenstellung sonstigen für die spätere Kriegsgeschichte wichtigen Materials.
7. Besondere Aufträge, namentlich Recognoscirungen.

Der Friedensdienst des Generalstabsofficiers werde in nachstehenden Anforderungen zusammengefaßt: „Den bei den Truppencommandos eingetheilten Generalstabsofficieren fällt die Bearbeitung der Mobilmachung, der Märsche und Disloca-

tionen, der Truppenübungen, der Eisenbahn- und Telegraphen-Angelegenheiten zu. Der als „großer Generalstab" zu bezeichnenden Zusammenfassung der nicht bei den Truppen eingetheilten Generalstabsofficiere liegt unter der oberen Leitung des Chefs des Generalstabes der Armee die Vorbereitung der großen kriegerischen Operationen durch Kenntniß und vergleichende Abwägung der europäischen Heeresorganisation und Studium der Kriegsschauplätze, ferner die Herstellung der Karten, die Förderung der Militärwissenschaften, namentlich der Kriegsgeschichte, endlich die Ausbildung der jüngeren Officiere ob."

Das Kapitel, welches von der „Organisation des Generalstabes" handelt, ist für den Laien vielleicht das anziehendste. Die verschiedenen Phasen der Organisation, das Verhältniß zum Kriegsherrn, zu der höchsten Militärverwaltungsbehörde und zu den Truppen, wie solches im Laufe der Zeit sich gestaltet und entwickelt hat, gewähren einen tiefen Einblick in die brandenburgische, preußische, deutsche Geschichte.

Der Leser erfährt, wie schon im Jahre 1657 der erste Besoldungsetat des Generalstabes aufgestellt wurde; wie, ein gutes Omen für das junge Institut, Gerhard von Bellicum erster Generalquartiermeister war, wie Linie für Linie mit dem Wachsen des Staates die Armee, der Generalstab sich vermehrten, wie in weiser Sparsamkeit und steter Berücksichtigung der Verhältnisse bereite Mittel und zu erreichende Zwecke streng abgewogen wurden und wie nur Eins stetig dasselbe blieb — das persönliche Verhältniß des Heeres zu seinem Kriegsherrn.

Im Jahre 1796 hatte der Generalstab schon 15 Officiere und 15 Ingenieurgeographen, von denen der älteste, Reimann, der Urheber der berühmten Karte, der jüngste, Krauseneck, nachmals Chef des Generalstabes der preußischen Armee.

Oberst von Massenbach — welcher 1806 durch die Capitulation von Prenzlau und seine späteren Lebensschicksale eine traurige Berühmtheit erlangte, erwarb sich von 1802—1806 großes Verdienst um die Organisation des Generalquartiermeisterstabes und waren in dem traurigen Jahre 1806 Männer wie Scharnhorst, Knesebeck, Müffling, Valentini, Rühle, Boyen Mitglieder desselben. Die Rangliste vom Jahre 1808 nennt den Generalmajor von Scharnhorst als Generalquartiermeister-Lieutenant und entwickelte sich dann in den Kriegsjahren 1813—15 der Generalstab stetig anwachsend in erfreulichster Weise, wie denn die Leistungen des Hauptquartiers der schlesischen Armee noch heut als mustergiltig angesehen werden.

Nach dem Kriege bildete der Generalstab unter dem zweiten Departement des Kriegsministeriums eine Dependenz des letzteren, ein Verhältniß, welches erst gelöst wurde, als Generallieutenant Freiherr von Müffling gen. Weiß 1821 zum Chef des Generalstabes der Armee ernannt wurde. Diesem folgte 1829 Generallieutenant von Krauseneck. Generallieutenant von Reyher bekleidete den Posten von 1848—1857 und seit dem 29. October 1857 ist der derzeitige Chef des Generalstabes der Armee, Generalfeldmarschall Graf von Moltke in Funktion.

Der Etat vom Jahre 1824 wies für den Frieden 45 Officiere an, während für den Krieg 101 Officiere erforderlich waren. Die Ereignisse der Jahre 1840—50 deckten jedoch manchen auf die zu weit gegangenen Ersparnißmaßregeln der früheren Jahre zurückzuführenden Schaden auf und legten den Grund für die Reorganisationsarbeiten, als deren endliches Product wir die Armee in ihrer jetzigen Verfassung erblicken. Der Friedensetat des Generalstabes stieg 1853 auf 64, im Jahre 1867 auf 88 Officiere und trat im letzteren Jahre noch ein Nebenetat für wissenschaftliche Zwecke von 21 Officieren hinzu.

Die Hinzurechnung von 8 sächsischen, 2 hessischen Officieren steigerte den Friedensetat des norddeutschen Bundesheeres auf 119 Officiere. Der Etat pro 1875 des deutschen Generalstabes weist 190 Officiere nach. Von den 147 Preußischen gehören 72 zu dem Generalstabe bei den Truppen, 74 dem großen Generalstabe an.

Die specielle Organisation des letzteren ist folgende:

Die obere Leitung der Geschäfte und Arbeiten führt der Chef des Generalstabes

der Armee. In seinem Büreau, welchem der erste Adjutant vorsteht, erfolgt die Bearbeitung der Personalverhältnisse des Officiercorps, der Organisationsfragen und der ökonomischen Angelegenheiten des Generalstabes und in formeller Beziehung auch des gesammten Dienstverkehres nach Außen hin.

Die sachliche Vorbereitung des letzteren, sowie die Fortentwicklung der militärischen Kenntniß des In- und Auslandes, Ausnutzung des Eisenbahnwesens, Darstellung der Kriegsgeschichte, Förderung der Militärwissenschaften und des Kartenwesens ꝛc. liegt dagegen den Abtheilungen ob, welche sich theils nach der speciellen Berufsthätigkeit, theils nach territorialer Abgrenzung der in Betracht kommenden Länder gruppiren. In letzterer Beziehung ist zunächst die dem Hauptetat angehörende Sonderung in drei Abtheilungen zu bemerken, deren Aufgabe es ist, alle militärisch interessanten Erscheinungen des In- und Auslandes mit Aufmerksamkeit zu verfolgen, sich über die Organisation, Ersatz, Bewaffnung und Ausrüstung der Heere, über die militär-geographische Beschaffenheit der Länder, Anlage oder Aufgeben von Festungen, Entwickelung des Straßen-, Eisenbahn- und Canalnetzes informirt zu erhalten u. s. w. In dieser Weise ist der 1. Abtheilung zugewiesen: Schweden und Norwegen, Rußland, Türkei und Oesterreich. Die 2. Abtheilung umfaßt: Deutschland, Dänemark, Italien und Schweiz. Der 3. Abtheilung endlich fallen zu: Frankreich, England, Belgien, Holland, Spanien, Portugal und Amerika.

Jeder dieser Abtheilungen steht ein Abtheilungschef vor; ihm sind, dem Bedarf entsprechend, einige Generalstabsofficiere und commandirte Officiere zugewiesen, welchen die specielle Bearbeitung namentlich der großen in Frage kommenden Armeen obliegt.

Als 4. Abtheilung gehört dem Hauptetat die Eisenbahn-Abtheilung an, welche unter einem Abtheilungschef steht und mit einer gewissen Zahl von Officieren (auch aus dem Nebenetat) versehen ist. Ihr Geschäftskreis umfaßt die besondere Verfolgung aller das Gebiet des militärischen Transportwesens berührenden Verhältnisse, eingehende Kenntniß des Bahnnetzes und seiner Leistungsfähigkeit im Inlande und Auslande, Bearbeitung der Militärtransporte u. s. w. Bei der bedeutenden Zahl von Generalstabsofficieren, welche die Durchführung der Koncentration einer großen Armee per Bahn erfordert, wird danach gestrebt, alle Officiere des großen Generalstabes durch zeitweise Kommandirung zur Eisenbahn-Abtheilung mit den Dienstzweigen derselben vertraut zu machen.

Dem Nebenetat gehören zunächst an die kriegsgeschichtliche Abtheilung, welcher das Archiv und die Bibliothek unterstellt ist, sowie die geographisch-statistische Abtheilung, zu deren Obliegenheiten auch die Vorbereitung der ausländischen Kriegskarten gehört. Einen besonderen Theil des großen Generalstabes bildet das unter einen „Chef der Landesaufnahme" (General) gestellte gesammte Vermessungswesen des Generalstabes. Nachdem bereits im Jahre 1869 durch Errichtung eines Central-Directoriums der Vermessungen im preußischen Staate, unter Vorsitz des Chefs des Generalstabes der Armee, die Absicht zu erkennen gegeben worden war, ein einheitliches Zusammenwirken der in allen Verwaltungszweigen zu Vermessungszwecken verwendeten Kräfte zu erzielen, haben die inzwischen abgeschlossenen Berathungen zu einer erheblichen Erweiterung der im Generalstabe bis dahin für diese Zwecke bestandenen Organisation geführt. Es ist damit zugleich anerkannt worden, daß die bisherigen Leistungen des Generalstabes auf dem Gebiete des Vermessungswesens auch die geeignetste Grundlage für Erfüllung erweiterter Aufgaben böten.

Während bisher zwei dem Chef des Generalstabes der Armee direct unterstellte Abtheilungen, nämlich das Bureau der Landestriangulation und die topographische Abtheilung des großen Generalstabes, die trigonometrische und topographische Vermessung des Landesgebietes, sowie die Herstellung des bezüglichen Kartenmaterials besorgten, sind jetzt nach dem Etat pro 1875, unter der zusammenfassenden Leitung eines Chefs der Landesaufnahme, drei Abtheilungen in Thätigkeit, nämlich: die trigonometrische, die topographische, die kartographische.

Der Chef der Landes-Aufnahme ist dem Chef des Generalstabes der

Armee unterstellt, seinerseits aber der nächste Vorgesetzte der drei vorstehend aufgeführten Abtheilungen.

Die trigonometrische Abtheilung soll ein Haupt-Dreiecksnetz über den ganzen Staat legen, die vollständige Triangulation der sechs östlichen Provinzen des preußischen Staates (pro Quadratmeile 10 versteinte Punkte neben Bestimmung sonst geeigneter Gegenstände) unter gleichzeitiger Führung von Nivellements bewirken und auch in den übrigen Provinzen die topographische Aufnahme vorbereiten; die topographische Abtheilung hat die topographische Aufnahme des preußischen Staates zu bewirken und die Original-Meßtischblätter (Maßstab 1 : 25000) auszuzeichnen; und der kartographischen Abtheilung ist die Anfertigung und Kurrenthaltung sämmtlicher vom Central-Directorium genehmigten, bezw. vom Chef der Landesaufnahme befohlenen Karten und der dazu gehörigen Druckplatten u. s. w. übertragen. Außerdem fertigt die Abtheilung, zu der eine photographische Section gehört, alle Druckarbeiten und Zeichnungen für den Generalstab an.

Die innere Entwickelung des preußischen Generalstabes ist in neuerer Zeit nicht Gegenstand organischer Bestimmungen gewesen und hat man die Sorge für seine Ausbildung ihm allein überlassen, im wohlbegründeten Vertrauen auf den bereits erreichten Bildungsgrad, das überall in der Armee verbreitete Streben nach weiterer Vervollkommnung — und den Ehrgeiz, der vorwärts strebt.

Der Bedarf für den Krieg stellt sich annähernd auf 220 Officiere. Diesem Bedarf, zu dem erfahrungsmäßig 15 Procent hinzugerechnet werden müssen — Summa 253 — steht ein Friedensetat von 190 = $^3/_4$ des Kriegsbedarfs gegenüber.

Seit dem 21. November 1872 ist die Kriegsakademie in wissenschaftlicher Beziehung dem Chef des Generalstabes der Armee unterstellt worden, eine Maßregel, welche dem Genannten die genauere Beurtheilung der Leistungen der — sit venia verbo — Generalstabsrekruten gestattet, und welche ihre besondere Begründung auch darin findet, daß der größte Theil der Militärlehrer dem Generalstab (Haupt- und Nebenetat) entnommen wird.

Die Akademie, welche unter dem Namen „Académie des Nobles" ihre Thätigkeit mit 15 Schülern begann, während heute etwa 300 Officiere darin ihre militärisch-wissenschaftliche Ausbildung erhalten, ist wie so Vieles aus den Kriegserfahrungen des großen Königs hervorgegangen. Friedrich II. schrieb unterm 27. April 1764 an Fouqué: „Was den gemeinen Mann betrifft, das wird im künftigen Jahre wieder in der nämlichen Ordnung sein, wie es vor dem Kriege war, was aber den Officier anlangt, das ist der Hauptgegenstand meiner Aufmerksamkeit. Um sie für die Folge aufmerksam im Dienste zu machen und ihre Beurtheilskraft zu bilden, lasse ich ihnen Unterricht in der Kriegskunst geben, und sie werden dabei angehalten, über Alles, was sie machen, zu raisonniren. Sie sehen wol, mein Lieber, daß diese Methode nicht überall anschlagen wird, indessen werden wir unter der großen Menge doch Leute und Officiere bilden, welche nicht blos patentirte Generale vorstellen, sondern auch die Fähigkeiten dazu haben werden."

Neue Schriften über die Türkei.

Zu keinem passenderen als dem gegenwärtigen Zeitpunkte konnte das große Werk von J. Kanitz über Donaubulgarien*) erscheinen, welches in geographischer, ethno-

*) F. Kanitz, Donau, Bulgarien und der Balkan. Historisch-geographisch-ethnographische Reisestudien aus den Jahren 1860—1875. I. Band. Leipzig, Hermann Fries. 1875.

graphischer und politischer Hinsicht gleich werthvolle neue Gesichtspunkte eröffnet. Die Aufmerksamkeit Europa's ist wieder einmal auf den Osten hingelenkt, wo der alte Kampf zwischen Christen und Türken neuerdings entbrannt ist; und indem Herr Kanitz uns auf die anschaulichste Weise die Lage der Bulgaren schildert, gestattet er uns ein Bild von den politischen Zuständen der Rajah, d. h. der wehr- und waffenlosen Heerde überhaupt, wie die christlichen Unterthanen der Türkei in der officiellen Sprache ihrer Beherrscher heißen, zu gewinnen: denn im Allgemeinen hatten sich die Bulgaren keiner anderen Behandlung zu erfreuen, als die Christen in Bosnien und der Herzegowina. Klar und unwiderleglich zeigt uns Kanitz, wie das Reformwerk in der Türkei von allem Anfange an, seit dem vielberühmten Hattischerif von Gülhane und ungeachtet des Hatti Humajim, welcher einen integrirenden Theil des Pariser Friedensvertrages von 1856 bildete, nie etwas Anderes gewesen, als Worte, welchen die Thaten fehlten. Theoretisch gab die Pfortenregierung den Anträgen der Westmächte, welche Verbesserungen in der Stellung der Rajah verlangten, stets auf das Bereitwilligste nach; in der Praxis dachte sie nie daran, ihren Versprechungen nachzukommen. Die Erklärung hierfür ist eine sehr einfache: die Regierung ist ganz ohnmächtig, die Reformen durchzusetzen, selbst wenn sie es ehrlich wollte, weil sie bei den zur Ausführung berufenen Organen nicht die geringste Unterstützung findet, ja alles, was der Rajah zu Nutz und Frommen gereicht, von der herrschenden Race der Türken geradezu bekämpft wird. Wie nun einmal die Verhältnisse in der europäischen Türkei liegen, zerfällt die Bevölkerung in zwei scharf getrennte Gruppen: in die Sieger und Beherrscher, nämlich die Türken, und in die Besiegten und Beherrschten, d. h. alle Nichttürken. Selbstverständlich muß die Herrschaft, um zur factischen Geltung zu gelangen, auch in den Händen türkischer Regierungsorgane liegen, und diese wiederum der türkischen Bevölkerung entnommen, hängen an den traditionellen Ideen und Anschauungen des Türkenthums und des Islams. Alles also, was die Lage der Christen zu heben geeignet ist, erregt schon an sich die Feindseligkeit der Moslims, denn der bisher ausschließlich privilegirte Echt- und Rechtgläubige will und kann sich nicht daran gewöhnen, in der Rajah, die er nicht einmal mit dem Titel „Mensch" beehrt, gleichberechtigte Staatsbürger zu erblicken. Die Maßregeln, welche zur Unterdrückung der, mit der Steuererhebung verbundenen Erpressungen und sonstigen Mißbräuchen ergriffen waren, blieben wirkungslos wegen der Unehrlichkeit der corrumpirten Sendlinge. Das ganze türkische Beamtenthum ist ignorant, bestechlich und feig, und richtiger als von „Paschawirthschaft" sollten wir von „Türkenwirthschaft" sprechen, denn jeder Türke, von einigen ehrenvollen Ausnahmen abgesehen, benimmt sich so wie sein Pascha und würde desgleichen handeln, wenn er selbst Pascha wäre. Darum findet die Paschawirthschaft auch stets die lebhafteste Unterstützung im türkischen Beamtenthum und selbst unter der türkischen Bevölkerung, und darum, weil sie dies genau wissen, glauben die Christen den Türken, und diese wieder den Christen nicht. Eine radicale Abhilfe dieser Zustände ist so lange nicht möglich und denkbar, als die Bevölkerung in zwei Glaubensbekenntnisse gespalten ist, die sich gegenseitig mit Haß und Verachtung bekämpfen. Im Allgemeinen stimmen die Religionsgrenzen auch mit den Nationalitätsgrenzen in der Türkei überein; die Stellung einer, wenn auch nicht sehr bedeutenden Zahl bosnischer, also nicht türkischer, sondern slavischer Moslims lehrt aber, daß die Klagen der Rajah sofort verstummen würden, könnte sie sich insgesammt entschließen, zum Islam überzutreten. Eine ganz gleichwerthige Lösung der orientalischen Schwierigkeiten brächte die Convertirung der Türken zum Christenthume mit sich; selbstverständlich ist an keinen dieser beiden Auswege zu denken. Unstreitig ist übrigens die Lage der Christen seit dem Pariser Frieden in manchen türkischen Provinzen, wie z. B. in Bulgarien, wo sie die große Majorität bilden, eine bessere geworden. Dies danken sie aber zum wenigsten den verschiedenen großherrlichen Hatten, sondern weit mehr dem, durch die etwas verbesserten Communicationen, vermehrten Contacte mit dem occidentalen Geiste, welcher Türken und Christen gleich sehr beeinflußt. Deshalb wird man mit Herrn

Kanitz in der Verwirklichung des türkischen Bahnnetzes eines der wichtigsten Mittel zur Befreiung der Rajah aus ihren Fesseln betrachten müssen. Zum Theile ist ihnen dies schon gelungen durch ihren Fleiß und Unternehmungsgeist, Eigenschaften, in denen die herrschende türkische Race von der beherrschten christlichen weit überragt wird. Dadurch brachte die Rajah jene zum Theil in eine gewisse materielle Abhängigkeit von sich, welche sie nothwendigerweise oft toleranter stimmt.

Eine der interessantesten Partien des Kanitz'schen Werkes ist die Schilderung der kirchlichen Verhältnisse in Bulgarien; hier lastete nämlich, durch alten Stammeshaß verschärft, ganz besonders schwer der Druck des griechischen Clerus auf dem slavischen Volke. Der politisch-nationale Gegensatz zwischen Bulgaren und Griechen ist beinahe so alt, als diese Völker neben einander wohnen, und wird an Tiefe kaum von jenem zwischen Griechen und Lateinern übertroffen. Seit die Geschichte von Griechen und Slaven erzählt, finden wir sie im hartnäckigsten Kampfe sich bekriegen, und die türkischen Machthaber beuteten diesen alten Haß dahin aus, daß sie die Bulgaren einem griechischen Clerus in die Hände lieferten. Während anderwärts fast überall die Geistlichkeit der treueste und aufrichtigste Freund des Volkes ist, aus dem sie hervorgegangen, besteht in Bulgarien der Clerus aus Mitgliedern eines fremden, obendrein feindlichen Stammes. Von diesem Joche sich zu befreien war das Streben der vor einem Decennium begonnenen Bewegung, deren Geschichte uns Kanitz in fesselnder Weise erzählt.

Seit ihrer Bekehrung war der Primat über die Bulgaren Gegenstand erbitterten Streites zwischen Rom und Konstantinopel. Im Allgemeinen hingen die Bulgaren treu der orientalisch-orthodoxen Kirche an, doch machte sich frühzeitig die Neigung zu einer streng nationalen, von dem ökumenischen Stuhle zu Byzanz völlig unabhängigen Kirche geltend. Einer solchen widerstrebte jedoch der griechische Patriarch gerade wie der römische Pabst, und im Laufe der Zeit behielt ersterer die Oberhand. Das griechische Patriarchat zielte nun darnach, aus dem höheren bulgarischen Episkopate das einheimische nationale Element zu verdrängen, es durch fanariotische Sendlinge zu verdrängen, an Stelle der slavischen die griechische Sprache in den bulgarischen Kirchen einzuführen und die bulgarische Schule zu entnationalisiren. Aus dem Fanar (fenayer), dem griechischen Stadttheile Constantinopels, gingen die geistlichen Kaufleute hervor, welche um die vacant gewordenen bischöflichen Pachtsitze Bulgariens feilschten. Als nämlich die im großherrlichen Schatze eingetretene Ebbe die Sultane dazu drängte, die im Fanar aufgehäuften Reichthümer in Anspruch zu nehmen, etablirten dort die speculativen Griechen einen wahren Schacher mit den niedersten und höchsten geistlichen Pfründen, welche das Patriarchat unmittelbar oder durch seine Bischöfe in dem weiten türkischen Reiche zu vergeben hatte. Die schnöden Bedingungen, an welche die Erlangung des Patriarchenstuhles und der Bischofssitze in den Provinzen der europäischen Türkei geknüpft wurden, sicherte dem Fanar Constantinopels deren beinahe ausschließliches Monopol. Unter den zahlreichen Bischöfen Bulgariens zählte man kaum einzelne bulgarischer Nationalität. Die griechischen Bischöfe verpachteten wieder ihrerseits, um zu dem an den Patriarchen gezahlten Kaufpreis zu kommen, die Popenstellen (Pfarren) ihrer Diöcesen. Die Wirkungen eines solchen Systems lassen sich leicht denken. Kanitz schildert den Mangel aller Bildung und die große Unwissenheit des niedrigen Dorfclerus in Bulgarien, der kaum des Lesens nothdürftig kundig ist. Taufen und derlei Acte werden oft noch am Kerbholze statt in Büchern verzeichnet; doch ist der Dorfclerus beinahe immer wenigstens der slavischen Volkssprache mächtig. In dem höheren Clerus aber äußert sich jene gründliche Verachtung alles Bulgarenthums, wie sie einst Byzanz vor vielen Jahrhunderten erfüllte; er strebt daher, die bulgarische Masse zu gräcisiren oder, da deren Zähigkeit diesen Proceß bisher wenig begünstigte, sie wenigstens in größtmöglichster Verkommenheit und Ignoranz zu erhalten. Dabei sucht er die gemeine Moral der gepachteten Heerden zu untergraben, und weder Frauen noch Jungfrauen waren vor den Gelüsten des höheren Clerus aus dem Fanar sicher, der überdies noch den Kindesmord im

Mutterschooße begünstigte. Diese schrecklichen Mißstände waren es, welche vor etwa zehn Jahren eine Bewegung erzeugten, die zuerst auf die Vereinigung mit Rom, dann aber auf Errichtung einer Nationalkirche abzielte, und erst in der jüngsten Zeit durch theilweise Befriedigung der bulgarischen Wünsche zu einem Abschluß gediehen ist.

Ist der historische Theil des Kanitz'schen Werkes für die Politiker von hoher Wichtigkeit und zum Verständnisse der orientalischen Wirren nahezu unentbehrlich, so bieten die übrigen Abschnitte des Buches ein reiches Material für den Geographen und Ethnographen. Mit dankenswerther Sorgfalt schildert der Verfasser das Leben des bulgarischen Volkes, seine Sitten und Gebräuche, seine materiellen und intellectuellen Zustände. Ueberall begegnen wir auf solcher Wanderung den deutlich erkennbaren Spuren des alten Heidenthums, welches bis zur Stunde unter der Maske des christlichen Glaubens in diesem Volke fortlebt. Die große Neigung der Bulgaren zum Mysticismus, ihr Streben, alles Außerordentliche auf übernatürliche Einflüsse zurückzuleiten, führt zu einem Aberglauben, der jedoch ein wesentlich anderer als jener der Serben oder Occidentalen ist. Es fehlen ihm alle poetischen Anklänge und ist er vielmehr von einem rohen Materialismus erfüllt, auf den vielleicht türkische Anschauungen nicht ohne Einfluß geblieben sind. So begreift es sich, daß trotz ihrer glücklichen Naturanlagen die Bulgaren nur langsam auf der Bahn der Civilisation voranschreiten.

In geographischer Hinsicht hat das Buch des Herrn Kanitz eine Reihe von Ueberraschungen gebracht, welche die bisherige Karte der unteren Donauländer wesentlich modificiren. Niemand hätte geglaubt, und doch ist dem so, daß unmittelbar an der österreichischen Grenze ein Gebiet beginnt, auf dem es in unserem fortgeschrittenen Jahrhundert noch möglich ist, thatsächlich geographische Entdeckungen zu machen, wie deren allenfalls in den Polarregionen oder dem mittäglichen Afrika vorkommen. Die Reisen des Herrn Kanitz haben dieses Factum jedwedem Zweifel entrückt; unser Autor hat Flüsse an der Stelle von Gebirgen gefunden, welche auf unseren Karten figurirten, ansehnliche Städte und Ortschaften als gar nicht existirend nachgewiesen und dichtbevölkerte, üppige Thäler durchstreift, die uns bislang als öde Wildniß galten. Den Zug des mächtigen Sveti Nikola-Balkan hat er zuerst erkundschaftet, besucht und kartographisch niedergelegt. Auch die Archäologie bleibt nicht ohne mannigfache Bereicherung, so daß man nicht zuviel sagt mit der Behauptung, Herrn Kanitz' Werk sei eine wahrhaft bahnbrechende Leistung, und können wir nur wünschen, es möchte diesem ersten recht bald der zweite Band folgen.

In einen anderen Theil des türkischen Reiches führt uns der auf einer neuen Reise, Anfangs 1875, leider unlängst verstorbene Civilingenieur Julius Seiff*), welcher die asiatische Türkei bereiste und zum Theil ebenfalls archäologische Zwecke verfolgte. In schlichter Weise erzählt er das Gesehene und Erstrebte, stets den Eindruck strenger Wahrheitsliebe hervorrufend. Herr Seiff begann seine Wanderungen mit der Insel Cypern, die er während eines fast vierwöchentlichen Aufenthaltes in ihren wichtigsten Richtungen durchstreifte. Von Larnaca, der Hafenstadt am südlichen Ufer der alten Kupferinsel, zog er nach der im Innern gelegenen Hauptstadt Nicosia oder Leucosia, allerwärts am Wege den Rückgang des Wohlstandes unter der türkischen Herrschaft beobachtend. Sämmtliche Plätze, die er besuchte, sahen verfallen aus und herabgesunken von ihrer einstigen Bedeutung. Dem westlichen und landschaftlich schönsten Theile Cyperns widmete Seiff einen besonderen Ausflug, der an den berühmten Stätten des Alterthums, Paphos und Amathunt, vorüberführte. Nur zu früh mußte er die so interessante Insel verlassen, um nach Beirut, Damaskus und Baalbek zu eilen. In dem erinnerungsreichen Palmyra oder Thadmor verweilte Herr Seiff drei Tage, und da das vollständigste Werk, welches wir über diese alte Wüsten-Capitale be-

*) Julius Seiff. Reisen in der asiatischen Türkei. Leipzig, J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 1875.

sitzen, immer noch jenes des Herrn Wood aus dem Jahre 1751 ist, wird man die ziemlich ausführliche Darstellung unseres Ingenieurs mit Vergnügen lesen. Von Apamea, der Schöpfung des Seleucos Nicator, der die Stadt nach seiner Gattin Apame benannte, erfahren wir, daß gegenwärtig die Stätte, worauf sie sich erhob, einem großen Todtenfelde gleiche. Ihre Tempel, Paläste und Privathäuser sind bis auf wenige formlose Reste und Fundamente verschwunden. Erdbeben scheinen auch hier die Ursache der so vollständigen Zerstörung einer Stadt gewesen zu sein, die später Sitz eines Bischofs wurde und noch zur Zeit der Kreuzzüge geblüht zu haben scheint. Von Aleppo, wo Seiff gerade die Osterfeiertage zubrachte, machte er die Reise über Kalat-Siman und Antiochien nach Alexandretta, wo er sich nach Smyrna einschiffte.

Bewegte sich unser Autor bisher auf Pfaden, welche hier und da theilweise wenigstens auch der Fuß des Touristen betritt, so schlug er nunmehr Wege ein, welche von anderen Reisenden nur selten, von den gewöhnlichen Touristen aber gar nicht berührt werden. Nach einem Besuche des ausgedehnten Ruinenfeldes der einst berühmten Stadt Ephesus drang er nämlich in das selten betretene Innere Kleinasiens vor, sich über Aidin Aphrodisias nach den Ruinen von Hierapolis wendend. Letztgenannter Ort liegt im Thale des Tschuruk Su, der sich in den Mäander ergießt, und darf nicht mit der gleichnamigen und bekannten Stadt am oberen Euphrat verwechselt werden. Der Weg von Aidin nach Hierapolis zieht im Thale des Mäander aufwärts und wurde 1848 auch von dem russischen Reisenden P. von Tschichatschew zurückgelegt. In der Nähe liegen die Ruinen von Laodicea, welche Seiff gleichfalls besichtigte. Von Hierapolis nach Südosten ritt unser Verfasser nach der Stadt Chonas, eigentlich nur ein ansehnliches Dorf am Fuße des sich stolz dahinter aufbäumenden Gebirgsstockes gleichen Namens, welcher überstiegen werden mußte, um zu dem südlicheren Karayuk-Bazar zu gelangen. Die reizende Gegend hier im Herzen Kleinasiens fand unser Wanderer im höchsten Grade unsicher, und bedurfte derselbe wiederholt einer militärischen Escorte. Ein großer Theil der Bevölkerung, durch den Steuerdruck, sowie die Erpressungen und Quälereien des türkischen Kaimakams zur Verzweiflung getrieben, ließ die Aecker unbestellt liegen und trieb sich nun raubend im Lande umher. So beobachten wir auch in Asien das Walten der nämlichen Türkenwirthschaft, welche die europäischen Christen so sehr darniederdrückt.

Von Karayuk-Bazar schlug Seiff den Weg nach Baldur und Isberta ein, hinter welch letzterer Stadt der hohe Dauras-Dagh sein weißes Haupt erhebt. Die ganze Landschaft dieses, hoch über dem Meere gelegenen, Plateaus hat etwas ungemein Fremdartiges, Eigenthümliches, und behält diesen Charakter auch gegen Süden hin bei. Seiff überstieg den Dauras-Dagh und ritt über Aghlasan nach Girmeh und von hier über den Paß von Padem Agatsch nach der pamphylischen Hafenstadt Adalia. Anstatt aber von hier zur See nach Smyrna zurückzukehren, nahm er seinen Rückweg zu Lande über das Ruinenfeld von Termessus, Almalü und das alte Cibyra, den Süden des vorderen Kleinasiens durchstreifend. Auf dieser ganzen Tour durchzog Herr Seiff die wenig bekannten Hochgebirgsländer des alten Lydien, Carien, Lykien und Pamphylien, und wenn auch seine Schilderung der besuchten zahlreichen Ruinenstädte keine wissenschaftliche ist, so genügt sie doch, um einen Begriff derselben zu geben, während das ihm entgegentretende Volksleben in anschaulicher Weise und mit Wärme dargestellt wird. Was Seiff darüber berichtet, dient den historischen Ausführungen des Herrn Kanitz als trefflicher Beleg, und tragen beide Werke wesentlich zur Kenntniß der gegenwärtigen türkischen Zustände bei.

Friedrich von Hellwald.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Mitte October 1875.

Selten hat, gleich im Beginn der Theatersaison, ein so reges und munteres theatralisches Treiben in unserer Stadt geherrscht, als in den vergangenen sechs Wochen. Obwol das unvergleichlich milde und sonnige Wetter, die Landschaft beinahe noch im schönsten sommerlichen Grün, ein fast immer wolkenloser Himmel die Einen noch auf der Reise festhielten und in den Andern Reiselust und Sehnsucht erweckten, versuchten die zweiten Theater, alle mehr oder minder im harten Kampf um das Dasein begriffen, durch Neuigkeiten und Gastspiele dieser gefährlichen Concurrenz zu begegnen. Leider hat die Nachfrage dem mächtigen Angebot nicht entsprochen. Der alte Erfahrungssatz, daß in „schlechten Zeiten" sich die Vergnügungssucht, vor Allem die Lust an theatralischen Vorstellungen, steigert, als wären sie das sicherste Mittel, eigenes Leid zu vergessen oder sich darüber zu erheben, hat sich bis jetzt bei uns nicht bestätigt. In dem Durchschnittsbesuch sämmtlicher Theater ist eine bedenkliche Verminderung eingetreten. Selbst die beliebtesten Opern, die am reichsten und prächtigsten ausgestatteten Ballette üben nicht mehr die alte Anziehungskraft. Die kleineren Theater können fast nur noch auf den Sonntag als auf einen sogenannten „guten" Abend rechnen. Ist auch anzunehmen, daß mit dem Vorrücken des Herbstes der Besuch sich wieder steigern wird, so stellt sich doch dies Eine schon klar heraus, daß die Preise der zweiten Theater über die Kräfte des Publicums gehen, auf das sie hauptsächlich angewiesen sind. Der Sturm, der so lange auf den Höhen gewüthet, macht sich jetzt auch in den Niederungen, in den Kreisen des mittleren Bürgerstandes, der wohlhabenderen Arbeiterfamilien, die sich sonst im Laufe eines Monats den Besuch einer Theatervorstellung unschwer gestatten durften, geltend. So gefährlich auch für manches Theater eine Herabsetzung der Eintrittspreise in ökonomischer Hinsicht sein wird, der Sprung in das Ungewisse wird gewagt werden müssen. Das Beispiel des Nationaltheaters, das mit seinen Vorstellungen zu „halben Preisen" gute Erfolge erzielt hat, wird ohne Zweifel Nachfolge finden. Es hat sein Wunderliches, daß die Kritik auf solche Verhältnisse Rücksicht nimmt, will sie aber das Theater in seiner culturhistorischen Bedeutung betrachten und seine Entwickelung verfolgen, so kann sie die Grundlage nicht übersehen, auf der sich das Ganze und all' die holden Wunder der Dichter aufbauen. Die „Blüthe" des Theaters und der dramatischen Kunst hängt auf das innigste mit den wirthschaftlichen Zuständen zusammen; der Niedergang des spanischen Theaters gegen das Ende des 17. Jahrhunderts findet auf politischem Gebiet in dem Sinken der spanischen Macht, auf dem socialen in der zunehmenden Entvölkerung und Verarmung des Landes sein Gegenbild und seine Erklärung.

Dem Nationaltheater ist auch das Verdienst einer andern kühnen That zuzuschreiben: es spielt seit Anfang October, unter großer Theilnahme des Publicums,

Felix Dahn's „König Roderich". Die „Rundschau" war eine der ersten Zeitschriften, die auf dies eigenthümliche Drama hinwies und zu dem Versuch einer Darstellung desselben ermunterte. Das Königsberger Theater ging mit der Aufführung voran, und der Anklang, den dieselbe fand, hat sich bei uns fortgesetzt. Die mit großer Schärfe und nicht ohne eine gewisse verletzende Herbheit ausgesprochene Tendenz des Drama's, die bei der Bühnenvorstellung natürlich in noch grellerer Beleuchtung erscheint, als bei der Lectüre, macht die Aufführung des „König Roderich" auf der Hofbühne unmöglich. Ganz anders verhält sich ein zweites, ein Volkstheater, zu solchen politischen Tendenzdichtungen. Der „Culturkampf" — und was die Gegner, zuweilen nicht ohne Berechtigung und nicht ohne Witz, auch darüber sagen mögen, in seinem letzten Grunde ist es eben doch ein Kampf der Cultur gegen die Uncultur, des neuen Wissens gegen den alten Glauben, des freien Geistes gegen das Priesterthum — schneidet so tief und schmerzlich in alle Stimmungen und Verhältnisse unseres Volkes ein, erregt im Für und Wider so stark die Gemüther, daß er wol berechtigt ist, sich auch auf der Bühne zu zeigen. Wie, die gewaltigsten Siege und Thaten eines Volkes, die politischen und kirchlichen Gegensätze, die eine Generation, eine ganze Epoche bewegen, sollten von der unmittelbaren Darstellung auf der Bühne ausgeschlossen bleiben, weil solche Dramen nur „Leitartikel" sind, weil schwache Gemüther sich dadurch verletzt fühlen können, weil sie mit den Grundsätzen einer mehr im Himmel als auf Erden weilenden Aesthetik in Widerspruch stehen? Wenn die Kunst ihre Gesetze hat, die nicht ungestraft gebrochen werden können, so haben die Gegenwart und der Dichter doch auch ihre unveräußerlichen Rechte. Die dramatische Dichtung von den Beziehungen zu den Zuständen der Gesellschaft, den politischen Fragen, den Stimmungen des Volkes trennen, heißt ihr den geistigen Lebensfaden abschneiden. Verbiete der Sonne zu scheinen, möchte ich Denen zurufen, die jede politische Erörterung von der Bühne verbannen wollen. Eine andere Frage ist es, wie in dem einzelnen Falle sich Poesie und Tendenz zu einander verhalten, ob die Kunst und die Wahrheit den Sympathien oder Antipathien des Dichters gegenüber nicht Schaden genommen haben. Was den „Leitartikel" betrifft, so war seiner Zeit Lessing's „Nathan", Voltaire's „Mahomet" auch nur ein „Leitartikel", und die Athener, welche den „Eumeniden" des Aeschylus zusahen, werden als den eigentlichen Kern des Ganzen auch nichts Anderes, als einen „Leitartikel", eine Schutzrede für den höchsten Gerichtshof gefunden haben, dessen Abschaffung von demokratischer Seite in der Volksversammlung gerade damals beantragt worden war. Felix Dahn's „König Roderich" gibt sich unverhüllt als eine politische Tendenzdichtung; im Spiegel einer fernen Vergangenheit zeigt er uns den uralten Kampf zwischen Staat und Kirche, König und Priester — den Streit, der keiner Zeit und keinem Volke ausschließlich angehört, sondern recht eigentlich ein allgemein menschlicher ist und im Wechsel seiner äußeren Formen überall und immer auftritt. Dem Geschichtskundigen ist der Zwiespalt zwischen der königlichen Gewalt und den Bischöfen im Westgothenreiche wohl bekannt, und da die Gestalt und die Thaten des letzten Königs Roderich uns mehr sagenhaft als historisch treu überliefert worden sind, darf der Dichter die Umrisse in seiner Weise ausfüllen, Roderich zum Vertreter einer ausschließlichen Staatsidee und den Bischof Sindred zum Vertheidiger einer ebenso einseitigen Hierarchie machen, ohne gegen die Grundgesetze einer historischen Dichtung zu verstoßen. Die Composition als Ganzes betrachtet besitzt einen großartigen Zug; im Einzelnen drängt sich freilich manche moderne Zuthat störend hervor. Alles, was ihn von seinem Grundthema entfernen konnte, Liebesscenen und Familienconflicte, hat Dahn bewußt von sich gewiesen; der Streit von Männern und Gedanken, in denen Frauen und sentimentale Empfindungen keinen Raum haben, wird vor uns ausgetragen. Die Strenge und Härte, welche die Dichtung durchdringt, hat für mich etwas Anziehendes, und ich bedaure nur, daß die Lösung des Kampfes nicht von innen heraus sich vollzieht. Mit dem Auftreten der Araber mischt sich ein starkes episches Element in die dramatische Handlung, der letzte Act mit dem Schlachtlärm von Xeres de la Frontera

ist eine auf die Bühne gebrachte Romanze, kein Schluß einer Tragödie. Ein politisches Tendenzdrama hat eben seine Vorzüge und seine Schwächen, gleichsam von der Geburt und seinem Wesen her; es malt den Gegner schwärzer, als er in Wirklichkeit ist; es betont die Analogien, welche die Vergangenheit mit der Gegenwart bietet, und indem es nur die allgemeine und ungefähre Aehnlichkeit des Kampfes und der Kämpfer in's Auge faßt, übersieht es die vielen individuellen Züge, welche die modernen Menschen von den mittelalterlichen trennen. Die Ausstattung des „König Roderich" im Nationaltheater war für die bescheidenen Mittel dieser Bühne prunkvoll genug und verstärkte den Eindruck der Dichtung auf ein empfängliches Publicum.

Auch das Hoftheater hat mit seiner ersten Neuigkeit, einer Tragödie von Otto Roquette, „Der Feind im Hause", die am 8. October aufgeführt wurde, Glück gehabt und eine theilnahmsvolle Zuhörerschaft gefunden. Bis dahin hatte die Arbeit der Hofbühne in Neueinstudirungen bestanden; Gutzkow's „Urbild des Tartüffe", Cumberland's „Jude" und Benedix's „Vetter" sind nacheinander in neuer Rollenbesetzung erschienen. Roquette's Trauerspiel gehört in die lange Reihe der Dramen aus der mittelalterlichen Geschichte Italiens, welche die Kritik, nicht ohne den Widerspruch der Dichter, auf „Romeo und Julie" zurückführt. Dies ist der Keim, dem sie ihr Dasein verdanken. Mit größerer oder geringerer Eigenthümlichkeit gibt der Dichter eine Variation des ursprünglichen Thema's: die Fehde der Geschlechter, der Haß und die Blutrache, durch die Liebe einer Capulet zu einem Montague bekämpft. Roquette hat die Fabel, die überall wiederkehrt, durch eine glückliche und echt dramatische Erfindung erweitert: er rückt die Mutter in den Mittelpunkt des Interesses; der Mörder, der ihr den Sohn erschlagen, liebt ihre Tochter und wird von dieser geliebt. Wir sind im Rom des Papstes Eugenius IV., um das Jahr 1445. Ein edler Venetianer, Ascanio Contarini, gestern in Rom angekommen, wandert neugierig umherschauend in den Gassen hin und wieder, als ein junger Raufbold ihn anfällt, ihn einen Orsini schilt und trotz der Widerrede des Venetianers ihn zwingt, auch seinerseits zum Schwerte zu greifen, um sich zu vertheidigen. Im Kampfe verwundet Ascanio den Gegner tödtlich, die Genossen desselben verfolgen ihn, er flieht in das nächstgelegene Haus und bittet die Frauen, die er dort trifft, um Schutz. Es ist Madonna Lucrezia Colonna mit ihrer Tochter Leonora. Die Tochter hat er schon flüchtig in der Peterskirche gesehen und eine rasche Neigung zu ihr gefaßt; die Mutter ist von seinem edeln Wesen und seiner Noth gerührt, und da sie von ihm hört, daß er ein Venetianer und ganz unbetheiligt an dem Zwiespalt der römischen Geschlechter sei, gelobt sie ihm Schutz und sendet ihn mit der Tochter unter sicherer Bedeckung nach einem ihrer Schlösser im Gebirge. Natürlich ist der wilde Raufbold, der Erschlagene, ihr Sohn Filippo: sie hat dem Feind, dem Mörder in dem Hause des Gemordeten ein Asyl gegeben. Im zweiten Acte enthüllt sich den drei Betheiligten das schwere Verhängniß; dennoch besteht Lucrezia darauf, ihr Gelöbniß zu halten und den Jüngling vor der Rache der Colonna's zu retten. Sie hat sich nicht nur von seiner Unschuld überzeugt, sondern auch die Liebe der Tochter zu ihm errathen. Alles aber, was nun zur Errettung Ascanio's ersonnen wird, schlägt in den Verwickelungen des Zufalls zum Gegentheile aus: zuletzt erscheint der ältere Bruder Gherardo als Rächer des Getödteten und Vollstrecker der Blutrache. Er zwingt Ascanio zum Zweikampf und Einer fällt durch das Schwert des Andern.

Wenn Felix Dahn moderne Kämpfe, Ereignisse und Anschauungen, in leichter Umdichtung, auf eine entlegene Vergangenheit überträgt, so mischt auch Otto Roquette moderne Empfindungen mit mittelalterlichen Thaten zusammen. Die Forderung der Menschlichkeit stellt er dem barbarischen Gesetz der Blutrache gegenüber. Niccolo Colonna, der Aelteste des Hauses, und Gherardo sehen nur die That Ascanio's, die Mutter erwägt die Nothwehr, in der sich der Unglückliche bei dem Angriff Filippo's befand. Aber wie natürlich auch diese erste Regung in der Seele einer edlen Frau erscheint; wie freudig man ihr zustimmt, wenn sie dem Verfolgten Schutz gewährt; wie tief die milde Fassung, mit der sie nach der schrecklichen Entdeckung Ascanio be-

gegnet, den Zuschauer rührt und ergreift: darüber hinaus folgt man dem Dichter nur mit getheiltem Herzen. Schneller, als eine Mutter es vermag, vergißt Lucrezia ihres getödteten Sohnes; eifriger, als sie sollte, ist sie auf die Rettung des Mörders bedacht; Leonora nun gar, die in leidenschaftlichen Worten vor den Männern ihres Hauses ihre Liebe zu Ascanio eingesteht, verletzt die Bescheidenheit und Züchtigkeit der weiblichen Natur. Roquette hat die sanfteren und menschlicheren Empfindungen der Frauen erhöht und im gewissen Sinne übertrieben, damit sie um so wirksamer der wilden Entschlossenheit der Männer, die, ohne zu schwanken, ohne sich in ihrem Willen durch Vorstellungen und Erwägungen irren zu lassen, als Bluträcher auftreten, das Gegengewicht halten können. Zu einseitig erregt darum die Tragödie in uns das Gefühl des Mitleids; Ascanio ist durchaus ein passiver Held und Lucrezia weder durch ihre Gesinnung noch durch ihre Stellung zu einer tragischen Heldin befähigt. Sie übernimmt die Rolle einer Vermittlerin, in einer Zeit und unter Umständen, die keine Vermittelung dulden, denn der Zuschauer ist von vornherein von der Nothwendigkeit des tragischen Ausgangs überzeugt. So sind auch die verschiedenen Wechselfälle, in denen das Schicksal Ascanio's auf- und niederschwankt, nicht frei von einer peinlichen Aufregung. Diesen Schwächen der Dichtung, deren Ursprung ich vornehmlich darin suche, daß Shakespeare das Grundthema erschöpft hat und daß die Varianten der modernen Dichter, wie originell sie auch sind, doch immer nur von dem Kern der Sache entfernen und, statt des Ganzen eingedenk zu bleiben, einen einzelnen Punkt über Gebühr hervorheben, stehen eben so große Vorzüge gegenüber: eine klare, anschauliche Exposition, eine Reihe von Bildern, die uns unmittelbar in die Fehden der römischen Barone versetzen, eine rasch vorschreitende Handlung, mannigfaltige Verwickelungen, eine Fülle theatralisch wirksamer Scenen, die vor Allem den dritten und vierten Act auszeichnen. Das Bekenntniß Ascanio's an der Bahre Filippo's, daß er der unfreiwillige Mörder gewesen; die plötzliche Ankunft Gherardo's im Bergschloß, als die Rettung Ascanio's schon gesichert erscheint; das Einschreiten der Venetianer und des Stadtpräfecten von Rom gegen den übermüthigen Trotz der Colonna's sind Auftritte von poetischer Schönheit und dramatischer Bewegung. Weit über das gewöhnliche Maß dessen, was uns an gedanklichem Inhalt, an lebenswahrer und frischer Charakteristik, an Erfindung in den Jambentragödien der Gegenwart meist geboten wird, ragt das Trauerspiel Roquette's hervor. Das Gefüge des Ganzen zeugt von künstlerischem Verständniß und von einem Bühnengeschick, das unsern Tragikern nur zu oft fehlt. Annähernd bewahrt das Stück die Einheit von Zeit und Raum; weder liegen Monate, Jahre, weltgeschichtliche Katastrophen zwischen den einzelnen Acten, noch wandelt sich in ihnen, mit Ausnahme des ersten, der anfänglich auf dem Forum und dann im Hause der Colonna's spielt, die Decoration. Ist auch das Liebespaar nicht bedeutend — Ascanio und Leonora sind bekannte typische Figuren — so besitzt dafür die Mutter eine sehr bestimmte und eigenthümliche Individualität; in ihr hat Roquette nach der dichterischen Seite hin sein Bestes gegeben und für eine begabte Schauspielerin eine außerordentliche, aber dankenswerthe Aufgabe hingestellt. Leider besitzt die Hofbühne keine Crelinger mehr, und die Aufführung in ihrer Gesammtheit blieb hinter der Dichtung zurück. Der Beifall, den trotz dieser ungenügenden Darstellung das Stück erwarb, muß beinahe ohne Abzug dem Dichter zugeschrieben werden; ein Bruchtheil vielleicht kömmt auf die treffliche Inscenirung und Ausstattung.

Wie die tragische Muse hat auch die komische einmal dem Theater gelächelt. Rasch nach einander hat das Wallner-Theater zwei Komödien aufgeführt, die dem Verlangen des Publicums nach einer heiteren Unterhaltung und einem munteren Gelächter in harmloser Weise Genüge leisteten und darüber hinaus auch künstlerische Anforderungen zu befriedigen suchten. Freilich darf man den leichtgeschürzten Kindern Thaliens nicht allzustreng begegnen. Kinder des Augenblicks, wie sie sind, und sich wohl bewußt, daß ihnen keine Unsterblichkeit bestimmt ist, wollen sie nicht gern von Regeln und Gesetzen hören. „Wenn sich die verehrliche Zuhörerschaft vergnüglich unterhalten hat; wenn an jedem Abende das Haus sich von Neuem füllt und ein immer neu sich

erhebender Beifall mir beweist, daß mein Scherz Diese belustigt, mein Ernst Jene rührt, was willst du von mir?" sagt der Komödiendichter dem grämlichen Kritiker. „Meine Pflicht ist es, umflorte Stirnen zu entrunzeln, verstimmte Gemüther rein zu stimmen, ein großes, gemischtes, gleichgültiges oder gelangweiltes Publicum zu fesseln und zu erheitern: sieh her, wie ich meine Aufgabe erfüllt habe. Ist es die deinige, auf dem Holzstoße der erzürnten Aesthetik ein Opfer zu verbrennen: opfere mein Stück. Jeder treibt sein Handwerk." Einer solchen Philosophie gegenüber — und wer möchte leugnen, daß sie, eingestanden oder uneingestanden, die geheime Weisheit all' unserer Komödiendichter ist? — sind theoretische Erörterungen ohne Nutzen. Unsere Lustspieldichter haben nur die unmittelbare Gegenwart, nur die Zuhörerschaft im Schauspielhause, im Wallner-Theater im Auge, während umgekehrt unsere Tragödiendichter meist für ein „besseres" Geschlecht und eine „glücklichere" Zukunft dichten. Die Behauptung, daß den Lustspieldichtern die Kunst mit ihren Ansprüchen durchaus gleichgültig sei, wäre ungerecht und ginge über das Ziel hinaus; aber gewiß ist es, daß ihnen ein gutes Theaterstück zu schreiben wünschenswerther erscheint, als ein komisches Meisterwerk zu schaffen. Durch den Stoff selbst, den sie zu behandeln haben, eine Thorheit oder eine Unsitte der Zeit, wird ihnen die Aussicht in die Unendlichkeit gehindert. So sehr ist eine Komödie auf den Beifall der Zeitgenossen angewiesen, daß selbst ein Molière hier und dort veraltet und eine Fülle Shakespeare'scher Späße schal geworden ist. In der Natur der Dinge liegt es, daß der komische Dichter zuerst an die Menge denkt, die er zu erheitern hat; das ästhetische Gesetz steht ihm in zweiter Linie. In seinem Bestreben zu gefallen wägt er nicht immer die Mittel, die dazu führen, auf der Goldwage; von jeher hat man ihm durch die Finger sehen, seinen Fabeln eine gewisse Regellosigkeit, seinen Scherzen die Derbheit, zuweilen gar die Zote gestatten müssen. Ein Theater lebt nicht allein von Ambrosia und Nektar, oft genug nimmt es zu der einfachsten Kost seine Zuflucht. An den breiten Bettelsuppen kann dann Niemand Brillat-Savarin's Physiologie des Geschmacks studiren, aber sie wollen auch nicht von dem Feinschmecker, sondern von dem Hungrigen genossen werden. Darüber also, daß so selten ein deutsches Lustspiel höheren Ansprüchen volles Genüge leistet, sei kein Wort verloren; wieder und wieder dagegen sollte betont werden, daß unsere Lustspieldichter sich viel zu wenig um die eigentlichen Fragen und Zustände des modernen Lebens bemühen und statt moderner Charakterköpfe uns immer noch die Puppen des seligen Benedix vorführen, die schon vor fünfundzwanzig Jahren grau zu werden anfingen. Die französische Komödie schöpft ja keineswegs nur aus dem unerschöpflichen Brunnen der Pariser Halbwelt und des Ehebruchs; ihre größte Kraft und der Zauber ihrer Wirkung beruht in der Lebenswahrheit ihrer Figuren, die unmittelbar von der Straße oder aus dem Salon auf die Bühne getreten zu sein scheinen, und in der Beziehung, die sie beständig zwischen den Brettern, welche die Welt bedeuten, und der wirklichen Welt aufrecht erhält. Unseren Lustspieldichtern, auch den besten, fehlt, wenn man ihre Stücke betrachtet, beinahe jede Kenntniß des großstädtischen Lebens; kleinbürgerliche Verhältnisse in kleinen, abgelegenen Städten, gemüthliche Philister, wenn es hoch kömmt ein Duodezhof in einer Landschaft, in der es weder eine Eisenbahn noch einen elektrischen Telegraphen gibt: das ist der Kreis, in dem sich meist noch das deutsche Lustspiel zu bewegen pflegt. Komödien wie die Augier's, Sardou's, Dumas' liegen — die etwaige Frivolität, die Schilderung und Verherrlichung der Hetäre einmal beiseite — sowol in ihrem Entwurfe wie in ihrer Ausführung den Anschauungen unserer Dichter gänzlich fern. Und doch sind die Schwächen, welche die Franzosen angreifen, die Gestalten, die sie uns zeigen, allgemeine, sie gehören nicht Paris, sondern der Welt an. Oder gäbe es keinen Giboyer bei uns? keinen Monsieur Alphonse? Aber ob unsere Dichter Putlitz oder Wilbrandt, Benedix oder Moser heißen, sie leben wie in einer verzauberten Welt, und selbst wenn ihre Heldinnen aus einem Eisenbahncoupé steigen oder ihre reichen Handelsherren eine Depesche aus New-York erhalten, sind es im Wesen und in den Formen der Backfisch,

die liebenswürdige Wittwe, der wohlhabende Krämer, die seit Schröder und Iffland, seit Kotzebue und Töpfer Bürgerrecht auf unserer Bühne erlangt haben.

Ich wollte keine Predigt halten und bin nun doch, beinahe ohne es zu merken, in das Predigen gekommen. Wenn die Hervorragenderen unter den Bühnenschriftstellern ihr Talent voll und ganz der Darstellung des so reichen, so mannigfaltigen modernen Lebens zuwenden wollten — eines Stoffes, wie ihn vor ihnen kein komischer und kein satirischer Dichter in solcher Buntheit und Gestaltenfülle zur Verfügung gehabt — so könnte man den Geringeren ihre Freude an verwechselten Briefen und jenen possirlichen Irrungen lassen, die, etwa wie die Handwerker im „Sommernachtstraume", den Zuhörern zurufen: nehmt unsere Dummheit nicht für ungut, wir sind eben Komödienwitze. Auf diesen bescheidenen Standpunkt stellen sich die beiden Lustspiele: „Großstädtisch", die letzte Arbeit J. V. von Schweitzer's, die während des Septembermonats das Repertoire des Wallnertheaters beherrschte, und „Der Veilchenfresser" von G. von Moser, eine Komödie mit drei burlesken und einem ernsthaften Acte, die im Ausgang des Septembers „Großstädtisch" ablöste. Beiden gemeinsam ist der lose Bau der Handlung, das Unbekümmertsein um die logische Entwickelung der Charaktere, das theatralische Geschick in der Herbeiführung und Ausbeutung drolliger Irrungen und Selbsttäuschungen, der flotte Ton des Dialogs. Moser hat den Vorzug einer sympathischen Figur, eines wackeren jungen Mannes in kleidsamer Husarenuniform, dem er — ich weiß nicht, nach welchem Offizierlexicon — den häßlichen und unverständlichen Namen „Veilchenfresser" gegeben hat — ein Wort, das so viel wie „Courmacher" und „Blumenspender" bedeuten soll — und einer nicht ungefälligen Liebesgeschichte; Schweitzer den größeren, daß seiner Komödie ein zeitgemäßer Gedanke zu Grunde liegt und wenigstens theilweise auch eine Verwirklichung findet. Ein gutes altes Ehepaar aus der Provinz erfährt an sich selbst, wie sehr die Fährlichkeiten der Großstadt, von denen sie in den Zeitungen lesen, übertrieben werden. Durch eine Reihe komischer Mißverständnisse lernen beide, der Mann, der eine geheime Neigung zu den „großstädtischen Vergnügungen" nicht unterdrücken kann, sowol wie die Frau, welche überall Ungeheuerliches und Teuflisches wittert, in einer Familie, die ihnen anfänglich, durch die Brille ihrer Vorurtheile und Irrungen gesehen, als ein Abgrund von Verworfenheit erschien, der Gatte ein Bauernfänger, die Gattin eine Ehebrecherin, so viel Verstand, Herzensgüte und Tugend kennen und schätzen, daß sie freudig ihre Einwilligung zu der Verheirathung ihres Neffen mit einer Verwandten jener Familie geben und von ihrer schlechten Meinung über die Großstadt bekehrt werden. Faßt das Stück auch, nach der Natur des Schweitzer'schen Talents, nur die äußerlichen, gleichsam die Alltags-Seiten des modernen Lebens auf und stellt sie, ohne Vertiefung der Gegensätze, in derb realistischer Weise dar, so soll uns dieser Versuch doch willkommen sein. Der Verlagsbuchhändler Mackedei, der Vertheidiger jeder „modernen" Idee, der immer bereite Verleger jeder Broschüre, welche die unantastbaren Rechte der Frauen, die Emancipation und die Ausdehnung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts verficht, erweitert den engen Kreis unserer typischen komischen Figuren; auf das glücklichste ist diese Gestalt des unternehmungslustigen, phantastischen, halb gebildeten Buchhändlers der Gegenwart abgelauscht — schade nur, daß Schweitzer in seiner Flüchtigkeit auf ihre feinere Ausarbeitung gar keinen Werth gelegt hat, daß er den im ersten Acte angedeuteten, durchaus modernen Conflict zwischen dem Manne, der nicht will, daß seine Frau durch literarische Arbeiten Geld erwirbt, und der Frau, die ihrerseits, um die Kosten der Wirthschaft und der Toilette zu bestreiten, zu diesem Erwerbe greifen muß, da die Arbeit des Mannes allein dafür nicht ausreicht, mit wenigen Worten fallen läßt: Alles, was seine scharfe Beobachtung des Lebens aufgreift, wird ihm eben doch nur zum Mittel einer flüchtigen Unterhaltung, einer komischen Scene; nichts zieht ihn so mächtig und so dauernd an, daß er es einer Ergründung für werth hielte. — Moser, der ganz nach dem Benedix'schen Schema arbeitet, verfährt in seinem „Veilchenfresser" mit demselben sorglosen künstlerischen Leichtsinn. Eine

durchgehende Idee erscheint ihm für eine Komödie so unnütz wie eine organisch gegliederte Fabel. Wie der Husarenofficier Victor von Berndt nach mancherlei komischen Abenteuern zu der Hand und dem Herzen der schönen und geistreichen Wittwe Sophie von Wildenheim kam: das ist der Inhalt seiner Komödie. Der erste Act hebt etwas schwerfällig an; um der Geliebten zu beweisen, daß er nicht nur ein Geck und ein unermüdlicher Liebesphrasendrechsler sei, schlägt sich Victor für eine Freundin Sophiens, deren Ruf man in der Gesellschaft angetastet. Aber Moser ist nicht der Mann, in seinen Lustspielen irgend etwas tragisch zu nehmen; er vergißt in den letzten Acten, was er in dem ersten beabsichtigt oder auch nicht beabsichtigt hat. Für das Duell, das er nun einmal brauchte, um seinem Helden das Relief eines ritterlichen Mannes zu geben und ihn auf die Festung zu bringen, entschädigt er sich und die Zuschauer durch eine Reihe burlesker Scenen aus dem Garnison- und Recrutenleben. Mit Gedanken belästigt uns der Dichter nicht, Probleme rührt er nicht an und Leidenschaften nicht auf, aber er läßt uns lachen und lacht selber mit. Besitzt sein Witz keine Schärfe, so hat er dafür auch nichts Verletzendes. Das ist Alles so nüchtern und trocken, zugleich aber auch im Sinn des großen Publicums so „gemüthlich" und lustig, von einer unverwüstlichen Harmlosigkeit — die Stunden verrinnen, und wir haben uns trefflich unterhalten. Der ist ein Thor, der mehr von einer Komödie verlangt.

„Mediocribus esse poetis
Non homines, non di, non concessere columnae" —

singt der selige Horaz. Wenn er noch lebte, könnte er sich jeden Abend in unsern Theatern vom Gegentheil überzeugen. Um nicht ungerecht zu sein, muß ich jedoch einen Vorzug der neueren komischen Schule vor der alten hervorheben. Die Liebesscenen haben bei Schweitzer wie bei Moser einen gefälligeren Zug, mehr Wahrheit und Originalität, als bei Töpfer und Benedix. Hier bricht denn doch zuweilen die „moderne" Jugend durch die alte und verblaßte Schablone durch, die Farben werden wieder frischer und die Formen lebendiger. Wirksam werden beide Dichter von den Wallner'schen Schauspielern unterstützt; Herrn Kadelburg's Begabung für jugendliche humoristische Liebhaber gehört sogar zu den selteneren. Ich kann mir beide Komödien durch ein feineres Spiel recht wohl in eine höhere Sphäre erhoben denken, in diejenige gesellschaftliche Sphäre, in welcher die Personen, dem Zettel nach, sich bewegen: aber ich weiß nicht, ob nicht dadurch die Hälfte ihrer komischen Wirkung verloren ginge. Der unbeschreibliche Hauch und Duft des Kleinbürgerthums, der das Wallner-Theater nun einmal von seinen Berliner Volkspossen her umschwebt, ist die eigentliche Lebensatmosphäre dieser Komödien. Die Dichter täuschen sich selbst, wenn sie ihre Figuren zu Baronessen, Geheimräthen, Rittmeistern ernennen und ihnen die Beinamen die „geistreiche Wittwe", das „junge, hochgebildete Mädchen", der „ritterliche Held" geben — Spiegelfechtereien, es sind keineswegs Pappenheimische Küraſſiere, sondern „Tiefenbacher, Gevatter Schneider und Handschuhmacher".

Karl Frenzel.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. October.

Die Reise des Kaisers nach Italien soll endlich zur Wahrheit werden, nachdem sie lange genug Conjecturalpolitikern erwünschtesten Vorwand zu pessimistischen Ausstreuungen geboten. Im Allgemeinen sind freilich die Zeitgenossen einigermaßen abgekühlt in Bezug auf die Tragweite, welche man derlei fürstlichen Begegnungen zugestehen sollte. Man gewöhnte sich allgemach daran, und da den sich mehrenden Monarchen-Zusammenkünften regelmäßig jene welterschütternden Unternehmungen nicht nachzufolgen pflegten, die man übereifrig voraussah, so drohte die öffentliche Meinung nahezu in's entgegengesetzte Extrem zu verfallen und die politische Bedeutung solcher Entrevuen zu unterschätzen. Die Reise des deutschen Kaisers nach Italien ist allerdings in erster Reihe die Erfüllung einer Pflicht der Höflichkeit, die nicht wohl noch länger hinausgeschoben werden durfte. Aber die Thatsache, daß ein Nachfolger Barbarossa's friedlich die Alpen überschreitet, um den Vertreter des italienischen Volkes, Victor Emanuel, in Mailand freundschaftlich zu begrüßen, entbehrt der historischen Perspectiven so wenig, daß selbst der Gleichgültigste bei diesem Ereigniß aufmerksam verweilen muß. Freilich darf die Bedeutung dieses Schrittes über das Allgemeine hinaus nicht gesucht werden. Der Abschluß einer besonderen Allianz, eine Verständigung über gemeinsame Kirchenpolitik, die Begründung eines bindenden Einvernehmens für westliche Möglichkeiten sind weder beabsichtigt, noch stehen sie in Aussicht. Dennoch ist das erfreuliche Symbol, welches in diesem Besuche liegt, hoher Beachtung werth, und wenn jetzt von gewisser Seite ein besonderer Nachdruck darauf gelegt wird, daß diese Begegnung in Mailand und nicht in Rom sich vollziehe, so mag dieser nicht ungeschickt angestellte Versuch, einen Wermuthtropfen in den Freudenbecher zu träufeln, welchen Italien kredenzt, allerdings bestätigen, daß das Bessere auch hier der Feind des Guten ist; aber der Realpolitiker darf schwerlich diesem geflügelten „hätt-ich" vor dem soliden Bewußtsein des „hab-ich" den Vorzug geben.

Es ließen sich mehrfache, allerdings ziemlich unterirdische Strömungen feststellen, welche in diesem Sinne das Wohlgefallen am neuen Kaiserbesuche dem italienischen Volke vergällen wollten. Allein da die Quellen dieser Strömungen bekannter sind, als diejenigen des Nil, so braucht man sich bei ihrer Erforschung und Untersuchung nicht erst lange aufzuhalten. Trotz mancher feindlichen Anzeichen jenseits der Vogesen ist es doch nicht zweifelhaft, daß sie von der dortigen politischen Wasserscheide ihren Ursprung ableiten. Allein dieser Umstand darf Niemand ernstlich beunruhigen. Wenn der Friede des Continents durch Wünsche gestört zu werden vermöchte, würden wir uns seiner nur noch in sehr fragwürdiger Gestalt erfreuen. Allein abgesehen von der politischen Constellation sind es sehr reale Machtverhältnisse, welche die Dauer des Friedens verbürgen. Deutschland ist auf seinen militä-

rischen Lorbeeren nicht eingeschlummert. Die großen Feldmanöver in Schlesien und Mecklenburg waren ein treffliches Zeugniß für die eherne Festigkeit, mit welcher an innerer größerer Vervollkommnung der Heeresleistungen gearbeitet wird. Dergleichen kriegerische Festlichkeiten sind gerade in Preußen kein leeres Schauspiel. Die Pensionirung des commandirenden Generals des sechsten Armeecorps beweist, daß man in Kaiser Wilhelm's Augen auch auf dem Manöverfelde Schlachten verlieren kann und daß man bei uns nicht das Unglück des Feldherrn im Kriege, sondern sein Ungeschick im Frieden ahndet.

Ueber diesen kriegerischen aber brauchen wir unsere friedfertigen Beschäftigungen bei der Einrichtung des neuen kaiserlichen Staatshaushalts weder zu unterbrechen, noch zu vernachlässigen. Allerdings müssen wir uns hüten, den inneren Ausbau unseres staatlichen Gebäudes nach quietistischen Grundsätzen, um nicht zu sagen, retrograden Zielpunkten, fortzuführen. Das deutsche Volk hat es wahrlich nicht verdient, wie nach den Befreiungskriegen von 1813, 14 und 15, so auch jetzt nach dem Hochjahr von 1870 mit einer mehr oder minder gesetzlichen Reaction — belohnt zu werden. Und dennoch macht der Entwurf zur Novelle des Strafgesetzes, durch welchen eine Fülle neuer strafbarer Fälle geschaffen und Strafen von außerordentlicher Härte eingeführt werden sollen, ganz diesen Eindruck. Vielleicht mag es gerecht sein, in Bezug auf die Behandlung der Antragsdelicte gewisse Einschränkungen herbeizuführen; aber die Neuerungen, welche Vergehen auf politischem und socialpolitischem Gebiete zum Ausgangspunkte haben, sind so unglücklich ausgefallen, daß man wol behaupten darf, ihrem Urheber mangle der Beruf zum modernen Gesetzgeber in jeder Weise.

Es fehlte noch, daß man den mancherlei Gegnern des deutschen Reichs derartige Waffen in die Hände spielte. Diese Widersacher bedienen sich ohnehin schon der nothwendigen ökonomischen Unzuträglichkeiten, welche die Einführung der Goldwährung im Gefolge hatte, um der Reichsidee zu nahe zu treten. Den Ultramontanen sind die Mißstände, welche für die Zeitgenossen dabei hervortreten, willkommener Anlaß, die ganze Reichsschöpfung zu verunglimpfen. Freilich hat es dem Mond noch nie geschadet, daß der Mops ihn anbellte. Man kann deshalb auch ohne ernste Beunruhigung der Entwicklung der Dinge in der bayerischen Kammer entgegensehen. Die dortige ultramontane Patriotenpartei macht von der zweistimmigen Mehrheit, deren sie sich im Landtage erfreut, uneingeschränkten Gebrauch. Ihre drei Fractionen — die Extremen, welche auf Dr. Sigl vom „Vaterland" schwören, die Particularisten unter Jörg und die als „Semmelschmarn-Partei" bezeichneten Gemäßigteren — theilten sich in die Ehrenämter der Staatsvertretung, schickten sich an, die Gegner durch eine majorisirende Wahluntersuchung an Zahl zu verringern, und wollten schließlich der Kammer eine Adresse octroyiren, welche in ausgesprochenster Feindseligkeit gegen das Cabinet, sowie an gleisnerischer Loyalitätsheuchelei nichts zu wünschen übrig ließ. Ihr Spiel mit den dynastischen Ergebenheitsgefühlen wurde indeß noch zeitig genug aufgedeckt durch die bekannte Oggersheimer Predigt-Affaire, bei der sie allerdings, um die bayerischen Clerikalen ganz bloßzustellen, noch der Unterstützung eines „geehrten Dilettanten", in der Person des streitbaren Bischofs von Mainz, bedurften. Die Verkennung der königlichen Autorität und ihrer Prärogative dürfte auf Schloß Berg so schnell nicht vergessen werden. Indeß wäre es vielleicht gar so schlimm nicht, wenn das gegenwärtige Cabinet, welches nicht einmal den Muth hat, sich offen zur nationalen und freisinnigen Partei zu bekennen, durch ein patriotisch-ultramontanes Ministerium ersetzt würde. Die Möglichkeit läge dann nahe, daß die Matadore der Partei schnell genug sich abnützten, namentlich den eigenen Parteigenossen gegenüber, weil sie ja doch nicht im Stande wären, den Staat so umzuwandeln, daß er alsbald ihrem Syllabus-Ideal entspräche. Auch die constitutionelle Doctrin verlöre nichts bei dem Experiment, weil sie doch immer noch mehr eine Majoritäts-Regierung darstellen, als die gegenwärtig Regierenden. Sollten die Herren aber, einmal am Ruder, gar zu

viel römische und gar zu wenig deutsche Strebungen bekunden, so wäre dann immer noch der Reichsanzeiger in Berlin vorhanden, der am rechten Orte und zur rechten Zeit zu reden wüßte.

Seitdem man in der Wilhelmsstraße darauf verzichtet hat, die alte, etwas ausgedehnte, nicht immer controllirbare und zuweilen sehr „interlope" Verbindung mit Preßorganen fortzusetzen, und sich bei den nothwendig werdenden „Verlautbarungen" nur des Reichsanzeigers noch bedient, ist dieses einst durch eine abfällige Kritik des Reichskanzlers einigermaßen geschädigte Blatt wieder zu Ehren gekommen. Auch in der orientalischen Frage hat dieses anerkannte Gefäß des Regierungsgedankens plötzlich einen Inhalt gezeigt, dessen Beschaffenheit wieder zu den mannigfachsten Untersuchungen und Commentaren Veranlassung gab. Anscheinend gegen einige Berliner Blätter gerichtet, welche, als regierungsfreundlich bekannt, im In- und Auslande des Rufes genossen, gewissen Inspirationen vorzugsweise Raum in ihren Spalten zu gewähren, war diese Kundgebung nach zwei Seiten hin besonders bemerkenswerth. Sie bekannte die völlige Uninteressirtheit Deutschlands in allen jenen Fragen, welche den Osten bewegen, und gab durch die Phrase, daß „Deutschland der Freund seiner Freunde" sei, der österreichischen Orientpolitik und dem Grafen Andrassy eine carta bianca, wie sie denselben — und dies ist nicht genug hervorgehoben worden — von St. Petersburg aus nicht ertheilt worden war und auch wol nicht ertheilt werden konnte. Politische Köpfe erfaßten die feine Unterscheidung. Dann aber enthielt die Note des Reichsanzeigers noch eine besonders in Frankreich verstandene und zu beherzigende Stelle, nach welcher es dem deutschen Reiche durchaus nicht gelüstet, in allen politischen Dingen jene „prépondérance légitime" in Anspruch zu nehmen, welche früher den Staatsmännern jenseits der Vogesen so sehr an's Herz gewachsen war. Beide Andeutungen des Reichsanzeigers waren und sind von Bedeutung für unser Verhältniß speciell zu Oesterreich-Ungarn und wenn man will auch zu Rußland, sowie für unsere Stellung in und zu Europa, das vielleicht aufhören wird, uns napoleonische Pläne nach continentaler Herrschaft auch ferner zu unterschieben.

So viel nun auch im Verlaufe der jüngsten Wochen über die orientalischen Dinge gesprochen, geschrieben und gedruckt worden ist — einen nennenswerthen Fortschritt hat die Entwickelung dieser Angelegenheit inzwischen nicht gemacht. In Oesterreich-Ungarn, welches, wie Kaiser Franz Joseph beim Empfange der Delegationen vom Thron herab bemerkte, „in erster Linie" an der Lösung der einschlägigen Fragen betheiligt war, concentrirte sich auch das öffentliche Interesse zumeist auf das Verhältniß der türkischen christlichen Provinzen und der Vasallenländer zur hohen Pforte. Bereits in unserer letzten Chronik gaben wir ein Bild der verschiedenen Strömungen, welche aus diesem Anlaß sich um die österreichische Krone und ihren Rath zur Geltung zu bringen versuchten. Mittlerweile war Graf Andrassy genöthigt, den berechtigten Factoren aus den cis- und transleithanischen Landesvertretungen, den Delegationen, Rede zu stehen über die Art und Weise, in welcher er die Interessen des Staates gelegentlich einer politischen Krise vertreten, in deren Verlaufe ihm direct eine Führerrolle zugefallen war. Graf Andrassy hat den letzten Gedanken, der ihn geleitet, kaum im vertrauten Gespräch mit einzelnen Delegirten, geschweige denn in seinen Eröffnungen vor den Ausschüssen oder im Plenum der Delegationen voll und ganz niedergelegt. Indeß war doch seinen Aeußerungen so viel zu entnehmen gestattet, daß er, für seine Person, der Aufrechterhaltung des Status quo („amélioré", wie Fürst Gortschakow ergänzte) aus tausend Gründen politischer Einsicht jeder andern Lösung den Vorzug gebe. Ein neuer selbständiger Vasallenstaat war für Oesterreich-Ungarn und seine südslavischen Gebietstheile ebenso bedenklich, als eine etwaige Bildung großserbischer Staatengruppen, mochte ihr Schwerpunkt nun in Belgrad oder in Cettinje liegen. Die Türkei, ohne irgend welches Expansivgelüst, blieb jedenfalls der bequemste Nachbar; und deshalb war auch, wie mehrfach betont wurde, eine jede Ge-

bietserweiterung Oesterreich-Ungarns auf Kosten der Türkei für jetzt durchaus nicht „nothwendig."

Damit war jedoch keineswegs ganz ausgeschlossen, daß eines Tages sich eine solche „Nothwendigkeit" herausstellen könne; und man darf, ohne in den Verdacht unlogischer Kannegießerei zu gerathen, sehr wohl den Fall in's Auge fassen, daß bei einer Zerbröckelung des türkischen Gebiets, wenn einst Rußland den Augenblick gekommen hält, seine Ausdehnung nicht mehr blos nach der centralasiatischen Seite zu betreiben, Oesterreich-Ungarn ebenso in die Lage kommen würde, seine Abneigung gegen Annexionen zu überwinden, wie es dieselbe vor genau hundert Jahren, bei Gelegenheit der Theilung Polens, und man muß gestehen, mit bestem Erfolge überwunden hat. Für diesen Fall ist es unumgänglich, das Schwergewicht der österreichischen Macht auf die christlichen Bevölkerungen der Balkanhalbinsel seine unverkümmerte Anziehungskraft ausüben zu lassen. Die „Rajah" muß daran gewöhnt werden, daß alles Wortheldenthum, mag es nun in Serbien oder Montenegro betrieben werden, praktische Ergebnisse für die Verbesserung ihrer freiheitlichen oder socialen Lage nicht zu erzielen vermag. Auch das Gefühl, daß Rußland groß, aber der Czar weit sei, mag bei Leuten gelegentlich geweckt werden, welche nur die dunkle Ahnung besitzen, daß zwischen Wien und St. Petersburg der alte Widerstreit um die Herrschaft im Osten auf eine „friedliche Concurrenz" bei den Christen des Orients zusammengeschrumpft ist. Aber die Einsicht soll dann bei den streitbaren Männern der Herzegowina und Bosniens Einkehr halten, daß alles Heil nur allein von Wien bezogen werden kann, selbst wenn es Verhältnisse halber auf dem Umwege über Konstantinopel zu ihnen gelangen muß.

In diesen wenigen Sätzen liegt augenscheinlich der Schlüssel zur Orientpolitik des Grafen Andrassy, dessen Bestrebungen sich noch nebenbei dadurch auszeichnen, daß sie den materiellen Interessen seines Staates einen größeren Einfluß auf seine Combinationen gestatten, als dies unter irgend einem seiner unmittelbaren Vorgänger der Fall gewesen. Aus diesen Gesichtspunkten ist auch das anscheinend wechselnde Antlitz zu erklären, welches sein Verhalten anzeigte. Immer die Aufrechthaltung des Status quo (amélioré) als ersten und ernstesten Zieles im Auge behaltend, und also scheinbar türkenfreundlicher, als es sich mit der Stimmung der slavischen Elemente in der österreichisch-ungarischen Monarchie vertrug, nahm er doch auf die Beschwerden der Insurgenten aufmerksam und theilnahmsvoll Bedacht und wenn auch die Irrfahrten der Versöhnungs-Consuln, welche die Mächte, auf den Antrag der nordischen Cabinette nach dem Insurrectionsschauplatze entsendet, mehr tragikomische Episoden darstellten, als mit dem Ernst ihrer Aufgabe sich vertragen mochte, so bleibt das Augenmerk doch immer auf die Abstellung jener administrativen Willkür, des Steuerdrucks und der socialen Mißstände gerichtet, welche unter der türkischen Herrschaft die Aufstände der christlichen Bevölkerungen jener Provinzen geradezu perennirend gemacht hatten.

Der Schwerpunkt der diplomatischen Thätigkeit während der Periode, über welche hier berichtet wird, lag in der Dämpfung des gefährlichen nationalen Kriegsfeuers, welches von Belgrad und Cettinje aus den revolutionären Brand auf dem Balkangebiet zu verallgemeinern drohte. Fürst Nikita von Montenegro erwies sich in dieser Periode als ein gewaltiger Groß-Wojwode, welcher der nationalen Bewegung nicht so leicht gestattete, ihm über den Kopf zu wachsen, und gegen gewisse praktische, wenn auch politisch wenig bedeutsame Zugeständnisse, welche ihm die Pforte im Stillen gewährt zu haben scheint, hatte er wol noch laute Sympathiebezeugungen für die aufständischen „Brüder", aber keinerlei sonst wie immer geartete Hülfe und Unterstützung für ihre „heiligen" Bestrebungen. Anders standen die Dinge in Serbien. Der jugendlich-unbärtige Fürst ermangelte zunächst der Autorität im eigenen Lande, und als er genöthigt war, in Folge der aufgeregten Stimmung seiner Unterthanen das omladinistisch-großserbisch-kriegerische Cabinet Stefza-Ristics-Gruics zu berufen, bedurfte es aller Anstrengungen der Höfe von Wien und

St. Petersburg, um ein Ueberschäumen der entfesselten nationalen Leidenschaft zu verhüten, dessen Folgen unberechenbar gewesen wären.

Denn die Pforte war ihrerseits ziemlich geneigt, die serbischen Phrasenhelden einmal beim Worte zu nehmen. Im Ministerium der Großveziere (Mahmud — Hussein-Avni — Mithad) vertrat der Kriegsminister Hussein-Avnipascha den Gedanken, jetzt die Gelegenheit kühn zu ergreifen, um den Belgrader Vasallentrotz zu brechen. Von Widdin bis Nissa wurde eine Art militärischen Ringes um die serbische Südostgrenze gezogen, und die türkischen Heeresmassen, in einem verschanzten Lager bei Nissa gestaut, bezeigten nicht übel Lust, die Grenze zu überschreiten und mit gewaffneter Hand die nationalserbische Kriegsströmung zu reguliren. Den Mächten fiel damit eine neue Aufgabe zu. Sie mußten nun auch in Konstantinopel zur Ruhe und Mäßigung mahnen. Dies scheint mit um so größerem Erfolge geschehen zu sein, als Mahmud, der Großvezier, augenscheinlich nach dem Moment lechzte, in welchem er sich seines kriegerischen und energischen Nebenbuhlers, der ihm gefährlich dünken mochte, entledigen könne. So fiel Hussein-Avnipascha und mit ihm jede Besorgniß, die Türkei werde auf eigene Faust militärisch herausfordernd gegen die Vasallenländer vorgehen.

Der Rückschlag dieses Ministersturzes machte sich in Belgrad alsbald fühlbar. Die serbische Landesversammlung in Kragujevatz, welche demagogisch mit der Kriegsgefahr spielte, bald selbst provocatorisch gegen die Türken aufbegehrte, bald sich als von diesen bedroht hinstellte, und die doch nicht den Muth besaß, in directer, unverkennbarer Weise den Fürsten selbst gegen seinen Willen, zum „heiligen Kriege" zu zwingen, diese Skuptschina, der es angenehm schien, die Aeußerlichkeiten des Conventes nachzuahmen, ohne sich über Ziel und Mittel klar zu sein — wurde nach Annahme einer zweideutigen Adresse nach der Hauptstadt verlegt. Die omladinistischen Minister geriethen dabei in die Lage jenes Mannes, der sich auf zwei Stühlen niederlassen wollte und dabei unsanft zur Erde fiel. Die Ristics und Genossen wollten gleichzeitig der großserbischen Vaterlandsidee schmeicheln und doch als „mögliche Staatsmänner" den mit ernstem Nachdruck vorgetragenen Warnungen der Schutzmächte, die schließlich bis zum Tone von Drohungen hinaufgeschraubt wurden, nach Kräften gerecht werden. Dies war eine logische Unmöglichkeit. Nach mannigfachen Peripetien, deren Windungen noch nicht hinlänglich aufgehellt sind, fiel denn auch das serbische Kriegsministerium, wie wenige Tage vorher das türkische Kriegsministerium gefallen war. Kein Zweifel, Fürst Milan spielte dabei ein gefährlich Spiel. Er mußte immer den Park von Topschider vor Augen haben, dessen blutgetränkte Alleen unter Umständen auch für ihn verhängnißvoll werden konnten. Indeß gelang es bis jetzt noch, jede Wiederbelebung so trauriger Reminiscenzen fern zu halten. Der Pariser Friede vom Jahre 1856 enthielt zwei Artikel, welche eventuell Handhaben boten, die gegen Serbien anzuwenden waren, und als man officiell an diese Artikel mahnte, als man erkannte, daß der Widerstreit der Interessen zwischen Rußland und Oesterreich, auf den man gehofft, sich durchaus nicht einstellen wollte, da begriff man, daß die Befreiung und Ausdehnung Serbiens sich nicht vom Jahre 1875 würde datiren lassen. Damit war das Geschick der serbischen Kriegspartei besiegelt. Ein neues Cabinet, allerdings nicht ohne Schwierigkeit zusammengebracht, übernahm die Geschäfte, unter Führung des Skupschtina-Präsidenten Kaljevics, ein Ministerium, welches freilich nur als ein Uebergangsstadium zu betrachten ist, bis der Fürst wieder in die streng conservativen Gleise seines Mentors Marinovics wird rückhaltlos einlenken können.

Indeß sollte Serbien wenigstens nicht ohne einen indirecten Ersatz aus dieser verfehlten Campagne hervorgehen. Gleichzeitig mit dem Sturze des österreich-feindlichen Kriegsministers Hussein-Avnipascha war es dem Grafen Andrassy gelungen, beim Sultan, der sich durch eine besondere Note in Wien für die geleisteten Friedensdienste bedanken ließ, die Unterzeichnung jener seit so lange schon betriebenen Eisenbahnconvention zu erlangen, durch welche ein directer Anschluß der ungarisch-österreichischen Linien an das türkische Schienennetz ermöglicht und festgesetzt wurde. Dieser

Anschluß sollte sich über Serbien vollziehen, so daß dieses Land damit ein wichtiges Bindeglied für die große internationale Schienenverbindung wurde. Innerhalb vier Jahren hat die Pforte ihre Bahnen bis Nissa, d. h. bis zur serbischen Grenze, und Oesterreich-Ungarn die seinen bis Semlin, d. h. ebenfalls bis zur serbischen Grenze, zu führen. Nach all' den Hindernissen, welche zu überwinden gewesen, ehe der Divan sich zu diesem Zugeständniß entschloß, von welchem man am Wiener Ballhausplatz vielleicht übertriebene Folgen für die Entwickelung des österreichischen Orienthandels erwartete, war man geneigt, die Unterzeichnung der Convention für einen großen Triumph des Grafen Andrassy zu halten. Der Minister selbst dachte bescheidener und machte nicht einmal den Delegationen gegenüber viel Aufhebens von diesem so sehnsüchtig erharrten Erfolge.

Graf Andrassy hatte ohne Zweifel auch den richtigen Werthmesser für dies Ereigniß besessen; denn wenige Tage schon nach der ertheilten Zustimmung des Sultans wurde jene Finanzmaßnahme des Divans bekannt, welche es der Welt als den „türkischen Staatsbankrott" zu bezeichnen beliebt hat. Man hatte bisher die türkische Ehrlichkeit in allen Finanzangelegenheiten mit besonderem Nachdruck hervorgehoben und geschätzt. Die Wucherzinsen, zu welchen der türkische Staat seit Jahren gezwungen war, die Gelder aufzunehmen, deren er bei seiner ungeordneten Finanzwirthschaft unaufhörlich bedurfte, ließen seit langer Zeit einen staatswirthschaftlichen Zusammenbruch voraussehen. Allein auch in dieser Katastrophe verleugnete sich diese türkische Ehrlichkeit nicht ganz. Man beschloß, freilich nur die Hälfte der Zinsen in baarem Gelde, die andere jedoch in verzinslichen und nach fünf Jahren einlösbaren Obligationen zu bezahlen. Die Praktiker meinten jedoch, daß ein wenig mehr Gewissenlosigkeit im Interesse der Türkei und der Gläubiger wol zu wünschen gewesen wäre. Der illusionslose Geldmann sieht voraus, daß nach fünf Jahren das so gentlemanlike ertheilte Versprechen der Nachzahlung nicht werde gehalten werden können. Ein entschiedenes kaufmännisches Vorgehen, welches mit Einem Schlage die Zinsenlast für jetzt und immer auf die Hälfte reducirt hätte, würde natürlich der Pforte gestattet haben, sich finanziell zu reorganisiren, während dieser von „falscher Ehrlichkeit" eingegebene Modus die Lage nur noch mehr verwirre, ohne daß das ottomanische Reich den geringsten Vortheil von dem ökonomischen Odium habe, welches dasselbe durch dieses Vorgehen beim westlichen Capital auf sich genommen. Die halbe Zinsreduction muß natürlich, weil sie ja nach fünf Jahren eine neue Katastrophe in Aussicht stellt, der Pforte zunächst den Geldmarkt des Occidents für einige Zeit verschließen. Unter diesen Umständen ist auch wol nicht abzusehen, wie man sich in Konstantinopel werde das nöthige Capital verschaffen können, dessen man bedarf, um den contractmäßigen Eisenbahnanschluß innerhalb der nächsten vier Jahre fertigzustellen. Es gibt Leute, welche meinen, man habe am goldenen Horn dem Grafen Andrassy nur deshalb dies Eisenbahnzugeständniß wenige Tage vor der verblümten Insolvenzerklärung gemacht, weil man vorhergewußt, daß man sich außer Stande befinden werde, die einzugehenden Verpflichtungen auch einzuhalten. Es ist dies vielleicht ein zu weit hergeholter Verdacht; allein die Thatsache bleibt bestehen, daß sich unter solchen Verhältnissen kaum eine Geldmacht finden werde, die bereit sei, mit ihrem Capital der falliten türkischen Regierung für den neuen Eisenbahnbau hülfreich unter die Arme zu greifen. Und so wird es schwer halten, den Eisenbahnsieg des Grafen Andrassy praktisch auszunützen.

Der Schwerpunkt der Andrassy'schen Erklärungen in den Delegationen lag denn auch auf ganz anderem Gebiete. Nicht ohne Schwierigkeit gelang es diesmal dem Minister, seinen eigenen Landsleuten gegenüber, für sein vergangenes und zukünftiges Verhalten jene uneingeschränkte Indemnität zu erhalten, an der man es ihm sonst nie hatte fehlen lassen. Der Mangel eines Rothbuchs, d. h. einer Sammlung diplomatischer Actenstücke, welche einen Einblick in die diplomatische Werkstatt ermöglichen, war schwerer empfunden worden, als man erwartet hatte; wiewol es andrerseits auch nicht leicht gewesen sein würde, über gewisse Materien, wie die türkischen

Reformpläne für die aufständischen und nichtaufständischen Provinzen des ottomanischen Reiches, Aufklärungen und Erläuterungen öffentlich vorzutragen. Die Iradé des Sultans vom 2. October, vermittelst deren ein gewisses Maß von Neuerungen zu Gunsten der Rajah in Aussicht gestellt wurde, basirte auf dem Wunsche, den Reformvorschlägen der Mächte zuvorzukommen und auf diesem Wege die Ergebnisse der Consular-Untersuchungen in der Herzegowina von vornherein gegenstandslos zu machen. Denn die Thätigkeit der nach Mostar entsendeten sogenannten Versöhnungsconsulen sollte eben darin bestehen, der Pforte ein geeignetes „Substrat" für die als nothwendig erachteten Reformen zu unterbreiten. Der Divan erblickte darin eine Art von Bevormundung und sein gekränkter Stolz gefiel sich darin, den Mächten durch die Veröffentlichung jener Reform-Iradé das Prävenire zu spielen. — Zwischen den einzelnen Cabinetten schweben nun in diesem Augenblicke Verhandlungen, um festzustellen, welche Form wol gefunden werden könne, damit diesen türkischen Reformversprechungen, die in der Theorie durchaus annehmbar klingen, eine verbindliche Gewähr zu schaffen sei. Dem Aufstande selbst wurde mittlerweile durch die rauhe Jahreszeit, wie vorausgesehen, ein Ziel gesetzt, und die hochgradige Aufregung ist herabgestimmt, seitdem man im südslavischen Lager sich nicht länger die Wahrnehmung zu verhehlen vermag, daß man von keiner der Seiten, auf die man gerechnet, auch nur die geringste thatkräftige Unterstützung zu gewärtigen habe. Ob sich freilich jene diplomatische Form im Laufe der langen Winterabende werde finden lassen, welche im Stande ist, die Türkei beim Wort zu nehmen, ohne ihre Rechte als eines selbstständigen Staates anzutasten, bleibe dahingestellt. Die Staatsweisheit Europa's hat fünf bis sechs Monate vor sich, um dies Problem zu lösen, und vielleicht ist ein Gelingen schon deshalb zu erhoffen, weil man von allen Seiten mit stark herabgestimmten Erwartungen in die Discussion eintritt.

Daß die Leiden und Beschwerden der christlichen Bevölkerungen der Türkei nicht von nationalen Agitatoren erfunden wurden, dafür lieferte die österreichische Regierung Beweise, welche freilich auch dargethan haben, wie das meiste von den Christen so bitter Empfundene auch von den Mohammedanern ertragen werden müsse. Eine Sammlung handelspolitischer Actenstücke, das Braunbuch genannt, übermittelte den Delegationen eine Anzahl von Gesandtschafts- und Consularberichten, die u. a. auch aus türkischen Provinzen höchst interessantes Material brachten, aus denen der primitive Zustand der Regierungskunst, wie der geringe Grad der intellectuellen Entwickelung der dortigen Bevölkerungen in gleichem Maße in's Auge springt. Dieses Braunbuch ist überhaupt eine sehr anerkennenswerthe Neuerung, wenn die darin niedergelegten Wahrnehmungen Leser und Beherzigung finden. Handel, Industrie und Landwirthschaft mögen diese Documente eifrig studiren, der Nutzen wird nicht ausbleiben. Aber auch für die Diplomatenwelt ist diese Einrichtung sehr vortrefflich. Denn die strebsamen Köpfe finden darin beste Gelegenheit, sich durch ernste Arbeit bekannt zu machen und weiterer Berücksichtigung zu empfehlen. Auch für das deutsche Reich wäre die Adoptirung eines solchen handelspolitischen Braunbuchs (das diesjährige österreichisch-ungarische ist trotz seiner Unvollständigkeit dem deutschen Leser von höchstem Interesse!) eine dankenswerthe Maßregel, und eine bessere Verwendung für die meist in den Contors der handelspolitischen Abtheilung des auswärtigen Amtes schimmelnden Berichte der Agenten und Consuln in fremden Ländern ließe sich schwerlich finden.

In auffallendem Gegensatz zu diesen eingestanden friedlichen Bestrebungen des gemeinsamen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten für Oesterreich-Ungarn standen die Anforderungen des nicht minder gemeinsamen Kriegsministers an die Geldbewilligungskraft der Delegationen. Die Finanzlage Ungarns, wie diejenige Cisleithaniens hätte größte Sparsamkeit zur Pflicht gemacht. Der österreichische Finanzminister Depretis mußte der Delegation eingestehen, daß die Aera der deficitlosen Jahre, welche 1868 nach dem Ausgleich mit Ungarn, in Folge der sparsamen Wirthschaftlichkeit Brestl's begonnen hatte, mit dem nächsten Jahre vorüber sei. Ein

Deficit von 26 Millionen stand unbedeckt vor den Augen des bangenden Patrioten. Und trotzdem trat der Kriegsminister mit einer neuen Anforderung von über 17 Millionen, die sich auf zwei Jahre vertheilen sollten, hervor, damit das Land nicht ein drittes Mal „überlegenen Waffen" gegenüberstehe. Es handelte sich um die Beschaffung eines neuen Feldartillerie-Materials, um die Ausstattung der Armee mit Geschützen aus der neu erfundenen Stahlbronce des österreichischen Generals Uchatius. Keinen weniger passenden Moment daher konnte der greise österreichische Volksmann Dr. Fischhof für seinen Vorschlag wählen, welcher den Zusammentritt einer europäischen Parlamentsdelegation bezweckte, um zur Entwaffnung und mit dieser zum ewigen Frieden zu gelangen. Der arme Idealist, noch unpraktischer als der englische Friedensfreund Richard, glaubt an die Möglichkeit einer solchen Lösung in unseren waffenstarrenden Tagen. Von diesem Schlage muß der Glaube gewesen sein, der einst Berge versetzte.

Die doppelte Jubelfeier der friedlichen Erwerbung der Bukowina und der Begründung der dort neu in's Leben gerufenen Universität Czernowitz, deren wissenschaftlicher Charakter ein durchaus deutscher sein soll, hat in ganz anderer Weise friedliche Kundgebungen in's Leben gerufen, wenn man auch von national polnischer und rumänischer Seite den deutschen Keil scheelen Auges betrachtet, den die junge Hochschule in die sarmatische Verwilderung treibt. Nirgendwo gibt es ein so specifisch österreichisches Gefühl als in den von deutscher Cultur beleckten Stätten der Bukowina, und es ist eine wahre Versöhnungsmission, welche das deutsche Oesterreicherthum dort unter Polen, Rumänen und Ruthenen zu vollführen hat.

Auch in Rußland fanden sich Stimmen, welche die junge deutsche Universität auf diesem vorgeschobensten Culturposten nicht besonders freudig begrüßten. Aber ihre Angriffe blieben ohne rechten Widerhall. Vergebens war es gleichzeitig, daß man, namentlich von englischer Seite, Mißtrauen in die politischen Pläne Rußlands auszustreuen trachtete und demzufolge, wie alljährlich, so auch jetzt gerade im Brennpunkt der orientalischen Krise Gerüchte verbreitete, als stände ein unerwarteter militärischer Schlag von Seiten Rußlands bevor, für dessen Endzweck in Polen und Bessarabien große Truppenzusammenziehungen stattgefunden hätten. In unterrichteten Kreisen legte man diesen alarmirenden Meldungen nur den Werth bei, welchen sie verdienen. Daß bei Odessa größere Manöver stattfinden sollten, war von St. Petersburg aus nie verheimlicht worden. Jeder Militär-Attaché wußte, daß die Festungen am schwarzen Meere, namentlich Kertsch, erheblich ausgebaut und verstärkt worden seien. Aber kriegerische Absichten (gegen wen?), welche man der russischen Regierung unterschieben wollte, fanden nirgends Verständniß. Kaiser Alexander hatte speciell von Oesterreich und seinem Kaiser gesagt: „Ich fühlte, daß sich die Hand eines Mannes in die meine lege, der nichts von mir begehrte," und Graf Andrassy konnte umgekehrt den Delegirten versichern: „daß sein Vertrauen in die friedliche Gesinnung Rußlands nicht auf den Inhalt einer Note, sondern auf das verpfändete Wort des Kaisers Alexander selbst begründet sei," und an dieser Bürgschaft können sich wol auch andere Leute, so lange Alexander II. lebt, genügen lassen.

Ist man doch auch nachgerade in England weniger empfindlich geworden, was das Fortschreiten der russischen Herrschaft in Centralasien betrifft, obwol neue Siegesbotschaften aus Khokand westwärts gemeldet wurden. Freilich hatte man gerade neuerdings in Großbritannien alle Ursache, beherzten Gemüthes gen Osten zu schauen. Einen Moment lang durfte man glauben, daß ein ernstes Zerwürfniß mit China, vielleicht zu gleicher Zeit auch mit Birma bevorstehe. Auch hier scheint jetzt der „Brennpunkt der Krisis" überwunden zu sein. Die chinesische Staatskunst hatte es abermals versucht, sich gegen die europäische Ueberlegenheit aufzulehnen. Der Appell an die Waffen schien kaum vermeidlich, so lange die für die Ermordung Margary's geforderte Genugthuung und die sich daran knüpfenden politisch-moralischen Zugeständnisse verweigert wurden. Im letzten Moment, als England eine entschiedenere Miene

annahm, als man ihm vielleicht zugetraut haben mochte, gab man in Peking nach, und auch in Birma erzielte die britische Diplomatie ähnliche Erfolge.

In ruhigem Geleise entwickelten sich inzwischen die Angelegenheiten Frankreichs, das vorläufig darauf verzichtete, in der orientalischen Frage eigene Wege zu wandeln. Außer einer halb unterdrückten Ministerkrisis, aus Anlaß einer im „Journal officiel" eben so halb unterdrückten Rede des gemäßigt-republikanischen Finanzministers, hat sich in dem sonst so unruhigen Lande des Beachtenswerthen wenig ereignet. Die Spaltung in der entschieden republikanischen Partei, in welcher sich die Intransigenten — logische Köpfe, aber unpraktische Politiker — die Louis Blanc, Naquet und Genossen immer offener von Gambetta und den Seinen lossagten, blieb vorläufig noch ohne entscheidende Bedeutung für die Geschicke des Landes. Dennoch kann sie bei den bevorstehenden Generalwahlen, denn die Nationalversammlung liegt immer unverkennbarer in den letzten Zügen, für die Republik in manchen Departements verhängnißvoll werden.

Weiterungen entstanden neuerdings für Frankreich nur aus seinem Grenzverhältniß zu Spanien, dem es noch immer nicht hat gelingen wollen, den Carlismus mit Stumpf und Stiel auszurotten. Einen Augenblick lang konnte man an den endgültigen Sieg Alphons XII. glauben. Aber das Geschick der alphonsistischen Feldherren hielt nicht so lange vor, als man hätte hoffen dürfen, und ein Theil der auf französischen Boden übergetretenen Anhänger des legitimen Königthums fand mit Gottes und des Präfecten Nadailhac Hilfe den Weg in's Baskenland zurück, um von Neuem die Offensive zu ergreifen. Ueber diese Vorgänge steht eine große Untersuchung bevor — vorläufig aber währt der Kampf noch fort. Unabhängig davon vollzog sich in Madrid ein Ministerwechsel, welcher die Moderados aus dem Cabinette entfernte und gemäßigt liberale Elemente in den Rath der Krone treten ließ, denen für die Corteswahlen das allgemeine Stimmrecht unumgänglich däuchte. Diese Herren haben es auch schon glücklich zu einem Conflict mit dem Papst gebracht, welcher jeden Einbruch toleranter Strömungen in dieses Concordatsland verhindern will. Die Anmaßung des heiligen Stuhles trat noch selten so unverhüllt der Staatsgewalt gegenüber, als in der Note des Cardinals Antonelli an den Nuntius Msgr. Simeoni, der dieses Actenstück dem spanischen Botschafter direct mittheilte, ohne sich dabei um die Regierung des weltlichen Souveräns zu kümmern. Dergleichen Demaskirungen haben auch für Andere, als die direct Betroffenen, ihr Gutes, und wie auch der Streit in Spanien ende, die Toleranzfähigkeit des Vaticans ist glänzend illustrirt, was man sich merken kann, wenn seine gläubige Heerde anderswo die Toleranz für ihre Privatbedürfnisse in Anspruch nimmt.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Zweiter Jahrgang. **Heft 3.** December 1875.

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, F. Nerlich. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Chr. Meyri. — Bern, Huber & Co. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchhandlung. — Budapest, Karl O. Stolp. — Buenos-Aires, Jacobsen & Söderstedt. — Bukarest, Sotschek & Co. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Constantinopel, Chr. Roth. — Dorpat, E. J. Karow's Universs.-Buchhandlung. — Florenz, H. Loescher's Buchhandlung. — Kopenhagen, Wilhelm Prior's Buchhandlung. — Lima, E. Niemeyer & Inghirami. — London, A. Siegle. Trübner & Co. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Milwaukee, J. B. Hoeger & Sons. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, Jacobsen & Söderstedt. — Moskau, J. Deubner. Edmund Kunth. Alexander Lang. — Neapel, Detken & Rocholl. Ulrico Hoepli. — New-York, Stechert & Wolff. E. Steiger. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, Sandoz & Fischbacher. — Petersburg, G. Hässel's Buchhandlung. Carl Ricker. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Riga, J. Deubner. N. Kymmel. — Rio de Janeiro, E. & H. Laemmert. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, van Hengel & Eeltjes. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Valparaiso, E. Niemeyer & Inghirami. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilhelm Braumüller & Sohn. Faesy & Frick. — Yeddo, H. Ahrens & Co. — Zürich, C. M. Ebell.

Inhalts-Verzeichniß.

		Seite
I.	N. N. Karasin, Ak-Tomak. Ein Sittenbild aus Central-Asien. Nach dem Russischen von Isolde Kurz	331
II.	W. Wundt, Die Theorie der Materie	364
III.	H. J. A. Raaslöff, Das constitutionelle Dänemark. I.	387
IV.	Ferdinand Hiller, Luigi Cherubini. Sein Leben und seine Werke. Nebst persönlichen Erinnerungen	404
V.	Max Müller, Ueber die Lebenskraft des Brahmanismus	421
VI.	Levin Schücking, Onkel Martin's Vermächtniß. Novelle. (Schluß.)	435
VII.	Julius Lessing, Weihnachtliche Rundschau	463
	a) Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna. In Schilderungen von Karl Stieler, Eduard Paulus, Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, Arthur Calame ꝛc.	
	b) Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal. In Schilderungen von Woldemar Kaden, mit Bildern von G. Bauernfeind, G. Cloß ꝛc.	
	c) Die Schweiz von Dr. Gsell-Fels. Mit Bildern und Zeichnungen von A. Bachelin, J. Balmer ꝛc.	
	d) Venedig von Dr. Gsell-Fels. Mit Bildern und Zeichnungen von Th. Choulant, Fr. Eibner ꝛc.	
	e) Rheinfahrt. Von den Quellen des Rheins bis zum Meere. Schilderungen von Karl Stieler, Hans Wachenhusen und F. W. Hackländer. Illustrirt von R. Püttner, A. Baur ꝛc.	
	f) Durch's deutsche Land. Malerische Stätten aus Deutschland und Oesterreich. In Original-Radirungen von B. Mannfeld. Nebst begleitendem Text redigirt von Aemil Fendler.	
	g) Christian Wilberg's Aquarelle. Erste Serie: Potsdam und seine Umgebungen. Facsimile-Reproductionen.	
	h) Carl Werner's Nilbilder. Auf seiner Reise durch Egypten nach der Natur aufgenommen. 24 Aquarell-Facsimiles von Gustav W. Seitz.	
	i) Heine'sche Lieder im Bilde. Silhouetten von Heinrich Braun.	
	k) Lose Blätter. 5 Silhouetten, erfunden von Paul Konewka.	
	l) Aus altrömischer Zeit. Culturbilder von Theodor Simons. Mit Illustrationen von Alexander Wagner.	
	m) Der erste Ball. Neue Radirungen nach Zeichnungen von K. Koegler, gestochen von Prof. Rudolf Geißler. Mit begleitendem Text von J. Trojan.	
	n) Kennst du das Land? Italienische Blumen und Früchte. Nach der Natur in Gouache gemalt von Marie Remy.	
	o) Illustrationen zu Scheffel's Ekkehard. 12 Photographien nach Cartons von W. Diez, J. Flüggen ꝛc.	
VIII.	Joseph Landgraf, Volkswirthschaftliche Rundschau. Die Ziele der deutschen Münzpolitik	466
IX.	Karl Frenzel, Berliner Chronik. Die Theater	471
XI.	Otto Gumprecht, Die neue Opernsaison in Berlin	476
X.	Der Strousberg'sche Concurs	482
XII.	Politische Rundschau	488
	Literarische Neuigkeiten	495

Ak-Tomak.

Ein Sittenbild aus Central-Asien.

Nach dem Russischen des **N. N. Karasin** von Isolde Kurz.*)

I.

Es dunkelte bereits, als ich Aschik-Ata erreichte.

Trotz der scharfen Stollen an den Hufeisen glitt mein Pferd jeden Augenblick auf dem schlüpfrigen, lehmigen, ganz vom Regen durchweichten Wege aus, und nur mit großer Mühe und selbst mit einiger Gefahr gelangte ich auf den Boden der Schlucht. Ich schickte mich an, eine Furt über den trüben, schäumenden, durch eine Ueberschwemmung des Kanals angeschwollenen Gießbach zu suchen. Der schwankende Steg war schon längst von den Wellen fortgerissen, nur vereinzelt ragten noch da und dort krummgebogene, vom Strudel verschonte Pfähle aus dem Wasser hervor.

Ein feuchter grauer Nebel umhüllte das Dörfchen, das, nur dreihundert Schritte von der Straße entfernt, an dem jähen Abhang des Sarawschan-Ufers stand.

Rechts zeichneten sich, im Nebel, die undeutlichen Umrisse der runden, schwerfälligen Kuppel an dem Grabmal des heiligen Aschik-Ata ab, von dem der ganze Bezirk den Namen hat, während zur linken Hand, beinahe auf der Straße selbst, einzelne leere Hütten und halbzerstörte Schoppen lagen. Hier pflegte wöchentlich einmal so Etwas wie ein Markt stattzufinden.

Das Dörfchen selbst war so gut wie verödet; es hatte schon vorher zu den

*) Der Verfasser ist der durch seine früheren Romane „An fernen Grenzen" und „Auf der Jagd nach dem Glück" bereits rühmlichst bekannte Karasin, welcher, als höherer Officier, den Feldzug in Central-Asien mitgemacht und in einem (von ihm selbst illustrirten) Buche „Novellen, Erzählungen und Skizzen" (Petersburg, 1874) seine Beobachtungen und Erlebnisse niedergelegt hat. Das seit dem Jahre 1868 von den Russen abhängige und neuerdings wieder mehrfach genannte Chanat Khokand, sowie die Nachbarländer, über welche sich der russische Einfluß erstreckt, deren Bewohner und Zustände finden sich hier meisterhaft geschildert, und glauben wir daher, daß obige Skizze auch die Aufmerksamkeit deutscher Leser in nicht gewöhnlichem Grade fesseln wird

Anm. der Redaction.

spärlichst-bevölkerten gehört, und jetzt waren, durch die Kriegsereignisse, auch die Ueberreste der schwachen Ansiedlung fast ganz zerstört worden.

Alles war still, nur ein zurückgelassener Hund bellte in der Ferne, vermuthlich weil er durch das Windesbrausen des Herbstabends hindurch das Stampfen meines Pferdes vernahm.

Ich hatte die Schlucht schon hinter mir und befand mich beinahe auf gleicher Höhe mit einer dünnen Baumgruppe, welche schon längst ihr Laubwerk verloren hatte, als mein Karabair*) plötzlich die Ohren spitzte und seinen schönen Kopf wiehernd zur Seite wandte. Ich hielt lauschend inne und hörte, daß ein leises Wiehern antwortete; es kam hinter der Mauer eines öden Höfchens hervor, welches direct zu den Bäumen führte. Gleichzeitig vernahm ich auch ein tiefes Stöhnen und hastigen, gedämpften Wortwechsel mehrerer männlichen Stimmen.

„Was gibt's da?" dachte ich, und wenig fehlte, so wäre ich im selben Augenblick aus dem Sattel geflogen, so plötzlich bäumte sich mein Orlik zur Seite.

Ein großer Stein, der offenbar nach mir gezielt war, schlug mit dumpfem Krachen an der Mauer auf, prallte zurück und rollte den Berg hinunter, so daß der dünne Schlamm auf der Straße hoch aufspritzte.

„Da haben wir's! Hier muß Etwas nicht ganz richtig sein," fuhr es mir durch den Kopf.

Ich beschwichtigte mein Pferd, nahm den Doppelläufer von der Schulter und spannte den Hahn.

„Heda, Landstreicher! Was soll's?"

„Scheer' Dich zum Teufel! Dein Weg geht grad aus!" tönte es mir laut in der rauhen kirgisischen Sprache entgegen.

Aller Wahrscheinlichkeit nach würde ich diesen Rath auch befolgt haben, denn ich hatte ein ernstliches Ziel vor Augen, und es lag durchaus nicht in meinem Sinn, mich unterwegs aufzuhalten, um ohne zwingende Nothwendigkeit mit nächtlichen Raufbolden eine Fehde auszufechten. Aber da zerriß ein herzdurchdringender weiblicher Schrei die Luft. Es war, als ob die Stimme, welche diesen verzweifelten Ton ausstieß, ihn nur mühsam einer Gewalt, die ihr den Mund verschloß und die Kehle einschnürte, abgerungen habe.

Ich drang vorwärts. Eine dunkle Gestalt von athletischem Wuchs versperrte mir den Weg und fiel mir in die Zügel. Der feurige und äußerst schreckhafte Orlik stieg beinah aufrecht in die Höhe und warf sich über das lebendige Hinderniß her.

Mit zwei Sätzen war ich im Hof. Ein dumpfer Schlag traf mich über den Rücken, so daß ich mich auf den Hals meines Pferdes niederbeugte, und fast gleichzeitig empfand ich den schmerzhaften Stich irgend eines scharfen Instruments in der linken Hüfte. Ich hörte Geschrei und lautes Schimpfen. In der Finsterniß tauchten noch zwei andere dunkle Gestalten vor mir auf; Orlik schlug hinten aus und bäumte sich. Ohne zu zielen und beinahe auf's Gerathewohl feuerte ich dem Nächsten eine Ladung an den Kopf. In dem aufblitzenden

*) Mischling, Kreuzung eines Vollblutrenners und einer kirgisischen Steppenstute.

röthlichen Licht konnte ich ein paar mit braunem Kameelfell bekleidete Rücken unterscheiden, die sich durch die Mauer schoben, und hart vor meinem Pferd lag ein dunkler Gegenstand ausgestreckt am Boden.

Aus einem finstern Winkel wiederholten sich jene Schmerzenslaute, die zuerst meine Aufmerksamkeit erregt. Ich stieg vom Pferd und ging dem Gehöre nach. Die Dunkelheit ließ nichts unterscheiden; nur beim Betasten merkte ich, daß ich ein weibliches Wesen vor mir hatte. Sie lag auf Stroh. Die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden, der Anzug in unbeschreiblicher Unordnung. Ich faßte die Unglückliche unter die Arme, richtete sie auf und zog sie in die Mitte des Hofs, wo es doch ein wenig heller war.

Sie weinte und schalt gleichzeitig. Ich hörte die Worte:

„Ihr Räuber und gierigen Wölfe! — Ihr Diebe! — Fort, laßt mich."

Ich band sie los und stellte sie auf die Füße.

Sie auszufragen fiel mir nicht ein, das wäre auch ganz unnütz gewesen.

Sie zitterte wie im Fieber, und kaum hatte ich den Gurt, der ihr die Hände zusammenschnürte, aufgelöst, als sie sich mit solcher Heftigkeit auf mich stürzte, daß ich Mühe hatte, ihre feinen Finger von meinem Filzmantel zu lösen.

Ich ließ ihr Zeit, ein wenig Athem zu schöpfen und sich wieder zu fassen, und lauschte währenddessen aufmerksam nach allen Seiten.

Ringsum herrschte tiefe Stille, nichts ließ sich hören, als das Schluchzen und Wimmern des armen Weibes und das ängstliche Wiehern Orlik's. Die Braunröcke waren offenbar entflohen.

Ich rückte den Sattel zurecht, faßte sie bei der Hand und sagte: „Komm' fort!"

Schweigend schritt sie auf mein Pferd zu. Ich bestieg den Orlik, hielt ihr den linken Bügel hin und faßte sie um den Gürtel. Behend, wie eine Katze, kletterte sie auf die Croupe des Pferdes, setzte sich zurecht und legte die Arme um meinen Leib. Wir gewannen die Straße und jagten im Galopp dahin, klatschend flogen Orlik's Hufe durch den Schmutz, der Regen strömte, es wurde sehr kalt. Ich ließ den Zügel los; das Pferd, das den Weg schon kannte, fand von selbst die Richtung.

„Tjura," *) begann plötzlich die Stimme meiner Begleiterin, „nicht so schnell, es thut mir weh."

Ich setzte das Pferd in einen mittleren Galopp, die asiatischen Rosse gehen diesen gemäßigten Gang trefflich.

„Ach, wie haben sie mich gemartert!" sagte sie, „die hungrigen Diebe! die Räub — Ach, wie weh thut mir die Seite! Sie haben mich ja so geschlagen, so arg geschlagen. Die Schurken!"

Sie zitterte, ihre Zähne schlugen aneinander und sie drückte sich fest an mich. Ihr Anzug war ganz zerfetzt und vom Regen durchnäßt; deshalb schnallte ich die Riemen meines Filzmantels los und legte ihn meiner Begleiterin um die Schultern.

„Ich wollte nach Katta-Kurgan," fuhr sie jammernd fort. „Diese Kai-

*) Tjura = Herr.

manen*) folgten mir und ritten beständig hinter mir drein; ich hielt sie aber für ehrliche Leute. So lang es helle war, rührten sie mich nicht an. Sie sprachen mit mir und ich sang ihnen allerlei Lieder. Aber nachher — die Straßenräuber! die Gottlosen!"

Hier brach sie von Neuem in Weinen aus und legte ihren Kopf an meine Schulter.

Nachdem wir noch eine halbe Stunde geritten waren, tauchten matte Lichter im Nebel auf. Es war das Dorf Kara-Su, in der Mitte zwischen Samarkand und Katta-Kurgan. Dort nahm ich mir vor, mein Pferd ausruhen zu lassen und mich selbst mit Thee zu stärken.

Hell flammte und knisterte der Scheiterhaufen, der am Boden des geräumigen Schoppens ausgebreitet lag; bei seinem kräftigen, wiewol etwas flackernden Licht betrachtete ich meine Gefährtin.

Sie war von hohem, fast männlichem Wuchs, athletischem Körperbau und auffallender Schönheit. Große Augen blickten aus dichten schwarzen Wimpern, wie aus einem dunkeln Rahmen, hervor; hochgeschwungene, schöngezeichnete Brauen liefen über der Nasenwurzel zusammen und gaben dem ganzen Gesicht einen seltsamen, raubgierigen Ausdruck. Eine lange, leichtgebogene Nase, ein sinnlicher Mund mit leidenschaftlich aufgeworfener Oberlippe, unter welcher breite weiße Zähne hervorglänzten, vollendeten das Bild.

Um den Kopf trug sie ein rothbaumwollenes Tuch, dessen Enden hinten über die Schulter hingen; ihre Kleidung bestand aus einem langen rothen Hemde, das ganz vom Regen durchnäßt und vom Kragen fast bis zum Saum hinab zerrissen war. Die bräunliche junge Brust war entblößt und von dunkeln Blutflecken bedeckt. Um die Schultern hing ihr ein gestreifter Männerrock, welcher ganz beschmutzt war und ebenfalls die Spuren eines kürzlichen verzweifelten Kampfes an sich trug.

Sie saß am Feuer und wand ihr durchnäßtes Kleid aus. Gierig schlürfte sie von Zeit zu Zeit von dem heißen Thee, den ich ihr in eine große, grüne Tasse eingeschenkt und stark mit Rum aus meiner Feldflasche gewürzt hatte. Heftige Fieberschauer schüttelten sie, sie krümmte sich zusammen und neigte sich bald mit den Schultern, bald mit dem Rücken gegen das Feuer, aber offenbar ohne warm zu werden.

Ich hatte mich inzwischen erholt und meine Wunde besichtigt; sie war ganz unbedeutend, nur ein kleiner Riß in der Haut; dagegen schmerzte mich der Rücken unerträglich. Nur mit Mühe konnte ich mich gerade halten, und dies verursachte mir entsetzliche Pein. Der Schlag, der allem Anschein nach von einer Hirtenkeule herrührte, hatte mich ganz betäubt.

„Thut Dir's weh?" fragte die Unbekannte, als sie meinen Gesichtsausdruck bemerkte.

Ihre Stimme klang tief, seltsam, guttural und wie aus einiger Entfernung;

*) Nomaden in der karminischen Steppe.

es war gerade, als ob der Sprecher drei Schritte hinter ihr stände. Dabei bewegten sich ihre Lippen kaum, als sie diese eigenthümlichen Laute ausstieß.

„Nein, nicht sehr," antwortete ich, indem ich sie fest anblickte.

„Ei nun!" lächelte sie; „gib mir Deinen Branntwein — Du hast sehr guten, er ist so feurig!"

Ich reichte ihr die Flasche.

Sie blickte das Fläschchen an, dann mich und goß sich Branntwein in die Tasse.

„Mich friert's," setzte sie dann gleichsam zur Rechtfertigung hinzu und zog die Schultern zusammen.

„Warum," fuhr sie fort, „warum ist denn bei Euch Russen Alles besser, als bei uns? Ist ja doch derselbe Gott bei uns wie bei Euch, nur daß er Euch nicht liebt, weil Ihr Ungläubige seid. Dennoch ist's bei Euch besser, trotzdem Gott Euch nicht liebt? Aber vielleicht ist das Alles nur Thorheit. Vielleicht haben es unsere Mullahs erfunden, nicht wahr?"

Bei diesen Worten dämpfte sie die Stimme zum Geflüster und rückte näher zu mir heran, indem sie mißtrauisch nach dem benachbarten Schoppen schielte, wo sich ein Haufen Fuhrleute gewaltig um einen Kessel mit fettem Reis bemühte.

„Das haben freilich Eure Mullahs erfunden," bekräftigte ich.

„Dann seid Ihr Russen besser als die Unsern."

Sie rückte noch näher zu mir, beugte sich herab, und über ihr Gesicht zuckte ein listiges, kokettes Lächeln.

„Ihr seid so tapfer, Ihr seid Helden," fuhr sie fort. „Ihr fürchtet nichts; aber die Unsern sind Feiglinge. Drei laufen vor Einem davon; aber über ein armes Weib fallen sie her, wie die Wölfe. Das Messer haben sie mir aus dem Gürtel gerissen, sonst wär' ich schon mit ihnen fertig geworden."

Bei diesen Worten machte sie eine so energische Bewegung, daß ich nicht im mindesten an dieser Versicherung zweifelte.

„Warum reisest Du allein?" fragte ich sie.

„Mit wem sollte ich denn reisen? Ich habe noch keine Dschigiten,*) ich müßte denn eine Chanin sein." Sie versank in Nachdenken, aber ihre Lippen murmelten nochmals: „Eine Chanin, eine — mächtige Chanin — Chanin —"

„Wie heißest Du?"

Sie fuhr zusammen.

„Wie ich heiße? Wozu brauchst Du das zu wissen? Nun gut, ich will es Dir sagen. Ich heiße Ak-Tomak.**) Solltest Du vielleicht noch nichts von mir gehört haben?"

Dabei blickte sie mir mit forschender Miene in's Gesicht, und wieder glitt das bekannte Lächeln über ihre Züge.

Ich schüttelte verneinend den Kopf.

„Ach, das kann nicht sein; das redest Du mir nicht ein. Wer hätte noch nichts von mir gehört? Mich kennt alle Welt."

---

*) Dschigit = eine Art Trabant, berittener Leibwächter.

**) Weißer Hals.

Ak-Tomak wandte den Kopf zur Seite, zupfte an ihren Flechten und den Enden ihres Kopftuchs, und ein böser, häßlicher Ausdruck blitzte in ihren lebhaften Augen auf.

„Nun, hast Du Dich jetzt gewärmt?" fragte ich sie.

Sie antwortete nicht.

Eine außerordentliche Schläfrigkeit überfiel mich, ich legte das Sattelkissen unter den Kopf und streckte mich auf meinem Filzmantel zum Schlummer aus. Ak-Tomak hatte ich meine Flanelldecke gegeben, die ich, hinter den Sattel geschnallt, überall mit mir führte.

Meine Begleiterin schien nicht geneigt, meinem Beispiel zu folgen; sie schob beständig trockene Zweige in das Feuer und ließ die lustige Flamme nicht ausgehen. Dann stand sie auf, trat zu meinem Orlik, der an einen Pfahl des Schoppens gebunden war, streichelte ihn und betastete ihn mit der Hand unter der Satteldecke, was das gewöhnliche Mittel ist, um zu erfahren, ob ein Pferd sich soweit abgekühlt hat, daß man zur Fütterung schreiten darf. Zufrieden mit dem Resultat dieser Untersuchung blickte sich Ak-Tomak um, ging in einen dunkeln Winkel der Scheuer und kam mit einem schweren Bund trockenen Klees wieder heraus; einen Theil davon legte sie dem Thier zum Fressen vor und den Rest breitete sie sorgfältig rings herum aus.

Nachdem sie das aufwiehernde Pferd gestreichelt hatte, trat sie wieder an's Feuer und blickte mich an. Ich stellte mich schlafend, denn ich wollte beobachten, was sie nun weiter beginnen würde.

Ein paar Minuten lang saß Ak-Tomak unbeweglich, dann streckte sie die Hand aus, ergriff meinen Doppelläufer und betrachtete ihn aufmerksam. Besonders interessirten sie die eingravirten Thierfiguren und die Verzierungen am Schloß.

„Jakschi, kop jakschi,"*) sagte sie und küßte den Gewehrlauf.

„Aha," dachte ich, „Du bist also eine ganze Amazone."

Mit einer Handbewegung schleuderte Ak-Tomak ihr Tuch vom Kopf; schwarze, glänzende Haare, in zahllose Zöpfe geflochten, wallten herab, da und dort blickten bunte Glasperlen und silberne Schaumünzen daraus hervor.

Eine große Schramme auf der Stirn, gerade über der linken Braue, eine alte, längst vernarbte Schramme fiel mir in die Augen; das Kopftuch, das bis über die Brauen hereingezogen war, mußte sie vorher verdeckt haben.

Ak-Tomak war in diesem Augenblick sehr schön; aber die Schönheit beruhte auf dem Effect, auf der Decoration. Man durfte sie nicht einmal zu genau betrachten, sonst entdeckte man in ihren energievollen Zügen etwas Unangenehmes, Unweibliches, ja sogar ein wenig Abstoßendes.

Sie breitete das Tuch aus, legte sich auf die eine Hälfte und deckte sich mit der andern zu.

Das Feuer erlosch. Mein Orlik kaute schnaubend, die Fuhrleute schliefen dicht aneinander gedrückt, und die Pferde schüttelten sich geräuschvoll und klirrten mit den kupfernen Ringen und Schellen am Geschirr. Etwas weiter weg in

*) Schön, sehr schön.

der Scheuer bekämpften sich zwei Hengste. Die beladenen zweirädrigen Wagen standen unbeweglich auf der Straße, mit den Deichseln in den Boden eingerammt. Ueber den Gebirgspaß wehte ein scharfer Wind, und rauschend beugte sich die dichte Sandweide über den trüben, trägfließenden Bach. Zerstreute Wolken jagten über den Himmel hin, stellenweise blickten einsame Sternchen hervor. Es wurde sehr kalt.

Ich wickelte mich fester in meinen Mantel und schlief ein. Die ungereimtesten, unzusammenhängendsten Gedanken schwirrten mir durch den Kopf und jagten einander; der Rücken und die linke Hüfte schmerzten mich unerträglich.

Es war schon ganz hell, als ich erwachte. Alle Fuhrleute, die in Kara-Su übernachtet hatten, waren fort. Mein Orlik stand schön geputzt und gesattelt da, im Kessel kochte und sprudelte der siedende Thee, meine Decke hing sorgfältig zusammengelegt am Sattel, aber Ak-Tomak selber war verschwunden.

„Sie ist mit den Fuhrleuten fortgeritten, nach Samarkand," antwortete mein Freund, der Herr der Karawanserei auf meine Frage.

II.

Fünfundzwanzig Werste von Katta-Kurgan liegt unter Gärten und Wiesen das kleine Dorf „Urus".*)

Dieses Dorf besitzt jedoch gar nichts, was seine Benennung rechtfertigen könnte. Man findet dort, wie überall, dieselben im Thale zerstreuten Gruppen von Lehmgebäuden mit schmalen Durchgängen, dieselben leichten, wollegeflochtenen Zelte, dieselben hoch aufgehäuften Schichten von Klee und Brennholz auf den niedern Dächern und schließlich dieselben Fruchtbäume, die hinter jeder Mauer hervorragen. — Die Bewohner dieses Kischlak**) sind ächte Usbeken, und wenigstens in gegenwärtiger Zeit ist gewiß kein einziges Gesicht dort zu finden, das auch nur mit einem Zug an den russischen Typus erinnerte.

Vor dreihundert Jahren hielten sich, wie die Ueberlieferung erzählt, viele russische Flüchtlinge im bucharischen Chanat auf, und diese baten, man möchte ihnen einen Ort zur Ansiedelung anweisen. Ihre Bitte wurde erfüllt, aber nur unter der Bedingung, daß sie sich zum Islam bekehrten.

Solchergestalt siedelten sich einige Dutzend russischer Renegaten in dem Sarawschanthale an; sie richteten sich mit ihren Familien häuslich ein und lebten, wenigstens Anfangs, wie der Vogel im Hanfsamen.

Mehrere Jahre vergingen, da wurden in der Umgebung der russischen Ansiedelung verschiedene Verbrechen verübt: Diebstähle, Raubanfälle und sogar Mordthaten. Ueberdies verbreitete sich das Gerücht, die Russen beteten wieder zu ihrem Gott und hätten aus ihrer Mitte einen besonderen „Mullah-Popen" ausgewählt, ja sie benetzten sogar die Neugeborenen dreimal mit kaltem Wasser.

Zuerst blickte das Volk und bald auch die Regierung mit scheelen Augen auf die Ansiedler und zählte sie zu den „schlechten Gläubigen". Nun begannen

*) „Urus", zu deutsch etwa Russendorf, Russenheim.

**) Kischlak = Nomadendorf.

die Verfolgungen in solchem Maß, daß die Russen zur Einsicht kamen; aber es war schon zu spät.

Zum Unglück für sie endigte einer der damaligen zahlreichen Feldzüge des Beherrschers der Bucharei gegen einen benachbarten Chan mit schwerem Mißgeschick. Diese Niederlage schrieb man unter Anderem „den Gebeten der Russen zu ihrem früheren Gott" zu, und in einer sehr finstern und stürmischen Nacht wurde die ganze Einwohnerschaft des Kischlak „Urus" bis auf den letzten Mann niedergemacht.

Der Name „Urus" aber hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten.

Aus diesem Dörfchen zog ich in einer kalten Herbstnacht des Jahres 1868 mit meiner Compagnie aus, in der Absicht, bei Tagesanbruch Katta-Kurgan zu erreichen, wo unser Bataillon stationirt war.

In Urus nahm ich mir vor, die Bande Chadschi-Nasar's zu überfallen, welche die uns zugehörige Cheradschpflanzung*) in der Niederung beraubt hatte, aber ich verlor fruchtlos einen ganzen Tag und hetzte meine Leute vergebens ab. Der Mangel an guter Cavallerie zwang uns, zu Fuß — man kann sich denken, mit was für Aussicht auf Erfolg — die fliegenden Banden der windschnellen Barantatschen zu verfolgen.

Es war sehr kalt. Das Wasser in den Canälen und Pfützen war mit einer dichten Eisschicht bedeckt, an dem kaltklaren Himmel glänzten Myriaden Sterne.

Die Soldaten mußten auf dem schmalen Fußpfad hinter einander marschiren; voraus ritten zwei Führer, welche sich angeboten hatten, uns den richtigen Weg aus Urus zu zeigen.

Alle Augenblicke geriethen wir an tiefe Canäle, die wir überspringen, an Lehmwände, durch die wir einen Durchbruch suchen mußten, und häufig sprangen wir gerade in die gewürfelten Beete der Tabackspflanzungen hinein, strauchelten über trockene Haufen von gemähtem Mais und Dschugarra**) und zerrissen beim Hindurchdringen durch das Dickicht unsere leinenen Feldkittel.

„Das muß freilich der rechte Weg sein, Kameraden," scherzten die Soldaten, „derselbe, auf dem die Krähen fliegen."

So marschirten wir immer weiter, kamen aber, nach den zweifelhaften Blicken der Führer zu schließen, keineswegs dahin, wohin wir eigentlich wollten. Wir wußten nur so viel, daß wir uns immer noch auf dem rechten Ufer des Kara-Darji befanden, und daß wir auf die andere Seite hinüber mußten. Allein wir wußten nicht, an welcher Stelle übersetzen. Die Führer schluchzten und zitterten kläglich, sie behaupteten, plötzlich die Anfälle einer sonderbaren Krankheit zu verspüren, und versicherten, das allerbösartigste Fieber schüttle sie. Es war leicht zu merken, was für ein Fieber sie befallen hatte — sie zitterten für ihre Köpfe, und diese Furcht war, nach ihren Begriffen und nach der Landessitte, nicht ganz ungegründet.

Ich muß hier beifügen, daß unsre Compagnie mit einem Stück Brod in

*) Eine Art Mais.

**) Chinesische Hirse.

der Tasche und in Leinenkitteln ausgerückt war, ohne nur die Mäntel mitzunehmen. Den Tag über hatten wir warmen, wiewol herbstlich gedämpften Sonnenschein, und bei dem schnellen Marsch wurde es uns sogar heiß; aber Nachts, als die Gewässer zufroren, überzeugten wir uns unwiderleglich von der ungenügenden Erwärmungsfähigkeit unserer Bekleidung.

An die Ufer schäumend rollte, im Glanz von zahllosen zurückgestrahlten Sternen, der Kara-Darji vor unseren Blicken. Unsere nägelbeschlagenen Soldatenschuhe knirschten auf den Steinen und bunten Kieseln am Strand dieses bedeutenden Armes des Sarawschan. An beiden Ufern lagen dunkle Gärten, und dichtes, silberglänzendes Zittergras bedeckte den Weg.

Dieses Schauspiel war unstreitig sehr schön und großartig; aber nichtsdestoweniger gewährte es uns nicht das geringste Vergnügen, bis an den Gürtel durch's Wasser zu waten, und das bei einer solchen Kälte und in so leichtem Anzug.

Aechzend und schnatternd stiegen unsre Leute in's Wasser hinab, das uns jedoch nicht weiter als bis zum Gürtel reichte, und eilten mit hochgehobenem Gewehr, die Patrontasche an's Bajonett gebunden, an das andere Ufer.

Wir gingen, oder rannten vielmehr, weiter. Unsere Zähne schlugen vor Kälte aneinander, die durchnäßten Schuhe und Kleider froren uns am Leibe.

Wieder mußten wir über Canäle und Beete springen und uns durch Lehmwände und Gesträuche hindurchdrücken, und erst nachdem wir eine Stunde unter solcher angestrengten Gymnastik zugebracht, kamen wir endlich auf einen breiten, ebenen Weg, der uns an ein niedergerissenes Gehöft führte. Dort störten wir durch unsre Annäherung ein ganzes Rudel verschiedenfarbiger Hunde auf, die uns mit rasendem Gebell begrüßten.

Jetzt wohin, rechts oder links? Wir wußten uns schlechterdings keinen Rath.

Ein heiserer Kehllaut, mit dem man die Maulthiere anzutreiben pflegt, und das Knallen einer Peitsche ließ sich ganz aus der Nähe vernehmen. Eine Gestalt im Turban bewegte sich auf uns zu, und unter dieser dunkeln Masse wurden vier kleine Füße sichtbar. Als uns der Herankommende erblickte, machte er Halt — vermuthlich setzte ihn die unerwartete Begegnung in Verlegenheit, und er wollte sich entfernen. Wir hielten ihn jedoch auf, und es entspann sich folgendes Gespräch.

„Sei gegrüßt, Freund!"

„Allah erhalte Euch! Seid ebenfalls gegrüßt!"

„Wo geht's nach Katta-Kurgan?"

„Wohin?"

„Nach Katta-Kurgan."

„Wollt Ihr denn dorthin?"

„Freilich."

„Nun, dann seid Ihr auf dem falschen Wege. Auf dem kommt Ihr niemals nach Katta-Kurgan."

„Das wissen wir, aber zeige uns Du den rechten."

„Ich kann nicht — es ist jetzt Nacht. Rechtschaffene Leute schlafen um diese Zeit und treiben sich nicht auf den Feldwegen herum."

„Du schläfst ja auch nicht und treibst Dich gleichfalls herum."

„Ich bin in Geschäften."

„Wir sind auch in Geschäften. Höre, Freund, wir lassen Dich auf keinen Fall mehr los, ehe Du uns unseren Weg führst. Deshalb geh' lieber im Guten, sonst brauchen wir Gewalt —"

„Ei, warum sollte ich nicht? — Ich bin bereit, Euch zu führen — ich bin immer bereit, den Russen zu dienen. Aber seht, Ihr Russen seid ein reiches Volk, Ihr habt da dem Emir Mosafar so viel Gold im Kriege abgenommen, und ich bin ein armer Mann —"

„Sei ganz ruhig, Du wirst gut bezahlt werden."

„Ich sage es deshalb, weil mir der ganze morgige Tag verloren geht, wenn ich Euch führe, und für so einen Baigusch (Hungerleider) wie mich will das viel heißen —"

„Jedenfalls erhältst Du mehr, als Du in zehn Tagen verdienen kannst."

„Nun gut! Allah erhalte Euch. Geht nur mir nach."

„Aber wie viel „Taschen" *) sind es von hier nach Katta-Kurgan?"

„Nicht weniger als drei."

Diese Nachricht setzte uns in große Bestürzung. Drei „Taschen", das bedeutet soviel als fünfundzwanzig Werst. Ungeachtet unseres langen nächtlichen Marsches waren wir noch eben so weit vom Ziel entfernt, als im Augenblick unseres Auszugs aus dem Kischlak Urus.

Ich setzte einen kleinen Kriegsrath aus meinen Unterofficieren zusammen, und wir beschlossen einstimmig, bis Sonnenaufgang an Ort und Stelle zu bleiben, Feuer anzuzünden und uns zu wärmen; zum Glück fanden wir trockenes Heizmaterial in Menge.

Unseren neuen Führer beschlossen wir für alle Fälle unter strenger Aufsicht zu halten, worüber er nicht das geringste Mißvergnügen blicken ließ.

Eine helle Flamme loderte augenblicklich an verschiedenen Stellen empor und beschien die weißen Soldatenkittel und die aufgepflanzten Gewehrrücken. Die Leute zogen sich aus, entledigten sich ihrer nassen Beinkleider und Fußlappen und trockneten sich am Feuer. Die Glücklichen, denen es gelungen war, sich zu erwärmen, schliefen schon fest, so nahe als möglich an's Feuer geduckt; die anderen fachten die lebenspendende Flamme an und rotteten unbarmherzig die für den Winter hergerichteten, hochaufgehäuften Stechpflanzen aus.

Unser neuer Führer stieg vom Esel herab, umwickelte diesem die Füße mit einem Riemen und kauerte sich vor dem Feuer auf die Fersen zusammen, um seine eingeschrumpften rothen Finger zu wärmen und einzuräuchern.

Er war ein Mann von sechzig Jahren oder meinetwegen noch etwas mehr, von hohem Wuchs, unternehmendem Aeußern und auffallend jugendlicher Haltung, wie man sie bei den schwerfälligen, unbehilflichen Sarten sonst gar nicht anzutreffen pflegt. Sein Gesicht hatte etwas außerordentlich Bewegliches, Ausdrucksvolles; tückische Augen glänzten unter dichten, struppigen Brauen hervor, und der spärliche graue Bart zitterte bei jeder Bewegung. Zwei Schritte weit

*) Ein Wegmaß.

von ihm weg hatte sich sein langohriger Reisegenosse niedergelassen und schnappte vom Boden vertrocknete Grashälmchen und umhergestreute Schlehdorne auf, wobei er beständig nach dem Feuer hinüberblinzelte.

Ich saß nicht weit davon auf einer Trommel, und bedauerte schmerzlich, meinen Zeichenapparat nicht bei mir zu haben.

Eine Stunde vor Sonnenaufgang erhoben wir uns von unserem Bivouak. Abda-Rachman, unser Führer, der mir bereits seinen Namen anvertraut hatte, schwankte an der Spitze der Colonne voran, in gleicher Höhe mit meinem Steigbügel. Der Sängerchor stimmte das gewöhnliche Marschlied an:

Ob der Wind im Walde rauscht,
Ob das Meer erbraust —

Die Trommler schlugen den Tact, die Soldaten luden ihre Carabiner auf die Schultern, rieben sich die erstarrten Finger und setzten sich in Marsch.

Wir mußten wirklich einen sehr weiten Weg und ganz in der entgegengesetzten Richtung zurücklegen, denn als wir endlich durch das Grün der Gärten hindurch den gelben Abhang des Nuruzai, eines Flußcanals, erblickten, an dem Katta-Kurgan liegt, stand die Sonne schon hoch am Himmel, und es war beinahe Mittag.

In meiner Hütte pfiff und sang der Samowar auf dem Tische, den er zur Hälfte einnahm, und trieb weiße Dampfwirbel an die Decke. Im Nebengeschoß spülte mein Bursche das Geschirr und klirrte lustig mit den Gläsern dazu. Aus der Küche drang ein appetitlicher Duft nebst einem angenehmen Brodeln, welches den hungrigen Magen reizte.

Ich saß auf einem bequemen Feldstuhl vor dem hellflackernden Kamin, neben mir auf dem Teppich kauerte mit untergeschlagenen Beinen Abda-Rachman und betrachtete neugierig die weißen Stuccaturwände meiner Hütte, die ich über und über mit Kohle und Tusche bemalt hatte.

Diese Zeichnungen waren in ganz Katta-Kurgan und der Umgebung bekannt, und häufig hatte ich das Vergnügen, einheimische Besuche bei mir zu empfangen, welche einzig in der Absicht kamen, die Wunderdinge an den Wänden meiner Hütte zu betrachten.

Plötzlich stieß der Alte einen Schrei aus und sprang auf die Beine.

„Ak-Tomak! O! Ak-Tomak!“ rief er mit sichtlicher Erregung.

Auf die Scheidewand zwischen den Fenstern war mit leichten Zügen der Kopf der Amazone hingeworfen, die ich vor einem Monat in Aschik-Ata gerettet und so unerwartet in Kara-Su verloren hatte. Diese Zeichnung war es, die den halb erfreuten und halb erschrockenen Abda-Rachman in solche Bewegung setzte.

„Kennst Du sie denn?“ fragte ich erstaunt über seine Heftigkeit.

„Ob ich sie kenne? — Ja, ich kenne sie besser, als irgend ein Anderer. Ich und sie nicht kennen!“

Er hielt plötzlich inne und versank in trübes Nachsinnen. „Kein Weib — eine Schlange!“ sagte er langsam, den Kopf hin- und herwiegend. „Ja, der

leibhaftige Teufel in Menschengestalt. — Allah, Allah, nicht immer bestraft Du die Missethat!"

Der graue Bart des Alten zitterte heftig, von seinen langen Wimpern tropften ein paar Thränen.

In diesem Augenblick wurde eine ganze Schüssel mit heißem Reis in's Zimmer getragen, und Abda-Rachman wandte die Augen von dem Bildniß der Schönen, des „Teufels in Menschengestalt", nach dem in Fett schwimmenden gesottenen Reis.

Es war klar, daß unser Führer etwas sehr Interessantes aus dem Leben Ak-Tomak's wissen mußte, die ich seit dem Abenteuer in Aschik-Ata nicht wiedergesehen hatte. Ich beschloß daher, diese Geschichte um jeden Preis von ihm zu erfahren, was mir auch gelang, so bald wir unseren Hunger nur einigermaßen gestillt hatten.

III.*)

Vor einem Jahr war von Haus zu Haus, von Moschee zu Moschee, von Karawanserei zu Karawanserei eine merkwürdige Nachricht geflogen.

Nur mit größter Vorsicht wagte Einer dem Andern diese Neuigkeit zuzuflüstern, denn sie war in der That von außerordentlicher Art, und die ganze Einwohnerschaft des volkreichen Khokand, besonders der weibliche Theil, spitzte hochverwundert die Ohren.

Man erzählte sich nämlich, vor drei Tagen sei eine der Lieblingsfrauen des Chudojar-Chans der Untreue gegen ihren furchtbaren Gebieter und Gatten überwiesen worden.

Dies war ein schreckliches, unerhörtes Vergehen, welches die augenblickliche, unvermeidliche Strafe des Todes nach sich zog.

Das Interesse an der Begebenheit wuchs noch, als man den Namen der Missethäterin erfuhr. Es war Ak-Tomak.

Nur Wenige hatten sie noch, in ihrem elften Jahre, gesehen; denn im zwölften schlossen sie bereits die Mauern des Chanen-Harems ein. Dagegen gab es nicht Einen, der nicht von der außerordentlichen Schönheit dieses Weibes gehört hätte.

Man behauptete, ein einziger Blick von ihr sei hinreichend, um einen Mann auf ewig zu Grunde zu richten, und alle anderen Frauen verblaßten neben ihr wie die Sterne vor dem Mond; ja der Chudojar-Chan wäre selbst bereit, ihr das entsetzliche Vergehen zu verzeihen, nur fürchte er sich vor dem alten „Kasy",**) der, um ein abschreckendes Beispiel zu geben, auf unverzüglicher Bestrafung bestehe. Auf Seiten des Kasy standen auch alle ehrwürdigen Mullahs von Khokand und der Umgebung.

Dem jungen, schönen Afghanensöldling Omar-Schah, dem Jusbaschi (An-

*) Da ich die Erzählung Abda-Rachman's nicht Wort für Wort wiedergeben kann, so habe ich mich bemüht, wenigstens ihren Charakter, soweit es mir bei meiner sehr beschränkten Kenntniß der Landessprache möglich war, beizubehalten.

Anmerkung des Verf.

**) Der geistliche Richter.

führer) der Leibgarde des Chudojar-Chans, welcher sich dieser unerhörten Mißachtung der Chanenwürde schuldig gemacht, war es gelungen, zu entfliehen; allerdings ein außerordentliches Glück für ihn und ein klarer Beweis, daß ihn Allah nicht aus seiner Huld verstoßen hatte. Im andern Fall wäre dem Schuldigen ein so schauderhafter, qualvoller Tod zu Theil geworden, daß sich die Gebeine seiner Vorfahren im Grabe umgedreht hätten.

Das Vergehen war indeß durch unumstößliche Beweise festgestellt worden, auch nicht Ein mildernder Umstand sprach zu Gunsten der Schuldigen, und das Urtheil des beleidigten Herrschers mußte vollstreckt werden.

Nach den bestehenden Landesgebräuchen wurde die Missethäterin gewöhnlich unter strenger Bedeckung nach einer zu diesem Zweck bestimmten dunkeln Hütte geführt; der Sarbas*), der das Henkeramt versah, stemmte die Mündung des Lunten-Multuks**) der Unglücklichen an die Schläfe und machte allen Qualen auf einmal ein Ende, indem er sie schleunigst in eine andere Welt beförderte.

Für Frauen gab es nur Eine Art der Todesstrafe, die Erschießung. Die vornehmere Todesart des Köpfens wurde nur der höhergearteten Hälfte der Menschheit, dem männlichen Geschlechte, zu Theil.

Der Tag der Hinrichtung war festgesetzt. Dichte Volksmassen sperrten die Hauptstraßen, welche durch den Bazar nach Katta-Derwas (großes Thor) führt. Auf diesem Weg sollte die unglückliche Ak-Tomak an das Darji-Ufer gebracht werden, um dort in einer der leeren, längst verödeten Hütten ihre Strafe zu erleiden. Eben daselbst lagen auch die städtischen Schlachthäuser, in welchen täglich für den Bedarf der Hauptstadt des khokand'schen Chanats großes und kleines Hornvieh zu Hunderten geschlachtet wurde.

In unabsehbarer Menge wogte und summte das Volk in der Hauptstraße und den naheliegenden öffentlichen Plätzen; alle Dächer waren von Turbanen, Schaffellmützen und bunten Kaftans bedeckt, viele Tausend Augen hingen mit fieberhafter Ungeduld an der von der Sonne hellbeschienenen Moschee Suleimans, hinter welcher die traurige Procession hervorkommen sollte.

Voraus ritt auf stattlichem Renner der Kurbaschi (der städtische Polizeimeister) in rothem Kaftan, mit goldgesticktem Rücken und ungeheurem weißen Turban, den krummen Säbel an die linke Seite geschnallt. Neben ihm her flogen ein paar Läufer, die mit ihren langen, weißen Stäben den Weg säuberten und der hohen Würde des Kurbaschi Achtung verschafften.

Endlich erschien auch die mit Spannung erwartete Gruppe. Auf einem hohen, ungesattelten Esel, von Sarbasen in kurzen, blauen Kaftans, rothen Schalwaren und großen Schaffellmützen umgeben, ritt Ak-Tomak.

Aber ach, die Blicke der Neugierigen wurden nicht befriedigt. Die Schöne war in einen grauen, leinenen Sack gehüllt, der in schweren Falten vom Kopf bis zum Gürtel niederreichte.

Dicht hinter ihr schritt ein großer, bejahrter Sarbase in spitziger Mütze, deren Zipfel und Ohrlappen ihm Hals und Schultern bedeckten und mit schweren

*) Sarbas = regulärer Infanteriesoldat.
**) Multuk = Gewehr.

Troddeln bis auf die Brust herabhingen. Dieser Alte trug einen gewichtigen Multuk auf der Schulter, welcher der Dauerhaftigkeit wegen mit weißgegerbten Riemen umwickelt war. Das Ende der Lunte, das in dem Schnapphäkchen steckte, rauchte und glimmte.

Ak-Tomak saß rückwärts auf dem Esel, in nächster Nähe des abscheulichen Mordgewehrs, das in ein paar Minuten ihrem Leben ein Ende machen sollte. Durch das dünne Gewebe des Sackes hindurch drang der brandige Pulvergeruch der glimmenden Lunte; sie hätte sie mit den Händen zerreißen können, wären ihr diese nicht fest auf den Rücken gebunden gewesen.

Die Sarbasen schlenderten langsam daher, indem sie träge nach allen Seiten gafften und sich geriebenen, grünen Taback in den Mund stopften. Der Kurbaschi war ihnen weit voraus geeilt und wartete schon auf dem Richtplatz. Die Menge, welche dem Zug folgte, schaarte sich immer dichter und dichter zusammen und drängte hinter den Sarbasen drein.

Endlich war das Ufer erreicht. Die unbehilfliche Gestalt im Sack mit den zusammengebundenen Händen wurde vom Maulthier gehoben und auf die Füße gestellt. Sie schwankte und wäre beinahe gefallen, aber der Henker ergriff sie und stieß sie zu der dunkeln Thür hinein. Er selbst folgte in gebückter Haltung, sein Gewehr nachschleifend. Der Kurbaschi stieg vom Pferde, gab es einem Polizeidiener zu halten und stellte sich neugierig unter die Thür, ohne jedoch die verhängnißvolle Hütte zu betreten.

Alles lauschte mit verhaltenem Athem auf den Schuß.

Da ereignete sich jedoch ein ganz außerordentlicher Vorfall.

Der Schuß fiel, aber nicht da, wo man ihn erwartete. Von einer großen eisernen Kugel getroffen, wälzte sich der Polizeidiener, der das Pferd gehalten hatte, am Boden und eine Gestalt, die übrigens dem Henker auf ein Haar glich, sprang auf das Pferd und verschwand hinter der Hütte. Aber in derselben Minute erschien der Reiter wieder und hatte diesmal hinter sich auf dem Sattel Ak-Tomak, die sich fest um seinen Leib klammerte. Gleichzeitig tauchte vor dem erstarrten Volk, Gott weiß woher, Omar-Schach in funkelnder Rüstung auf.

Eine unaussprechliche Aufregung bemächtigte sich aller Anwesenden. Viele rannten davon und warfen sich in die nächsten Häuser, einige krochen in die Hütte. Die Letzteren erblickten daselbst in der entgegengesetzten Wand eine Oeffnung, welche augenscheinlich schon früher gebrochen worden war. Am Boden lag der Sack, welcher Ak-Tomak verhüllt hatte, nebst dem Strick, mit dem ihr die Hände gebunden waren, und aus einer Ecke ragte die Spitze des zurückgelassenen Multuks hervor.

Ehe die Umstehenden zur Besinnung kommen und sich klar machen konnten, was eigentlich vorgegangen, waren die Reiter längst aus dem Gesicht entschwunden, was in den engen, vielverschlungenen Quergäßchen, unter dem dichten Gedränge des Bazars gar nicht schwer fiel. Denn wenn sich diese Volksmasse überhaupt um die Angelegenheit kümmerte, so äußerte sich dieses Interesse weit eher in der Theilnahme für die Flüchtigen, als im Wunsch, sie einzufangen.

Bis die Nachricht von dieser Flucht zu dem Chudojar-Chan drang und die Verfolgung eingeleitet wurde, vergingen mehrere Stunden und unsere Flüchtlinge, welche den Pferden die Zügel schießen ließen, hatten die Gärten und die gezackten Mauern von Khokand schon lange hinter sich.

Des Abends erreichten sie den Fluß von Kaschgar-Dawan, wo sie sich leicht jeder Verfolgung entziehen konnten. Wie sollte man sie auch in jenen tiefen, finstern Schluchten ausfindig machen, in welche die Sonne nur hereinblickt, wenn sie im Zenith steht, und auch dann nur auf eine oder höchstens anderthalb Stunden!

Die Nacht brach früh herein, der Weg führte, in einem gekrümmten Gebirgspfad, immer höher und höher. Der Sarbas ritt auf seinem wohlerworbenen Renner, welcher sich unter der doppelten Last abmühte, voraus; ihm folgte Omar-Schach.

Nach Verlauf einer Stunde wandten sich die Fliehenden seitwärts. Es dunkelte stark, der Pfad wurde immer rauher und rauher und fast unwegsam gemacht durch große herabgefallene Steine. In Kurzem sahen sie keine Möglichkeit mehr, ihren Marsch zu Pferd fortzusetzen, und mußten sich daher zum Absteigen bequemen.

Alle drei gingen nun oder krochen vielmehr aufwärts, indem sie die schwerathmenden, bei jedem Schritt strauchelnden Pferde am Zügel nachzogen. Noch dreimal lenkten sie in Seitenpfade ab; endlich machten sie Halt.

„Hier findet uns der Schaitan selbst nicht heraus, hier können wir ein wenig ausruhen," sagte der Sarbas, „die Pferde haben's nöthig und wir auch; nicht wahr?"

„Freilich," bestätigte Omar-Schach, „wir kommen sonst ganz von Kräften, und die russische Grenze ist noch weit."

„Wenn Allah uns beisteht, so können wir übermorgen Abend den Chodschent erreichen."

„Dort wohnen Russen," fiel Ak-Tomak ein, „das sind brave Leute, die uns arme Frauen nicht schlagen."

Dies waren die ersten Worte aus ihrem Mund, seitdem sie die unterirdischen Steingemächer des Chanen-Gefängnisses verlassen hatte.

Der Ort, den sie sich zum Nachtlager aussuchten, stellte einen kleinen freien Platz dar; zur einen Seite lag, beinahe senkrecht, ein tiefer Abgrund, zur andern stieg eine ganz zerklüftete, moosbewachsene Wand hoch hinauf und verlor sich in die herabhängende dunkle Wolke.

Der ganze Platz war mit schwarzen Steinen von solcher Größe besäet, daß sich die drei Flüchtlinge zusammt den Pferden bequem dahinter verstecken konnten.

Diese gewichtigen Blöcke hatten sich dort oben von jener wolkenverhüllten Steinwand abgelöst; einige davon waren lawinenartig weitergerollt bis in die Tiefe der Schlucht, andere waren auf dem Platze liegen geblieben, in den sie sich mit ihren scharfen Kanten festgerannt.

Solche Blöcke konnten auch jetzt in dieser Nacht herunterfallen und die Flüchtlinge erschlagen, aber sie konnten eben so gut droben bleiben. Das menschliche Leben steht ganz in Allah's Händen.

„Das ist ein guter Platz, ich bin schon dreimal hier gewesen," sagte der Alte, nahm die kostbare Decke vom Sattel des Kurbaschi und breitete sie auf dem Boden aus. — „Aber es ist ja auf einmal so dunkel geworden und so feucht dazu! Wir werden bald bis auf die Haut naß sein." —

„Die Wolke hat sich herabgesenkt und uns eingehüllt," sagte Omar-Schach, und nahm sein Oberkleid ab, das er Ak-Tomak umhängte.

Dies war auch von seiner Seite die erste Aufmerksamkeit gegen das geliebte, gerettete Weib ....

Es wollte mir sehr verdächtig erscheinen, daß Abda-Rachman alle Einzelheiten der Flucht so genau und ausführlich kannte, und ich war viel zu neugierig, um ihm meine Verwunderung zu verhehlen.

„Dies kommt daher," antwortete auf meine Frage der Erzähler, „daß der Sarbasenprofoß den gleichen Namen führte, wie ich — Abda-Rachman."

Nun war die Sache klar und Abda-Rachman fuhr in seiner Erzählung fort:

Im Lauf der Nacht zogen noch mehrmals feuchte, kalte Wolken vorüber, die Kleider wurden ganz durchnäßt.

Feuer konnte nicht angezündet werden, denn erstens war kein Brennmaterial vorhanden und zweitens, wenn sich auch etwas Derartiges vorgefunden hätte, so würde das Licht den Verfolgern den Weg gezeigt haben.

Omar-Schach und Ak-Tomak lagen unter der Steinwand, und es fragt sich, ob die Kälte der vorbeiziehenden Wolken auch nur durch ihre wattirten seidenen Kaftans hindurchdrang. Dagegen hatte der arme Greis in jener Nacht gehörig darunter zu leiden.

Er sah nach den Pferden und horchte auf das Pfeifen des Windes in den Schluchten und auf das unerwartete Geräusch eines sich ablösenden Steines. Da hörte er mit Erstaunen, daß irgend Etwas, was noch nicht zu unterscheiden war, auf dem schmalen Pfad zu ihnen heraufkam. Ja, und nicht nur Einer, es mußten Mehrere sein. Auch kam es ihm vor, als ob Metall auf den Steinen erklirrte.

„Wenn sie uns fänden?" dachte Abda-Rachman, und kalter Schweiß trat ihm unter die Pelzmütze, Zittern überflog seinen ganzen Körper.

Er trat an den Rand des Abhangs, legte sich mit plattem Leib nieder, hielt das Ohr an den Boden und lauschte aufmerksam.

Tiefste Stille herrschte; in einiger Entfernung bewegte sich allerdings Etwas auf den Steinen, aber dieses „Etwas" war eine ungeheure Gebirgseidechse, die nur deshalb hinter einem großen schwarzen Quader hervorgeschlüpft war, um sich nach einer kurzen Strecke wieder hinter einem andern zu verkriechen.

Der Alte wandte sich nach der Seite, wo Omar-Schach und Ak-Tomak lagen.

„Was? Schlafen sie denn?" sagte er zu sich selbst. „Aber wie, wenn man uns jetzt fände? Das wäre schön! Sie würde wieder — und er auch — ja, für ihn wäre es entsetzlich, noch weit schlimmer als für sie. Und für mich?

O weh, o weh, was würde mir geschehen? brrr! — O Allah, Allah, stoße uns nicht in solches Unglück!"

Kaum war die Dämmerung angebrochen und die Reisenden wollten sich eben wieder auf den Weg machen, als das scharfe Auge Abda-Rachmans einen verdächtigen Umstand entdeckte, der sie von dem halsbrecherischen Hinuntersteigen abhielt.

Weit unten, wo das unbewaffnete Auge eines Europäers nichts mehr gesehen hätte, als das glänzende gewundene Band des Flusses und die grünen Uferstreifen, da erkannte der Alte ganz genau bewegliche rothe Punkte. Er unterschied sogar weidende Pferde und dünne Rauchwirbel neben dem Wasser.

Aller Vermuthung nach bivouakirten dort die Verfolger aus Khokand. Wahrscheinlich hatten sie sich entschlossen, die von der langen Jagd ermüdeten Pferde ausschnaufen und in Eile weiden zu lassen, um dann so bald als möglich wieder aufzubrechen.

Man mußte nun an Ort und Stelle bleiben und beobachten, was der Feind weiter zu thun beschließe, und wohin er sich nach seiner Rast wenden würde. Dies geschah.

Nach zwei Stunden qualvollen Wartens sahen die Flüchtlinge, wie die Reiter wieder aufsaßen und auf einer Furt an das andere Ufer des Gebirgsflüßchens übersetzten. Sie gewannen die Straße und schlugen den Rückweg nach Khokand ein.

Vermuthlich hatten sie sich Anfangs vorgenommen, die Flüchtlinge noch bis an den Gebirgsfuß zu verfolgen; da sie aber aus Erfahrung die ganze Schwierigkeit, um nicht zu sagen Unmöglichkeit einer Verfolgung im Gebirge kannten, so beschlossen sie, diesen Plan aufzugeben, nach Hause zurück zu kehren und den Groll ihres stolzen Gebieters auf sich zu nehmen.

Ak-Tomak und Omar-Schach fiel eine Centnerlast vom Herzen; sie athmeten hoch auf und Abda-Rachman beeilte sich, ein Dankgebet zu verrichten. Das Gesicht der aufgehenden Sonne zugewandt, kauerte er sich zu diesem Zweck auf dem Boden nieder, nachdem er zuvor seine rothe Jacke untergebreitet hatte.

So wie ihnen der Streifzug der Khokander aus dem Gesicht verschwunden war, schickten sich die Flüchtlinge zum Hinuntersteigen an. Dies war bei weitem schwieriger und gefährlicher, als das Heraufklimmen, und wurde besonders durch die Pferde erschwert, welche beinahe auf den Hinterfüßen rutschen mußten und jeden Augenblick auszugleiten und Eines aus der Gesellschaft mit den Hufen zu treffen drohten.

Bei einer der vielen Wendungen scheute plötzlich das Pferd des Kurbaschi; es glitt aus, überschlug sich und stürzte in den Abgrund hinab, indem es die spitzigen Steine mit seinem Blut röthete. Dem andern dagegen gelang es, glücklich die Tiefe zu erreichen.

Unten machten sie einen Augenblick Halt, um ihren Durst zu löschen und Athem zu schöpfen; dann zogen sie weiter, und zwar Omar-Schach mit Ak-Tomak zu Pferde, Abda-Rachman zu Fuß.

Den ganzen Tag wanderten sie fort, ohne einem Menschen zu begegnen; nur einmal sahen sie hoch über ihren Häuptern zwei Hirtenjungen mit einer

kleinen Ziegenheerde, welche an den Abhängen lagerte, um das dünne Berggras abzuweiden.

Obwol Omar-Schach häufig vom Pferd stieg und zu Fuß nebenher ging, versagte doch das arme Thier noch lange vor Abend seinen schweren Dienst. Seine Kräfte waren schon durch die wilde Jagd vom vorigen Tage erschöpft, es wollte sich nicht einmal mehr führen lassen; daher sahen sie sich genöthigt, es aufzugeben, und die Drei setzten nun zu Fuß ihre beschwerliche Reise fort, nachdem sie zuvor ihre unbequeme und gar nicht für eine solche Wanderung eingerichtete Fußbekleidung abgenommen hatten.

Bei Nacht schlugen sie sich wieder seitwärts und suchten sich unter den Felsen einen bequemen Schlupfwinkel zum Ausruhen.

Auf diesem zweiten Nachtlager wurden die Reisenden von einem schrecklichen Unglück befallen. Auf einer gewissen Höhe im Gebirge haust zwischen Felsspalten und unter trockenen Moosschichten die kleine, aber wegen ihres Giftes entsetzliche Spinne Kara-Kurt (Schwarzrücken). In den nördlicheren Gebirgsgegenden bringt der Anblick dieser Spinne selbst die Kühnsten zum Zittern, denn dort zieht ihr Biß beinahe augenblicklichen Tod nach sich; wenn daher ein Eingeborener gebissen wird, so ringt er gar nicht mit dem Tod, sondern legt sich geradeswegs nieder und bereitet sich zum Eingang in die Ewigkeit vor. In jener Gegend aber, besonders gegen Westen zu, ist der Biß der Kara-Kurt zwar in den meisten Fällen auch tödtlich, aber es finden doch glückliche Ausnahmen statt, wo der Gebissene mit langen, entsetzlichen, selten ganz heilbaren Leiden davon kommt.

Das kleine, dunkelgraue, sammtartige Kügelchen, von der Größe einer Nuß, läuft auf seinen zottigen Füßchen blitzgeschwind zwischen den Steinen hin oder versteckt sich in der oberen Oeffnung seiner röhrenförmigen Höhle und wartet, bis sich die Beute in Gestalt von Raupen und Käferchen von selbst dem schlauversteckten Hinterhalt nähert.

Glücklicherweise hält sich diese Spinne in Oertlichkeiten auf, welche ein Mensch nur ausnahmsweise betritt; ja, das Insect selber ist für den Entomologen eine entschiedene Seltenheit, und nur ein glücklicher Zufall kann es dem Gelehrten für seine Sammlung verschaffen.

In Folge dessen kommen natürlich auch Bisse eines solchen Thiers nur äußerst selten vor und bilden dann für die wilden Gebirgsbewohner einen Gesprächsstoff, an dem sie jahrelang in ihren Berghütten und Kibitken zehren.

Unseligerweise mußte nun einer dieser seltenen Fälle Omar-Schach treffen. Der Kara-Kurt biß ihn in's linke Knie, so daß er vor gräßlichen brennenden Schmerzen die ganze Nacht durch stöhnte. Morgens bildete das Bein eine unförmliche, geschwollene Masse, der Kranke lag im Fieber und phantasirte mit offenen Augen.

Gleichwol mußten sie die Reise fortsetzen, als ob nichts geschehen wäre, denn ehe die Gärten von Chodschent, die hohe Festung mit der russischen Flagge auf den Zinnen, und das helle breite Band der Syr-Darji vor ihren Augen lagen, konnten die Flüchtlinge nicht auf Sicherheit rechnen.

Omar-Schach mußte getragen werden. Abda-Rachman lud sich den Ver-

letzten auf den Rücken, band ihn mit dem auseinandergefalteten Turban fest, und mit dieser keineswegs leichten Last machte er sich auf den Weg, wobei ihm Ak-Tomak nach Kräften beistand. Solchergestalt ging die Reise natürlich nur sehr langsam von Statten, und in einem Tage wurde höchstens ein „Tasch" (ungefähr acht Werst) zurückgelegt. Die russische Grenze war noch sehr weit entfernt, mittlerweile gingen die Lebensmittel zur Neige und Omar-Schach's Zustand verschlimmerte sich zusehends.

Ak-Tomak schritt traurig und nachdenklich nebenher, aber in ihren Mienen war gerade kein großes Mitgefühl zu lesen. Sie schien vielmehr sehr aufgebracht über dieses Hemmniß und warf ihrem Liebhaber die mißvergnügtesten Blicke zu, gleich als trüge er selbst die Schuld an seinem Unfall.

Abda-Rachman ging mit zu Boden gehefteten Augen mühsam unter seiner Last und murmelte halblaut für sich: „Seltsam! Allah hat uns beim Beginn unserer Reise sichtlich beschützt und jetzt wendet er uns den Rücken. Woher kommt das? — Wer von uns dreien hat den Allmächtigen und Allwissenden beleidigt?"

Sie legten noch, mit dem Aufgebot aller Kräfte, drei Werste zurück; dann setzten sie sich nieder. Trauer und Abspannung überkam sie.

Plötzlich erschallte hinter einer Biegung des Wegs, unter einem dunkeln, mit Wachholder und Wermuth bewachsenen Granitvorsprung, ein schwermüthiger Gesang, er kam immer näher und näher; jetzt war schon der Hufschlag eines schwerbepackten Pferdes zu hören. Der gewesene Profoß faßte sogleich einen frevelhaften Plan, bei dem er sich auf den Gedanken stützte, daß das Verbrechen bisweilen durch die Umstände gerechtfertigt werden kann.

Er ließ Omar-Schach und seine Geliebte sich zur Seite setzen, so daß diese Gruppe nicht sogleich in die Augen fiel, dann schritt er selber keck dem Sänger entgegen.

Er erblickte ein großes, krummnasiges Pferd von usbekischer Race, das einen ganzen Berg von Gepäck auf seinem breiten Rücken trug. Zwei umfangreiche, mit Fell überzogene Koffer hingen an breiten Riemen vom Sattel herunter, und über ihnen waren etliche, mit jeder Art von Hausrath vollgestopfte Quersäcke angebracht. Das Ganze war in vierfach zusammengelegte wattirte und gesteppte Decken gewickelt, und hoch oben wiegte sich ein kleiner, schwarzbrauner Mann in blauem Kaftan und schwarzer Mütze, mit krausen, glänzenden, fetttriefenden Haaren, der mit den Beinen kaum bis an die Seiten des Pferdes reichte. Auf der Stirne trug er mit rother Farbe ein Abzeichen: das Bild der heiligen Flamme, das die Nationalität und das Glaubensbekenntniß des Reisenden anzeigte.

Als der arme Inder die hohe Gestalt in kriegerischem Aufzug erblickte, die gerade auf ihn zuschritt, gerieth er in Furcht und wollte sich schleunigst in Sicherheit bringen, denn er versprach sich nicht viel Gutes von dieser Begegnung. Er riß daher seinen Schecken herum und bearbeitete ihn wacker mit der Peitsche. Abda-Rachman schrie ihm aus vollem Halse zu und lief ihm nach. Das Pferd, über diesen wüthenden Lärm nicht minder erschrocken als sein Herr, schlug hinten aus, der Reiter flog häuptlings zur Erde und das Thier machte schnaubend

und mit dem Schweife um sich schlagend noch einige Sprünge, verwickelte sich aber in den Stricken des herabgefallenen Gepäcks und blieb stehen.

Ohne dem legitimen Besitzer, der mit dem Gesicht am Boden lag und sich aus Furcht todt stellte, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken, riß Abda-Rachman dem Pferde Alles ab, außer dem Sattel, und setzte Omar-Schach hinauf. Dann zogen sie weiter, ohne sich um das Schicksal des armen beraubten Inders zu bekümmern.

„Nun, jetzt wird Alles gut," sagte Omar-Schach und legte den Arm um Ak-Tomak's Hals. „Morgen sind wir in Chodschent, meine Wonne, wo Dich, Schwarzäugige, kein Chudojar-Chan mehr einholt."

Abda-Rachman konnte nicht recht verstehen, was ihm Ak-Tomak antwortete, nur meinte er sie vor sich hin murmeln zu hören: „Als ob es nur einen Chudojar-Chan auf der Welt gäbe — Ihr seid Alle gleich."

Und dabei fiel dem Alten ein sehr finsterer, böser Ausdruck in den Augen seiner Begleiterin auf.

Sie legten noch zwei „Taschen" zurück, die Gegend verlor allmälig ihren gebirgigen Charakter. In der Ferne erschienen da und dort graue Lehm-Kischlake und kleine dünne Baumgruppen. Jetzt auch zeigten sich bereits deutliche Spuren vorjähriger Feldarbeit zu beiden Seiten des Wegs.

„So, nun sind wir bald vollends am Ziel," sagte Abda-Rachman aufmunternd. „Laß nur den Muth nicht sinken, Freund," wandte er sich an Omar-Schach; „Du wirst wieder gesund werden und wirst vergnügt mit Deiner neuen Frau leben. O, wie vergnügt! — Vergiß dann nur mich alten Mann nicht. Nimm mich als Dschigiten zu Dir, willst Du? Sieh nicht darauf, daß ich graues Haar habe, ich bin noch kräftig, ich weiche keinem Jungen. Ha, ha!" Der alte Sarbas lachte laut und blickte fröhlich unter seinen buschigen Augenbrauen hervor.

Omar-Schach antwortete nicht, er war wieder in das heftige Fieber verfallen, das der Biß einer Giftspinne stets zur Folge hat.

Er wickelte sich schauernd in den Kragen seines Kaftans und blickte mit trüben Augen nach der blauen Wolke des felsigen Mogol-Tau.

Ak-Tomak fühlte sich müde, sie hing sich an Abda-Rachman's Kaftan und war sichtlich sehr erschöpft. Der Alte fand es für nothwendig, auch sie auf's Pferd zu setzen, damit die Reise keine Verzögerung erleide. Das Thier war kräftig, wohlgenährt und an schwere Last gewöhnt. Ak-Tomak schlug ihren Kaftan auseinander und setzte sich geschickt hinter dem Sattel zurecht. Abda-Rachman allein, der keine Müdigkeit kannte, schritt muthig hinter dem Pferde her und trieb es mit einer unterwegs aufgehobenen dürren Weide an.

Die Sonne sank hinter das Gebirg, gigantische Schatten lagerten auf dem Weg und zogen in der Ferne vorüber. Die Dunkelheit brach schnell herein, doch hoben sich über den gerötheten Bergzacken noch die schneebedeckten Höhen des Kaschgar-Dawan ab.

Ak-Tomak sang halblaut einen traurigen, endlosen, improvisirten Gesang. Der Kranke fühlte sich in der abendlichen Kühle ein wenig besser, die Frische

belebte ihn sichtlich. Abda-Rachman hörte schweigend mit gesenktem Kopfe Ak-Tomak's Gesang zu.

„Abda-Rachman, o Abda-Rachman," rief Ak-Tomak plötzlich, und dabei lag in ihrer Stimme etwas Rauhes, Unheilkündendes, als ob ihr die Kehle zugeschnürt wäre und nicht die nöthige Luft durchließe.

Der Alte erschrak über diese Stimme, die ihm bekannt und doch fremd war; denn so hatte Ak-Tomak noch nie gesprochen. „Was ist? Was gibt's?" rief er.

„Ich habe meinen Gürtel verloren — dort — dort liegt er," stieß Ak-Tomak fast schreiend hervor.

Abda-Rachman bückte sich und tastete mit den Händen mechanisch auf dem staubigen Weg umher. Das Pferd scheute an dieser plötzlichen Bewegung und sprang eine Strecke weit voraus. — Der Alte vernahm ein Stöhnen und einen dumpfen Fall.

Omar-Schach war wie ein Sack vom Pferde herabgestürzt und krümmte sich röchelnd am Boden — aber dies waren bereits die letzten Zuckungen. Als Abda-Rachman zu ihm eilte, lag er schon unbeweglich auf dem Gesicht, nur seine Finger bewegten sich noch krampfhaft und gruben sich in die dichten Staubmassen ein.

Das Erste, was dem Alten in die Augen fiel, war ein blankes Messer, das zwischen Omar-Schach's Schultern steckte.

„Was ist das?" schrie Abda-Rachman und stürzte mit aufgehobenen Armen auf Ak-Tomak zu.

Alles war ihm sofort klar geworden; er wollte die Verbrecherin aus dem Sattel reißen, er wollte — er wußte selbst nicht, was er in diesem Augenblick mit ihr anfangen wollte.

Die Reiterin schlug das Pferd mit dem Peitschenstiel und wich zur Seite.

„Warum —? Warum hast Du ihn ermordet?" stieß Abda-Rachman fast heulend hervor und sank bei dem Leichnam zusammen, als ob seine alten Beine unter ihm einbrächen. —

Ak-Tomak näherte sich ein wenig, aber nur so weit, daß sie bei der geringsten feindseligen Bewegung des Alten noch gut entweichen konnte, und sagte in fast gelassenem Ton: „Warum? Weil ich nicht von einer Sclaverei in die andere fallen wollte."

Ein Nachtvogel, der mit seinen weichen Flügeln gar kein Geräusch machte, strich über Ak-Tomak's Kopf hin und verschwand.

„Siehst Du?" sagte Ak-Tomak, indem sie auf ihn deutete. „Jetzt bin ich ein ebenso freier Vogel, wie der da — weißt Du jetzt, warum? — Leb' wohl."

„Schlange, Schlange," murmelte der Alte und lauschte dem in der Ferne verhallenden Hufschlag des galoppirenden Pferdes. „Sei verflucht, Elende! Möge Dich eine feurige Krankheit vom Kopf bis zu den Füßen verzehren! — Mögest Du lebendig verfaulen! Möge —" Sein Fluch erstickte in Schluchzen.

Abda-Rachman zog das Messer aus der Wunde zwischen den Wirbeln des Rückgrats und betrachtete es. Es war derselbe Dolch, den Omar-Schach schon nach dem ersten Nachtquartier vermißt hatte. Damals waren sie überein ge-

kommen, er müsse ihm beim Aufstehen aus der Scheide gefallen sein. Also schon beim ersten Nachtlager war das Verbrechen ausgesonnen worden!

Des andern Tages ging Abda-Rachman nach Chodschent und erkundigte sich, ob nicht Jemand eine Frau auf einem scheckigen Hengst gesehen habe. Niemand wußte etwas von einer solchen Frau, Ak-Tomak war wie von der Erde verschlungen.

Und der Alte ging auf die Bazars, in Städte und Dörfer, um sich Obdach und Arbeit zu verschaffen. Ueberall suchte er nach der tückischen, undankbaren Schönen — er suchte fort und fort bis jetzt, und man kann sich wol sein Erstaunen denken, als er an der Wand meiner Hütte ihr Bild erblickte.

IV.

Die Unterdrückung des Weibes in der streng an der Vielweiberei festhaltenden muselmännischen Welt erreicht in den mittelasiatischen Chanaten und besonders in der Bucharei, jener Pflanzstätte des Islam, ihren höchsten Grad.

Die ausgedehnte geistliche Macht, welche in der Hand des mächtigsten weltlichen Herrschers, des bucharischen Emirs, concentrirt ist, geht von ihm auf die ganze Geistlichkeit des Chanats über. Eifersüchtig wachen diese Fanatiker über die Reinheit der Religion; jeden Abtrünnigen, sei seine Abweichung auch noch so unbedeutend, trifft unverzüglich die härteste Strafe. Der Unglückliche hat von jenen Glaubenseiferern keine Gnade zu erwarten: glühend von Fanatismus sind sie zu jedmöglicher Grausamkeit fähig, und eine ganze Reihe von Foltergraden gibt von dem Erfindungsgeist dieser Anbeter des „Propheten" Zeugniß. Von jedem der bucharischen Mullahs kann man sagen, daß er mohammedanischer sei, als Mohammed selbst.

Was ist nun bei einer solchen Sachlage das Loos des armen Weibes, das vom Koran beinahe auf jedem Blatt übervortheilt und gekränkt wird? Dem Weibe fällt eine ganze Reihe der schwersten Pflichten und nur ein einziges Recht zu, das Recht nämlich, von ihrem Manne Speise und Trank zu verlangen; aber auch das nur, wenn sie alle Pflichten gegen ihn tadellos erfüllt hat. Richterstelle vertritt im gegebenen Falle zunächst der Mann selbst.

Schon die Geburt eines Mädchens, anstatt des jederzeit erwarteten Knaben, versetzt die ganze Familie in Schreck und Kummer; die Mutter hat von Seiten des Gatten und Vaters auf keinen Willkommen und keine Zärtlichkeit zu rechnen, sie empfängt sogar sehr selten die, in diesen Fällen üblichen, Geschenke. Nur ein Umstand kann den erzürnten Gebieter mit der vollendeten Thatsache aussöhnen: nämlich die Hoffnung, seine Tochter dereinst zu verheirathen und einen vortheilhaften „Kalym" zu erhalten.

Das Mädchen wächst unter der Familie in gänzlicher Vernachlässigung auf. Sobald sie von der Mutterbrust gerissen worden ist, lernt sie in den meisten Fällen Hunger und andere Entbehrungen kennen, besonders wenn die Mutter inzwischen wieder für ein neues Kind zu sorgen hat.

Im Schmutze wächst das arme Geschöpf heran, theilt Freude und Leid, ja häufig auch Nahrung und Getränk mit den Hunden, Katzen und den anderen Hausthieren; erst im sechsten, siebenten Jahre, wenn sich einmal Anzeichen künftiger Schönheit einstellen, wird es in helle, bunte Lappen gekleidet und mit bron-

zenen und gläsernen Schellen behängt. Um diese Zeit durchsticht man dem Kinde auch Ohren und Nasenlöcher, um kleine Ringe darin zu befestigen.

Putzsucht und Koketterie entwickeln sich außerordentlich früh und leidenschaftlich; achtjährige Mädchen färben sich schon häufig mit Bleiweiß und reiben ihre ohnedies rosigen Wangen mit Sandel ein.

Von so früher Jugend an müssen sie auf der Straße das Gesicht mit härenen Schleiern verhüllen. Es ist ein seltsamer und lächerlicher Anblick, diese winzigen Gestalten, die sich so sorgfältig vor jedem neugierigen männlichen Blicke hüten. Sogar zu Hause, wenn sie in ihrem Hof oder auf ihren platten Dächern spielen, wagen sie es nur verstohlen, an den Rand des Gesimses vorzuschleichen, um zu beobachten, was da unten in der Straße außerhalb ihres Zauberkreises vorgeht.

Sowie das Mädchen heranwächst, sieht es sich von allen Seiten von einer Aufsicht umgeben, die mit Argwohn und übertriebener Strenge geübt wird. Ihrem Wort schenkt man keinen Glauben, sie gilt selbst bei den geringfügigsten Anlässen nicht als gesetzlicher Zeuge, Ehr- und Pflichtgefühl traut man ihr nicht zu, wiewol man sie für die geringste Uebertretung auf's härteste bestraft. Auf der Straße darf sie sich nicht anders als mit verhülltem Gesicht und einem häßlich über den Kopf geworfenen Kaftan zeigen, und auch dann nur unter der strengen Begleitung eines alten Weibes, das in solchen Dingen Uebung hat.

Durch diese Vorkehrungen sieht das junge Mädchen sich jeder Möglichkeit beraubt, auch auf die allerunschuldigste Weise mit seinem Aeußeren zu kokettiren. Aber der Hang zur Koketterie entwickelt sich dennoch, wie schon gesagt, sehr frühe; die Hindernisse, die ihm auf jedem Schritt begegnen, steigern ihn zur unglaublichsten Höhe, und ein glühender Widerstand wird in dem jungen Herzen entfacht. Es entflammt ein erbitterter Krieg, dessen Ausgang nicht schwer vorherzusagen ist. Die Frau, statt im Manne ihren besten Freund und Gefährten zu sehen, erblickt in ihm ihren unversöhnlichsten Gegner und tritt ihr ganzes Leben lang nicht aus dem Vertheidigungsstande heraus.

Ihre Schönheit und die Leidenschaft, die sie dadurch einflößt, sind die einzigen Verbündeten des Weibes, und wenn ihr die Natur auch diese versagt hat, so bleibt ihr keine andere Wahl, als sich zu unterwerfen und Allah anzuflehen, er möge ihr einen Knaben schenken. In diesem Fall ist ihr Spiel noch nicht ganz verloren. Von irgend welcher geistigen Triebfeder, vom Gefühl der Liebe u. s. w. kann hier natürlich gar nicht die Rede sein. Seit ihrer Kindheit alles Dessen beraubt, was die Seele veredelt, in die engen Wände des Serails eingeschlossen, ohne jede Beschäftigung, da ihr sogar die weiblichen Handarbeiten fern gehalten werden, verwendet die Frau ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Pflege ihres Körpers. Sie wäscht, salbt und schminkt ihn, färbt sich Haare, Zähne und Nägel, behängt sich mit dem verschiedenartigsten Zierrath, und all' ihr Sinnen und Denken geht in diesem einen Gefühl auf. Aus diesem Gedankenkreise kann weder Mädchen noch Frau heraustreten.

Nun wären noch die Wittwen übrig; aber auch diese pflegen, nach testamentarischer Verfügung, in den Besitz eines andern Mannes überzugehen. Derartige Vermächtnisse stehen zwar nicht im Koran angeordnet, sind aber nichts destoweniger allgemeiner Gebrauch geworden.

Nur durch eine außerordentlich günstige Verkettung der Umstände kann es daher einer Frau gelingen, sich in eine mehr oder minder unabhängige Stellung zu bringen, in der es ihr endlich möglich wird, über sich selbst zu verfügen. Diese Glücklichen sind größtentheils Waisenmädchen, auf die Niemand ein Anrecht erheben kann, Wittwen, die nicht an Andere vermacht worden sind, und vor Allem Sclavinnen, die ihre Herren verloren haben.

Diese Geschöpfe stehen nur unter geistlich-polizeilicher Aufsicht, und da sich aus einiger Toleranz in diesem Punkte bedeutende Vortheile ziehen lassen, so haben die geldgierigen Mullahs, welche natürlich den Koran nach Gutdünken auslegen, Mittel und Wege gefunden, in diesem unabhängigen Kreise nur zu dem Zweck ein freieres Leben zuzulassen, um bestimmte, ziemlich ansehnliche, jährliche Abgaben einzunehmen.

Die Frau, welche den Weg der Selbständigkeit einzuschlagen wünscht, muß vor einer Mullahversammlung erscheinen, das Gesicht entschleiern und sich einer sehr genauen Musterung unterziehen. Durch diese wird das Capital bestimmt, von dem sie die Zinsen zu bezahlen hat. Hierauf händigt ihr der Kasy, der geistliche Richter, eine sehr gewaltige Person, einen von ihm selbst unterschriebenen „Jarlyk" ein und gestattet ihr dadurch, frei zu leben.

Die Summen der jährlichen Abgabe sind sehr bedeutend, besonders wenn die Person schön gebaut ist und ein hübsches Gesicht besitzt. Das Wenigste sind zweihundert Kokan, d. h. vierzig Rubel nach russischem Gelde, wenn man den Kokan zu zwanzig Kopeken annimmt. Doch erreicht der Betrag häufig die Höhe von drei- bis viertausend Kokan, ja eine auffallende Schönheit von Samarkand entrichtete jährlich zehntausend Kokan und war nie um die Bezahlung verlegen. Der Gewinn ist so bedeutend, daß die Mullahs gern den Koran durchstöbern, bis sie eine Stelle finden, wie sie sie brauchen.

Die Schöne beraubt sich auf diese Weise freilich des Schutzes der Religion, aber sie hat deshalb nichts zu befürchten. So lange sie ihre jährliche Abgabe richtig bezahlt, kann sie um ihr Heil ganz unbesorgt sein.

Während sich die Frau sonst nicht mit enthülltem Angesicht auf der Straße zeigen darf, ist dies der „Freien" sogar geboten. Hier macht sich die Nothwendigkeit geltend, ein strenges Verbot des Korans zu umgehen, und es bleibt nur ein Ausweg: die „Freien" müssen öffentlich in — Männertracht erscheinen.

In einen Männerkaftan gekleidet, mit dem männlichen Kopfputz auf den Flechten, kann die Schöne dann mit ihrem Gesichtchen prunken, so viel sie will, und sich damit immer mehr und mehr Verehrer erwerben.

Diese Frauen führen großentheils ein freies, fröhliches Leben und machen sich über die qualvolle Abhängigkeit ihrer Schwestern im Harem lustig. Sie bilden häufig kleine Gesellschaften, gewöhnlich zu zweien oder dreien, halten sich Dienerschaft und Pferde, auf denen sie rittlings nach Männerart von Stadt zu Stadt ziehen, da sie sich niemals an einen ständigen Wohnsitz binden.

Wenn sie an Ort und Stelle angelangt sind, suchen sie ein passendes Gehöft, am liebsten in den Vorstädten, lassen Musikanten kommen und öffnen die Thüren ihrer zeitweiligen Wohnung. Sie brauchen nur zweimal auf den städtischen Bazar zu reiten, so ist am Abend Jedermann von ihrer Anwesenheit unterrichtet.

Die Stammgäste dieser asiatischen Salons bestehen gewöhnlich aus reichen auswärtigen Junggesellen und bisweilen auch aus einheimischen Würdenträgern, welche, berauscht vom Zauber der bestrickenden Wirthin, alle goldenen „Tillja“ *) aus ihren seidegestickten Lederbeuteln in den Schoß der Schönen schütten.

So kann diese ein ruhiges und einträgliches Leben führen; aber wehe ihr, wenn sie sich's einfallen läßt, ihre Abgaben zu verweigern! Kein Schleichhandel wird so streng verfolgt, wie der; das Vergehen erhält die entsetzliche Bezeichnung des „Ehebruchs“ und auf diesem steht die Peitsche und der Tod. Auch gibt es beinahe gar kein Beispiel, daß ein derartiges Vergehen unentdeckt geblieben wäre; denn die Polizei hat zu diesem Zwecke die wachsamsten Spione aufgestellt, deren Blick sich nichts entziehen kann, wenn sie nicht von den durchtriebenen Schmugglerinnen doch noch überlistet werden.

Unter dem Einfluß des freien Lebens und der bunten Gesellschaft, die sie umgibt, wird die Asiatin, welche diesen Weg eingeschlagen hat, zuletzt wie neugeboren. Sie legt allmälig ihre Schüchternheit und Stumpfheit ab, sie gewöhnt sich an einen freieren, ungebundeneren Umgang mit Männern, sie bemerkt schließlich, daß auch sie viele Schwächen und Mängel besitzen — mit einem Wort, sie verlernt den blinden Glauben an ihre Unfehlbarkeit. Der Mann verliert seine Autorität und sinkt auf die gleiche Stufe mit ihr herab; wenn sie einmal seine schwachen Seiten herausgefunden hat, so beutet sie sie aus und macht sich über sie lustig, ja sie zahlt ihm spöttisch heim, was er an ihrem ganzen Geschlecht verbrochen hat, denn all' ihr erwachender Scharfsinn nimmt eine sarkastische Richtung.

Die Gesänge, welche diese Frauen mit Guitarrebegleitung zur Belustigung ihrer Gäste vortragen, die Anekdoten und Geschichtchen, die sie ihnen erzählen, haben alle einen derartigen Inhalt. Nur die Furcht, ein Ueberbleibsel der früheren Aengstlichkeit, hält diese naturwüchsigen Spötterinnen in den gebührenden Grenzen und verhindert sie, die Schwelle des von ihnen verschmähten Hauses zu übertreten und zu den Ohren der Harembewohnerinnen zu dringen.

Mit dem Einzug der Russen ist jedoch das blutige Schreckbild der Folter und Todesstrafe unwiderbringlich verschwunden, und damit natürlich auch die Furcht, die es um sich her verbreitete. Davon mußten sich auch die Allerstarrsinnigsten überzeugen, und mit tiefem Verdrusse sehen die Gatten und Herren, daß sie die Thüren ihrer Harems nicht vor dem frischen, alles durchdringenden Hauche einer neuen Luft verschließen können, welche die dumpfe Atmosphäre dieser Schlupfwinkel der Barbarei reinigen soll.

„Allah, Allah, es ist kein Gott außer dir, dein Reich komme über Alle; dich beten wir an!“ murmeln die Unzufriedenen zu ihrem Troste und neigen ihre turbantragenden Häupter.

„Einst prahlte vor seinen Hennen der Hahn, kein Vogel sei stärker als er.
Wer hat dir die Federn denn ausgerupft? so lachten die Hennen ihn aus.“ **)

So singt die fröhliche Odaliske laut und greift mit den Fingern in die

*) Goldmünze im Werth von ungefähr vier Rubeln.

**) Zwei Strophen aus einem satyrischen Lied, in dem die Aufgeblasenheit und Prahlerei der Männer verspottet wird.

Saiten ihres kürbisförmigen Instruments, das mit unserer Balalaika große Aehnlichkeit hat.

Es war schon ziemlich spät; auf der Hauptwache in der Citadelle hatte man bereits den Zapfenstreich geschlagen, die nächtlichen Posten waren vertheilt, und ich wollte mich eben zum Schlafen niederlegen, als ich plötzlich in dem Lichtschein, der durch die Oeffnung meines Zeltes fiel, einen weißen Pferdekopf und die rothen Pluderhosen eines Reiters erblickte. Ich erkannte den Dschigiten Jusup, einen Diener des alten Serker's*) Goddai-Agallyk. Der Reiter legte dem Pferd die Zügel auf den Hals und trat mit einer Verbeugung in mein Zelt.

„Aman, Tjura," sagte er und streckte mir die Hand hin. „Hast Du schon geschlafen?"

„Aman," antwortete ich, „was sagst Du?"

„Zieh' Dich an; Goddai schickt mich zu Dir, er läßt Dich bitten zu kommen, er läßt Dich sehr bitten."

„Wohin läßt er mich bitten? Zu sich, nach Hause?"

„O, o! Warum denn nach Hause?"

Dabei lächelte der Dschigit und blinzelte mir mit seinen schiefgeschlitzten Augen zu. „Warum denn nach Hause? Ganz und gar nicht."

„Also wohin denn?"

„Ei nun — Du weißt — zieh Dich an; ich will Dir Dein Pferd satteln. Wecke Deinen Sarbasen nicht auf. Laß ihn schlafen, ich selbst will satteln."

„Nun gut, wir wollen gehen," sagte ich zu Jusup und griff nach meinen Kleidern.

„Der Commandant-Tjura ist auch dort und der Choschai-Tjura wollte ebenfalls kommen. Glaub' mir nur, es wird sehr schön," sagte Jusup, indem er das Zelt verließ.

Ich kleidete mich rasch an und steckte für alle Fälle den Revolver in die Tasche; denn ohne Waffen konnten wir damals nie und nirgends ausreiten. Zehn Minuten später durcheilten wir schon im Trab die engen Winkel der Vorstädte von Katta-Kurgan, indem wir uns jeden Augenblick bis auf den Hals des Pferdes herabneigen und die Zweige der pfirsich- und citronenbeladenen Fruchtbäume zur Seite biegen mußten. Die Nacht war still und dunkel, die warme, fast dumpfe Luft trug uns die Düfte von reifen Melonen und Aprikosen, von Pferdemist und Moschus zu; aus jeder Ecke stieg uns der prickelnde Geruch von Sesamöl in die Nase. In den asiatischen Städten geht man gewöhnlich sehr früh schlafen; daher waren um diese Zeit schon alle Thore geschlossen und die Buden mit Brettern verschlagen. Von Zeit zu Zeit begegneten uns verspätete jüdische Färber, welche zerrissene Papierlaternen trugen und sich behend an die Mauern drückten, um uns Platz zu machen; in der Ferne klingelte die Schellentrommel eines Nachtwächters.

Ein Rudel Hunde balgte sich ingrimmig um einen Lumpen und stob bei unserer Annäherung im Nu auseinander. Fledermäuse strichen jeden Augen-

*) Serker = Titel eines hohen asiatischen Würdenträgers.

blick geräuschlos vorüber, besonders über dem weißen Pferde meines Begleiters hin.

Wir ließen die Stadtmauer rechts liegen und wandten uns den Gärten zu. Jusup, welcher immer vorausgeritten war, drängte sich plötzlich mit seinem Pferd zu einer Oeffnung hinein, die ein Mittelding zwischen einem Pförtchen und einem zufälligen Loch in der Mauer war, und hieß mich ihm folgen. Ich bog mich, so schnell als möglich, auf meinem Pferd zusammen, um mir nicht oben den Kopf einzustoßen, und wir gelangten in ein kleines, halberleuchtetes Höfchen, in welchem mehrere gesattelte Pferde, schnaubend und sich bäumend, an gedrechselten hölzernen Pfeilern angebunden standen.

Hinter einer niederen Mauer, welche diesen Hof von einem andern geräumigern trennte, vernahmen wir zahlreiche Stimmen. Das dichte Baumgeäst hob sich scharf von dem röthlichen flackernden Lichtschein ab.

Die geschnitzten Thore wurden uns zur Hälfte geöffnet, und wir traten in den Garten, in welchem auf einer viereckigen Erhöhung, unter hängenden Zwergrüstern, sich eine zahlreiche, lebhafte Gesellschaft auf ausgebreiteten Teppichen und Filzdecken niedergelassen hatte.

Auf einem für Alle sichtbaren Platz saß mit untergeschlagenen Beinen, ganz von Licht umflossen, ein schönes Weib von etwa zwanzig Jahren. Sie war weiß und roth geschminkt; aber trotz der stark aufgetragenen Farben konnte man einen Ausdruck krankhafter Erschöpfung in ihrem Gesichte wahrnehmen. Prachtvolle, kohlschwarze, in zahllose dünne Zöpfe geflochtene Haare fielen, mit Perlensträngen vermischt, zu beiden Seiten auf den entblößten Nacken herab. Scharfgezeichnete Brauen liefen über der feinen Adlernase in einen Winkel zusammen; in den großen, ausdrucksvollen Augen lag etwas Lauerndes, Raubgieriges und doch zugleich Einschmeichelndes; eine alte Narbe, die von der linken Schläfe schräg über die Wange lief, gab ihrem Gesicht einen wilden, fremdartigen, bezaubernden Ausdruck.

Es war Ak-Tomak, ich hatte sie auf den ersten Blick erkannt. Freilich war es auch nicht schwer, sie zu erkennen, denn solche Gesichter vergißt man nicht wieder, wenn man sie einmal gesehen hat.

Neben der Odaliske prangte Goddai-Agallyk in seinem ungeheuren, halb ergrauten Bart; zärtlich streichelte er die schlanken, langen, mit Ringen beladenen Finger der Schönen. Zwei Weiber, in langschößigen rothen Kanaus-Hemden und lila seidenen Kaftans, hatten große Mühe, ein erschütterndes Gelächter zu unterdrücken, und stießen sich nur mit den Ellenbogen an. Allem Anschein nach mußte Jemand vor unserem Eintritt etwas sehr Spaßhaftes erzählt haben. Die Weiber saugten an saftigen Orangescheiben und fingen die Stückchen, die sie aus dem Munde fallen ließen, geschickt mit den Händen auf.

Um die mit allen möglichen Süßigkeiten beladenen Theebretter saßen einflußreiche Sarten der städtischen Aristokratie beisammen, lauter hohe Amtspersonen, mit deren hellen Kaftans die weißen Kittel unserer Officiere den hübschesten Contrast bildeten.

Als ich hinzutrat, heftete Ak-Tomak die Augen auf mich und gerieth in sichtliche Verwirrung; denn sie fuhr mit dem ganzen Oberkörper zurück und ließ

die Hand sinken, die sie eben mit einem Stückchen weißen Confects zum Munde führen wollte.

„Sei gegrüßt," sagte ich. „Also treffen wir doch noch einmal zusammen."

Ak-Tomak ließ ihre blendenden Zähne schimmern, was vermuthlich den Willkommengruß bedeuten sollte, und lud mich durch eine Handbewegung ein, mich neben ihr niederzulassen. Ich nahm ihre Einladung an.

„Ha, ha, ha," kicherte eine von den dicken Frauen. „Jetzt bist Du zwischen zwei Bärten, die dich ganz verdecken. Seht nur, seht nur." Dabei deutete sie ganz unbefangen mit dem Finger auf unsere Gruppe.

„Mich sieht man überall," antwortete mit scharfer, metallischer Stimme Ak-Tomak, welche die Bemerkung ihrer Gefährtin vernommen hatte.

Hinten zupfte mich Jemand am Aermel. Ich drehte mich um, Goddai-Agallyk bog sich hinter dem Rücken der Hauswirthin zu mir herüber und sagte leise: „Höre, Du mußt mich alten Mann nicht verdammen. Ich bin heute lustig — sehr lustig. Ich habe meine Bude gut verkauft — und willst Du noch etwas wissen?"

Hier neigte er sich bis zu meinem Ohr und flüsterte: „Ich habe auch eine große Schale von Eurem Wein getrunken, süßen Wein, der in der Schale sprudelt, lebendigen Wein! Ei was, wer ist ohne Sünde in diesem Leben? Ja, sogar Mohammed (ich weiß das, der alte Kasy hat es mir gesagt) hat sich mehr als einmal von dem Weg entfernt, den er doch selbst den Gläubigen vorgezeichnet. Du mußt aber doch dem Kasy nichts von dem heutigen Abend sagen. Gott schenke ihm alles Gute!"

Ich muß hier bemerken, daß die Macht und Bedeutung der muselmännischen Geistlichkeit in den von uns besetzten Gebieten zwar bedeutend abgenommen hat, daß aber trotzdem die Gewohnheit noch so mächtig ist, daß selbst so hohe Würdenträger, wie der Serker Goddai-Agallyk, vor den geistlichen Richtern zittern. Ich beeilte mich, den Alten zu beruhigen und ihn meiner Discretion zu versichern. Er klopfte mir auf die Schulter und wandte sich wieder zu Ak-Tomak, um mit ihren Fingern zu spielen und ihr zärtlich in's Ohr zu flüstern.

„Warum bist Du denn ohne Abschied von mir fortgegangen, nur so ganz verstohlen? Du erinnerst Dich? — damals in Kara —!" So sagte ich zu der Wirthin. „Ich erinnere mich," antwortete Ak-Tomak und versank in Nachsinnen. „Ich erinnere mich," fuhr sie nach einigem Schweigen fort. „Unsere Wege gingen auseinander — Du schliefst. — Wozu soll ich ihn wecken? dachte ich — die Gelegenheit wird sich geben und wir sehen uns wieder. Nun, und jetzt haben wir uns ja wiedergesehen." Sie sagte dies so einfach und natürlich, daß ich jetzt selber gar nicht mehr begriff, wie ich mich damals so sehr über das Verschwinden der Schönen hatte wundern können.

Das Gespräch wurde allgemein, Ak-Tomak und ihre Freundinnen warfen rechts und links mit spöttischen Bemerkungen um sich. Auf jede Frage hatten sie eine mehr oder minder witzige Antwort bereit.

Alle Gäste, besonders Goddai-Agallyk, auf dessen Anregung der heutige Abend zu Stande gekommen war, bedauerten lebhaft, daß sie die Musik nicht

kommen lassen konnten, welche zu einem Familienfest nach Penschambi, zweiundzwanzig Werst von Katta-Kurgan, abberufen worden war.

„Ihr sollt gleich etwas hören," rief eine von den dicken Frauen laut, „ich werde Euch ein Lied singen, — wollt ihr?"

Natürlich beeilten sich alle Gäste, sie ihrer größten Aufmerksamkeit zu versichern.

„Singe uns vom Hahn und den Hennen," rief ihr Ak-Tomak zu und blinzelte dabei spöttisch nach einem ihrer Gäste hinüber.

„Nun gut! Hört mir zu!" sagte die Sängerin und räusperte sich. „Du dort, klimpere nicht mit dem Geschirr!" „St! — Still!" „Rücke ein wenig!" „Ist Dir's eng? Gib Acht auf deine Füße, — so, jetzt," lärmte das neugierige Publicum.

Die Dicke räusperte sich noch einmal, blickte im Kreise herum, wischte ihre rothen Lippen am Aermel ab und stimmte ihren Gesang an. Ihre Stimme war ziemlich stark und rein, in den hohen Tönen kreischte sie ein wenig. Die Melodie klang traurig und eintönig, der ganze Gesang bestand aus kurzen, abgerissenen Couplets, in welche die Sängerin von Zeit zu Zeit ihre persönlichen Bemerkungen und Erläuterungen einflocht. Sie sang:

„Im großen Hühnerhofe saß der Hahn mit seinen Hennen,*)
„Der Hahn war einer nur und hatte zwanzig Hennen."

„Was meinst Du, Goddai, sind zwanzig Hennen wol genug für einen Hahn?" wandte sich die Sängerin an den gewaltigen Serker.

„He," schnatterte Goddai als einzige Antwort und schlenkerte mit dem Arm.

„Dem Hahn war's wohl, er konnte auch nicht mehr verlangen,
„Doch seine Hennen dachten anders.
„Der Hahn war fröhlich, er saß im Hof und schlug mit seinen Flügeln,
„Die Hennen waren sehr betrübt, sie gingen auf und ab und hingen die Köpfe,
„Sie gingen immer weiter vor bis an den Rand der Mauer —
„Sie wollten sehn, was vorging auf der Straße.
„Sie sehen hinunter, da läuft eine schöne Henne vorüber,
„Sie läuft und flattert mitten in der Straße."

„Das war ich," erklärte die Sängerin; „oder vielleicht Du, Ak-Tomak, oder Du, Nar-Bebi. Welche von Euch war's? Nun, das ist ja einerlei."

„Halt, schöne Henne, woher und wohin? so fragen die Hennen des Hahns,
„Ich fliege, woher ich will, und wohin ich will. Ich bin ein freier Vogel und nicht wie ihr, ihr Armen,"
„Antwortet ihnen die schöne Henne und bleibt einen Augenblick stehen. —
„Sie ist eben ein Weib und zaudert gern. Nun, hört weiter:"
„Wir möchten auch gern auf der Straße fliegen wild wie du, aber wir fürchten unsern Hahn.
„Ihr Närrinnen, sagt die freie Henne, vor dem fürchtet ihr euch!
„Da sitzt ihr Dummen, eingesperrt, und wißt nicht, was es Neues gibt in der Welt —
„Erzähle uns, was du weißt, wir wollen hören.
„Einst lebte ein großer Geier, der war mit allen Hähnen verwandt,

*) Die wörtliche Uebersetzung dieses Liedes in's Russische ist von Herrn Dr. Awdejew.

„Stärker als er war kein Vogel, und er that, was er wollte,
„Alle fürchteten ihn und hörten auf ihn, und was er befahl, das geschah.
„Die Hähne befanden sich deshalb wohl, die Hennen aber übel.
„Da blies der Wind von der Winterseite und brachte einen andern Geier daher,
„Weit stärker und größer als der Erste;
„Dem reißt er beide Flügel aus und bricht ihm die Klauen ab an den Füßen,
„Er verjagt ihn aus dem Hühnerhof und setzt sich selbst an seinen Platz,
„Und er ließ allen Hennen verkünden, jetzt sei Niemand mehr Herr über sie.
„„Willst du im Hühnerstall sitzen, so sitz', wenn nicht, so flieg auf die Straße.““
„Und wer das hörte, der freute sich und flog hinaus.
„Wer es nicht hörte, der sitzt noch wie ihr und schielt nur hinter der Mauer hervor.
„Recht, sagten die Hennen des Hahns verständig und besprachen sich untereinander und blickten nach ihrem Hahn,
„Der aber schläft im Schatten und hört nichts.“

„Wenn er es aber gehört hätte, so würde er die schöne Henne am Schopf gepackt haben. Wie wären da die Federn davongeflogen! Was meinst Du?“ sagte die Sängerin zu ihrem Nachbar und stieß ihn mit dem Ellenbogen an.

„Ach geh — laß doch,“ sagte jener, eine directe Antwort vermeidend.

„Eure Macht ist gebrochen — ha, ha; ihr möchtet uns gern beim Schopf nehmen, aber die Arme sind zu kurz,“ bemerkte Ak-Tomak und zeigte ihre schönen Zähne. — „Nun den Schluß!“

„Der Hahn erwacht, er ruft im ganzen Hof nach seinen Hennen,
„Doch ihre Spur hat längst der Wind verweht, die schöne Henne hat sie Alle nachgelockt.“

„So, jetzt ist's aus,“ schloß die Sängerin. „Nun, was denkt Ihr davon?“ sagte sie selbstzufrieden und ließ ihre fröhlichen, lachenden Augen über das Publicum hinschweifen.

„Niemand ist ein Gott,“ seufzte Goddai-Agallyk friedfertig und strich sich dabei nachdenklich den Bart.

Jetzt wurde das Nachtessen aufgetragen; es bestand aus einem Fischgericht und dem unvermeidlichen Reis.

Während der Zwischengänge wurden Schalen mit grünem Thee und — o Fortschritt! — sogar rother Wein, der vermuthlich bei unserem Marketender Ischan gekauft war, herumgereicht. Das fröhliche Gelage dauerte fast bis zum Morgen.

V.

Es tagte kaum im Osten, als ich mich in das kleine Höfchen begab, wo mein Pferd angebunden stand. Die Morgenröthe verbreitete sich rasch am Horizont, die Sclaven rührten sich in den Gärten, ich hörte den Klang eines „Kipmen“,*) der mit dumpfem Geräusch regelmäßig in den trockenen Boden niederfuhr. Das Wasser, das in die Bewässerungskanäle eingeleitet wurde, ergoß sich schäumend in die bereits vertrockneten Flußbetten. Ein Staarenschwarm flatterte von Baum zu Baum, Störche schwebten mit leichtem Flügelschlag

*) Kipmen, ein Instrument für Erdarbeiten, ähnlich unserer Hacke.

durch die Luft. In einem benachbarten Gehöft brüllte ein Maulthier, die Schafe von Katta-Kurgan wurden in die Steppe zur Weide getrieben.

Ich schaute nach meinem Pferde und erblickte eine hohe Gestalt in gestreiftem zitzenem Kaftan, welche neben ihm stand und ihm den Sattel anschnallte. Der breite Rücken und der rothe Hals wollten mir so bekannt vorkommen. Ich trat näher hinzu, der Dschigit wandte sich um.

„Ah, Abda-Rachman, wie kommst Du hierher?" fragte ich sehr verwundert, im Hofe Ak-Tomak's den früheren Profoßen von Khokand und geschworenen Feind der tückischen Schönen wiederzufinden.

„Tjura, Aman," sprach er lächelnd, trat auf mich zu und reichte mir die Hand.

Nachdem wir uns begrüßt hatten, wiederholte ich: „Wie kommst Du denn hierher?"

Der Alte hatte endlich Ak-Tomak gefunden! Dies war jetzt freilich nicht mehr schwer, denn die Schöne hatte sich eine solche Berühmtheit erworben, daß ihr Ruf schließlich auch zu den Ohren des Ex-Profoßen dringen mußte. Aber dennoch —

„Ich diene bei ihr als Dschigit," unterbrach der Alte mein Nachgrübeln. „Ich bin schon seit zwei Monaten bei ihr, ich habe meine alten Knochen gut untergebracht. So, dein Pferd ist gezäumt. Es hat sich vorhin gewälzt und seinen Sattelgurt zerrissen, ich habe ihn aber gut geflickt. Sitze auf."

Er führte mir gewandt das Pferd vor, ergriff die Zügel und hielt mir den Steigbügel hin.

„Halt, Freund, es eilt nicht," antwortete ich. „Da ich Dich jetzt wiedergefunden habe, will ich noch ein wenig mit Dir plaudern."

„Wo wohnst Du?" unterbrach mich der Alte. „Ich werde Dich heut besuchen, dann können wir dort plaudern. Ich komme gegen Mittag zu Dir, dann gibst Du mir von Eurem Wein — ich trinke ja jetzt. Ach was, es ist Alles möglich."

„Ei, ei!"

„Ja, weißt Du, gestern kam der Kasy ganz in der Stille hierher, und ich mußte Acht geben, daß es Niemand sah. Ja, auch der Kasy! — Da trank er denn selbst; ich schlich mich ganz leise hin und sah zu; erst trank er eine Schale, dann ließ er sich eine zweite geben, und vorher hat er es streng verdammt, ha, ha! Nun, ich denke, wenn der Kasy selbst Euern Wein trinkt, so ist es für uns noch weniger eine Sünde. Jetzt trinke ich ganz kecklich und vorher hatte ich große Angst. Nicht vor einem Menschen, nur vor der Sünde. Sitz' auf!"

„Also Du kommst heute, ich erwarte Dich."

„Ich komme."

„Gestern sah ich zu," begann Abda-Rachman von Neuem, „wie Du Deinen Sarbasen Unterricht im Schießen gabst, da draußen in der Steppe, auf der Samarkander Straße. Ich kam ganz nahe heran, Du sahst mich aber nicht. Es waren viele Leute draußen, um zuzusehen. Deine Sarbasen schießen gut, ach sehr gut! Alle auf einmal, trrrach!! He, Kleiner, mach' auf."

Ein kleiner Sartenjunge kroch hinter einem Düngerhaufen hervor und

knackte die Thürklinke auf. Die Thore öffneten sich angelweit und aller Staub, den die Schafheerde aufwirbelte, drang herein. Ich nickte dem Alten zu, erinnerte ihn noch einmal an sein Versprechen und jagte dann in scharfem Trabe hin, wobei ich zwischen einer Heerde scheckiger Kühe durchlaviren mußte, die meinem Pferde ehrerbietig auswichen.

„Heute denkt der Mensch so und morgen anders, das kann vorkommen. So ist es auch mir ergangen," philosophirte Abda-Rachman, nachdem er die vierte Tasse Thee mit Rum geleert hatte. — „Du weißt ja, was sie gethan hat. Sie hat einen Menschen ermordet und einen so guten Menschen, einen, der seinen Kopf für sie gegeben hätte. Sie hat ein großes Verbrechen begangen — ein entsetzliches — das ist wahr."

Der Alte senkte eine Zeitlang nachdenklich den Kopf, goß sich dann noch Rum ein und fuhr fort: „Aber habe ich etwa nie Menschen umgebracht? Oder habe ich lauter schlechte Menschen getödtet? Wie viele habe ich schon in meinem Leben hinüberbefördert, und warum? Mancher weiß selber nicht, weshalb der Zorn des Chans auf ihn gefallen ist; wie ein Schaf muß er seine Kehle meinem Messer darbieten. Ei was, dachte ich, das thue ich ja auf Befehl des Chans, nicht aus freien Stücken. Aber wer bezieht denn seinen Gehalt vom Chan? Wer wird aus der Küche des Chans gespeist, wer erhält seinen Kaftan vom Chan, wer wohnt in der Hütte, die er vom Chan empfängt? — Doch nur ich. Und das Alles habe ich von ihm, weil ich in seinem Dienst stehe. Das heißt, es ist mir nützlich, Menschen umzubringen, deshalb bringe ich auf seine Befehle Menschen um. Ich hätte ja gleich vom Chan weggehen können, wie ich jetzt von ihm weggegangen bin, und meine Hände von Blut rein halten."

„Nun, und jetzt, wenn Dich der Chan riefe, würdest Du wieder in denselben Dienst bei ihm eintreten?" fragte ich.

„Nein, ich thäte es nicht," antwortete der Ex-Profoß und schüttelte den Kopf: „Wer eine Melone versucht hat, wird nicht an Lehm nagen; hier geht mir's besser. — Nun und sie (dabei blickte der Alte nach dem Bilde Ak-Tomak's), sie hat auch Omar-Schach umgebracht, weil sie sich nichts daraus machte. Aber wenn Omar-Schach hierhergekommen wäre, zu Euch, was meinst Du, daß er dann mit ihr gethan hätte? Gleich vor allen Dingen mit ihr unter Schloß und Riegel, das ist ganz sicher! Und das hätte sie nicht ertragen, ich kenne sie ja. Sie ist wie ein freies Pferd, das allein gehen will und nicht mit der Heerde. Weißt Du noch, wie sie gesagt hat: „Ich will nicht von einer Knechtschaft in die andere fallen," und darin hat sie Recht. Eine große Sünde hat sie begangen — allerdings — aber das geht Niemand Etwas an, als Allah. Nur eine reine Hand, die nie etwas Böses gethan hat, kann sie bestrafen. Aber wo, auf unserer Welt, ist eine solche Hand?"

Diese Bemerkung des alten Muselmannes überraschte mich sehr; unbewußt hatte er eine uns Christen gebotene heilige Wahrheit ausgesprochen.

„Ich bin alt geworden, meine Kräfte sind durchaus nicht mehr wie sonst,"

fuhr Abda-Rachman fort. „Sie hat mich zu sich genommen, sie liebt mich, sie ernährt mich gut, besser als der Chan. Da sieh, was ich für einen Kaftan trage, ist er nicht schön? Und außerdem habe ich noch zwei gelbe. Ich werde Dich nie verlassen, hat sie gesagt."

Er versank auf's Neue in Nachdenken, dann sagte er halblaut, wie zu sich selber: „Alles, Alles habe ich ihr verziehen, und nicht nur, weil sie mich versorgt und füttert. Nein, ich habe es ihr schon früher verziehen, als ich selber in Freiheit lebte und ruhig überlegte. Ich habe auch sie nicht aufgesucht, sie selbst hat von mir gehört und ihren Dschigiten zu mir geschickt. Jetzt wohne ich schon seit zwei Monaten bei ihr und habe sie so lieb, so lieb wie eine leibliche Tochter. Und weißt Du, was ich noch an ihr bemerkte?"

Abda-Rachman belebte sich plötzlich und seine Augen glänzten. „Sie ist doch gut, sie scheint nur auf den ersten Blick böse. Neulich kam eine ganze Familie zu ihr, die durch den Krieg zu Grunde gerichtet wurde; Alle waren in Lumpen und viele Kranke und kleine Kinder darunter! Drei Frauen und acht kleine Kinder! Und Alle nahm sie zu sich und gab ihnen Kleider und Geld. Euren Commandanten hat sie gebeten, er solle ihnen einen Ort anweisen, wo sie sich niederlassen können. Das hat er auch versprochen. Sieh, so ist sie! Sie thut viel Gutes, und ihr Geld wendet sie nicht zur Hälfte an sich. Sie ist ein gutes Geschöpf. — Aber, Tjura, ich möchte noch eine Tasse mit solchem Arak. Ich bin daran gewöhnt, es thut einem alten Mann, wie mir, gut!"

„Trink' auf Deine Gesundheit," sagte ich und schob ihm die Flasche hin. Dann befahl ich meinem Burschen, Abda-Rachman noch eine Flasche Rum in die Satteltasche zu legen. Mein Gast war hocherfreut, als er diese Verfügung vernahm.

„Ich bringe Dir morgen Trauben und Pfannkuchen, ganz besondere Pfannkuchen, wie hier in Katta-Kurgan keine gebacken werden. Ich komme morgen wieder zu Dir, aber jetzt muß ich nach Hause. Lebe wohl!"

Ich begleitete ihn bis an den Scheideweg. Er ging zu Fuße neben mir und führte sein Pferd am Zügel. Ehe er aufstieg, sprach er noch einmal von seiner Herrin.

„O, und wie stolz sie ist," sagte er; „Niemand kann sich ihr widersetzen. Wenn sie Einen so ansieht, muß Jeder die Augen niederschlagen, ich selber auch. Solch' einen strengen Blick hat sie! Selbst der Chan kann sie nicht so ansehen. Sie duldet keine Herrschaft über sich, eher würde sie sich umbringen. So war sie schon bei uns! Ja, dieses Pferd wird Keiner bändigen, auch Omar-Schach hätte es nicht lange gezähmt. Allah verleihe ihm alles Gute in jener Welt! — Und jetzt lebe wohl!"

Er sprang behend auf's Pferd und jagte zwischen den grünen Gärten hin, bis er hinter der Biegung des Weges verschwand.

Die Theorie der Materie.

Von

Prof. **W. Wundt** in Leipzig.

Die Idee, daß die Welt ein Ganzes sei, beherrscht von übereinstimmenden Gesetzen, ist zweifelsohne so alt wie die Wissenschaft. Der Name „Kosmos", den, wie man sagt, zuerst Pythagoras auf das Weltganze anwandte, drückt dies deutlich aus, indem er die wohlgefällige Ordnung als das wesentlichste Merkmal desselben hervorhebt. Aber so alt auch diese Idee ist, so hat es doch Jahrtausende gedauert, bis der menschliche Geist die Gesetze zu erkennen anfing, welche die Weltordnung beherrschen. Zwischen der frühen Ahnung, daß es eine gesetzmäßige Ordnung der Dinge gebe, und der klaren Erfassung der einfachsten Naturgesetze liegt ein langer Weg geistiger Arbeit, welchen die Ueberwältigung fest gewurzelter falscher Meinungen vielleicht mehr erschwert hat als das Verständniß der Wahrheit. Die ganze Kosmologie des Alterthums ist ein dunkles Meer von Irrthümern, aus dem nur selten, den Leuchtthürmen einer fernen Küste vergleichbar, einzelne früh erkannte Wahrheiten emportauchen.

Man hat die mangelhafte Naturerkenntniß der Alten bald auf die unzulängliche Beobachtung der Natur, bald auf den Mangel an richtigen Begriffen zurückgeführt. Aber so wahr es ist, daß die Hilfsmittel der Beobachtung im Laufe der Zeiten außerordentlich verbessert wurden, und daß der Schatz beobachteter Thatsachen gewaltig gewachsen ist, so hat es doch dem Alterthum keineswegs an Beobachtungen gefehlt, aus denen sich richtige Erkenntnisse hätten gewinnen lassen. Die verbreitetsten und einfachsten Naturerscheinungen waren wol bekannt. Namentlich die astronomische Beobachtung, gefördert durch den Glauben an die göttliche Macht der Gestirne, hatte in uralter Zeit eine verhältnißmäßig hohe Ausbildung erreicht. Noch weniger hat es an Begriffen gemangelt, welche zur Ordnung des Beobachteten hätten dienen können. Mit größerem Rechte kann man behaupten, daß der menschliche Geist zu viel eigene Begriffe der Natur entgegenbrachte, daß er sich ihr gegenüber mittheilend statt empfangend verhielt. Statt aus den Naturerscheinungen selbst die Gesetze des Geschehens zu schöpfen, suchte er *seine* Ideen in die Natur hineinzulegen. Die

Natur darf aber, wie Baco schlagend sich ausdrückte, nicht blos beobachtet, sie muß befragt werden, das heißt: wir dürfen nicht die Beobachtung nach unsern vorgefaßten Meinungen deuten, sondern unsere Meinungen müssen sich nach der Beobachtung richten.

Zwei Ursachen lassen sich wol als die hauptsächlichsten Hemmnisse einer zulänglichen Naturerkenntniß bezeichnen. Die eine ist das unbedingte Vertrauen in den Sinnenschein; die andere liegt in dem Bestreben, solche Begriffe, die der Sphäre menschlichen Denkens und Fühlens entnommen sind, auf die Erklärung der Welt anzuwenden. Beides wurzelt in einem und demselben Grunde: der Mensch sucht sein eigenes Wesen der Welt aufzudrängen. Denn auch der Sinnenschein, obgleich er aus der Wirkung der äußeren Dinge auf unsere Sinne hervorgeht, ist darum doch durch die Natur der letzteren zunächst bestimmt. Licht und Farbe, Schall und Schwere existiren als solche nur, insofern die Dinge ein Auge, ein Ohr und eine tastende Hand finden, auf die sie einwirken können. Wenn wir den empfindenden Menschen hinwegdenken, so werden zwar die äußeren Ursachen bleiben, durch welche die Eindrücke entstehen, aber Licht, Schall und Schwere, insofern wir damit unsere Empfindungen meinen, werden jene Ursachen nicht mehr genannt werden können. Aehnlich nun, wie wir die Welt mit der subjectiven Färbung unserer Empfindungen ausstatten, so verweben wir unwillkürlich die unserm Denken und Fühlen entnommenen Begriffe mit den Vorstellungen, die der Welt Lauf in uns wachruft. Der Gedanke, daß die Natur als Ganzes und in allen ihren Theilen zweckmäßig und schön sei, ist gleichfalls subjectiven Ursprungs. Wenn wir uns den anschauenden Menschen hinwegdenken, so schwinden Zweck, Vollkommenheit und Schönheit ebenso wie Licht, Schall und Schwere, und es bleibt nur die Frage zurück, in welchen objectiven Gesetzen etwa jener ästhetische Eindruck der Welt, dem sie gerade den Namen des „Kosmos", des schön geordneten, verdankt, seinen Ursprung haben mag. Indem wir glauben, die Welt sei so beschaffen, wie sie in unsern Sinnen sich spiegelt und wie sie unser ästhetisches Gefühl erregt, setzen wir unsere Empfindungen und Gefühle an die Stelle der wirklichen Dinge. Aber so bestimmt wir dies jetzt als einen Irrthum erkennen, so haften doch deutliche Spuren dieses Irrthums noch unsern heutigen Anschauungen über den Zustand der Welt an, ein Beweis, wie außerordentlich schwer es uns wird, von jenen subjectiven Zugaben zu abstrahiren, mit denen überall unser Empfinden und Fühlen die Dinge ausstattet. Wie viel mehr mußte aber eine frühere Zeit diesem Irrthum verfallen, der jene allgemeine Erkenntniß noch nicht aufgegangen war, sondern die sich mit ihren wissenschaftlichen Erklärungen der Natur gegenüber noch ganz auf dem Standpunkte des naiven, nicht kritisch reflectirenden Bewußtseins befand. In der Ueberwindung dieses Standpunktes, in der allmäligen Anbahnung der Erkenntniß, daß unsere Vorstellungen nicht die Dinge selbst sind, sondern Zeichen, die auf sie hindeuten: darin wurzelt mindestens ebenso sehr als in der wachsenden Fülle beobachteter Thatsachen der Fortschritt der Naturerkenntniß.

Der Kampf zwischen jener ursprünglichen Neigung des menschlichen Geistes, nach dem Sinnenschein und nach vorgefaßten Begriffen sich ein Bild der Welt zu gestalten, und dem fortwährenden Streben der Wissenschaft, diesen Stand-

punkt des naiven Bewußtseins zu überwinden, spiegelt sich vielleicht am deutlichsten in der Entwicklung der Anschauungen über die allgemeine Grundlage des äußeren Seins, über das Wesen des Stoffs oder der Materie. Man kann sagen, daß die Geschichte der Theorie der Materie ein gedrängtes Bild der allgemeinen Ideen liefert, welche zu verschiedenen Zeiten die Naturforschung im Ganzen beherrscht haben. Wenn diese Geschichte auf der einen Seite, wie die Geschichte jeder Wissenschaft, eine Chronik der Irrthümer des menschlichen Geistes ist, so zeigt sie doch auf der andern nicht minder schlagend, wie gewisse früh erkannte Wahrheiten von Anfang an der noch unsicher tastenden Forschung als Leitsterne vorgeschwebt und sie von ihren mannigfachen Irrgängen immer wieder auf den richtigen Weg zurückgeführt haben. Solche Ideen, wie der Satz, daß allen wechselnden Gestaltungen des Stoffs ein unveränderliches, unzerstörbares Sein zu Grunde liege, klingen schon in den frühesten, halb mythischen Vorstellungen über die Materie an. Sie können nicht aus der Erfahrung stammen, weil sie jeder zuverlässigen Erfahrung vorausgehen, ja der schlichten Erfahrung, die sich auf den unmittelbaren Sinnenschein stützt, geradezu widersprechen. So gewinnt der menschliche Geist für jene bittere Wahrheit, daß ein großer Theil seiner Irrthümer aus seinen eigenen vorgefaßten Begriffen stammt, eine reiche Entschädigung in der Zusicherung, daß nicht minder die reinsten und allgemeinsten Erkenntnisse in solchen Begriffen ihre Quelle haben.

In der Naturphilosophie der Griechen war die Annahme vorherrschend, daß die Dinge aus qualitativen Urstoffen gemischt seien. Diese Urstoffe oder Elemente dachte man sich ähnlich den sinnlich wahrnehmbaren Körpern, also selbst mit jenen Eigenschaften der Schwere, Farbe u. s. w. ausgestattet, die ihnen unsere Empfindung beilegt. Wollte man nun blos dem Sinnenschein folgen, so waren offenbar so viele Elemente anzunehmen, als sinnliche Eigenschaften der Körper sich unterscheiden lassen. Die zersplitternde Mannigfaltigkeit, die sich auf diese Weise herausstellte, fand man aber wol in einem gewissen Widerspruch mit dem Begriff der Welt als eines zusammenhängenden Ganzen. So suchte man denn den zwei Motiven, von denen sich die ursprüngliche Naturauffassung leiten ließ, dem Sinnenschein und dem ästhetischen Begriff des Kosmos, gleichzeitig gerecht zu werden, indem man die Elemente auf eine kleinere Zahl beschränkte. Die verbreitetsten Naturkörper oder gewisse Hauptrepräsentanten der sichtbaren Stoffe sind natürlich bei dieser Auswahl entscheidend gewesen. Das Streben, die Welt als eine Einheit zu begreifen, macht vor Allem bei jenen alten Naturphilosophen sich geltend, die einen einzigen Urstoff für alles Bestehende voraussetzen, wie z. B. Thales das Wasser, Anaximenes die Luft, Heraklit das Feuer. Dabei läßt sich freilich nicht verkennen, daß hier vor der symbolischen Bedeutung des Elements, durch welche die Einheit aller Naturdinge bezeichnet werden soll, die des wirklichen Grundbestandtheils der Körper zurücktritt. So weist insbesondere das heraklitische Feuer ebenso auf den inneren Zusammenhang alles Geschehens wie auf die fortwährende Veränderung, das „ewige Werden" in der Natur hin. Von diesen Auffassungen war nur ein kleiner Schritt zu jener noch gründlicheren Lossagung von dem Sinnenschein, welche schon in früher Zeit die Atomistiker vollzogen. Wenn vermöge der Ein-

heit der Naturdinge Alles aus Gleichartigem besteht, dann kann, so schloß Demokrit, dieses Gleichartige nicht die Beschaffenheit irgend eines einzelnen sinnlich wahrnehmbaren Naturkörpers wie des Wassers oder der Luft haben. Demnach dachten sich denn die Atomistiker Alles aus qualitativ unbestimmten Elementen bestehend, und die Unterschiede der Körper leiteten sie aus Lage- und Gestaltverschiedenheiten dieser durch leere Zwischenräume getrennten Atome ab. Es ist sicherlich eine der merkwürdigsten Erscheinungen in der Geschichte der Wissenschaft, daß uns fast im Beginn derselben eine Ansicht über das Wesen der Materie entgegentritt, welche den heute geltenden Vorstellungen so nahe verwandt ist. Aber sie erklärt sich aus der Thatsache, daß unter den vielen vorgefaßten Ansichten, welche der menschliche Geist, durch Erfahrung belehrt, als Irrthümer erkannte, eine sich durch den Wechsel der Zeiten und Meinungen bewährt hat: die Ansicht, daß alle Mannigfaltigkeit der Stoffe und Vorgänge auf eine einheitliche Grundlage zurückführe. Sie ist es, die in der alten Atomistik einen frühen Sieg über die Macht des Sinnenscheins erkämpft hat. In anderer Form machte die nämliche Idee in der Schule der Pythagoräer sich geltend. Nach ihnen sollten die Dinge aus Zahlen bestehen, eine Ansicht, welche den Gedanken einer quantitativ bestimmten Weltordnung in freilich noch roher, symbolischer Weise ausdrückt. Aber die atomistische Lehre wie die Zahlensymbolik, die beide in verschiedener Form eine erste Ahnung mathematischer Naturgesetze bekunden, blieben vereinzelt gegenüber dem breiten Strom jener Anschauungen, welche unmittelbar auf der qualitativen Elementenlehre der alten Naturphilosophen weiter bauten, und welche in den auf Jahrtausende einflußreichen Lehren des Aristoteles einen gewissen Abschluß fanden. Durch ihn haben sich jene vier Elemente, die zuerst der Jonier Empedokles als Grundbestandtheile der Dinge angenommen, fast bis auf unsere Tage vererbt. Nicht nur Hegel hat sie in seiner Naturphilosophie den Elementen der modernen Chemie vorgezogen, sondern selbst in manchen Schulbüchern des neunzehnten Jahrhunderts fristen Feuer, Wasser, Luft und Erde noch immer ihr Dasein. Gewiß ist diese zähe Ausdauer einer überlebten Lehre nicht blos auf Rechnung der Autorität des Aristoteles zu schreiben. Das Gewinnende jener Lehre liegt darin, daß sie der sinnlichen Vorstellung und dem Streben nach Einheit der Principien ziemlich ebenmäßig gerecht wird. Die vier Elemente sind gleichzeitig Repräsentanten der Aggregatzustände und der Wärmebeschaffenheit der Körper. Trocken und warm ist das Feuer, flüssig und warm die Luft, flüssig und kalt das Wasser, trocken und kalt die Erde. Es gibt mit andern Worten zweierlei Gegensätze in der Natur, warm und kalt, trocken und flüssig. Indem sich diese in viererlei Weise combiniren können, machen sie die vier Elemente aus. Durch Mischung der Gegensätze in verschiedenen quantitativen Verhältnissen werden nach der Ansicht des Aristoteles die mannigfachen Unterschiede der Naturkörper, durch den wechselseitigen Austausch jener qualitativen Eigenschaften werden die materiellen Veränderungen der Körper erklärt. So geht z. B. das Wasser in Luft über, wenn es seine Kälte gegen Wärme eintauscht, und dagegen in Erde, wenn ihm statt der flüssigen die trockene Qualität zugetheilt wird. Es ist augenscheinlich, daß hier von einem Beharren des Stoffs streng genommen nicht die Rede sein kann.

Denn die Elemente verändern sich fortwährend. Aber in der Annahme, diese Veränderung beruhe auf einem Austausch der Qualitäten, ist immerhin der Gedanke verborgen, daß allen Umwandlungen der Materie ein Beharrendes zu Grunde liege. Zu klarer Bestimmtheit freilich ist dieser Gedanke noch nicht durchgedrungen, da die Elemente wie ihre Grundqualitäten nicht Mischungsbestandtheile, sondern allgemeine Formen der Materie sind. Gerade diese Unbestimmtheit aber gestattet es der Aristotelischen Theorie, die Annahme einer Veränderlichkeit des Stoffs mit der ihr widersprechenden Idee einer beharrenden Grundlage zu vereinigen, um so dem Sinnenschein, der die Veränderung lehrt, und dem Begriff, der auf ein beharrendes Sein drängt, gleichzeitig zu genügen.

Ihre zwingende Macht über die Geister hat diese Lehre vielleicht am meisten darin bekundet, daß man, nachdem die Beobachtung auf verschiedenen Gebieten die Annahme anderer Grundqualitäten veranlaßt hatte, die letzteren immer noch auf die vier Elemente des Empedokles zurückzuführen suchte. So hat schon Hippokrates für die Cardinalsäfte des thierischen Körpers ebenfalls die Vierzahl gewählt: Blut, Schleim, gelbe und schwarze Galle; und Galen, die große Autorität der mittelalterlichen Medicin, betrachtete das Blut als eine gleichmäßige Mischung der vier Hauptqualitäten des Aristoteles, wogegen der Schleim dem Wasser, die gelbe Galle dem Feuer und die schwarze der Erde entspreche. Nach einer andern Richtung wurde die Elementenlehre durch die Alchemisten verändert. Diese betrachteten zunächst, während sie für alle übrigen Körper an den alten vier Elementen festhielten, Quecksilber und Schwefel als die Bestandtheile der Metalle. Unter ihnen verstanden sie jedoch nicht etwa die heute so bezeichneten Stoffe, sondern ebenfalls qualitative Gegensätze, indem sie unter dem Quecksilber die metallischen Eigenschaften, Glanz, Dehnbarkeit u. s. w., unter dem Schwefel die nicht-metallischen Eigenschaften zusammenfaßten. Den Unterschied edler und unedler Metalle, des Goldes und des Zinnes z. B., sahen sie also darin, daß in jenem das Quecksilber, in diesem aber der Schwefel überwiege. Die späteren Alchemisten haben beiden noch das Salz als den Repräsentanten der flüchtigen Stoffe beigefügt. Von da an wurden dann aber auch diese ursprünglich nur den Metallen zugeschriebenen Elemente auf die übrigen Stoffe, selbst auf die Bestandtheile des thierischen Körpers, übertragen. Doch hat es hier ebenfalls an Beziehungen zu der älteren Elementenlehre nicht gefehlt. So stellt Paracelsus das Quecksilber mit dem Wasser, den Schwefel mit der Luft und das Salz mit der Erde in Parallele. Auch die Alchemisten betrachteten übrigens ihre Elemente keineswegs als unzerstörbare und unveränderliche Bestandtheile der Körper. Im Gegentheil, ein großer Theil der alchemistischen Bestrebungen war gerade darauf gerichtet, die Körper umzuwandeln. Namentlich hängen damit die Versuche zusammen, aus anderen werthloseren Metallen Gold zu machen, Versuche, die bis in das achtzehnte Jahrhundert hineinreichen. Ein Verdienst läßt sich diesen alchemistischen Bestrebungen nicht abstreiten. Durch sie gewöhnte man sich daran, die Naturkörper nicht blos in ihrem natürlichen Vorkommen zu beobachten, sondern ihr Verhalten unter verschiedeneren Bedingungen, denen sie künstlich unterworfen wurden, z. B. in der Hitze oder beim Zusammenbringen mit andern Körpern, zu prüfen. So gewann man die ersten, freilich noch rohen,

chemischen Versuche, und die Alchemie ist auf diese Weise die Mutter der experimentellen Chemie geworden. Unversehens aber erfuhr der Begriff des Elementes unter den Händen der frühesten Chemiker schon jene bedeutungsvolle Umwandlung, durch welche er aus der Urqualität in den Mischungsbestandtheil überging. Dieser wichtige Fortschritt der Erkenntniß ist vorzugsweise an den Namen Robert Boyle's geknüpft. In seinem 1661 erschienenen „chemista scepticus" stellt er den Satz auf, nur die Erfahrung könne über die wirklichen Bestandtheile der Körper entscheiden; auch die Zahl der Elemente werde daher durch die Erfahrung festgestellt, und es sei verfehlt, von vornherein eine Drei- oder Vierzahl anzunehmen, wie die Alchemisten und Aristoteles es gethan. Aber selbst Boyle ist sich noch keineswegs klar darüber, ob die Elemente unveränderlich bleiben, oder ob sie unter Umständen in einander übergehen können. Erst bei den Chemikern des folgenden Jahrhunderts stellte allmälig die Ueberzeugung von der Unveränderlichkeit der letzten Mischungsbestandtheile der Körper sich fest, und damit schwanden zugleich die noch immer von manchen Forschern gehegten Zweifel, ob jene Mischungsbestandtheile auch als die wirklichen Elemente zu betrachten seien. Der letzte Schritt auf diesem Wege geschah erst, als Lavoisier mit der Wage in der Hand den Verbrennungsproceß als eine chemische Verbindungserscheinung nachwies. Damit war der Satz festgestellt, daß alle Elemente in ihrem Gewichte constant bleiben. In dem Gewicht aber war überhaupt erst ein sicheres Maß für die Unveränderlichkeit der Stoffe gefunden. Der uralte Satz von der Constanz der Materie wurde daher jetzt erst zu einem durch zahllose Beobachtungen bestätigten Naturgesetze.

Indem nun dieses Gesetz jede qualitative Veränderung der Materie verneint, mußte es zugleich nothwendig eine Umgestaltung der allgemeinen Ansichten über das ursprüngliche Verhalten der materiellen Elemente herbeiführen. Hatte auch die atomistische Theorie fast zu jeder Zeit einzelne Anhänger gefunden, so stand sie doch im Ganzen gegen jene Anschauung zurück, welche, dem unmittelbaren Sinnenschein besser entsprechend, eine Continuität der Materie behauptete. Nach dem Gesetz der Erhaltung der Materie bleibt aber als einzig mögliche Veränderung die Bewegung bestehen, die entweder die Massen im Ganzen oder kleinste Theilchen der Körper ergreifen kann. Auf solche Ortsveränderungen an sich unveränderlicher Theilchen mußten nun besonders alle chemischen Wechselwirkungen zurückgeführt werden. Damit war der Uebergang zu atomistischen Vorstellungen geboten. Vermöge des conservativen Charakters, der den Naturwissenschaften mehr eigen ist, als man gewöhnlich meint, hat sich jedoch dieser Uebergang nur allmälig vollzogen. Schon Descartes hatte angenommen, alle Materie bestehe aus kleinen Körperchen von verschiedener Gestalt, die, in fortwährender Bewegung begriffen, sich überall innig berühren. Aehnliche Vorstellungen hatte Boyle entwickelt, und den chemischen Arbeiten des vorigen Jahrhunderts liegen dieselben meistens zu Grunde. Diese Corpusculartheorie, eine Atomistik ohne Zwischenräume zwischen den Atomen, leistet nun zwar dem Gesetz der Constanz der Materie Genüge; aber mit einem andern wichtigen Gesetze, welches durch die quantitativen Untersuchungen der Chemie, namentlich seit dem Beginn dieses Jahrhunderts, unzweifelhaft festgestellt worden war, scheint sie

schwer vereinbar, mit dem Gesetze nämlich, daß sich die Elemente nur nach wenigen einfachen und festen Gewichtsverhältnissen verbinden. Offenbar weist dieses Gesetz darauf hin, daß in jeder chemischen Verbindung die kleinsten Theilchen in regelmäßigen Gruppen geordnet sind. Eine solche Ordnung können wir uns aber nicht vorstellen, ohne Zwischenräume zwischen den zu einander gruppirten Elementartheilen vorauszusetzen. So hat denn auch der Begründer der modernen Atomistik im Anfang unseres Jahrhunderts, Dalton, seine Theorie hauptsächlich auf das Gesetz der Verbindung nach einfachen Gewichtsverhältnissen gestützt. Dennoch muß man zugestehen, daß in diesem ein vollkommen zwingender Grund zur atomistischen Vorstellung vielleicht noch nicht gelegen ist. Die Chemie selbst hat erst später weit gewichtigere Beweisgründe für die Atomistik aufgefunden, indem sie in den isomeren (gleichtheiligen) Verbindungen Körper entdeckte, welche bei gleicher Zusammensetzung in den wesentlichsten physikalischen und chemischen Eigenschaften sich unterscheiden, eine Erscheinung, die, ebenso wie der Dimorphismus, das Auftreten gleich zusammengesetzter Körper in verschiedenen Krystallformen, darauf hinweist, daß das ganze Verhalten eines zusammengesetzten Körpers nicht nur von den Elementen, die ihn bilden, sondern wesentlich auch von der Art der Gruppirung dieser Elemente abhängt. Da Dalton's Atomtheorie dieser wichtigen Stützen noch völlig entbehrte, so fand sie ursprünglich selbst unter den Chemikern nur wenige Anhänger, und bei den Physikern vollends war die Vorstellung einer Continuität der Materie eine allgemein herrschende. Unter ihrem Einfluß hatte sich die Theorie der so genannten Imponderabilien ausgebildet. Wärme und Elektricität dachte man sich als stetig den Raum erfüllende gewichtslose Flüssigkeiten. In dem Licht zwar nahm man nach der von Newton aufgestellten Emanationshypothese discrete Theilchen von verschiedener Farbe an, um die Erscheinungen der Farbenzerstreuung erklären zu können, aber jene Theilchen sollten innig gemischt überall sich berühren. Eine nicht geringe Stütze fand diese Richtung der Naturwissenschaft in der Philosophie, wo Kant zuerst den bestechenden Versuch machte, die Materie aus den stetig den Raum durchdringenden Kräften der Anziehung und Abstoßung zu construiren. Kant's dynamische Theorie hat bis in die neueste Zeit in der Gunst der idealistischen Philosophie sich erhalten. Der mathematischen Analyse der Naturerscheinungen aber, welche eines substantiellen Trägers der Kräfte nicht entbehren kann, vermochte sie nicht Stand zu halten. Dennoch ging auch die mathematische Physik noch bis ins zweite und dritte Jahrzehend dieses Jahrhunderts bei der Erklärung der Grunderscheinungen der Körperwelt, der Cohäsion, Elasticität und der Aggregatformen, von der Vorstellung der Stetigkeit der Materie im Raum aus. Man nahm an, daß alle Theilchen der Körper sich unmittelbar berühren und unter dem Einfluß wechselseitiger anziehender und abstoßender Kräfte stehen, deren Wirkung mit der Entfernung nach Gesetzen abnimmt, die für beide Kräfteformen verschieden sind. Die abstoßenden Kräfte sollen erst bei sehr kleinen Entfernungen eine merkliche Größe erreichen, dann aber bei weiterer Annäherung schnell zunehmen; so erklärt sich der wachsende Widerstand, den ein Körper einer äußeren comprimirenden Kraft entgegensetzt. Die anziehenden Kräfte sollen ebenfalls in sehr kleinen Entfernungen von

bedeutender Stärke sein und hierdurch die Cohäsion der Flüssigkeiten und festen Körper verursachen, mit wachsender Distanz aber schnell abnehmen bis zu einem Grenzpunkte, von welchem an das allgemeine Gravitationsgesetz Newton's für sie gültig ist. Man pflegt diese Form der Continuitätstheorie, die von Navier, Poisson und andern Mathematikern ausgebildet worden ist, als die Contacthypothese zu bezeichnen.

In der ersten Hälfte des gegenwärtigen Jahrhunderts machten die einzelnen Zweige der erklärenden Naturwissenschaft ihre Wege viel unabhängiger von einander als heut zu Tage. So kam es, daß sich die atomistische Theorie im Gebiet der physikalischen Erscheinungen ganz unabhängig, wie es scheint, von den Anregungen, welche die gleichzeitige Entwicklung der theoretischen Chemie hätte darbieten können, ausgebildet hat. In den Arbeiten des ausgezeichneten französischen Mathematikers Cauchy läßt sich fast Schritt für Schritt der allmälige Uebergang verfolgen, den die physikalische Theorie von der Contacthypothese aus zur Atomistik gemacht hat. In einer ersten Untersuchung, welche sich mit den allgemeinsten mechanischen Eigenschaften der Körper beschäftigt, hält auch dieser Hauptbegründer der mathematischen Atomistik noch an der Annahme der Continuität fest. In einer zweiten Untersuchung legt er das einfachste atomistische Bild der Materie zu Grunde, welches denkbar ist: einen Raum von einfachen Punkten erfüllt, die durch leere Zwischenräume getrennt sind und mit Kräften auf einander wirken, welche von ihren Entfernungen abhängig sind. Ein großer Theil der Lichterscheinungen wird aus dieser Hypothese analytisch entwickelt. In einer dritten Untersuchung endlich sind zweierlei Kraftpunkte vorausgesetzt: die Körperatome, von deren Wirkungen die Erscheinungen der wägbaren Materie ausgehen, und die Aetheratome, das Substrat der so genannten Imponderabilien, namentlich des Lichtes. Die Körperatome ziehen sich an, Körper- und Aetheratome ziehen sich ebenfalls an, die Aetheratome dagegen stoßen sich ab. Erst mit Hilfe dieses Doppelmediums, wie es Cauchy genannt hat, gelang es ihm, die Theorie des Lichtes vollständig zu bewältigen. Die hier entwickelten Vorstellungen sind im Allgemeinen in der modernen Physik maßgebend geblieben; doch hat man die Annahme punktförmiger Atome meistens als eine bloße mathematische Fiction betrachtet. Besonders eindringlich hat noch neuerdings William Thomson auf die physikalischen Schwierigkeiten hingewiesen, welche die Annahme ausdehnungsloser Atome mit sich führe. Freilich beanstandet dieser Physiker zugleich die leeren Zwischenräume der Atome, und er ist so offenbar geneigt, zu den Vorstellungen der Corpusculartheorie zurückzukehren. Umgekehrt hat die einfache Atomistik, welche das Atom lediglich als einen Kraftpunkt ansieht, namentlich überall da Anklang gefunden, wo man der Atomenlehre eine philosophische Begründung zu geben suchte. In solcher Richtung haben in neuerer Zeit besonders Faraday und Fechner eine einfache Atomistik verfochten. Der eigentliche Begründer dieser philosophischen Atomistik ist aber der gelehrte Jesuit Boscovich, dessen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts erschienene „Theoria philosophiae naturalis" durch Fechner wieder der Vergessenheit entrissen wurde.

Die mathematische Physik ist zuerst durch das Studium der Lichterscheinungen zur atomistischen Theorie geführt worden. Die Entwicklung der letzteren

ging hier Hand in Hand mit der Ausbildung der Undulations- oder Wellentheorie des Lichtes. Newton's Emanationshypothese trägt zwar schon in gewissem Sinne ein atomistisches Gewand, insofern sie in dem weißen Sonnenlichte gesonderte Lichttheilchen von verschiedener Farbe voraussetzt. Aber dieses Gewand war hier ein äußerliches, dessen man bei der Erklärung der optischen Gesetze entbehren konnte. In der That hätte man der Emanationshypothese ebenso gut die Annahme zu Grunde legen können, das gemischte Licht bestehe aus mehreren sich vollständig durchdringenden unwägbaren Flüssigkeiten von verschiedener Farbe. Als Newton's berühmter Zeitgenosse Huyghens zuerst den Gedanken aussprach, das Licht könne aus einer Wellenbewegung erklärt werden, da war es zunächst nur die größere Einfachheit der Betrachtung, welche ihm diesen Gedanken nahe legte. Denn die Undulationshypothese ersetzte die mannigfach gefärbten Lichttheilchen alsbald durch einen einzigen Lichtäther, in welchem Wellen von verschiedener Länge die verschiedenen Farben verursachen, ähnlich wie in der Luft die verschiedenen Töne durch Schallwellen von wechselnder Länge zu Stande kommen. Außerdem hatte diese Hypothese den Vorzug für sich, daß sie die Abstraction von dem Inhalt unserer Empfindungen, welche für die Welt der Töne schon längst vollzogen war, zum ersten Mal auch auf das Licht übertrug. Doch dieser Vorzug hat die Anerkennung der Undulationstheorie vielleicht mehr gehemmt als gefördert. Daß die Emanationshypothese die Qualität der Farben in das objective Wesen des Lichtes verlegte, empfahl sie gerade in den Augen der Physiker. Selbst die Zustimmung eines Leonhard Euler und Thomas Young verhalf der Undulationstheorie nicht zum Siege. Da führte die Entdeckung zweier wichtiger physikalischer Thatsachen eine entscheidende Wendung herbei. Die eine dieser Thatsachen war die Interferenz, die andere die Polarisation des Lichtes. Beide Entdeckungen fallen in die zwei ersten Decennien dieses Jahrhunderts. Sie sind vor allem an die Namen dreier Physiker, Thomas Young, Maly und Fresnel, geknüpft. Young entdeckte die Interferenz, Fresnel ersann die überzeugendste Form ihrer Nachweisung; Maly entdeckte die Polarisation, Young und Fresnel fanden unabhängig von einander deren Erklärung.

Den augenfälligsten Beweis für die Wellentheorie liefert die Interferenz des Lichtes. Nehmen wir an, in etwas verschiedener Entfernung von einer weißen Wand seien zwei einfarbige Lichter aufgestellt, so werden die von denselben ausgehenden Strahlen an allen Punkten des Raumes, die beide erreichen, also auch auf der weißen Wand, sich durchkreuzen. Wäre nun das Licht eine von den leuchtenden Körpern ausstrahlende Materie, wie die Emissionshypothese annimmt, so könnte das Zusammentreffen oder die Interferenz der Strahlen unter allen Umständen nur vermehrte Helligkeit hervorbringen. Fresnel zeigte aber, daß dies nicht der Fall ist, sondern daß, wenn man zu dem ersten Licht das zweite hinzubringt, nur an gewissen Stellen der beleuchteten Wand die Helligkeit zunimmt, während sie an anderen Stellen im Gegentheil abnimmt. Diese Erscheinung erklärt sich nun allein unter der Voraussetzung, daß das Licht eine Wellenbewegung ist. In der That können wir eine ganz analoge Wirkung hervorbringen, wenn wir etwa in den ruhenden Wasserspiegel eines Sees an

zwei verschiedenen Stellen einen Stein werfen und den Erfolg beobachten, der dort entsteht, wo sich die von den zwei Stellen ausgehenden Wellensysteme durchkreuzen. Wir sehen dann, daß, wo ein Berg der einen mit einem Berg der andern, ein Thal der einen mit einem Thal der andern Welle zusammentrifft, verstärkte Wellen erzeugt werden, daß dagegen überall, wo ein Berg der einen ein Thal der andern Welle kreuzt, die beiden Bewegungen gegenseitig sich auslöschen. Indem so die Interferenzversuche den schlagenden Beweis für die Undulationstheorie des Lichtes enthielten, gaben sie zugleich ein sehr einfaches Mittel an die Hand, um die wirkliche Länge der Lichtwellen zu messen. Ob auf der beleuchteten Wand Berg und Berg oder Berg und Thal der beiden Aetherwellen zusammentreffen, hängt natürlich von dem Entfernungsunterschied der zwei die Wellenbewegung erzeugenden Lichter ab. Da die eine Welle der andern um die Größe einer halben Welle vorausgeeilt sein muß, wenn Berg und Thal zusammentreffen, also beide Bewegungen sich aufheben sollen, so werden die dunkeln Stellen auf der hellen Wand solche sein, welche einem Wegunterschied von einer halben Wellenlänge oder auch von $^3/_2$, $^5/_2$, $^7/_2$ u. s. w., kurz einem ungeradzahligen Multiplum einer halben Wellenlänge entsprechen. Diesen Wegunterschied erhält man aber ja unmittelbar, wenn man den Entfernungsunterschied der beiden Lichter von den betreffenden Stellen der Wand mißt. Auf diese Weise ergibt sich, daß im rothen Licht die Länge der Lichtwellen 6878, im violetten 3928 Hunderttausendtheile eines Millimeter beträgt. Zwischen diesen Grenzen sind alle Lichterscheinungen eingeschlossen. Die Lichtwellen liegen also weit jenseits unserer unmittelbaren Wahrnehmung. Sind doch die längsten, die des rothen Lichtes, immer noch klein genug, daß beinahe 1500 derselben auf die Länge eines einzigen Millimeter kommen.

Zu ähnlichen Folgerungen, aus denen sich zugleich nähere Aufschlüsse über die Form der Lichtwellen entnehmen ließen, führte die Zergliederung der Polarisationserscheinungen. Gewisse Krystalle besitzen die Eigenschaft, das Licht, das durch sie getreten ist, in einer eigenthümlichen Weise zu verändern, welche sich unserer Empfindung nicht zu erkennen gibt, welche man aber bemerkt, sobald man derartiges Licht durch einen anderen ähnlich verändernden Krystall gehen läßt. Ein Krystall dieser Art ist der Turmalin. Blickt man durch eine Platte, welche aus demselben geschnitten ist, so bemerkt man in dem hindurchgetretenen Lichte keine wesentliche Veränderung. Bringt man aber eine zweite ähnliche Krystallplatte hinter die vorige, so tritt folgendes Phänomen ein: das durch die erste Turmalinplatte gegangene Licht tritt auch durch die zweite ungehindert hindurch, wenn man beiden gleiche Richtung in Bezug auf die Krystallisationsaxen des Turmalins gibt, wenn also die Hauptaxe der zweiten Platte der Hauptaxe der ersten parallel ist. Dagegen wird das durch den ersten Krystall getretene Licht durch den zweiten vollständig ausgelöscht, wenn dieser eine solche Richtung hat, daß seine Hauptaxe zu der des ersten Krystalls senkrecht steht. Hieraus geht also hervor, daß das Licht, das durch eine Turmalinplatte geht, eine Veränderung erfährt, vermöge deren es von einer zweiten Turmalinplatte nur dann ungeschwächt durchgelassen wird, wenn dieselbe die gleiche Lage gegen den Lichtstrahl wie die erste Platte besitzt. Auch diese Erscheinungen lassen nur

dann eine einfache und anschauliche Erklärung zu, wenn man annimmt, daß das Licht keine Materie sei, sondern eine Bewegung, und sie enthalten außerdem einen bestimmten Aufschluß über die Form dieser Bewegung. Bestände nämlich die Fortpflanzung des Lichtes in Schwingungen des Aethers, welche in der Richtung der Lichtstrahlen vor sich gehen, so würde, wenn wir eine durchsichtige Krystallplatte um den Lichtstrahl als Axe drehten, offenbar immer gleich viel Licht durch dieselbe hindurchdringen müssen. Nur wenn die Schwingungen des Lichtes senkrecht zur Richtung des Strahls erfolgen, läßt sich verstehen, wie der Krystall bei einer bestimmten Richtung die Lichtbewegung hindurchläßt, bei einer andern Richtung aber sie auslöscht. Denken wir uns, in einer ruhenden Wassermasse werde durch einen hineingeworfenen Stein eine Wellenbewegung erzeugt, und man lasse nun irgendwo die Wellen an eine Holzplatte anprallen, in der parallele schlitzförmige Oeffnungen angebracht sind, so wird durch diese die Wellenbewegung wenig gestört hindurchdringen, wenn die Richtung der Schlitze senkrecht ist zur Ebene des Wasserspiegels; umgekehrt dagegen werden die Wellen fast vollständig zurückprallen, wenn die Schlitze parallel jener Ebene gestellt sind. Aehnlich verhält sich nun offenbar eine Turmalinplatte zu den anprallenden Lichtwellen, von denen wir demnach voraussetzen müssen, daß sie, gleich den Wellen an der Oberfläche des Wassers, in einer auf- und abwärts wogenden Bewegung bestehen. Doch in einer Beziehung hinkt unser Gleichniß. Eine einzige Turmalinplatte löscht, wie wir gesehen haben, den Lichtstrahl noch nicht aus, welche Richtung wir derselben auch geben mögen; dies geschieht erst, wenn wir zwei solche Platten hinter einander anbringen, deren Hauptaxen senkrecht zu einander gerichtet sind. Hieraus geht hervor, daß in dem gewöhnlichen Lichte der Aether in der auf den Lichtstrahl senkrechten Ebene in jeder möglichen Richtung schwingt. Die erste Turmalinplatte aber siebt gewissermaßen das Licht: sie läßt nur Bewegungen durch, welche in einer einzigen Richtung erfolgen. Das so veränderte Licht eben nennt man polarisirt. Das polarisirte Licht aber wird durch die zweite Turmalinplatte unverändert hindurchgelassen, wenn deren Hauptaxe ebenso wie die der ersten, polarisirenden Platte gestellt ist; es wird dagegen ausgelöscht, wenn man ihr eine zu jener Richtung senkrechte Stellung gibt. Haben demnach die Interferenzerscheinungen gezeigt, daß die Lichtwellen außerordentlich klein sind, so lehrt nun das Phänomen der Polarisation, daß diese Wellen in ihrer Bewegungsform etwa den Wellen an der Oberfläche des Wassers oder den Schwingungen einer Saite gleichen, dagegen von den Schallwellen, die sich in der Luft ausbreiten, verschieden sind: denn bei diesen erfolgen die Schwingungen in derselben Richtung, in welcher der Schall sich fortpflanzt. Die Lichtschwingungen gehören, wie man sich ausdrückt, zu den Transversalwellen, die Schallschwingungen der Luft aber sind Longitudinalwellen.

Die Kleinheit der Lichtwellen läßt uns auf die außerordentliche Feinheit und Beweglichkeit jener Materie zurückschließen, welche man als das Substrat der Lichterscheinungen voraussetzen muß; über die sonstige Beschaffenheit dieses Lichtäthers wird aber dadurch vorerst nichts ausgemacht. Wir können ihn uns, so scheint es, als eine stetig sich ausdehnende Flüssigkeit denken, indem wir uns

vorstellen, die Lichtwellen verhielten sich in dieser Beziehung ähnlich den Wellen des Wassers oder der Luft, die bei der Größe der in ihnen vorkommenden Wellen vollständig als zusammenhängende Massen betrachtet werden können. Möglicher Weise könnte aber auch das Substrat der Lichtwellen ein Staub außerordentlich kleiner Theilchen sein, die einander zwar sehr nahe, aber doch immerhin so weit von einander entfernt sind, daß ein Auge, welches die Lichtwellen ebenso wie das unsrige die Wellen des Wassers wahrnehmen könnte, sie deutlich als getrennte Theilchen auffassen würde. Ein solches Medium wäre etwa den Sonnenstäubchen zu vergleichen, wenn wir uns diese noch um Vieles feiner und dichter gedrängt denken. Offenbar ist die erste dieser Vorstellungen die näher liegende, da mit ihr die anderen Formen von Wellenbewegung in zusammenhängenden Medien übereinkommen, und es scheint so auf den ersten Blick die Undulationstheorie vollkommen vereinbar zu sein mit der Contacthypothese. Die tiefer eindringende Untersuchung findet jedoch hier eine eigenthümliche Schwierigkeit. Ein Sonnenstrahl wird nämlich, wie bekannt ist, durch Brechung oder Beugung in ein farbiges Band, das Spectrum, zerlegt, in welchem jede Farbe Lichtwellen von bestimmter Länge enthält. Die längsten Lichtwellen, die in unserem Auge die Empfindung Roth erregen, werden durch die Brechung am wenigsten, die kürzesten, die wir blau und violett empfinden, werden am meisten von ihrer Bahn abgelenkt. Blicken wir nun auf andere Formen von Wellenbewegung, etwa auf die Bewegung der Schallwellen, so tritt hier nichts ein, was der Zerstreuung des weißen Lichtes in Farben analog wäre. Befindet man sich z. B. in einer Taucherglocke unter einer Wasserfläche, so läßt sich nicht bemerken, daß die verschiedenen Töne eines in der Luft erzeugten musikalischen Zusammenklangs durch die Brechung an der Oberfläche des Wassers zerstreut würden, so daß man etwa an bestimmten Stellen innerhalb des Wassers vorzugsweise die tiefen und an anderen die hohen Töne wahrnähme. Vielmehr bleiben bei der Brechung des Schalls die verschiedenen Tonwellen immer ungesondert, so daß nur die Stärke eines zusammengesetzten Klangs im Ganzen, niemals aber der qualitative Charakter desselben sich ändern kann. In der That ist es im Allgemeinen wol begreiflich, daß, wenn in einem zusammenhängenden Medium, wie in der Luft oder im Wasser, Wellen von verschiedener Länge neben einander entstehen, diese sich zu einer resultirenden Schwingungsbewegung zusammensetzen, die durch bloße Brechung oder Beugung nicht wieder in ihre Elemente zerlegt werden kann. So scheint es denn, als wenn die Erscheinungen der Farbenzerstreuung, welche die Emissionshypothese ohne Schwierigkeit aus der verschiedenen Anziehung der Körper gegen die Lichttheilchen erklären konnte, mit der Wellentheorie unvereinbar wäre. Und doch ist die letztere durch die Interferenz- und Polarisationserscheinungen gefordert! Cauchy hat nun gezeigt, daß dieser Widerspruch vollständig verschwindet, wenn man annimmt, daß der Lichtäther *nicht* ein continuirliches Medium ist, sondern aus einem Staub von einander getrennter Theilchen besteht, deren gegenseitige Abstände so groß sind, daß sie im Vergleich mit der Größe der Lichtwellen in Betracht kommen. In diesem Fall zeigt sich nämlich, daß die Geschwindigkeit, mit der die Wellen fortschreiten, nicht mehr blos abhängig ist von der in Wellenbewegung

begriffenen Flüssigkeit, sondern außerdem noch von der Beschaffenheit der Körper, welche jene Flüssigkeit, der Aether, durchdringt, und zwar muß nun nicht blos die Wellenbewegung überhaupt um so mehr verzögert werden, in je größerer Dichte der Aether in einem Körper sich anhäuft, sondern es müssen auch die kurzen Wellen des Aethers mehr verzögert werden als die langen. Es müssen mit anderen Worten die verschiedenen Wellen, welche das gemischte Licht zusammensetzten, eine verschiedene Brechbarkeit besitzen, die Wellen im rothen Lichte die geringste, die Wellen im blauen und violetten Lichte die größte.

Eine ähnliche Schwierigkeit wie aus der Farbenzerstreuung ergibt sich aber aus den Polarisationserscheinungen, obgleich diese doch selbst auf die Wellentheorie hinweisen. Nach den Polarisationserscheinungen müssen wir annehmen, daß die Lichtbewegung in Schwingungen senkrecht zur Richtung des Lichtstrahls erfolgt. Nun hat Poisson zuerst bemerkt, daß die allgemeinen Gesetze der Wellenbewegung in continuirlichen Medien mit einer solchen Schwingungsform in Widerspruch stehen. In einer zusammenhängenden Flüssigkeit nämlich, wie als solche das Wasser oder die Luft im Vergleich mit der Größe der hier entstehenden Wellen angesehen werden kann, ist es schlechthin unmöglich, daß sich Transversalwellen auf längere Strecken hin fortpflanzen. Solche müssen vielmehr immer schon in geringer Entfernung von ihrem Ausgangspunkte in Longitudinalwellen übergehen. Die Schwingungen, die anfänglich senkrecht zu der Richtung der Wellenfortpflanzung erfolgten, müssen also allmälig in der Richtung der Welle selber stattfinden. Wir können uns von dieser Thatsache sehr leicht an der Beobachtung der Wasserwellen überzeugen. Eine Wassermasse ist natürlich nur in ihrem Inneren eine zusammenhängende Flüssigkeit, auf ihrer Oberfläche kann sie sich ungehindert bewegen. Wenn wir nun auf der Oberfläche eines Gewässers Wellen erregen, so haben diese den Charakter von Transversalwellen. Während sich die Welle auf der Oberfläche ausbreitet, bewegen sich die Wassertheilchen auf und ab und bilden so Berge und Thäler. Je weiter wir aber in die Tiefe des Wassers dringen, um so mehr verschwindet diese auf- und abwogende Bewegung, und in einer gewissen Tiefe unter dem Wasserspiegel gehen die Wassertheilchen nur noch geradlinig hin und her, indem sie sich dabei in derjenigen Richtung bewegen, in welcher die Welle sich ausbreitet. Gerade so müßte auch, wenn das Licht von der Sonne oder von andern leuchtenden Körpern in der Gestalt von Transversalwellen ausginge, sehr bald während der Fortpflanzung seine Schwingung die Richtung des Lichtstrahls angenommen haben. Aber Fresnel hat bereits diesen Einwand entkräftet. Jener Satz, daß jede Schwingungsbewegung unsern von dem Entstehungsort der Welle nothwendig die Form der Longitudinalschwingung annimmt, gilt nämlich nur, so lange wir voraussetzen, daß das Medium, in welchem die Wellenbewegung fortschreitet, eine continuirliche Flüssigkeit sei. Wir haben nun schon gesehen, daß sich auf der Oberfläche des Wassers, wo dieses nicht von gleichartiger Flüssigkeit begrenzt ist, transversale Wellen fortbewegen. Eben solche können beliebig weit in einem solchen Medium sich ausbreiten, welches nicht zusammenhängend ist, sondern aus einem Staub einzelner Theilchen besteht, deren Abstände groß genug sind, daß sie im Vergleich mit der Größe der Wellen in Betracht kommen. So

führt die Theorie der Polarisationserscheinungen zu derselben Voraussetzung, welche zur Erklärung der farbigen Zerstreuung des Lichtes erforderlich war, zu der Voraussetzung nämlich, daß der Lichtäther nicht stetig sich ausdehnt, sondern aus getrennten Atomen besteht.

Man könnte denken, durch die optischen Thatsachen sei zunächst nur für das besondere Substrat der Lichterscheinungen eine atomistische Constitution gefordert, in Bezug auf die ponderable Masse der Körper stehe es aber immer noch frei, an der Anschauung einer Continuität der Materie festzuhalten. Dem ist jedoch nicht so. Offenbar ist damit für alle durchsichtigen Körper der Nachweis geführt, daß sie atomistisch gebaut sind. Denn der Lichtäther muß ja zwischen den Theilchen eines solchen Körpers sich ausbreiten. Sobald Lichtschwingungen einen Körper durchdringen können, ist also ohne Weiteres die Folgerung geboten, daß die Massentheilchen desselben ebenfalls von einander getrennt sind. Nun gibt es aber schlechterdings keinen Körper, der nicht durchsichtig wäre, wenn man eine hinreichend dünne Schicht desselben zu untersuchen vermag. Die undurchsichtigsten Mineralien, Pflanzen- und Thiergewebe werden durchsichtig, wenn wir die feinsten Schliffe oder Schnitte derselben herstellen, wie solches für die Zwecke mikroskopischer Untersuchung zu geschehen pflegt. Wo wir solche durchsichtige Schnitte nicht herstellen können, da trägt offenbar nur die Unvollkommenheit unserer Methoden die Schuld. Je feiner wir aber dieselben zu machen im Stande sind, um so mehr nähern sie sich der absoluten Farblosigkeit. Wir können also nicht zweifeln, daß in den dünnsten Schichten ein jeder Körper Licht aller Farben hindurchläßt.

Bis in die neuere Zeit haben jedoch die meisten Physiker angenommen, zwischen den wägbaren Körperatomen und den Atomen des Lichtäthers seien noch weitere Materien verbreitet, welche den von jenen Atomen freigelassenen Raum stetig erfüllen, so daß immerhin absolut leere Zwischenräume, wie sie die Atomistik Demokrit's angenommen hatte, nicht existirten. Als solche Materien betrachtete man die Wärmeflüssigkeit und die beiden elektrischen Flüssigkeiten, welche letztere sich in den neutralen Körpern vollständig durchdringen, bei ihrer Trennung aber die Erscheinungen der elektrischen Spannung und der elektrischen Ströme hervorbringen sollten. In dieser Weise hatte schon Dalton, der Begründer der modernen Atomistik, eine Continuität der Materie vorausgesetzt. Die chemischen Atome, denen er eine kugelförmige Gestalt zuschreibt, sind nach ihm überall umgeben vom Wärmefluidum. Diesen Anschauungen ist aber durch die Begründung der neueren mechanischen Wärmetheorie der Boden entzogen worden. Indem die letztere alle Wärmeerscheinungen aus Bewegungen erklärte, führte sie eine ähnliche Umwandlung der theoretischen Ansichten herbei, wie sie in der Optik durch die Undulationstheorie sich vollzogen hatte. Auch für die Wärmetheorie erwies sich hierbei die atomistische Vorstellung als eine unumgängliche Nothwendigkeit. Der Wärmezustand eines Körpers beruht, wie man annimmt, auf einer fortwährenden schwingenden Molecularbewegung. Eine solche setzt aber Zwischenräume zwischen den schwingenden Theilchen voraus. Wenn das Volumen eines Körpers zunimmt, oder wenn derselbe aus dem festen in den flüssigen und gasförmigen Zustand übergeht, was bekanntlich unter dem

Einfluß äußerer Wärmezufuhr zu geschehen pflegt, so wandelt sich ein Theil der schwingenden in eine fortschreitende Bewegung der Theilchen um, wobei sich jene Zwischenräume bleibend vergrößern. Jede Wärmezufuhr hat im Allgemeinen einen doppelten Effect: Volumenzunahme und Verstärkung der schwingenden Bewegungen. Die letztere ist es, die sich als Temperaturerhöhung äußert. Wo daher schwingende in fortschreitende Bewegungen der Theilchen übergehen, da sinkt die Temperatur, es wird Wärme latent. Dieser noch den älteren Vorstellungen entlehnte Ausdruck bezeichnet deutlich die Schwierigkeiten, welchen die Hypothese des Wärmefluidums bei der Erklärung der Wechselbeziehungen zwischen den Aenderungen der Temperatur und des Volumens oder Aggregatzustandes begegnete. Da niemals Materie zu nichts werden kann, so mußte man unter Umständen dem Wärmefluidum ein „verborgenes" Vorhandensein zuschreiben. Für die mechanische Wärmetheorie existiren diese Schwierigkeiten nicht mehr: sie sieht hier überall nur Transformationen der Bewegung. Selbst über die einfache Thatsache, daß sich bei gleicher Wärmezufuhr verschiedene Körper in verschiedenem Grade erwärmen, oder daß, wie man sich ausdrückt, ihre Wärmecapacität eine verschiedene ist, konnte die Hypothese des Wärmefluidums nicht leicht Rechenschaft geben. Sobald man dagegen die Wärme als eine Bewegung auffaßt, so wird es wol begreiflich, daß eine und dieselbe Menge zugeführter bewegender Kraft die Theilchen des einen Körpers in stärkere, die des anderen in schwächere Schwingungsbewegungen versetzen kann, da ja schon die Zahl der letzten beweglichen Elemente, der Atome, in gleichen Gewichtsmengen verschiedener Körper eine verschiedene sein wird. In der That haben zwei französische Physiker, Dulong und Petit, schon im Jahre 1819 die Entdeckung gemacht, daß die Wärmecapacität der festen Elemente in einer sehr einfachen Beziehung steht zu dem sogenannten chemischen Atomgewichte derselben. Unter dem letzteren versteht man bekanntlich die kleinste Gewichtsmenge, in welcher ein Element in Verbindungen vorkommen kann. Setzt man voraus, daß das Atom die letzte Einheit ist, welche in Verbindungen eintritt, so ist jene kleinste Gewichtsmenge offenbar mit dem Gewicht des Atoms gleichbedeutend. Man kann aber diese Größe nicht absolut, sondern immer nur relativ bestimmen, indem man das Atomgewicht irgend eines Elements, z. B. des Wasserstoffs, als Einheit nimmt. Nach dem von Dulong und Petit aufgefundenen Gesetze ist nun die Wärmecapacität der meisten im festen Aggregatzustande bekannten Elemente ihrem Atomgewicht umgekehrt proportional. Da in der Gewichtseinheit, also z. B. in einem Gramm eines Körpers, um so mehr Atome enthalten sind, je kleiner das Gewicht eines einzelnen Atoms ist, so bedeutet jenes Gesetz offenbar, daß die Wärmecapacität eines Stoffes oder die Wärmemenge, die man einem Gramm desselben zuführen muß, um eine Temperaturerhöhung von einem Grad hervorzubringen, einfach wächst mit der Zahl der Atome, die in jenem Gramm enthalten sind. Dies führt zu der Vorstellung, daß die Atome aller einfachen Körper im festen Aggregatzustand die gleiche Wärmecapacität besitzen. Diese Vorstellung wird aber leicht verständlich, wenn wir die Wärme als eine oscillirende Bewegung der Atome betrachten. Dann nämlich

hat jene Thatsache lediglich die Bedeutung, daß die Atome diejenigen Theilchen der Materie sind, deren Schwingungen wir als Wärme wahrnehmen.

Das Gesetz von Dulong und Petit bezieht sich nur auf solche Stoffe, die uns im festen Zustande bekannt sind. Denn nur in diesem Fall wird der größte Theil der einem Körper zugeführten Wärme zur Temperaturerhöhung verwandt, und es kann dagegen der geringe und bei den verschiedenen Stoffen etwas wechselnde Wärmeantheil, der in Volumenänderung übergeht, im Allgemeinen vernachlässigt werden. Gerade entgegengesetzt verhält sich der gasförmige Zustand. Führt man einem Gase, das durch äußere Widerstände möglichst wenig gehindert ist, sich auszudehnen, Wärme zu, so erfolgt eine bedeutende Volumenzunahme, aber fast gar keine Temperaturerhöhung. Wie bei den festen Körpern die letztere, so folgt nun hier die Expansion durch die Wärme einem sehr einfachen Gesetze, welches 1802 von Gay-Lussac entdeckt wurde. Alle Gase, mögen sie einfach oder zusammengesetzt sein, dehnen sich nämlich bei gleicher Erwärmung um den nämlichen Bruchtheil ihres Volumens aus. Dieses Gesetz führt, wie zuerst im Jahre 1819 ein italienischer Physiker, Avogadro, bemerkt hat, nothwendig zu der Vorstellung, daß bei gleicher Temperatur und gleichem äußerem Druck in der Volumeneinheit aller Gase die nämliche Anzahl beweglicher Theilchen enthalten sei. Aber da das Gesetz von Gay-Lussac ebenso für die zusammengesetzten wie für die einfachen Gase gilt, so werden mindestens bei den ersteren die letzten für sich beweglichen Elemente nicht die chemischen Atome, sondern Verbindungen von Atomen sein. Solche Verbindungen nennt man chemische Molecüle. Da z. B. die Kohlensäure, die in jedem ihrer Molecüle zwei Atome Sauerstoff an ein Atom Kohlenstoff gebunden enthält, dem nämlichen Ausdehnungsgesetze folgt wie das einfache Wasserstoffgas, so müssen wir voraussetzen, daß dort das zusammengesetzte Kohlensäuremolecül die durch Wärme bewegliche Einheit sei. Aber sogar in den einfachen Gasen sind, wie schon Avogadro bemerkt hat, in Wahrheit nicht die Atome die Elemente, von deren Bewegungen die Expansion durch Wärme abhängt. Dies geht aus den Volumenänderungen hervor, welche eintreten, wenn sich einfache zu zusammengesetzten Gasen verbinden. So verbindet sich z. B. Wasserstoffgas mit Chlorgas zu chlorwasserstoffsaurem Gase. Nimmt man von beiden Gasen gleiche Raumgrößen, so tritt eine vollständige gegenseitige Bindung ein. Das entstandene Chlorwasserstoffgas nimmt nun aber, wenn es auf denselben Druck und dieselbe Temperatur gebracht ist, die vor erfolgter Verbindung bestanden, ebenso viel Raum ein wie die beiden Gase, aus denen es hervorging, zusammengenommen. Die Verbindung erfolgt also ohne jede Volumenänderung. Da das entstandene Chlorwasserstoffgas wieder vollständig dem Gay-Lussac'schen Gesetz folgt, so kann sich demnach auch die Zahl der beweglichen Molecüle durch den Act der Verbindung nicht verändert haben. Da ferner selbstverständlich auch die Gesammtzahl der Atome unverändert geblieben ist, so müssen die beiden einfachen Gase aus Molecülen bestehen, die ebenso wie das zusammengesetzte Gas je zwei Atome enthalten. In jedem Molecül Wasserstoff sind zwei Atome Wasserstoff, in jedem Molecül Chlor sind zwei Atome Chlor an einander gebunden, und der Chlorwasserstoff unterscheidet sich von diesen beiden Gasen nur dadurch, daß

jedes seiner Molecüle zwei ungleichartige Atome, ein Wasserstoff- und ein Chloratom, enthält. Während bei der Erwärmung der festen Körper die Atome die letzten Einheiten darstellen, durch deren Schwingungen der Temperaturzustand der Körper bestimmt wird, sind also bei der Ausdehnung der Gase durch die Wärme die Molecüle, d. h. die chemischen Verbindungen mehrerer Atome, als solche Einheiten anzusehen. Hierdurch erst ist das physikalische Verhalten der verschiedenen Körper auf klare mechanische Vorstellungen zurückgeführt, und es ist zugleich zwischen der physikalischen und chemischen Atomistik, die sich ursprünglich völlig unabhängig von einander entwickelt hatten, ein naher Zusammenhang hergestellt. Namentlich haben es theils die Erscheinungen der Ausdehnung der Gase, theils die Beobachtungen über die Wärmecapacität der festen Stoffe möglich gemacht, über das relative Gewicht der Atome und über die in den chemischen Molecülen enthaltene Zahl derselben wohl begründete Folgerungen zu entwickeln. Während auf diese Weise die mechanische Wärmetheorie auf die Anschauungen der heutigen Chemie einen immer größeren Einfluß gewonnen hat, sind in gleichem Maße die den elektrischen Erscheinungen entnommenen Gesichtspunkte, die im Anfang dieses Jahrhunderts die chemische Theorie beherrschten, in den Hintergrund getreten. Niemand verkennt zwar die Bedeutung der Thatsache, daß der elektrische Strom ein wichtiges Scheidungsmittel chemischer Verbindungen ist, und daß Flüssigkeiten von bestimmten chemischen Eigenschaften, wie z. B. die Säuren, gegen den positiven, andere, wie die Alcalien, gegen den negativen Pol hin bewegt werden, oder daß bei der galvanischen Zersetzung des Wassers der Sauerstoff am positiven, der Wasserstoff am negativen Pole sich ausscheidet. Doch um aus diesen Thatsachen tiefere Aufschlüsse über das Wesen der chemischen Verwandtschaft zu gewinnen, müßten wir mit der Natur der elektrischen Erscheinungen besser vertraut sein, als dies gegenwärtig der Fall ist. In der That, in so umfassender Weise auch das Gebiet der Elektricität in neuerer Zeit durchforscht worden ist, so entspricht doch die allgemein verbreitete Theorie der elektrischen Erscheinungen keineswegs mehr den Anforderungen, die man an eine physikalische Theorie stellen darf, und von verschiedenen Seiten ist man bereits damit beschäftigt, neue Grundlagen für den Ausbau der theoretischen Elektricitätslehre zu gewinnen. Darum ist auch dem Umstande, daß die Hypothese von den zwei elektrischen Flüssigkeiten einer consequenten Atomistik widerstreitet, kein sonderliches Gewicht beizulegen. Sollte es gelingen aus irgend einer Bewegungsform eines imponderablen Mediums, z. B. aus Wirbelbewegungen, wozu schon einige Versuche vorliegen, die elektrischen Erscheinungen zu erklären, und zugleich eine solche Theorie, ähnlich wie es einst bei der Undulationstheorie des Lichtes geschehen ist, durch Thatsachen zu begründen, so ist es sehr möglich, daß man auch hier auf ein discretes Medium zurückkommen würde. Ja der Beweis hierfür wäre unmittelbar geliefert, wenn es sich bestätigen sollte, daß der Lichtäther selbst das Substrat der elektrischen Erscheinungen ist, worauf verschiedene Beziehungen zwischen Elektricität, Magnetismus und Licht hinzudeuten scheinen.

Wenn so die verschiedenen Gebiete der Naturforschung zu einer übereinstimmenden Anschauung über das Wesen der Materie führen, so läßt sich jedoch

andererseits nicht verkennen, daß die speciellen atomistischen Theorien, deren man sich zur Erklärung der einzelnen Erscheinungen bedient, vielfach noch den Charakter provisorischer Hypothesen an sich tragen, die theils mit Bestandtheilen der älteren qualitativen Elementenlehre untermengt, theils unter einander nicht in vollständigen Einklang gebracht sind. Für alle physikalischen Fragen genügt es, das Atom als einen Kraftpunkt anzusehen, der auf andere Atome bewegende Wirkungen äußert, und der selbst durch den Einfluß anderer Atome bewegt wird. Alle Einwände, welche gegen diese einfache Atomistik vom physikalischen Gesichtspunkte aus erhoben worden sind, beweisen nur, daß man die Abstände der Atome niemals unendlich klein annehmen darf, sie beweisen aber keineswegs, daß das Atom selbst eine endliche Größe besitze. Läßt sich also die physikalische mit der philosophischen Conception des Atoms, welche dieses dem Element der abstracten Mechanik, dem beweglichen Raumpunkt, gleichsetzen möchte, leicht in Einklang bringen, so entfernt sie sich doch wieder von derselben durch die doppelte Materie, welche in den einem verschiedenen Kraftgesetz folgenden Körper- und Aetheratomen vorausgesetzt ist. Noch weit unbefriedigender aber ist diejenige Atomtheorie, welche die Anschauungen der heutigen Chemie beherrscht. Die abweichenden Eigenschaften der verschiedenen Elemente verlegt die Chemie noch jetzt in eine ursprüngliche qualitative Verschiedenheit der Atome. Nun geht offenbar die ganze Entwickelung der physikalischen Atomistik darauf aus, alle qualitativen Eigenschaften der Materie aus den Bewegungsformen der Atome abzuleiten. Die Atome selbst bleiben so nothwendig als vollkommen qualitätslose Elemente zurück. Eine consequente Durchführung des atomistischen Gedankens wird daher unvermeidlich dahin kommen, zu zweifeln, ob die chemischen Atome wirklich als die letzten Einheiten der Materie anzusehen seien. Solche Zweifel sind in der That schon bald nach der Begründung der modernen Atomistik laut geworden. Schon im Jahre 1815 machte der Engländer Prout darauf aufmerksam, daß die Atomgewichte aller Elemente Vielfache vom Atomgewicht des Wasserstoffs zu sein schienen, und er knüpfte hieran die Vermuthung, es möchten die Atome des Wasserstoffs die letzten gleichartigen Elemente aller Materie sein, aus denen erst durch innige Verbindung in verschiedenen Zahlenverhältnissen die chemischen Atome der übrigen Körper entständen. Längere Zeit ist über diese Hypothese discutirt worden, bis sie endlich von fast allen Chemikern als unvereinbar mit den besten Atomgewichtsbestimmungen verworfen wurde. Seit wenigen Jahren aber sind wir durch die Feststellung der Atomgewichte einer Reihe von Elementen, die mit einer bisher nicht erreichten Genauigkeit der Chemiker Stas ausgeführt, in den Stand gesetzt, ein gesicherteres Urtheil über den Werth der Prout'schen Hypothese abzugeben. Dieses Urtheil geht dahin, daß die Atomgewichte der meisten Elemente Vielfachen des Wasserstoffatoms in der That sehr nahe kommen, daß jedoch immer kleine Differenzen sich finden, welche gegen den von Prout gegebenen Schluß, der Wasserstoff selbst sei die Urmaterie, zu sprechen scheinen. Das Verhältniß der genauer ermittelten Atomgewichte ist ein solches, daß man sich etwa denken könnte, der Wasserstoff sei nur die einfachste und überall am leichtesten entstehende Verbindung, welche als solche die zusammengesetzteren chemischen Ele-

mente bilden helfe; es könnten dann immer noch in die letzteren andere Partikeln, etwa die Uratome selbst, eingehen und die kleinen Abweichungen der Atomgewichte von einfachen Zahlenverhältnissen bewirken.

Immerhin wäre das Prout'sche Gesetz ein allzu unsicherer Anhaltspunkt, um auf Grund desselben eine so fundamentale Umgestaltung der chemischen Atomtheorie vorzunehmen. Doch in neuester Zeit ist man auf eine Reihe von Beziehungen zwischen den verschiedenen chemischen Elementen aufmerksam geworden, welche die Vermuthung, daß diese Elemente aus einfacheren Atomen zusammengesetzt seien, bedeutend unterstützen. So hat man bemerkt, daß Elemente, die in Bezug auf ihre chemischen Eigenschaften nahe verwandt sind, nicht selten durch constante Differenzen der Größe ihres Atomgewichts sich unterscheiden. Zwischen den drei Alkalimetallen Lithium, Natrium und Kalium z. B. findet sich ein constanter Unterschied des Atomgewichtes gleich 16, wenn man das Atomgewicht des Wasserstoffs als Einheit annimmt. Die nämliche Differenz 16 findet man zwischen den verwandten Elementen Silicium und Kohlenstoff, zwischen Schwefel und Sauerstoff, zwischen Chlor und Fluor. Diese Elemente verhalten sich demnach in ihrem Atomgewicht ganz so, als wenn sie durch eine constante Gruppe einfacherer Atome sich unterschieden. Weitere merkwürdige Beziehungen finden sich zwischen dem Atomgewicht und den physikalischen Eigenschaften der Elemente, wie ihrer Dichtigkeit, Härte u. s. w.

So scheinen denn mancherlei Thatsachen darauf hinzuweisen, daß die bis jetzt angenommenen chemischen Elemente in Wirklichkeit nicht die letzten Bestandtheile der Materie, sondern nur Verbindungen von einer andern Ordnung sind als diejenigen, die wir in den zusammengesetzten Körpern der heutigen Chemie vorfinden. Der directe Beweis für diese Annahme, welcher in der Zerlegung der chemischen Elemente bestehen würde, ist freilich noch nicht geliefert, und es ist möglich, daß er unter den auf unserer Erde gegebenen und in unsern Laboratorien herzustellenden Bedingungen nie zu liefern sein wird. Von um so größerer Bedeutung ist es, daß wir, seit uns die Spectralanalyse das Licht entfernter Weltkörper als ein empfindliches chemisches Reagens benutzen lehrte, in den Stand gesetzt sind, die Wechselwirkung der chemischen Elemente unter Temperatur- und Druckverhältnissen zu studiren, die von den bis dahin unserer Beobachtung zugänglichen Grenzen weit abliegen. So zweifelhaft auch alle Schätzungen über die Temperatur der Sonne noch sein mögen, sicher ist, daß die gewaltige Wärmeentwickelung, die hier stattfindet, Alles weit übertrifft, was irdische Hilfsmittel jemals im Stande sein werden hervorzubringen, und daß ebenso schon in geringer Tiefe unter der Sonnenoberfläche ein Druck herrscht, wie wir ihn künstlich nie zu erzeugen vermögen. Das Bild, das die Sonne uns darbietet, gewinnt aber eine wesentliche Ergänzung durch die Resultate, welche die Spectralanalyse über die physische Beschaffenheit der übrigen leuchtenden Gestirne erschlossen hat. In äußerster Verdünnung erscheint uns die kosmische Masse in jenen Nebelflecken, die niemals durch das Fernrohr in Sternhaufen aufgelöst werden können, weil sie ganz und gar aus gasförmigen Stoffen bestehen. Geringere Abweichungen verschiedenen Grades von dem Zustande unserer Sonne treten uns in zahllosen lichtstrahlenden Fixsternen entgegen, von

denen die einen, die sogenannten weißen oder bläulichen Sterne, wie Sirius, Wage u. A., sichtlich noch in weit höherer Temperatur erglühen als unser Centralkörper, während andere, die rothen Sterne, sich großentheils, wie es scheint, schon in einem abgekühlteren Zustande befinden. Nimmt man hierzu noch jene dunkeln Körper, welche schon William Herschel an einzelnen Stellen des Himmels entdeckt hat, so scheint sich unserer Betrachtung eine Entwicklungsreihe darzubieten, welche die einst von Kant und Laplace entwickelte Hypothese über die Bildung des Sonnensystems und anderer Fixsternsysteme in merkwürdiger Weise bestätigt, und welche uns außerdem die Materie in den verschiedensten Zuständen der Dichte und Temperatur kennen lehrt. In letzterer Beziehung ist es nun äußerst bemerkenswerth, daß die Spectralanalyse in den kosmischen Nebelmassen bis jetzt immer nur gewisse permanente Gase, nämlich Wasserstoff und Stickstoff, entdeckt hat. Sollte wirklich ein solcher Nebelball, wie zuerst Kant vermuthete, die ganze Zukunft eines differenzirten Fixsternsystems mit Sonnen und Planeten in sich schließen, so läßt sich kaum der Gedanke abweisen, daß jene Gase mit niedrigem Atomgewicht nur die frühesten Verbindungsformen der materiellen Uratome seien. Dieser Gedanke gewinnt aber an Wahrscheinlichkeit, wenn wir die wichtige Rolle in Betracht ziehen, die wir gerade den Wasserstoff auf der Oberfläche unserer Sonne und der meisten leuchtenden Fixsterne spielen sehen. Die ganze großentheils aus Metalldünsten bestehende glühende Oberfläche der Sonne ist von einer roth leuchtenden Schicht eines glühenden Gases umgeben, welches nach der Spectralanalyse jedenfalls zum größten Theil Wasserstoffgas ist. Mächtige Eruptionen aus dieser Schichte, welche die Größe des Erddurchmessers oft um das zehnfache und mehr übertreffen, bilden jene rothen Hervorragungen, die man bei totalen Verfinsterungen der Sonne über den Rand der dunkeln Mondscheibe emporschießen sieht, und die unter dem Namen der Protuberanzen bekannt sind. Die weißen oder bläulichen Sterne scheinen noch reicher als unsere Sonne an Wasserstoffgas zu sein, während an der Oberfläche der rothen Sterne dieses Gas offenbar in viel geringerer Dichte angehäuft ist. Auch machen es die neuesten spectralanalytischen Untersuchungen wahrscheinlich, daß, während in der glühenden Umhüllung der gelben und weißen Sterne die Metalle nur im isolirten Zustande vorkommen, sie auf den rothen Sternen zum Theil wenigstens in Verbindungen existiren und mit sogenannten Metalloiden gemischt sind.

Unwillkürlich wird man Angesichts dieser Thatsachen an jene Hypothese Prout's erinnert, daß der Wasserstoff die Urmaterie aller Elemente sei. Doch würde das massenhafte Vorkommen dieses Stoffes auf unserer Sonne, auf den übrigen Fixsternen und in den Nebelflecken sich offenbar auch dann erklären, wenn er nur die einfachste, am leichtesten sich bildende und am schwersten zersetzbare Verbindung wäre. Auch in unseren chemischen Laboratorien ist die Wärme das Hauptagens aller chemischen Zersetzung. Keine chemische Verbindung hält der trennenden Kraft der Wärme Stand. Selbst die Kohlensäure, eine der fixesten Verbindungen, die wir kennen, zerfällt bei sehr hohen Temperaturen in ihre Bestandtheile Kohlenstoff und Sauerstoff. Dagegen ist es noch niemals geglückt, irgend eines der chemischen Elemente durch Wärme zu zer-

legen. Freilich beträgt die äußerste Hitze, die wir hervorbringen können, höchstens 2000 Grad. Dagegen erreicht in der glühenden Umhüllung der Sonne nach einer mäßigen Schätzung die Temperatur über 100,000, nach Einigen sogar über 200,000° C. Bei solchen Temperaturen können natürlich ganz andere Zersetzungen sich ereignen, als wir sie in unseren Laboratorien beobachten. Von den Verbindungen, welche die Masse unserer Erde bilden, wird der größte Theil dort nicht mehr existiren können; dagegen ist es wol denkbar, daß ein Theil der für uns unzerlegbaren Elemente sich bei so hoher Temperatur in einfachere Bestandtheile trennt. Temperatur und Druck stehen aber überall in Wechselbeziehung. Denselben Effect wie die gesteigerte Wärme hat der verminderte Druck oder die abnehmende Dichtigkeit der Materie. In einem Zustande, der ihrer letzten Trennung am nächsten kommt, werden wir also die Materie dort antreffen, wo sie entweder der gewaltigsten Temperaturerhöhung ausgesetzt ist, oder wo sie sich im Zustande äußerster Verdünnung befindet. Die Anhäufung des Wasserstoffs an der Oberfläche der hellsten Fixsterne und in den kosmischen Nebeln bestätigt daher, daß in der That diesem Gase in der Reihe der chemischen Elemente jene Rolle eines einfachsten Stoffes zukommt, auf die das Verhalten seines Atomgewichtes schon hinweist.

Ich habe vorhin bereits die Gründe angedeutet, die es trotzdem unwahrscheinlich machen, daß der Wasserstoff selbst die Urmaterie sei. Es läßt sich dem nun noch ein weiterer hinzufügen, welchen die Spectralanalyse an die Hand gibt. Wenn man das von einem glühenden Gase ausstrahlende Licht durch das Prisma in ein Spectrum zerlegt, so ist dieses letztere nicht, wie das Sonnenspectrum, ein continuirliches Band in den Farben des Regenbogens, sondern es besteht aus einzelnen, scharf begrenzten leuchtenden Linien, die vollständig durch dunkle Zwischenräume von einander getrennt sind. Alle Gase und Dämpfe, die auf diese Weise untersucht sind, zeigen nun eine Mehrzahl solch' leuchtender Linien. Davon macht auch der Wasserstoff keine Ausnahme. Läßt man elektrische Funken durch eine mit Wasserstoff gefüllte Röhre schlagen, so erkennt man in dem Spectrum des so zum Glühen gebrachten Wasserstoffgases deutlich *vier* leuchtende Linien, von denen eine dem rothen, zwei dem blauen und eine dem violetten Theil des Sonnenspectrums entsprechen. Die nämlichen Linien findet man in den Nebelflecken und in den Protuberanzen der Sonne. Interpretiren wir diese Erscheinung im Sinne der Undulationstheorie des Lichtes, so bedeutet sie augenscheinlich, daß in dem leuchtenden Wasserstoffgas viererlei Lichtschwingungen vorkommen, lange Lichtwellen (die rothe Linie) und kurze Lichtwellen von drei verschiedenen Abstufungen (die zwei blauen Linien und die violette). Wenn wir nun aber als letzte Einheiten der Materie absolut einfache Atome voraussetzen, so kann ein derartiges Atom nicht mehr Schwingungen von verschiedener Geschwindigkeit in sich vereinigen. Also dürfen wir wol auch aus diesem Resultat der Lichtanalyse die Vermuthung schöpfen, daß der Wasserstoff selbst nicht der Urstoff sei, aus welchem alle chemischen Elemente bestehen. Darauf aber, daß es einen solchen Urstoff gebe, und daß unter den uns bekannten Elementen der Wasserstoff ihm am nächsten komme, deuten die oben aufgeführten Thatsachen, deren Zeugniß um so werthvoller ist, je unabhängiger

von einander sie innerhalb ganz verschiedener Gebiete der Naturforschung gesammelt wurden.

Während auf diese Weise die Entwicklung der modernen Chemie eine einfache Atomistik nicht sowol schon begründet, als für die Zukunft in Aussicht gestellt hat, läßt auch in der heutigen Physik ein verwandtes Bestreben sich nicht verkennen. Die wenig befriedigende Theorie der zwei Materien, der ponderabeln Atome und des Aethers, mit ihren entgegengesetzten Kräften ist in der That auf verschiedenen Gebieten schon jetzt überholt. Die Theorie der Aggregatzustände, wie sie, von der Bewegung der Gase ausgehend, Krönig und Clausius begründet haben, ignorirt vollständig jene Doppelmaterie, indem sie Alles, was man früher auf die Abstoßungskräfte des Aethers bezogen hatte, aus Bewegungen der Atome oder Molecüle erklärt. Sollte dieser Weg, wie es allen Anschein hat, mit Erfolg weiter beschritten werden, so würde man vielleicht zunächst zu einer vollständigen Elimination der abstoßenden Kräfte gelangen. Damit wäre aber auch die Forderung gestellt, alle Molecularerscheinungen aus der allgemeinen Massenanziehung abzuleiten; denn wir können unmöglich annehmen, daß die Kräfte der Atome von den Kräften, mit welchen größere Massen von Atomen auf einander wirken, verschieden seien. Entweder also müßte die Newton'sche Gravitationskraft als specieller Fall eines allgemeineren Kraftgesetzes nachgewiesen, oder es müßte gezeigt werden, daß die Verwicklung, welche durch die gleichzeitige Wirkung vieler einander sehr genäherter Massenpunkte auf einander entsteht, die eigenthümlichen Erscheinungen der so genannten Molecularwirkungen herbeiführt. Die besten physikalischen Köpfe haben sich bis jetzt vergeblich an der Lösung dieses Problems versucht. Wenn aber nicht alle Anzeichen trügen, so dürfte die endliche Ueberwindung der Schwierigkeiten auch hier, wie so oft, zu scheinbar längst beseitigten Anschauungen wieder zurückführen. Descartes hat einst in seiner Naturphilosophie ein großartiges, wenn auch durch willkürliche Hypothesen und Irrthümer entstelltes Bild von dem Zusammenhang der Naturerscheinungen zu geben versucht. Sein Grundgedanke geht dahin, alles Geschehen aus unsichtbaren Bewegungen, namentlich Wirbelbewegungen, der materiellen Elemente zu erklären. Dieses Bild konnte der klaren, alle irdischen und kosmischen Massenwirkungen auf ein einziges allgemeines Gesetz zurückführenden Conception der Newton'schen Gravitationstheorie nicht Stand halten. Heute sind wir, wie es scheint, bei einem Punkte angelangt, wo die letztere Theorie nicht mehr genügt, sondern durch Vorstellungen vervollständigt werden muß, die in gewissem Sinne wieder auf Descartes' unsichtbare Bewegungen zurückführen. Welches aber auch in dieser Hinsicht die zukünftige Entwicklung der physikalischen Theorien sein möge, der Aether und die wägbare Materie dürften schwerlich noch auf lange Zeit als specifisch verschiedene Formen des Stoffs festgehalten werden. Schon der Astronom Encke hat dem Aether des Weltraums eine Eigenschaft zugeschrieben, die man bisher nur an die wägbare Materie geknüpft hatte, indem er in ihm ein Widerstand leistendes Medium vermuthete, welches die Bewegung sehr massearmer Weltkörper, wie der Kometen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit merklich zu hemmen vermöge. Diese Theorie wurde zwar neuerdings wieder in Zweifel gezogen; auf der andern Seite aber hat Zöllner auf die Schwierigkeiten hingewiesen, welche

die Annahme einer Begrenzung unserer Atmosphäre mit sich führt, und hervorgehoben, wie überhaupt das Vorhandensein verdampfbarer kosmischer Massen die seither vorausgesetzte Leere des Weltraums wenig wahrscheinlich macht. Zwar verlangt die Undulationstheorie als Substrat der Lichtwellen ein Medium, welches aus sehr viel feineren und leichter beweglichen Atomen besteht als die wägbare, die verschiedenen andern physikalischen und chemischen Erscheinungen bedingende Masse der Körper. Aber nachdem es wahrscheinlich geworden ist, daß das chemische Atom eine zusammengesetzte Beschaffenheit besitzt, nachdem ferner die Betrachtungen der mechanischen Wärmetheorie dahin geführt haben, alle Atome der Körper sich in fortwährenden Bewegungen begriffen zu denken, hindert nichts anzunehmen, der sogenannte Aether bestehe aus Elementaratomen oder überhaupt aus kleineren Partikeln, welche aller Orten bei den Bewegungen der zusammengesetzteren Theilchen sich gelegentlich losreißen.

So scheint denn die Zeit nicht mehr fern, wo die physikalische Theorie den Forderungen, welche von philosophischer Seite an eine atomistische Theorie der Materie gestellt werden können, entgegenkommt. Diese Forderungen sind aber wesentlich zwei: die eine geht auf die Gleichförmigkeit der letzten Elemente, die andere auf ihre absolute Einfachheit. Die Erfahrungsgründe, welche auf die erstere hinweisen, haben wir oben erörtert. Sobald aber die letzten Atome vollkommen gleichartig sind, ist zugleich jede Ursache beseitigt, aus der man denselben noch räumliche Ausdehnung oder qualitative Eigenschaften zuschreiben könnte.

In der Entwicklung des Begriffs der Materie sind Naturwissenschaft und Philosophie selten einstimmig gewesen, und wenn irgendwo, so ist hier ihr Widerstreit begreiflich. Die Philosophie sieht vor Allem auf die strenge Consequenz der Begriffe, die Naturwissenschaft auf ihre Uebereinstimmung mit der Erfahrung. Unmöglich können nun die Erfahrungsbegriffe den Ansprüchen der Philosophie genügen, so lange die verschiedenen Gebiete der Erfahrung noch nicht mit einander in Einklang gebracht sind. Je mehr dagegen ein solcher Einklang sich herstellt, um so mehr müssen auch die Resultate der Erfahrung in Uebereinstimmung treten mit den Forderungen des philosophischen Denkens. Freilich darf das letztere nicht, wie es so lange Zeit gerade in der Theorie der Materie geschehen ist, seinerseits die Ergebnisse der empirischen Wissenschaft ignoriren. Ihre Aufgabe, die Theorien der Einzelwissenschaften durch die Kritik der Begriffe und Methoden zu sichten, sie von der Vermengung mit unwesentlichen Zugaben zu reinigen, sie auf diese Weise weiterzuführen und zu vollenden, diese Aufgabe kann die Philosophie nur dann erfüllen, wenn sie selbst von dem Thatbestand der wissenschaftlichen Erfahrungen ausgeht.

Das constitutionelle Dänemark.

Von

H. J. A. Raaslöff,

Königlich dänischem Conferenzrath und Staatsminister a. D.

I.

Die Dänen rühmen sich mit Recht, daß bei ihnen der Uebergang vom Absolutismus zur freiesten Verfassung Europa's nicht nur ohne heftige Erschütterungen, sondern sogar ohne erhebliche Störung des gewohnten Daseins stattgefunden habe. Die Sache hatte jedoch auch ihren Haken; es ging eben Alles ein wenig zu leicht.

Frederik der Siebente (1848—1863), in dessen Loos es fiel, Dänemark unter die constitutionellen Staaten einzureihen — wobei jedoch zu bemerken, daß der bis dahin rechtlich bestehende Absolutismus schon während der Regierung seines Vaters, Christian des Achten, nur noch eine Form war — genoß, seiner Schlichtheit und Leutseligkeit wegen, einer seltenen Popularität. Die Art, wie er mit dem Volke zu verkehren pflegte, erinnerte an den ebenfalls ungemein beliebten König Erik „den Gütigen" (1095—1103), von dem gerühmt wird, er habe nicht nur bei jeder wichtigen Veranlassung das Volk erst um seine Meinung gefragt, sondern sei auch „in den Volksversammlungen anspruchlos in seinem Benehmen gewesen, habe mit den Leuten über ihre häuslichen Angelegenheiten geplaudert und ihnen beim Abschied auch noch Grüße an Frau und Kinder mitgegeben". — Doch besaß König Erik außerdem andere staatsmännische Eigenschaften, welche dem König Frederik abgingen. Dieser volksfreundliche Monarch, dem es hauptsächlich darum zu thun war, den auf Erweiterung der politischen Freiheit gerichteten Volkswünschen möglichst schnell und in möglichst weitem Umfange entgegenzukommen, besaß nicht das scharfe Regentenauge, dessen es bedurft hätte, um die Consequenzen zu überschauen, welche eine zu schroffe Wandlung der Verfassungszustände nach sich ziehen mußte, und so fand denn auch die Bestätigung des ihm 1849 vorgelegten, auf breitester demokratischer Grundlage ruhenden Verfassungsentwurfs durchaus keine Schwierigkeit. Doch ward die Form gewahrt, indem die Erlassung des Gesetzes sich als aus „freier königlicher Machtvollkommenheit" geschehen verkündete; auch blieb die dem Throne im Grundgesetze reservirte Stellung immer noch eine solche, aus welcher sich ein

nicht geringer Einfluß auf das Staatsleben gewinnen ließ. Nur hätte es hiezu, abgesehen von der persönlichen Befähigung des Staatsoberhauptes, von Seiten der tonangebenden Politiker des aufrichtigen Strebens bedurft, das Königthum in dem neuen Boden auch neue Wurzeln schlagen zu lassen. Leider erfolgte das Gegentheil. Um so entschiedener trat dahingegen sofort der bedenkliche Umstand hervor, daß, durch die im Grundgesetze enthaltene Anerkennung des allgemeinen Wahlrechts, als Fundament des ganzen Gebäudes, der Schwerpunkt des dänischen Staatslebens von vornherein in die Masse verlegt und demgemäß, nach Beschaffenheit des Landes als eines vorzugsweise ackerbauenden, namentlich der bäuerlichen Bevölkerung von dem Augenblick an ein übermächtiger Einfluß eingeräumt worden, wo dieselbe sich ihrer Macht bewußt werden würde.

Diejenigen, welchen vor einer zukünftigen Massenherrschaft bangte, und die den Muth hatten, mit dieser Ansicht hervorzutreten, wurden von den Nationalliberalen*) mit leichter Mühe zum Schweigen gebracht und zwar hauptsächlich durch ein Argument, welches nicht nur an sich höchst bezeichnend ist, sondern auch eine indirecte Erklärung mancher anderen, sonst nur schwer zu erklärenden Seiten des dänischen Staatslebens in der vorliegenden Periode liefert. Jenen Zweiflern ward nämlich allen Ernstes und mit unerschütterlicher Zuversicht entgegengehalten, daß der von ihnen befürchtete Mißbrauch des Wahlrechts anderswo allerdings möglich und sogar wahrscheinlich sein möge, daß aber die dänische Nation sich zu sehr durch Besonnenheit, Aufklärung, Ordnungsliebe, Gesetzessinn, kurz durch alle zu einem gedeihlichen constitutionellen Leben erforderlichen Tugenden auszeichne, um etwas Aehnliches befürchten zu lassen.

Eine geraume Zeit schien es wirklich, als sollten die Schönredner und Schönfärber Recht behalten. Dies lag aber nur an besonderen Umständen. Die ersten Jahre des neuen Verfassungslebens waren zugleich die der nationalen Erhebung, und der sich hieraus, wie aus den kriegerischen Erfolgen, erzeugende allgemeine Jubel ließ keinen Mißton aufkommen. Die nationalliberale Partei — dazumal noch so ziemlich der Inbegriff von dem, was Dänemark an Intelligenz und Kenntnissen besaß — hatte sich alsbald der beiden nunmehrigen Hauptthebel des öffentlichen Lebens und politischen Einflusses, der Rednerbühne und der Tagespresse, bemächtigt und verstand es, auf diesem Gebiete eine Stellung zu behaupten, welche die Annehmlichkeiten des Absolutismus mit den Vortheilen der Freiheit verband, und zwar Alles, ohne schon damals Neid oder Haß zu erregen, denn noch war sie nur Gegenstand der Bewunderung und noch war ihr Joch sanft. Der Gegensatz zur bäuerlichen Partei trat allerdings gleich Anfangs schroff genug hervor, allein letztere war noch nicht in der

*) Etwaigen Mißverständnissen zu begegnen, sehen wir uns zu folgender Bemerkung veranlaßt. Die dänischen „Nationalliberalen" sind nicht gleich zu stellen mit der in Preußen und Deutschland mit diesem Namen bezeichneten Partei, von welcher sie sich vielmehr grundsätzlich unterscheiden. Der Liberalismus der dänischen „Nationalliberalen" ist weit radicaler und demokratischer gefärbt, als der der deutschen; ihr Nationalismus aber kennzeichnet sich hauptsächlich durch die bei ihnen heftiger als bei irgend einer der dänischen Parteien ausgesprochene Feindschaft und den leidenschaftlichen Haß gegen Alles, was deutsch ist.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Lage, den Nationalliberalen in wirksamer Weise Concurrenz zu machen, viel weniger den entscheidenden Kampf mit ihnen aufzunehmen. Die damalige Thätigkeit der sogenannten „Bauernfreunde" war im Wesentlichen eine nur vorbereitende, für künftige Zwecke agitirende, und während sie der Zeit harrten, welche ihnen die Befriedigung ihres politischen Ehrgeizes bringen sollte, begnügten sie sich einstweilen mit ihrem immerhin nicht unbedeutenden Einflusse im Reichstage, sowie mit den sehr handgreiflichen Vortheilen, welche dem Bauernstande aus der in entschieden demokratischem Sinne fortschreitenden Reform der agrarischen Verhältnisse erwuchsen und im Verein mit ergibigen Ernten nebst hohen Kornpreisen den Stand der Bauernhofbesitzer schnell zu großer Opulenz brachten. Die Mitglieder der ländlichen Aristokratie dahingegen, sowie die Großgrundbesitzer überhaupt waren derzeit — trotzdem, daß auch sie zu früher nicht geahntem Wohlstande aufstiegen — politisch ganz außer Cours. Sie konnten selbstverständlich in Wort und Schrift nicht gegen die „Professoren" aufkommen, die nationalliberalen Führer gönnten ihnen keinen Antheil am politischen Einflusse, und die eigentlichen Demokraten wollten vollends Nichts mit ihnen zu schaffen haben. Das niedere Volk aber stand noch abseit; es sah sich die neue Herrlichkeit an, staunte ob der glänzenden oratorischen Leistungen des Liberalismus, welche es sammt und sonders für baare Münze nahm, dehnte behaglich — einstweilen noch mit schüchterner Bescheidenheit — die Glieder im Sonnenschein einer Freiheit, die, wenn auch für den Augenblick wenig materielle Vortheile, sondern höchstens die Befreiung von mehr oder minder beengenden socialen Rücksichten gewährend, doch der Phantasie einen bedeutenden Spielraum bot, ließ sich gern überzeugen, daß es auch solche Verbesserungen seiner Lage, welche, als durch allgemeine Zeitverhältnisse bewirkt, überall stattfanden, dem heimischen Liberalismus zu danken habe, und dachte ebenso wenig daran, sich activ an den politischen Schaustücken zu betheiligen, als es dem Publicum im Theater in den Sinn kommt, auf die Bühne zu steigen, um den darstellenden Künstlern bei der Ausführung ihrer Rollen behilflich zu sein.

Obgleich es dieselben Männer waren, welche — sei es als Minister, sei es als Parteiführer, Redner und Journalisten — von 1854 an, nach Außen wie nach Innen, die dänische Politik leiteten, zeigt doch die in jenen beiden Richtungen von ihnen befolgte Taktik eine erhebliche Verschiedenheit, und zwar aus leicht erklärlichen Gründen. Nach Außen hatte man es hauptsächlich mit argwöhnischen Gegnern, sodann mit aufmerksam beobachtenden und dadurch mehr und mehr mißtrauisch werdenden Freunden zu thun und glaubte sich, diesen Verhältnissen gegenüber jener eigenartigen „Schlauheit" befleißigen zu sollen, welche, wenn sie auch mit der Klugheit nichts gemein hatte, doch einen nicht geringen Aufwand von Versatilität und Erfindungsgabe erforderte. Nach Innen dahingegen gab es für die nationalliberalen Führer, während der ersten Periode ihrer Suprematie, weder Prüfungen zu bestehen, noch Zweifel zu beschwichtigen, noch Widerstand zu besiegen; die kunstgerechte Handhabung der Phrase reichte vollkommen hin, die Gläubigen zu befriedigen. Und als dies Verhältniß sich nach und nach, in Folge der Begebenheiten, zu ihren Ungunsten veränderte, behielten sie dennoch in der ihnen unbedingt ergebenen, das ganze Land überwuchernden

Presse ein für lange Zeit ausreichendes Mittel, jede wirksame Opposition niederzuhalten.

Einfach wie Princip und Verfahren war hier auch die Berechnung. Da das Volk keinen anderen Willen zeigte, als den der Nationalliberalen, und diese durchaus nicht daran zweifelten, daß es immer so bleiben werde, erhoben sie selbst, in ihren Zeitungsartikeln und in öffentlichen Reden, den Volkswillen zum höchsten Gesetz, während sie, in ihrer Eigenschaft als Reichstagsmitglieder, auch hier consequent danach strebten, die in der Verfassung enthaltenen Volksrechte zu begünstigen, die der Krone aber zurückzusetzen. Der Umstand, daß die Constitution, wenngleich regelmäßigen Ursprungs, doch unter den Einwirkungen der revolutionären Strömungen von 1848 zu Stande kam, hätte doch schon an und für sich jeden einsichtigen Patrioten auffordern müssen, das Königthum in der demselben durch das Grundgesetz angewiesenen Stellung nach Kräften zu stützen; statt dessen aber legten die Nationalliberalen so wenig Gewicht auf den die Gewährleistung der königlichen Vorrechte enthaltenden Theil der Verfassung, daß dieselben Kronprärogativen, sogar im Reichstage, schutzlos allen Angriffen preisgegeben wurden. Diese Tendenz erreichte ihren Höhepunkt im Anfange der Regierung Christian's des Neunten. Es gab eine Zeit, in den sechziger Jahren, wo das Königthum so zu sagen factisch vogelfrei war, wohingegen Diejenigen, welche die nationalliberalen Häupter anzutasten wagten, von den Preßorganen der letzteren als Majestätsverbrecher betrachtet und behandelt wurden.

Selbst die Landesuniversität blieb von Ansteckung in der obigen Richtung nicht verschont, was um so bedenklicher war, als diese wissenschaftliche Bildungsanstalt (die einzige der Art, welche Dänemark besitzt) von jeher nicht nur das Monopol aller geistlichen Geltung beansprucht, sondern auch, und zwar ausschließlich, den Staat mit Aspiranten für den gesammten höheren Beamtenstand versorgt. Freilich sind wir weit davon entfernt, den damaligen Geist der Universität als illoyal bezeichnen zu wollen, halten uns vielmehr überzeugt, daß die große Mehrzahl der Lehrer an der Kopenhagener Hochschule stets treu königlich gesinnt war. Allein es fehlte an derjenigen Oberaufsicht, deren die Lehrfreiheit wie jede andere Freiheit im Staate bedarf, um nicht wilde Schößlinge zu treiben.

Als die nationalliberalen Führer das Grundgesetz verfaßten, begriffen sie vollkommen, daß die Beibehaltung monarchischer Formen für Dänemark eine äußere wie innere Nothwendigkeit sei. Nachdem nun aber das Königthum, sozusagen als Ehrenmitglied, in die Verfassung aufgenommen und so die künftige Stellung desselben formell in Ordnung gebracht worden, meinten sie auch, sich in anständiger Weise mit diesem ihnen an sich gleichgültigen Gegenstande abgefunden zu haben. Sie hörten daher auf, sich mit jener Institution zu beschäftigen, wo dieselbe ihnen nicht direct im Wege stand, und so konnte es geschehen, daß, vom Lehrstuhle des allgemeinen Staatsrechts aus, dem künftigen Beamtenstande ganz ungestört eine Doctrin eingeimpft ward, derzufolge wahre politische Freiheit nur da zu finden ist, wo der König die Souveränetät mit der Volksvertretung theilt, wo letztere, und namentlich — was später eine so bedeutende Rolle im Verfassungskampfe spielte — die volksgewählte Kammer, den alleinigen Schwerpunkt des Staatslebens bildet, und wo mithin die gleiche Berechtigung

des Monarchen in dieser Beziehung der Vertretung gegenüber nur als „juristische Fiction" gilt. Mit Einem Worte, es ward in den Hörsälen der Universität — im schnurgraden Gegensatze nicht nur zum geltenden Staatsgrundgesetze, sondern auch zu den früheren Lehren der bewährtesten dänischen Staatsrechtslehrer (Oersted, Larsen und Bornemann) — das Princip der Volkssouveränetät zur Grundlage alles echten constitutionellen Lebens gestempelt.

Gleichzeitig ward der Behandlung derjenigen Fragen, welche die Machtstellung der nationalliberalen Partei, oder auch nur das persönliche Interesse der Führer berührten, die größte Strenge und Sorgfalt gewidmet. Während man in diesen Kreisen die folgenschwersten politischen Maßregeln, wenn sie das Verhältniß der Monarchie zum Auslande betrafen, leichthin behandelte, lieh man den unbedeutendsten Dingen, wenn zur oben bezeichneten Kategorie gehörig, die größte Wichtigkeit. Handelte es sich um den Kleinkram der Partei, ward die Mücke zum Elephanten; galt es die Würdigung der politischen Verhältnisse im Ganzen und Großen, ward der Elephant zur Mücke.

Es war unter solchen Umständen nicht zu erwarten, daß ein wirkliches, wahres constitutionelles Verständniß im Lande Wurzel fassen werde, und in der That blieb auch der Constitutionalismus stets der Leidenschaft des Augenblicks unterworfen. Dies zeigte sich bereits unter Friedrich dem Siebenten, am auffälligsten aber gleich nach dessen Tode, als die von den Nationalliberalen aufgehetzte Bevölkerung der Hauptstadt durch ihre drohende Haltung dem soeben erst zur Regierung gelangten Könige Christian dem Neunten die Bestätigung der „November-Verfassung" abzutrotzen suchte. Das Auftreten der Partei bei dieser Gelegenheit erscheint um so verwerflicher, als es schon damals Jedem einleuchten mußte, daß die fragliche Sanction mit der augenscheinlichsten Gefahr für den Staat verbunden und jene Verfassung überhaupt nicht zu halten sei. Dies verhinderte jedoch die Aufwiegler nicht, das Recht des Königs an den Thron von Gewährung einer Unterschrift abhängig zu machen, deren Verweigerung sich auf eine unbestreitbare königliche Prärogative stützen konnte. Ja, man behandelte sogar den bloßen Versuch, die Vollziehung des Gesetzes auf kurze Zeit zu verschieben, um Raum für die nöthigsten Erwägungen der drohenden Zeitverhältnisse zu gewinnen, als einen mit erzwungener Abdication zu bestrafenden Rechtsbruch, und es trat in dieser Veranlassung, sogar bei sonst anständigen und gebildeten Mitgliedern der Partei, eine Rohheit und Wildheit zu Tage, wie sie selbst Janhagel nur bei besonderen Gelegenheiten zu zeigen pflegt.

Wären die Führer dieser exaltirten Menge nicht auch selbst verblendet gewesen, so wäre ihnen doch vielleicht eingefallen, wie innig in der Geschichte das Wohl und Wehe des dänischen Königthums mit dem des Landes verknüpft erscheint. Die Perioden, in denen Dänemark politische Bedeutung und äußeres Ansehen mit innerer Festigkeit verband, waren auch diejenigen, während welcher sein Königthum in Ehren und Freiheit stand. So unter den Waldemaren und später unter den Alleinherrschern des Hauses Oldenburg, wie denn auch die Erfolge der Jahre 1848—51, obgleich zum größten Theil unter dem Panier der beschränkten Monarchie gewonnen, doch hauptsächlich in der traditionellen Hingebung für den „König" und in dem Vertrauen wurzelten, welches die Nation

in ihn als Retter in der Noth und Träger der Volkskraft zu setzen von altersher gewohnt gewesen — ein Gefühl, welches sich während der ersten Anfänge des Constitutionalismus nur noch steigerte. Andererseits, als im siebenzehnten Jahrhundert der Uebermuth des Adels gegen die Krone so weit gediehen war, daß letztere alle Freiheit der Bewegung verloren hatte, gerieth Dänemark alsbald an den Rand des Verderbens, und als zweihundert Jahre später die Ueberhebung der Nationalliberalen so weit ging, daß sie dem bereits zur Ohnmacht herabgedrückten Königthume sogar das letzte Mittel, Unheil vom Staate abzuwenden, nämlich sein verfassungsmäßiges Veto, zu verkümmern trachteten, brach auch sofort die Katastrophe herein, welche der Monarchie den Untergang bereitete und auch dem noch übrig bleibenden Königreiche eine tödtliche Wunde schlug.

Die Herrschaft der Nationalliberalen culminirte bekanntlich mit der 1858 erfolgten Ernennung des Hrn. Hall zum Ministerpräsidenten. Doch war auch dieses Glück nicht ganz ungetrübt. Im Jahre 1859 trat zwischen Frederik dem Siebenten und seinen nationalliberalen Ministern ein Zerwürfniß ein. So lange es sich nur um Staatssachen gehandelt, hatte sich der König willfährig bewiesen; als aber das Ministerium, im Interesse seiner Politik, auf Personalveränderungen in des Monarchen nächster Nähe drang, setzte sich dieser, am wundesten Fleck getroffen, zur Wehre. Das Ministerium trat in Folge dessen ab und ward durch ein fortschrittlich-bauernfreundliches ersetzt, an dessen Spitze Rotwitt stand, dessen hervorragendstes Mitglied aber der Baron Blixen-Finecke war. Allerdings wurde nun die Popularität, deren sich der König in den Landdistricten erfreute, durch diesen Schritt wo möglich noch erhöht; in der Hauptstadt aber rief derselbe große Mißstimmung hervor. Die Bevölkerung ward hier von den mit der geschehenen Veränderung unzufriedenen Nationalliberalen aufgestachelt, es fanden die gehässigsten Demonstrationen statt, und es schien sogar wiederholt zu Thätlichkeiten kommen zu sollen. Auch ist schwer zu sagen, was daraus hätte werden können, wäre nicht — durch Rotwitt's plötzlichen Tod und das Scheitern der von Blixen-Finecke zur Reconstruction des Ministeriums angestellten Versuche — die Gewalt abermals in die Hände der Nationalliberalen gelangt. Freilich ward, bei der entschiedenen Abneigung des Königs, wieder mit Hall in persönlichen Verkehr zu treten, die Bildung des neuen Cabinets Monrad übertragen; allein auf das Machtgebot der nationalliberalen Presse — welche ihm ausdrücklich erklärte, daß nicht er, sondern Hall der „Liebling" des dänischen Volkes sei, und daß es nur diesen an der Spitze sehen wolle — mußte Monrad seinem Nebenbuhler den Platz als Conseilspräsident einräumen. Und so hatte Dänemark abermals ein Ministerium Hall, welches es auch bis zum Ausbruch des Krieges behielt. Die Herrschaft der Nationalliberalen war jetzt unbeschränkter und befestigter als je, und es bedurfte zu ihrer Erschütterung des ganzen politischen Elends, welches die totale Unfähigkeit ihrer Führer über das Land brachte.

Am Schlusse des Jahres 1863 trat Hall, mit Hinterlassung einer trostlosen Situation, von den Geschäften zurück. Es gehörte ein Muth, wie ihn Monrad unstreitig besitzt, dazu, die verhängnißvolle Erbschaft anzutreten. Es ist denn auch nur zu bekannt, wie sich der hochbegabte — in der ersten Periode

des nationalliberalen Aufschwunges zu den wirksamsten und angesehensten Mitgliedern der Partei gehörende, zu der hier in Rede stehenden Zeit jedoch schon von derselben mit entschiedener Abneigung betrachtete — Mann in seinen Berechnungen, sowol nach Außen wie nach Innen, täuschte, und wie fremde Gewalt das Uebrige that. Dennoch ist sein politisches Thun geeignet, auch bei edleren Gemüthern Sympathie zu erregen; er ist der Held einer Tragödie, während seine früheren Genossen es nur dazu gebracht haben, die Helden einer Komödie zu sein.

Monrad führte also, während des Jahres 1864, den unglücklichen Krieg mit den beiden deutschen Großmächten und gleichzeitig die erfolglosen Verhandlungen auf der Londoner Conferenz. Nur den Frieden schloß er nicht; diese Aufgabe fiel dem bejahrten dänischen Staatsmanne Bluhme zu, der hierdurch in den schmerzlichen Fall kam, sein dereinst mühsam geschaffenes Werk, den Gesammtstaat von 1852, eigenhändig zu vernichten. Zur Schlichtung der inneren Wirren in dem übrig gebliebenen Königreiche Dänemark — wo namentlich das, selbst nach dem Verluste Schleswigs fortdauernde Nebeneinanderbestehen der für die gemeinsamen Angelegenheiten Dänemarks und Schleswigs berechneten November-Verfassung und des nur für die besonderen Angelegenheiten des Königreiches geltenden Grundgesetzes einen ebenso unnatürlichen wie unerträglichen Zustand schuf — reichte jedoch der Einfluß des Ministeriums Bluhme nicht aus. Erst dem nachfolgenden Ministerium Frys gelang es, jenen Streit, im Wege eines Compromisses mit der von J. A. Hansen geführten Volkspartei, dahin beizulegen, daß die Zusammensetzung der ersten Kammer des Reichstages — welche bis dahin, wenn auch die Wahlen zu derselben mittelbar, sowie rücksichtlich des Alters und Vermögens der zu Wählenden an gewisse Bedingungen geknüpft waren, doch im Princip, ebenso wie die zweite Kammer, auf dem allgemeinen Stimmrechte ruhte — einer wesentlichen Modification in conservativer Richtung und zwar in der Weise unterzogen ward, daß den Höchstbesteuerten in Stadt und Land ein directer und selbständiger Einfluß auf die Wahlen zufiel, eine Veränderung, welche in Folge der natürlichen Verhältnisse namentlich zu einer wirksamen Vertretung des großen Landgrundbesitzes im Landsthing geführt hat. Seinen formellen Ausdruck fand jenes Compromiß in dem sogenannten „revidirten Grundgesetze vom 26. Juli 1866", welches somit an die Stelle sowol der November-Verfassung als des Grundgesetzes vom 5. Juni 1849 getreten ist und zur Zeit die geltende Constitution des „dänischen Reiches" bildet.

Außer der zeitweiligen Verdrängung der Nationalliberalen aus der Regierung bewirkten die traurigen Ereignisse des Jahres 1864 überhaupt einen starken Rückschlag, welcher zunächst den bis dahin in völliger Ohnmacht und entsprechender Unthätigkeit vegetirenden Conservativen zu Gute kam. Wirklich rafften sich letztere zu einer Anstrengung auf, deren Ergebniß die, noch in demselben Jahre erfolgte, Stiftung des „August-Vereins" war, einer Gesellschaft, die es sich namentlich zur Aufgabe machte, die Stellung und das Ansehen des constitutionellen Königs zu befestigen, den Ausschreitungen der Presse entgegenzuarbeiten und überall für die Befolgung einer conservativen Politik zu wirken. Anfangs hatte der Verein guten Fortgang, wie er denn unter seinen Tausenden

von Mitgliedern aus allen Ständen namentlich fast alle größten und reichsten Grundbesitzer des Landes zählte, aber bald ermattete er. Die Nationalliberalen, im ersten Augenblicke durch die Wucht der unerbittlichen Thatsachen niedergedrückt, ließen klüglich den Sturm vorüberbrausen und erhoben alsdann — gestützt auf die ihnen unverändert angehörige, mit ihren Interessen solidarisch verbundene, vortrefflich organisirte und disciplinirte Presse, so wie auf die ihnen, trotz aller gemachten Erfahrungen, auch ferner blind ergebene Bourgeoisie — wieder kühn das Haupt. Andererseits fehlten dem Vereine die Bedingungen, um Einfluß auf das Volk zu gewinnen und dadurch zur constitutionellen Bedeutung zu gelangen; seine Bestrebungen waren meist auf ideelle Zwecke gerichtet, sein politischer Apparat höchst mangelhaft und seine Bestandtheile stark gemischt, ohne feste Gliederung. Die schlimmste und recht eigentlich unheilbare Wunde aber ward demselben dadurch zugefügt, daß seine nationalliberalen Gegner ihn als „reactionair" verschrieen, ein Stichwort, welches damals nie seine Wirkung verfehlte.

Die derzeitige conservative und anti-nationalliberale Richtung bethätigte sich ferner durch die ungefähr gleichzeitige Entstehung des „October-Vereins" (oder, wie er sich zu nennen beliebte, der Gesellschaft von „Groß- und Klein-Bauern"), welcher eine Annäherung und ein Zusammenwirken zwischen dem größeren und kleineren Grundbesitze bezweckte, zunächst allerdings im Interesse der eigenen constitutionellen Machterweiterung, daneben aber auch zur Wahrung erhaltender politischer Grundsätze in allen öffentlichen Angelegenheiten, worunter vorzugsweise nach Außen die Befolgung einer conservativen Politik, nach Innen die allseitige Ausführung des Grundgesetzes (anstatt der einseitigen nationalliberalen) verstanden ward. Wie tief die auf Herabdrückung des Königthumes gerichtet gewesenen Bestrebungen der Nationalliberalen bereits damals empfunden wurden, geht aus einem Rundschreiben hervor, welches der Vorstand des Vereins unterm 23. März 1866 an die Mitglieder erließ, und worin es wörtlich hieß: „Wie aus wiederholten Aeußerungen der verbreitetsten Blätter (hier sind vorzugsweise die nationalliberalen Organe, und unter diesen wiederum vor Allem „Fädrelandet" und „Dagbladet" gemeint) hervorgeht, wird die Bestimmung des Grundgesetzes, derzufolge der König nicht verantwortlich, seine Person heilig und unverletzlich sein soll, keineswegs beobachtet. Indem wir diese Ueberschreitungen des Grundgesetzes höchlichst mißbilligen und es tief beklagen, daß die öffentliche Meinung seither nicht im Stande war, dem Träger der Krone die ihm zustehende Unverletzlichkeit zu sichern, wollen wir versuchen, die obige Vorschrift durch den Beistand der Mitglieder unserer Gesellschaft aus todten Buchstaben zur lebendigen Ueberzeugung im Volke zu machen."

Dieser „October-Verein" — welcher einen bedeutenden Theil des größeren und kleineren ländlichen Besitzes umfaßte, der von einem zur hohen Aristokratie gehörigen Großgrundbesitzer als Präsident und dem Bauernführer J. A. Hansen als Vicepräsident geleitet ward und welchem allerdings, wenn er gedieh, die Mittel zu Gebote standen, sich die Majorität in der Volksvertretung zu verschaffen, erregte bei der nationalliberalen Partei ähnliche Besorgnisse und — zumal er die Hall-Lehmann-Ploug-Bille'sche Politik schonungslos verurtheilte — ähnlichen Haß wie der „August-Verein". Doch stieß er auch sonst in empfind-

licher Weise an, so bei den Scandinavisten, weil er ein Gegner von Dänemarks Aufgehen in Schweden war und an der Selbständigkeit des eigenen Landes, sowie an dem unantastbaren Rechte der heimischen Dynastie festhielt; bei den Grundtvigianern, weil er ihnen angeblich das echte Volksthum fälschte und dem „Volksgeiste" die Anbetung versagte; bei den Radikalen, weil er den Gutsbesitzern einen Anhalt nach Unten gab und dadurch in bedenklicher Weise die Reinheit der Demokratie gefährdete, und bei den nationalen Ultras, weil er, wie sie behaupteten, nicht das rechte Herz für die Leiden und Sehnsucht der nordschleswig'schen Brüder hatte. Eine „Stimme aus Nordschleswig" (im „Fädrelandet") ging so weit, den Verein geradezu als Feind des dänischen Reichs, des Königs des Volks und der Nationalität zu bezeichnen.

Und worin bestand das Verbrechen der Gesellschaft? einfach darin, daß dieselbe durch ihr loyales und conservatives Auftreten — beides doch ohne die demokratische Grundlage aufzugeben und überhaupt in den engsten Grenzen — sowie durch ihre gemäßigte Haltung in den nationalen Fragen allen einseitigen und extremen Bestrebungen im Wege war, namentlich aber den schon wieder übermächtig werdenden Einfluß der Nationalliberalen ernstlich bedrohte. Eben daß ein Versuch gemacht ward, ein politisches Verstandesleben an die Stelle der „Gefühlspolitik" (traurigen Andenkens) zu setzen, und daß dieser Versuch, mehr als der „August-Verein", Aussicht auf praktischen Erfolg zu haben schien, das war es, was so fanatischen Widerstand hervorrief. Gleichwol unterlag das Unternehmen nicht direct den Angriffen seiner Feinde, sondern der Sinnesänderung seiner Freunde.

Der bereits genannte Vicepräsident der Gesellschaft, Herr J. A. Hansen, bewirkte die Auflösung derselben, indem er — wahrscheinlich in der Befürchtung, von der äußersten Linken im Reichstage überflügelt zu werden — sich mit seinen nächsten Anhängern von der Genossenschaft mit den Gutsbesitzern lossagte. Die Gebeine des „October-Vereins" ruhen seitdem neben denen des „August-Vereins" der Auferstehung harrend.

Die Nationalliberalen hatten nun abermals ziemlich freie Hand und, um nur wieder zur Regierung, oder doch zur Theilnahme an derselben zu gelangen, versuchten sie, eine Allianz mit ihren geborenen Gegnern, den großen Grundbesitzern, anzubahnen. Mit günstigem Erfolge; denn als (1870) das Ministerium Frys zurücktrat und der König den Grafen Holstein (Holsteinborg) mit der Bildung des neuen Cabinets beauftragte, wählte dieser zu Collegen, nebst drei anderen Gutsbesitzern, drei hervorragende Mitglieder der nationalliberalen Partei. Namentlich aber bewirkte bei der letzteren der Ausbruch des deutsch-französischen Krieges im ersten Augenblicke das Wiederaufleben aller ihrer alten Hoffnungen und Pläne. — Auch würden sie — nach den Aeußerungen eines ihrer vornehmsten Vertrauensmänner, des Herrn Bille (siehe sein „Nachwort" zur Schrift des Dr. E. Bauer über den Art. V), zu schließen — nicht angestanden haben, trotzdem daß die eigene Regierung sich sofort für strenge Neutralität entschied, die Allianz mit Frankreich nöthigenfalls durch Anwendung der äußersten Mittel zu erzwingen, wenn nicht die raschen Erfolge der deutschen Waffen und die, selbst hinter den bescheidensten Erwartungen noch weit zurückbleibende, Un-

zulänglichkeit der französischen Ostsee-Expedition allen derartigen Bestrebungen ein jähes Ende bereitet hätten.

Nach den großen Ereignissen von 1870 bis 1871 konnte natürlich von der Wiederaufnahme des nationalliberalen Programms nicht die Rede sein. Die Partei sah sich genöthigt, von einer selbständigen Politik abzusehen und sich mit der Stellung von Hilfstruppen zu begnügen, und die Gelegenheit ließ nicht auf sich warten. Freilich wäre es, als nach dem deutsch-französischen Kriege, wie überall, so auch in Dänemark, die Wogen des Radicalismus höher und höher gingen, zunächst die Aufgabe der dänischen Conservativen gewesen, den Kampf mit der nivellirenden Demokratie aufzunehmen, allein, in Folge früherer Versäumniß, fehlte ihnen im entscheidenden Augenblicke die erforderliche Organisation, vor Allem der nöthige Preßapparat. Diesen nun besaß die nationalliberale Partei, wenn auch nicht länger in der alten Ausschließlichkeit, so doch in der alten Vollständigkeit und Schlagfertigkeit, und war auch sofort, im eigenen wohlverstandenen Interesse, bereit, denselben zur Verfügung zu stellen, in der nicht unbegründeten Hoffnung, dadurch ihren Einfluß neu gekräftigt und befestigt zu sehen. Der Conservatismus seinerseits war einstweilen genöthigt, die nationalliberalen Condottieri in seine Dienste zu nehmen, und so geschah es, daß die Vertretung der conservativen Interessen nunmehr denselben Leuten anheimfiel, welche jahrelang ihre geschworenen Feinde gewesen, wovon denn freilich wiederum die nothwendige Folge war, daß letztere alle ihre früheren Tendenzen verläugnen und alle ihre bisherigen Bestrebungen in das Gegentheil verkehren mußten.

Mittlerweile hatte die Volkspartei bedeutende Fortschritte gemacht. Bei Gelegenheit einer, während der Reichstagssession von 1869 bis 1870 seitens des Volksthings stattgehabten Geldverweigerung, welche zum Rücktritte des Ministeriums Frys den Anlaß oder den Vorwand gab, hatten sich von den 101 Mitgliedern des Thing 57, sämmtlich der demokratischen Richtung angehörige, Vertreter aus den Landdistricten zusammengefunden und bei der Abstimmung den Ausschlag gegeben. Während nun die schon damals bei der „Linken" rege gewordene Erwartung, die Führer jener 57 oder doch den einflußreichsten derselben, Herrn J. A. Hansen, in das neue Cabinet aufgenommen und so das System der „parlamentarischen Regierung" factisch inaugurirt zu sehen, nicht in Erfüllung ging, das Ministerium Holstein es vielmehr (wie oben bemerkt) gerathener fand, sich einige der hervorragendsten nationalliberalen Führer zu adjungiren, brachte jene momentane Einigung der demokratischen Fractionen die Leiter derselben auf den allerdings naheliegenden Gedanken, aus dem für die einzelne Action glücklich zusammengebrachten Haufen ein stehendes Heer zu bilden und sich dadurch für die Zukunft zu Herren der Situation zu machen. Dies waren die Anfänge der später zu so eigenthümlicher Berühmtheit gelangten, in ihren Hauptbestandtheilen aus der alten „Linken" oder der Bauernpartei und der „nationalen Linken" oder den Abgeordneten grundtvig'scher Färbung zusammengesetzten „Vereinigten Linken", welche jedoch damals noch nicht die numerische Majorität des Volksthing bildete, weil von den erwähnten 57 Mitgliedern 13 vorerst den Beitritt verweigerten. Die übrigen 44 erließen (im

Sommer 1870) ein Manifest, worin sie — in der sich demnächst auch wirklich erfüllenden Voraussetzung, nach den zu der Zeit bevorstehenden Neuwahlen über die Mehrheit der Stimmen im Thing verfügen zu können — den Entschluß kundgaben, künftig kein Ministerium zu dulden, welches nicht mit jener Mehrheit im Einklange sei. Als das in dieser Beziehung eventuell anzuwendende Zwangsmittel ward der entscheidende Einfluß bezeichnet, welchen, nach Ansicht der Declaranten, die zweite Kammer auf das jährliche „Finanzgesetz" (Budget) auszuüben durch die Verfassung berufen sei — der jedoch, wie hier gleich bemerkt werden mag, genau genommen nur darin besteht, daß, nach den Worten des Grundgesetzes, das Budget dem Volksthing „zuerst" zur Behandlung vorgelegt werden soll, während im Uebrigen dem Landsthing (der ersten Kammer) rücksichtlich des Finanz- wie jedes anderen Gesetzes ganz dieselben Befugnisse competiren, wie dem Volksthing, ersteres mithin das Budget, wenn dasselbe vom Volksthing an dasselbe kommt, nach Belieben annehmen, amendiren oder verwerfen kann — und wurden daher die ländlichen Wähler aufgefordert, durch dazu geeignete Wahlen eine bäuerlich-demokratische Mehrheit im Volksthing im Sinne der „Linken" zuwege zu bringen. Das Actenstück enthielt demnächst eine Aufzählung derjenigen Maßregeln, welche für die Verwirklichung des Programms der Volkspartei vor der Hand die nothwendigsten seien, als namentlich: möglichste Beschränkung der Staatsausgaben; Reform der Besteuerung behufs einer gleichmäßigeren Vertheilung der Abgaben; Verallgemeinerung des Selbsteigenthums auf dem Lande durch definitive Beseitigung des noch hie und da auf den Gütern rücksichtlich der Bauernhöfe stattfindenden „Festewesens" (Pachtzwanges); Commutation der Lehen und Stammgüter in freies Eigenthum; Erweiterung der kirchlichen Freiheit innerhalb der Landeskirche, oder, wie sie jetzt heißt, „Volkskirche"; feste Besoldung der Staatsgeistlichen und Reform des Unterrichtswesens. Dann hieß es wörtlich: „Die Selbstregierung des Volkes, unter Anerkennung der dem constitutionellen Könige als solchem zustehenden Sonderrechte (Prärogativen), ist der leitende Gedanke des Grundgesetzes. Das Volksthing hat den ihm zukommenden Haupteinfluß auf das für die Verwaltung durchaus nothwendige Finanzgesetz (Budget) unvermindert bewahrt. Dies grundgesetzliche Vorrecht gibt dem Volksthing die Macht, das Bestehen einer jeden Regierung unmöglich zu machen, welche sich seinen Bestrebungen widersetzen will, und es auf diese Weise festzustellen, daß die Regierung zu jeder Zeit die Ansichten der Mehrheit des Volksthings repräsentiren muß, mit anderen Worten: die parlamentarische Regierungsform durchzuführen."

Es konnte demnach schon von vornherein über die Tendenz und den Charakter der „Vereinigten Linken" kein Zweifel obwalten, und kam es für dieselbe nunmehr zunächst darauf an, die numerische Majorität im Volksthing zu erringen, was ihr auch bei den Neuwahlen dergestalt gelang, daß sie bereits in der Reichstagssession von 1872 über eine, freilich nur geringe, aber compacte Mehrheit von einigen 50 Stimmen verfügen konnte. Nachdem diese Majorität wiederholt erklärt hatte, mit dem derzeitigen Ministerium, wegen fundamentaler Verschiedenheit der Ansichten, nicht verhandeln zu können, wandte dieselbe sich (im Frühjahre 1873) mit einer Adresse an den König, worin namentlich geltend

gemacht worden war, daß die Regierung, wenn der Grundgedanke des Verfassungsgesetzes zur Wahrheit werden solle, sich in Uebereinstimmung mit der jeweiligen Mehrheit des aus dem allgemeinen Wahlrechte hervorgegangenen Volksthings befinden müsse. Hierdurch fand sich das Landsthing, als „die eine der beiden gleichberechtigten Abtheilungen der Volksvertretung", veranlaßt, eine Gegenadresse einzureichen, worin es sich dahin aussprach, daß, wenn die Entwickelung ruhig fortschreiten solle, keines der beiden Thinge beanspruchen dürfe, daß die Regierung ihre Stütze ausschließlich in seiner Mehrzahl suchen solle, sondern daß im Gegentheil jedes dauernde und fruchtbringende Zusammenwirken zwischen Regierung und Reichstag unmöglich werde, wenn sich das eine Thing, im Widerspruche mit Worten und Sinn des Grundgesetzes, den entscheidenden Einfluß auf die Bildung des Ministeriums anmaße.

Der König, hiermit einverstanden, schlug darauf die in der Volksthings-Adresse gestellte Forderung mit der Erklärung ab, daß dieselbe auf einer Verkennung der durch das Grundgesetz gegebenen verfassungsmäßigen Ordnung beruhe, und das Ministerium verblieb, der desfälligen Aufforderung Sr. Maj. Folge leistend, an seinem Platze.

Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen, schickte die „Vereinigte Linke" sich alsbald an, das im Manifeste verkündete Zwangsmittel, die Verwerfung des Budgets, in Anwendung zu bringen. Das Unternehmen scheiterte jedoch damals im letzten Augenblicke an der Weigerung einiger Mitglieder, welche es noch nicht an der Zeit hielten, zu einer so extremen Maßregel zu greifen. Als aber der Reichstag im Herbste desselben Jahres abermals zusammentrat und die „Linke" sich wiederum demselben Ministerium gegenüber fand, machte sie aus ihrer Drohung Ernst, indem sie das Budget („Finanzgesetz") gleich in erster Lesung und ohne Prüfung mit 53 Stimmen ablehnte. Die Auflösung des Volksthings und die Ausschreibung neuer Wahlen folgten diesem Votum auf dem Fuße.

Der obige Gewaltschritt — denn als solchen wird man denselben zu bezeichnen nicht umhin können — schuf plötzlich eine ganz neue Sachlage und verschaffte damit zugleich den Nationalliberalen neue Chancen. — So lange die „Linke" ihre Angriffe zunächst gegen die nationalliberalen Mitglieder des Cabinets richtete, hatte sie die besten Aussichten. Die Entfernung jener Männer aus der Regierung erschien auch in den nicht zur Opposition gehörigen Kreisen Vielen als sehr wünschenswerth, und überhaupt war man, da die schwere Bedeutung des stattfindenden Conflictes allgemein empfunden ward, ganz darauf vorbereitet, der Partei, welche sich nun einmal factisch im Besitze der Mehrheit des Volksthings befand, um des lieben Hausfriedens willen, die größtmöglichen Einräumungen gemacht zu sehen. Allein die unerhörte Rücksichtslosigkeit, womit die „Linke" vorgegangen war — indem sie, um ihre einseitigen Forderungen durchzusetzen, zu dem letzten Mittel gegriffen, welches die Verfassung für den äußersten Fall und selbst dann eigentlich doch nur als desperaten Ausweg gewährt —, hatte natürlich zur Folge, einerseits, daß der König nun schon des Anstandes willen, sowie zur Wahrung seiner Prärogative der freien Ministerwahl, um so fester an und zu seinen Rathgebern halten mußte; andererseits, daß die erste Kammer, der Beamtenstand, die gebildeten besitzenden Classen,

überhaupt alle dem Umsturze abgeneigten Elemente, sich, wie auf ein Commandowort, um die Regierung schaarten, wozu noch der Umstand wesentlich beitrug, daß die mittlerweile auch in Dänemark zu schneller Entwickelung gelangte socialistische Bewegung sich die Bestrebungen der „Linken" in bedenklicher Weise zunutze zu machen suchte. So erblickten Alle, die nicht zur großen Masse gehörten und nicht der „Zahlen-Majestät" huldigen mochten, in dem Auftreten der genannten Partei eine sowol gegen das Königthum wie gegen das verfassungsmäßige Gleichgewicht der Staatsgewalten gerichtete Drohung, und selbst Diejenigen, denen die nationalliberale Beimischung in der Regierung zuwider war, glaubten nunmehr, von allen derartigen Rücksichten absehen und das Ministerium als solches im Kampfe gegen das auflösende Princip unterstützen zu müssen.

Diesem einmüthigen Widerstande, der, was ihm an Quantität abging, an Qualität ersetzte, hatte die „Vereinigte Linke" eigentlich nichts entgegen zu stellen, als eben die ihr zu Gebote stehende geringe Mehrheit in der einen Kammer des Reichstages. Freilich war sie, in dieser ihrer Eigenschaft als Kammermajorität, verfassungsmäßig vollkommen berechtigt, das Budget zu verweigern, und dadurch im Stande, einen wenigstens auf den ersten Blick unwiderstehlichen Zwang zu üben. Allein abgesehen davon, daß jene Maßregel unter bewandten Umständen in den Augen aller Besonnenen eine Ungeheuerlichkeit war, und daß daher auch derselben gegenüber die Eventualität eines Staatsstreiches, als letzten Auskunftsmittels, in der öffentlichen Meinung Wurzel zu fassen begann, hatte die „Linke" in der vortrefflich geschulten, noch dazu jetzt von den conservativen Organen unterstützten nationalliberalen Presse einen Gegner, dem es nicht nur leicht fiel, die wahren und vermeintlichen Uebergriffe jener Partei in das gehässigste Licht zu setzen, sondern der sich auch einer für diesen besonderen Fall in geheimer Werkstatt geschmiedeten Specialwaffe bediente, indem er dem Rechte der Budgetverweigerung durch eine, in dieser Ausdehnung bisher nicht vorgekommene, Interpretation des der Krone zustehenden Rechtes zur Erlassung „provisorischer" Gesetze die Spitze abzubrechen suchte. Der §. 25 des Grundgesetzes räumt dem Könige im Allgemeinen die Befugniß ein, „in besonders dringenden Fällen, wenn der Reichstag nicht versammelt ist, provisorische Gesetze zu erlassen, welche jedoch nicht gegen das Grundgesetz streiten dürfen und stets dem nächsten Reichstage vorzulegen sind". Daneben aber enthält der §. 49 die Bestimmung, daß „vor Annahme (oder Genehmigung — der dänische Ausdruck läßt beide Uebersetzungen zu) des (dem jemaligen ordentlichen Reichstage sofort nach der Eröffnung vorzulegenden) Finanzgesetzes keine Steuer erhoben und daß überhaupt keine Ausgabe abgehalten werden darf, welche nicht im Finanzgesetze ihre Gewähr findet".

Allerdings war es nun bereits durch die Praxis festgestellt, daß die Anwendbarkeit der Bestimmungen des §. 25 auf Geldbewilligungen nicht ausgeschlossen sei, indem derartige Bewilligungen durch königliche Resolution wiederholt stattgehabt. Allein diese Ausnahmen ruhten auf anderen Voraussetzungen, denn der Reichstag hatte denselben, ausdrücklich oder stillschweigend, seinen nachfolgenden Consens ertheilt, und waren mithin auch die Vorstellungen über das der Volksvertretung zustehende Recht zur Bewilligung oder Verweigerung der

Steuern durch jene Vorgänge nicht alterirt worden. Nun aber unternahm die nationalliberale Presse es, den Beweis zu führen, daß ein provisorisches Budget erlassen und eine provisorische Erhebung der Steuern angeordnet werden könne, nicht nur ohne vorherige Zustimmung des Volksthings, sondern auch gegen seinen ausdrücklichen Protest. — Die Erörterung dieses Gegenstandes war sehr lebhaft; namentlich erregte eine, zuerst im „Dagbladet" erschienene, die obige Ansicht befürwortende Abhandlung von Prof. jur. Matzen großes Aufsehen. Der Raum verbietet uns jedoch, näher auf dies interessante Product einzugehen, und begnügen wir uns daher, zu bemerken, daß die gewiß von tiefem Eindringen und großem Scharfsinn nicht minder als von entschiedenem Ernste und aufrichtiger Gesinnung zeugenden, zum großen Theil aber auf der Schneide eines Rasirmessers balancirenden Ausführungen des gelehrten Verfassers, trotz ihres juristischen Werthes, nicht geeignet waren, noch es füglich sein konnten, in einer so tief greifenden Frage überzeugend auf den Gemeinsinn zu wirken. Denn daß der König als Schirmherr einschreiten muß, wenn, durch einen budgetlosen Zustand, dem Staatsleben selbst Gefahr droht, begreift am Ende auch der Tagelöhner; daß aber die Befugniß zu solchem Einschreiten sich nicht auf harte Nothwendigkeit gründen, sondern als ein dem Volke unbewußter, nun plötzlich durch kunstvolle Deutung lebensfähig gewordener Embryo in der Verfassung geschlummert haben soll, begreift wol nur der Doctrinär. Im gegenwärtigen Falle um so mehr, als es bisher von keiner Seite bestritten war, daß die Steuer-Bewilligung, resp. Verweigerung ein festes Attribut der Volksvertretung bilde, auch bereits seit vielen Jahren unsägliche Arbeit darauf verwandt worden, den im Volksthing häufig genug gemachten Anläufen zur Verweigerung, wol nicht des Budgets, aber doch mancher von der Regierung für absolut erforderlich gehaltenen Geldmittel durch Transactionen zu begegnen, namentlich aber der „Linken" schon unzählige Einräumungen gemacht worden waren, um die jährlichen Budgets im Wege des Compromisses durchzubringen — Alles, weil man, für den Fall des Nichtübereinkommens, keinen gesetzlichen Ausweg kannte.

Nichtsdestoweniger war der Effect jener juristischen Diversion kein geringer. Die „Vereinigte Linke" sah sich plötzlich zu ihrem Erstaunen einer Auffassung des Grundgesetzes gegenüber, welche alle ihre bisherigen Voraussetzungen über den Haufen stieß. Wenn nämlich die Regierung auf die oben dargelegte Ansicht einging und sich demgemäß, bei eventueller Erlassung eines provisorischen Finanzgesetzes, auf die Verfassung selbst berief, blieb der nunmehr ihres directen Zwangsmittels beraubten Mehrheit des Volksthings nichts Anderes übrig, als das Ministerium wegen Verfassungsbruchs vor dem — durch das Grundgesetz zur Aburtheilung der vom Thing gegen die Minister erhobenen Anklagen angeordneten, aus den ordentlichen Mitgliedern des höchsten Landesgerichts und einer entsprechenden Anzahl vom Landsthing aus dessen eigener Mitte auf vier Jahre gewählter Richter bestehenden — „Reichsgerichte" zu belangen. Sie hatte alsdann die Möglichkeit und, wie wenigstens für den Fall einer Budgetverweigerung allgemein angenommen ward, sogar die Wahrscheinlichkeit eines freisprechenden Urtheils vor sich, dessen Tragweite überhaupt schwer zu ermessen, dessen moralische Wirkung aber jedenfalls die sein müßte, den ganzen Unterbau des Be-

willigungsrechts zu erschüttern. In der That wäre ein solches Präjudicat gewissermaßen ein constitutionelles Erdbeben. Auch kann es, als dem Reichsgerichte die Entscheidung über Conflicte zwischen den Staatsgewalten und demgemäß die Befugniß übertragen ward, die dabei in Betracht kommenden Bestimmungen der Verfassung zu deuten, nicht füglich in der Absicht gelegen haben, der genannten Autorität auch das Recht einzuräumen, die Constitution zu ändern, was schon daraus hervorgeht, daß für derartige Modificationen grundsätzlich ein besonderes Verfahren besteht. Eine solche Befugniß scheint aber von der Competenz, über Fragen, welche die Fundamentalsätze der Verfassung betreffen, zu entscheiden, factisch unzertrennlich. Denn von dem Augenblicke an, wo das Reichsgericht die Erlassung eines vom Reichstage, oder auch nur vom Volksthing refüsirten Finanzgesetzes als mit dem Grundgesetze nicht in Widerspruch stehend anerkannte, würde das große Volksrecht der Steuerbewilligung nur noch eine relative Bedeutung haben. Das ganze Verfassungswerk würde nach einem solchen Spruche ganz anders ausschauen; eine Verschiebung der Potenzen wäre unvermeidlich; die res judicata würde den Charakter eines Gesetzes usurpiren, und wenn von der „Vereinigten Linken" nicht mit Unrecht gesagt worden ist, daß ihrem Auftreten die Tendenz zum Grunde liege, das Volksthing zugleich an die Stelle des Landsthings und des Königthums zu setzen, so würde die von der anderen Seite geltend gemachte Auffassung, falls sie in's Leben träte, dahin führen können, das Reichsgericht vorerst an die Stelle des Volksthings, im weiteren Verlauf der Dinge aber auch an die Stelle der anderen verfassungsmäßigen Staatsgewalten, und zuletzt an die Stelle der Verfassung selbst zu setzen.

Wenn übrigens die ganze Art und Weise, in der die „Linke" sich geberdete, das Bestreben für Ausfindigmachung von Schutzmitteln erklärlich scheinen ließ, konnte doch der genaueren Beobachtung nicht entgehen, daß ihre Ausrüstung und ihre Mittel, für den Augenblick wenigstens, überall nicht geeignet waren, dauernde politische Erfolge zu erringen. Sie theilte den — allen Volksparteien mehr oder weniger gemeinsamen, hier aber, durch die starke Beimischung grundtvigianischer Anschauungen, noch besonders verschärften — Grundirrthum, in dem großen Haufen einen Behälter für Tugenden und moralische Kräfte zu sehen, deren die höheren Schichten der Gesellschaft jener Ansicht nach entbehren. Das leider nur zu oft von oben gegebene schlechte Beispiel verleitet das Volk zu dem Glauben, als seien die Laster und Thorheiten der Reichen, Vornehmen und Gebildeten etwas diesen Classen Eigenthümliches, während doch dieselben, bei freien Nationen wenigstens, in Wirklichkeit nur die Evidenz seiner eigenen, zwingender Umstände wegen aber bei ihm selbst nicht zum Ausdruck gelangenden, sind und es sich also, recht besehen, damit verhalten dürfte, wie etwa mit dem Regen, der auch zunächst von oben fällt, dessen Ursprung jedoch nicht in den Wolken, sondern in den Ausdünstungen des Erdbodens zu suchen ist.

Aber auch abgesehen von jener falschen Doctrin litt das Benehmen der Partei an zu fühlbaren Mängeln, um nicht nach allen Seiten Anstoß zu erregen. Es fehlte ihr allerdings nicht an guten natürlichen Kräften, allein selbst ihre begabtesten Führer waren in Folge ihrer bürgerlichen Stellung und ihrer Antecedentien ohne Weltkenntniß und also auch ohne Ueberblick. Sie wußten offen-

bar nicht, daß in weltlichen Dingen von der Form ungleich mehr abhängt, als vom Wesen. Kein Vorwurf gegen die „Linke" hat schwerer gewogen, als der, daß sie den König des Rechtes berauben wolle, frei seine Minister zu wählen, und doch lag ihr Vergehen zumeist nur in der Form. Jede constitutionelle Verfassung, also auch die dänische, liefert der Volksvertretung die Mittel, einen starken indirecten Druck auf den Regenten bezüglich der Handhabung seiner Prärogativen zu üben, ohne doch den äußeren Anstand zu verleugnen, oder das Ansehen des Thrones zu gefährden, und auf diesem Wege hätte auch die „Vereinigte Linke", obschon nur die eine der beiden Kammern, und selbst in dieser nur eine geringe Mehrheit repräsentirend, bedeutende praktische Resultate erzielen mögen. Statt dessen trat die Partei offen mit Ansprüchen auf, welche jede Rücksicht aus den Augen setzten und dabei nicht einmal in den Worten des Grundgesetzes irgendwie Anhalt fanden.

Ein fernerer Irrthum der „Linken" bestand darin, daß sie die Macht der Bildung im öffentlichen Leben unterschätzte. Auch hier ist es die Form, welche den Ausschlag gibt. Es hat allerdings seine Richtigkeit, daß an und für sich nur wahre Bildung gegründeten Anspruch auf Anerkennung hat, daß aber diejenigen Eigenschaften, welche man mit jenem Namen zu belegen pflegt, denselben oft gar nicht verdienen und daß, namentlich bei den Hauptgegnern der „Linken", den Nationalliberalen, trotz Kenntniß, Talent und Intelligenz, der Mangel an echter Bildung nur zu häufig hervortritt. Auch mag zugegeben werden, daß es andererseits der „Linken" keineswegs an Culturstoff fehlte, da sich unter ihren Führern sowol Studirte, als auch sonst Leute von Wissen und geistiger Befähigung fanden, wie denn z. B. der jetzt verstorbene Volksmann Oberst Tscherning nicht nur eine bedeutende Capacität, sondern den meisten der nationalliberalen Größen an wirklicher Bildung sogar weit überlegen war. Allein die Männer der „Linken" vergaßen, wie auch Tscherning dies that, daß es sich bei der Uebernahme und Ausübung höherer politischer Functionen nicht sowol um die Echtheit oder den absoluten Werth der Bildung, als vielmehr um das Verhältniß handelt, worin jene Eigenschaft zu den geistigen und socialen Ansprüchen steht, welche die sogenannte „gebildete Welt" zu einer gegebenen Zeit an die Inhaber derartiger Functionen zu machen sich veranlaßt findet; grade wie es bei der Kleidung nicht auf die Regeln des reinen Geschmacks, sondern auf die Forderungen der herrschenden Mode ankommt.

Aber selbst dem großen Publicum gegenüber war das formelle Auftreten der „Linken" ihrem Ansehen nichts weniger als förderlich. Die Aufgabe der Partei erschien, wenn unbefangen aufgefaßt, einfach und klar. Sie hatte den gesunden Volkssinn zu repräsentiren; sie sollte also zwischen der berüchtigten „Gefühlspolitik" der Nationalliberalen und dem crassen Materialismus der Radicalen die Mitte halten, allem Scheinwesen entsagen, nach Innen wie nach Außen nur mit Realitäten rechnen, im Uebrigen aber sich des besonnenen Fortschritts befleißigen. Diesem gemäß hätte sie sich vor Allem eine neue Taktik aneignen sollen. Schlicht, gerade, ohne überflüssigen Redeaufwand, wie es Vertretern ländlicher Interessen ziemt, mußte ihr Vorgehen sein; und sie würde Anklang damit gefunden haben, denn das Land war der Schaustellungen im

nationalliberalen Sinne bereits herzlich überdrüssig und dürstete, so zu sagen, nach einer, auch in ihrer äußeren Erscheinung echt liberalen, vernünftig nationalen, dabei offenen und ehrlichen Politik. Statt dessen producirten sich die Führer der „Linken", sowol im Reichstage als auf den zahllosen, das Land bedeckenden Rednerbühnen, nur zu häufig in den abgelegten Gewändern und mit den durch Brauch und Mißbrauch abgestumpften Waffen ihrer doctrinären Vorgänger, wie denn ihre ganze Darstellungs- und Kampfweise nur eine Nachahmung des nationalliberalen Phrasencultus war, allerdings nicht ohne Geschick, aber ohne das hervorragende Talent, den Geist, die Frische der Gedanken und die ideale Färbung, welche im Beginn des dänischen constitutionellen Lebens die Nation so unwiderstehlich anzogen. Nach Außen aber stellte sich die Partei in den schroffsten Gegensatz zu der conservativen europäischen Strömung. Auch hier zeigte sich ihr Mangel an Umsicht, sowie die, namentlich den jüngeren Mitgliedern der Partei anklebenden Einbildungen von dem, was sie blos durch eigene Kräfte zu erreichen im Stande wären. Weil die bei vorgekommenen Gelegenheiten angeregten Befürchtungen vor fremder Einmischung sich als grundlos erwiesen und gleichzeitig das Princip der Nichtintervention so zu sagen zum politischen Dogma erhoben worden, wähnte die dänische Demokratie der Rücksicht auf das Ausland überhoben zu sein. Diese Auffassung war aber so einseitig und beschränkt, wie nur immer möglich. Freilich, von directem diplomatischem oder gar bewaffnetem Einschreiten wird, wo es sich nur um die inneren Angelegenheiten eines Landes handelt, nicht leicht die Rede sein. Aber es gibt eine andere, auf moralischen Einflüssen beruhende Art der Intervention, welcher ein Kleinstaat sich am wenigsten zu entziehen vermag und die für das gegenseitige Verhältniß der streitenden Parteien im Lande selbst von entscheidender Wichtigkeit ist. Wird eine derselben von der herrschenden Weltströmung getragen, so vermag sie viel, selbst wenn an Ort und Stelle Minderzahl; wo nicht, wird sie meistens wenig ausrichten, selbst wenn in der Majorität, eben weil sie alsdann überall auf entschlossenen Widerstand stößt, den zu besiegen sie dennoch nicht stark genug ist. Dies mußte nun aber im gegenwärtigen Falle um so mehr Anwendung finden, als im dänischen (wie wol in jedem noch lebenskräftigen) Staatsorganismus die conservativen Elemente in Wirklichkeit stets die stärksten und zahlreichsten sind, so daß es entweder der Ueberrumpelung, d. h. der Revolution, oder der, durch den von Außen eindringenden revolutionären Geist bewirkten, Einschüchterung bedarf, um sie mit Erfolg anzugreifen.

Schließlich kommt hier dann noch in Betracht, daß Kopenhagen dem Lande gegenüber — sei es durch Größe, Einwohnerzahl, Capital, Handel und Industrie, sei es durch Bildung, Kunst, Wissenschaft, Literatur und geistiges Leben — ein so entschiedenes Uebergewicht besitzt, wie wol kaum eine andere Hauptstadt, und so eine Macht bildet, deren Unterwerfung unter ein Bauernregiment fast unüberwindliche praktische Schwierigkeiten bietet.

(Schluß des Artikels im nächsten Hefte.)

Luigi Cherubini.

Sein Leben und seine Werke.

Nebst persönlichen Erinnerungen

von

Ferdinand Hiller.

Es gibt große Künstler, deren populäre Erfolge in keinem Verhältnisse stehen zu dem Ruhme, der ihren Namen umgibt, und deren Wichtigkeit für die Entwickelung ihrer Kunst bedeutender ist, als es der Eindruck war, den ihre Schöpfungen hervorgebracht. Zu diesen gehört Cherubini. Sein langes, von den ernstesten Arbeiten ausgefülltes Leben zeigt neben einigen großen Erfolgen eine ganze Reihe von Enttäuschungen, und inmitten einer stets wachsenden Verehrung Seitens aller derer, denen er Führer und Vorbild, die schwersten Kämpfe um die gemeinen Bedingungen des Daseins. Die Gründe dieser einander fast widersprechenden Ergebnisse sich klar zu machen, ist jedenfalls eine interessante Aufgabe — sie wird erleichtert durch eine möglichst eindringende Betrachtung der Persönlichkeit des Mannes. Denn wie wenige Tonkünstler war Cherubini ganz und gar ein Mensch aus einem Gusse, und die anscheinenden Gegensätze, die uns zuweilen zu schaffen machen bei der Analyse schöpferischer Individualitäten, treten hier gänzlich zurück. Wir finden die Eigenthümlichkeiten von Cherubini's Wesen in seinen Werken und umgekehrt. —

Ueberblicken wir zuvörderst in seinen Hauptstadien das einfache und doch so merkwürdige Leben des außerordentlichen Mannes; auf einzelne Momente desselben werden wir vielfach zurückzukommen genöthigt sein. Maria Luigi Carlo Zenobi Salvadore Cherubini war den 8. September 1760 in Florenz geboren, unter der Regierung des trefflichen Großherzogs Leopold II. Der Vater war Musiker, Maëstro am Theater della Pergola. Schon im 6. Jahre begann Luigi seine musikalischen Studien im eigentlichsten Sinne des Wortes, und mit 13 Jahren componirte er seine erste Messe. Diese Messe, welcher selbstredend

eine große Anzahl kleinerer und größerer Versuche vorausgegangen sein mußte, bildet die erste Nummer eines von Cherubini geführten Verzeichnisses seiner Werke, welches durch einen Zeitraum von fast 70 Jahren, ohne Unterbrechung, fortgesetzt wurde. Ein Document, welches in solcher Ausdehnung vielleicht einzig dasteht.

Trotz der Anerkennung, welche den folgenden Compositionen des jugendlichen Meisters zu Theil wurde, verließ derselbe mit 17 Jahren Florenz, um bei Sarti in Bologna und später in Mailand, sich den strengsten Studien hinzugeben und sich namentlich den Palestrina-Styl in seiner ganzen Strenge und Reinheit zu eigen zu machen. Nebenbei schrieb er geringfügigere Stücke in die zahlreichen Opern seines Meisters und verlebte so drei Jahre unausgesetzter Lehrzeit, ein erster, wahrhaft heroischer Beweis von dem Ernste, mit welchem er seine Kunst betrachtete und sich ihr hingab. Die nächsten Jahre zeigen ihn auf eigenen Füßen stehend. Er schrieb Opern für verschiedene Theater italienischer Hauptstädte, theilweise mit großem Erfolge. In Venedig nannte man ihn schmeichelhafter Weise statt Cherubini: Cherubino (einen Erzengel). Als ich ihn ein halbes Jahrhundert später ersuchte, mir die Partituren jener Opern zu leihen, da ich begierig war, die Erstlingswerke eines solchen Meisters kennen zu lernen, erhielt ich zwei derselben, von folgenden Zeilen begleitet:

„Ich schicke Ihnen die Opern Armida und Adriano in Siria; die erste ist die zweite, die andere die dritte meiner Arbeiten für die italienische Bühne. Ich fürchte, diese Partituren werden Ihnen nicht viel Unterhaltung bieten, denn es sind die Productionen eines jungen Mannes, der so zu sagen von der Schulbank kam, im Style nach der Mode jener Zeit geschrieben. Wenn die erste Sie nicht interessirt, lassen Sie die andere ungelesen."

Der Eindruck, welcher mir vom Durchlesen dieser Compositionen in der Erinnerung geblieben, ist keineswegs der der Schülerhaftigkeit, im Gegentheil, sie zeigen die gewandteste Feder. Aber sie haben freilich große Aehnlichkeit mit andern sogenannten Opere serie (ernstere Opern) berühmter Componisten aus jener Epoche. Ohne ein eingehendes Studium, welches vielleicht kaum für den musikalischen Historiker hinreichend lohnend sein würde, ist der Unterschied im Styl zwischen einer Unzahl dramatischer Compositionen in italienischer Sprache, sowohl von italischen als von deutschen Componisten, aus dem vorigen Jahrhundert, für uns kaum bemerklich.

Nach einem kürzeren Aufenthalt in London, welcher seinen Erwartungen nicht entsprochen zu haben scheint, ging Cherubini im Jahre 1786 nach Paris, welche Stadt er bekanntlich nie mehr verlassen hat. Er hat dort noch bei Maria Antoinette musicirt und war unter Louis Philipp Director des Conservatoriums; für die Feste der Revolution mußte er Hymnen componiren, und unter der Restauration hat er für den Todestag Ludwig's XVI. sein berühmtes Requiem geschrieben; er erfuhr die Ungunst Napoleon's und erhielt, vielleicht nur deshalb, Ehrenbezeigungen von den Bourbons. Er war Zeuge der Erfolge Grétry's und Meyerbeer's, Spontini's und Rossini's. Er führte, nach seiner Wiener Reise, im Jahre 1805 Hummel's Compositionen in Paris

ein und bezeigte in den dreißiger Jahren einem damals jungen Schüler desselben, dem Schreiber dieser Zeilen, unvergeßliches Wohlwollen.

Man sieht, die politischen Revolutionen, die sich in Frankreich vollbrachten, berührten Cherubini nur in Beziehung auf seine äußere Lage und auf die ihm gestellten musikalischen Aufgaben. Vielleicht blieb er in seinem tiefsten Innern zu sehr Italiener, um den Kämpfen, die um ihn her gekämpft wurden, eine mehr als objective Theilnahme zu schenken — vielleicht dachte er auch, daß es am besten sei, sich nicht hervorzudrängen, wo man nicht wirken kann. Um aber auf irgend einem andern Wege etwas erreichen zu wollen, als auf demjenigen, welchen seine Kunst und sein Genius ihm vorschrieben, dazu blieb er stets zu stolz und zu unabhängig — ja, er zeigte dem mächtigsten Manne des Jahrhunderts gegenüber einen solchen Grad von brüsker Aufrichtigkeit, daß es ihn theuer zu stehen kam.

Wenn man das Leben Cherubini's des Componisten betrachtet, so theilt es sich in drei Hauptepochen. In der ersten, nach seinen Lehrjahren beginnenden, widmete er sich der italienischen Oper, in der zweiten der französischen und in der letzten fast ausschließlich der Composition für die Kirche. Daß solch verschiedene Schöpfungsperioden nicht mit der Genauigkeit und Pünktlichkeit von Schulstunden wechseln, ist selbstverständlich. So machte es ihm seine Stellung an einem im Jahre 1789 in Paris errichteten italienischen Operntheater zur Pflicht, mancherlei zu thun für die dort zur Aufführung gelangenden Werke, sei es, um den Ansprüchen der Sänger zu genügen, sei es, um durch neue Stücke älteren Sachen neue Anziehung zu geben. Ich hatte Gelegenheit, mehrere dicke Bände zu durchblättern, welche so viele zu Einlagen bestimmte Soli- und Ensemblestücke enthielten, daß sie sicherlich den Stoff zu mehreren Opern abgeben konnten.

Aber um dieselbe Zeit reifte die Eigenthümlichkeit seines neuen epochemachenden Styles. Nach einem ersten mißlungenen Versuche in französischer Sprache, der Oper Demophon, kam im Jahre 1791 „Lodoiska" in dem neu errichteten Théâtre Favart in Paris zur Aufführung, welche den Grundstein legte zu seinem hohen Namen und deren Eigenthümlichkeiten bis zum heutigen Tage fortgewirkt haben — zu Resultaten führend, welche schwerlich dem Autor zur Genugthuung gereichen würden. Aber es ist das Schicksal großer Dichter und Künstler, daß die früher oder später erfolgende Uebertreibung dessen, was sie Neues und Eigenthümliches geschaffen, auf Abwege führt — selbst die allergrößten sind dieser Nemesis nicht entronnen. — Der „Lodoiska" folgten innerhalb der nächsten 10 Jahre mehrere andere dramatische Werke, von welchen als die bedeutendsten und berühmtesten „Medea" und der „Wasserträger" zu nennen sind. Sie hatten in der französischen Hauptstadt großen Erfolg — noch nachhaltigere Anerkennung fanden sie in Deutschland.

Was diesen Opern ihren Stempel gibt, ist vor Allem der großartige Aufbau, die Neuheit und Kühnheit der harmonischen Behandlung, und endlich die Verwendung des Orchesters, sowol in einer stets interessanten Selbständigkeit als in einem fein empfundenen, charakteristischen, ja dramatischen Hervortretenlassen einzelner Instrumente.

Die Oper hatte zur Zeit von Cherubini's Auftreten in Frankreich und Italien einen bedeutenden Höhepunkt erreicht. Von Paris aus gingen alle jene geistreichen, dramatisch anregenden Singspiele in die Welt, deren Musik, ausdrucksvoll, melodieenreich, naiv und piquant, diesseits der Alpen die allgemeinste Verbreitung fand. Grétry steht an der Spitze jener französischen Meister, welche mit geringen harmonischen und instrumentalen Mitteln, durch ihre liebenswürdige, im Scenischen treffende und oft sehr originelle Erfindungsgabe so viel Anmuthendes und Anregendes geleistet. Die Italiener, mit Paisiello, Cimarosa und anderen weniger bekannten, bezauberten die musikalische Welt durch den Reiz ihres vocalen Styles. Componisten und Sänger vereinigten sich, zu zeigen, welche Gewalt die naturgemäß verwendete und künstlerisch geschulte menschliche Stimme auf unser Gemüth und unsern Sinn auszuüben im Stande sei. Den Franzosen überlegen als Meister der Form und der Ausführung, von unübertroffener sprühender „verve" in der Opera buffa, oft von inniger, fast leidenschaftlicher Wärme in den ernsteren Gesängen, waren auch sie in Beziehung auf die Behandlung des Orchesters von großer Einfachheit, wenn dasselbe auch einer gewissen Selbständigkeit nicht ermangelte. Gluck beherrschte in seiner, man möchte sagen isolirten Stellung eigentlich nur die Pariser große Oper. Mit seinem genialen Gefühle für das Dramatische hatte er der pathetischen französischen Declamation, glücklicherweise, den schönen italienischen Gesang bis auf einen hohen Punkt zu vereinigen gewußt, und in einzelnen Momenten auch deutscher harmonischer Kraft die erhabensten Wirkungen abgewonnen. Aber, man darf es kühn aussprechen, er war kein so absoluter Meister seiner Kunst wie unsere anderen Heroen. Eine sich in's Weite steigernde Entwickelung — ein mächtiger Aufbau, wenigstens im musikalischen Sinne, lag außerhalb seiner Machtsphäre. Mozart, der Einzige, alles Vereinigende, war in Deutschland noch kaum durchgedrungen, sicherlich nicht in seiner ganzen Größe gewürdigt, im Auslande aber kaum gekannt. Wenn man sich diese Zustände vergegenwärtigt und nur einen Blick wirft in die Partituren der „Lodoiska" oder der „Medea", muß man erstaunen. Ein Reichthum eigenthümlicher charakteristischer Motive liegt überall ausgebreitet, welche, je nach dem Sinne des Textes, dem Charakter der Personen, der Wendung der Situationen verschiedenartig gefärbt, sich zu Musikstücken aufbauen, die trotz des mannigfaltigen Lebens und Webens, welches darin herrscht, eine wahrhaft architektonische Schönheit und Klarheit der Linien bewahren. Die Harmonieen und Modulationen, auch die ungewöhnlichsten, entwickeln sich nicht allein mit jener logischen Natürlichkeit, Folgerichtigkeit und Ungezwungenheit, wie sie allen wahren Meistern von jeher zu eigen war, — mehr als das, sie scheinen, wie bei den alten Componisten der strengen polyphonen Setzart, eigentlich nur aus dem selbständigen Leben der Einzelstimmen mit Naturnothwendigkeit hervorzugehen. Die Anwendung lange ruhender und nur rhythmisch gekräuselter Harmonieen, sogenannter Orgelpunkte, die den Zuhörer in spannende Erwartung versetzen und das entschiedene Einsetzen der Tonica wie eine Befreiung empfinden lassen, — das die Phantasie aufregende Erklingen eines einzelnen Instrumentes, eines Hornes, einer Clarinette, das mysteriöse Ertönen eines unheimlichen Motivs in den tiefen verschleierten Lagen einer

Bratsche, — das verlängerte Schweigen sogar, welches eine in dieser Ausdehnung der Musik allein angehörende Wirkung hervorzubringen im Stande ist — überhaupt ein bedeutender Theil jener Effecte, welche von unsern Romantikern so poetisch verwendet und vermehrt und schließlich auch von weniger Berufenen so vielfach mißbraucht worden sind, — sie stammen hauptsächlich von Cherubini her. Unsere Musikhistoriker wiederholen, einer nach dem andern, daß der Italiener Cherubini sich gut aufgeführt und die Deutschen als Lehrer und Muster benutzt habe — meine Ueberzeugung ist, daß die Deutschen viel mehr von Cherubini gelernt, als er von ihnen. In der klaren, durchsichtigen Behandlung des Orchesters mag er Haydn mancherlei verdanken — in der Lebendigkeit desselben sich mit Mozart begegnen, dessen größte Meisterwerke nur wenige Jahre vor Cherubini's bedeutendsten Opern geschrieben waren, — aber die unleugbare Wahlverwandtschaft, die man zwischen Cherubini und Beethoven von jeher erkannt hat, kann nur auf einer Wahl des letzteren beruhen, so weit nicht einige Verwandtschaft in der Natur ihrer Geister lag. Man bedenke, daß zur Zeit der Lodoiska und der Medea Beethoven noch ein ganz junger Mann war, der freilich ungefähr um dieselbe Epoche mit seinen ersten Trios als ein Instrumentalcomponist ersten Ranges auftrat, aber von denjenigen Werken, in welchen Töne erklingen, mit denen Cherubini's verwandt, noch kein einziges geschaffen hatte. Daß aber bei der Composition des Fidelio unser erhabener Meister sich die dramatische Compositionsweise des großen Italieners vielfach zum Muster genommen, springt in die Augen. Auch hat es Beethoven selbst mit ihn ehrender Offenheit ausgesprochen.

Aber, wird man mit Recht einwenden, wie entfernt ist die Lebensfähigkeit der Cherubini'schen Opern von der der Mozart'schen, von der des Fidelio, von der des Freischützen, ja sogar von den, in vielen Beziehungen gegen Cherubini's lyrische Dramen zurückstehenden Opern Gluck's?! Der Gründe sind mehrere — jedoch der wichtigste ist auch der einfachste: der Quell selbständiger, tief empfundener und dabei einfacher und schöner Melodie floß bei Cherubini nicht reich genug.

Daß Cherubini's Musik melodielos, werden auch die Gegner des Meisters nicht auszusprechen wagen. Man könnte eher sagen, daß Alles darin singt. Aber zwischen dem melodischen Elemente, in welchem jeder wahrhaftige Musiker schwimmen muß, wenn er nicht auf's Trockene gesetzt sein will, und zwischen der Erfindung jener Melodien, welche (die schönsten Blumen der Phantasie) uns wie geliebte Wesen umschweben, liegt ein Abgrund. Cherubini's lyrisch-dramatische Personen sprechen sich ausdrucksvoll aus — sie singen würdevoll, zart, heftig, leidenschaftlich — aber das, was sie in Tönen sagen, löst sich nicht oft genug als ein selbständig musikalisch Schönes von ihnen ab — es ist Gesang, es werden keine Gesänge. Der geist- und kunstvoll erfundene Rahmen des Orchesters schließt ein Bild ein, welches ihn zwar befriedigend ausfüllt, aber ihm allzu oft an Bedeutsamkeit nachsteht. Gluck's „Iphigenie" lebt in uns fort mit der Lebendigkeit ihres erhabenen Klageliedes — eine Gestalt aus den Mozart'schen Opern kann man sich nicht vergegenwärtigen, ohne sie melodisch zu hören — Agathens Frömmigkeit und Liebesglück bewahrt der Schrein

unseres Gedächtnisses, wie kostbare klingende Perlen, — aber Lodoiska und Medea rufen in uns nicht ähnliche Erinnerungen wach. Fetis, der gelehrte und scharfsehende kritische Historiker, dem ich für diese Skizze manches verdanke, da er Cherubini's Leben und Wirken mit großer Vorliebe und Gewissenhaftigkeit beschrieben, will jenen Mangel bei Cherubini nicht zugestehen. Er meint, der Fehler liege an den freilich mangelhaften Operngedichten. Er citirt eine große Anzahl schöner melodieenreicher Stücke und verweist vor Allem auf das populärste Werk des Meisters, den „Wasserträger", welchem wir unsere Aufmerksamkeit noch zuzuwenden haben. Aber daß es einem so genial begabten Künstler wie Cherubini nicht auch gelungen sein sollte, melodisch Schönes zu schaffen, wird ja Niemand behaupten wollen — eben so wenig wird man aber leugnen können, daß der Mangel an concreten Melodien den schwachen Punkt seines musikalischen Naturells bildete.

Gerade jene herrliche Oper, „les deux journées", der Wasserträger, welche in Deutschland noch durch viel längere Zeit als in Frankreich Kenner und Laien entzückt hat und stets einen sehr hohen Rang einnehmen wird in dem überreichen Repertoire der französischen sogenannten Opéra comique, zeigt inmitten ihrer hervorragendsten Trefflichkeit jenen Mangel, — aber das Buch, von volksthümlicher Farbe, voll spannender Situationen, war in einem außerordentlichen Grade geeignet, die Vorzüge von Cherubini's Erfindungsgabe in's hellste Licht zu setzen und die Schwächen derselben zurücktreten zu lassen. Einige wenige ausdrucksvolle und faßlich gehaltene Lieder verleihen den populären Gestalten ihren Stempel. Der bei weitem größte Theil des Dramas aber gab Gelegenheit zu Ensemblesätzen der bewegtesten Art, zu heftigen, oft wechselnden Ausbrüchen von Schmerz und Freude, trotziger Gewalt, zaghaftem Flehen. Bange Erwartung, plötzliche Ueberraschung, Angst und Hoffen lösen fortwährend einander ab, während sich für breitere lyrische Ergüsse kaum eine Stelle findet. Für alle jene Momente aber stand dem Componisten die ganze Kraft seines Talentes, die volle Anwendung seiner eigenthümlichen Erfindungsgabe zu Gebote. Ein stets bewegtes Orchester, kurze leidenschaftlich gefärbte Melismen der Sänger, reich gegliederte Rhythmik, frappanter Modulationswechsel, die vollendetste Kunst des Zusammenwirkens der instrumentalen und vocalen Kräfte, — in den zahlreichen melodramatischen Momenten die auserlesene Anwendung charakteristischer Klänge, — die höchste Meisterschaft, trotz aller Unruhe, trotz allem Wechsel, zu künstlerischer Einheit zu gelangen und Musikstücke zu gestalten, die in ihrem selbstständigen Bau klar und kräftig dastehen. Jedoch die aufopfernde Gattenliebe, die im „Fidelio" die höchste Verherrlichung in Tönen finden sollte, sie klingt im „Wasserträger" nur in einigen leidenschaftlichen Accenten an unser Ohr. Von jenem aus der tiefsten Tiefe des Gemüths und der Phantasie hervorströmenden, breit und voll hinwogenden Gesang, der, das Ohr entzückend, Gemüth und Phantasie gefangen nimmt, ist, vielleicht durch die Schuld des Dichters, nichts zu finden.

Auch in Cherubini's Wesen und in dem, was man von seinem Leben weiß, findet sich nichts von jener überwallenden und überwältigenden Stärke der Empfindung. Vortrefflich und ehrenwerth nach allen Seiten, in allen Be-

ziehungen, im Grunde des Herzens nicht ohne fast naive Gutmüthigkeit, hatte auch das Freundlichste, was er that oder sprach, einen kleinen herben Beigeschmack. Gefallen vollends wollte er weder durch seine Musik noch durch seine Persönlichkeit. Er besaß — es braucht wol kaum ausgesprochen zu werden — eine hohe Intelligenz — sein Urtheil war scharf und er that nichts, um es durch die Ausdrucksweise zu mildern. Sogar sein Wohlwollen war, wie die süße Kastanie, von einer stachligen Hülle umgeben. Ich lernte ihn freilich erst als einen Greis kennen, dem die bittersten Erfahrungen nicht erspart gewesen. Aber auch von seinen ältesten Freunden und Bekannten, von seinen ihm ergebensten früheren Schülern hörte man nichts, was auf jene Innigkeit des Empfindens schließen lassen könnte, welche den Tonkünstler zwar ebenso wenig als Andere beherrschen soll, die er aber kaum ohne Einbuße an seinem Schaffen wird entbehren können. Eine große Energie, eine starke Willenskraft sprach sich auch in den kleinsten Zügen aus, — dazu eine prickelnde Lebendigkeit. Selten wol mag er in seinem Innern von starken Gluthen ergriffen gewesen sein — aber vielleicht dürfte man seine Seele einer ewig glühenden Kohle vergleichen, nicht leicht auflodernd, aber nie verlöschend.

Stehen diese Charakterzüge, wie mir scheint, schon in aufklärender Verbindung mit dem Charakter seiner musikalischen Schöpfungen, so ist dies bei andern hervortretenden Eigenschaften seines Geistes und seines Wesens vielleicht in noch höherem Grade der Fall. Es sind die einer Ordnungsliebe, die über jede Vorstellung ging, und eines Hangs zur Combination, welche offenbar auf seine Phantasie den entschiedensten Einfluß übte. Ersterer ist es jedenfalls zuzuschreiben, daß er nicht leicht ein Musikstück hinstellen mochte, ohne es auf's Vollständigste auszuführen, wodurch namentlich auf der Bühne das Interesse oft geschwächt wird. Alles Fragmentarische war seinem Wesen zuwider und Episodisches, durch welches Beethoven so große Wirkungen erreicht, lag ihm gänzlich fern. Seine Motive erscheinen wie Persönlichkeiten, welchen mit unbestechlicher Gerechtigkeit Licht und Luft und alle Bedingungen des Daseins gewahrt werden.

Wir müssen jedoch für jetzt den weiteren Lebensverhältnissen des Meisters nachgehen — denn wenn die Natur auch in unzerstörbarer Einheit die Keime unseres Fühlens, Denkens und Schaffens in uns legt, so ist es doch das Leben, was diese mit dem Wechsel seiner Witterungszustände zu reicherer oder dürftigerer Entwickelung bringt.

Als Cherubini im Zenith seines Ruhmes stand, die bedeutendsten und berühmtesten seiner Collegen, Méhul, Berton, Lesueur, ja sogar der schon alternde und der Weise des italienischen Meisters am fernsten stehende Grétry, es versuchten, ihm in der Großartigkeit und Eigenthümlichkeit seines Styles zu folgen, kehrte General Bonaparte von seinen die Welt berauschenden Siegen nach Paris zurück. Cherubini, einer der Leiter des kürzlich errichteten Conservatoriums, wurde ihm vorgestellt. Der General äußerte sich gegen den Componisten enthusiastisch über Paisiello und Zingarelli. Den ersteren ließ Cherubini gelten, — den Namen des letzteren wiederholte er mit Geringschätzung. Es war dies der erste Grund

zu der Abneigung gegen Cherubini, die von jetzt an beim künftigen Imperator stets zunahm und für den ersteren so schlimme Folgen haben sollte.

Bonaparte war in das berühmte kleine Hotel der rue Taitbout gezogen und empfing dort Notabilitäten jeder Art in einfach gastfreundlicher Weise. Eines Tages war Cherubini dort zu Tische geladen. Der General hatte inzwischen die Opern seines Landsmannes gehört und sprach mit ihm darüber, nachdem er auf's Neue seinen geliebten Paisiello gerühmt. „Ihre Musik ist sehr schön," sagte er schließlich zum gefeierten Tondichter, „aber die Begleitung macht sich viel zu sehr geltend." („Il y a trop d'accompagnements.") „Citoyen-Général," erwiderte der gekränkte Cherubini, „Sie lieben die Musik, die Sie nicht verhindert, an Ihre Staatsgeschäfte zu denken." („Vous aimez la musique qui vous laisse penser à vos affaires d'état.")

Bonaparte war inzwischen Consul und Kaiser geworden. Dem armen Cherubini erging es trotz seiner Erfolge nicht sonderlich. So nahm er denn im Jahre 1805 einen Ruf nach Wien an, wo er für die kaiserliche Oper einige Werke unter vortheilhaften Bedingungen schreiben sollte. Seine schöne junge Frau begleitete ihn. Er hatte seine neue Oper „Faniska" noch nicht ganz vollendet, als auch Napoleon nach Wien kam, nachdem er eine etwas geräuschvolle Symphonie bei Austerlitz zum Besten gegeben. In Schönbrunn residirend, hörte er von Cherubini's Anwesenheit, ließ ihn zu sich entbieten und beauftragte ihn, Hofconcerte einzurichten und zu leiten. Nach Ende derselben blieb der Kaiser öfters mit ihm und dem berühmten Sänger Crescentini zusammen (ich habe diese Einzelheiten aus Cherubini's Munde) und sprach mit ihnen über Kunst und Künstler.

„Ihre letzte Oper hat großen Erfolg gehabt," sagte Napoleon eines Abends zu Cherubini.

„Sie würde Ihnen nicht gefallen, Sire," erwiderte letzterer.

„Warum nicht?" frägt der Kaiser.

„Il y a trop d'accompagnements," („die Begleitung ist zu stark") war die Antwort Cherubini's, die letzte, welche er Napoleon zu geben Gelegenheit hatte — denn dieser sprach ihn nie wieder.

Im Frühjahr 1806 wurde „Faniska" in Wien aufgeführt, erregte die Bewunderung der Kunstwelt, fand auch beim Publicum lebhaften Anklang, aber der Nachklang der Kanonen von Austerlitz, welcher kurz vorher schon dem „Fidelio" bei seinem ersten Erscheinen so fatal gewesen, äußerte auch seine beunruhigende Wirkung auf die musikalischen Unternehmungen Cherubini's. Er löste die mit der kaiserlichen Opernintendanz eingegangenen Verpflichtungen und kehrte nach Paris zurück. Dort bereiteten seine Collegen ihm im Conservatorium einen glänzenden Empfang und trugen hierdurch vielleicht noch mehr dazu bei, ihn in der Ungunst des Kaisers zu befestigen. Napoleon liebte es, das Talent zu belohnen, — aber er liebte es nicht, Lorbeeren ausgetheilt zu sehen, wo er nicht zustimmen mochte. Desto ehrenvoller war die Demonstration für die französischen Künstler und für Cherubini selbst. Ehrenvoll, aber keineswegs ersprießlich. Der gewaltige Alleinherrscher überließ ihn ganz und gar seinem Schicksal. Er bot Méhul die kaiserliche Capellmeisterstelle an. Dieser, mit Cherubini eng be-

freundet, (die Partitur der „Medea" ist ihm zugeeignet) wagte die Bitte, die Stelle mit letzterem theilen zu dürfen, — der Kaiser zog seinen Antrag zurück und gab die Stelle dem Componisten der „Barden", Lesueur.

Tief entmuthigt scheint unser großer Meister gewesen zu sein — während mehrerer Jahre componirte er so viel wie nichts und gab sich einer Beschäftigung hin, welche zu charakteristisch war, um nicht näher bezeichnet werden zu müssen. — Wenn man in Cherubini's Wohnung trat, sah man eine große Menge kleiner und größerer Bilder eingerahmt an den Wänden hängen, deren Sinn von ferne ganz unverständlich war. Rothe und schwarze Flecken traten mehr oder weniger hervor, man mußte aber ganz in die Nähe gehen, um den Zusammenhang herauszulesen. Es waren Producte der eigensinnigen Speculationsgabe Cherubini's, welchen er (er zeichnete allerliebst) sich zu jener Zeit mit wahrer Leidenschaftlichkeit widmete. Coeurs und Carreaus der Spielkarten benutzend, erfand er die abenteuerlichsten Gestalten, Gruppen, Scenen, in welchen jene kleinen Figuren ganz oder theilweise ihre Stelle finden mußten. Da waren Tänzer mit rothen Wämmsern, Ringer mit rother Kopfbedeckung, Gebäude, kleine Landschaften mit allerlei sonderbaren Gewächsen, — die Karten waren horizontal und perpendikular, einzeln oder zusammengesetzt benutzt, — von ihren Zeichen kleinere und größere Theile ausradirt. Es war ein Zeitvertreib, vielleicht sogar ein Zeitverderb. Dennoch erregte dieses Gemisch von Erfindung und Berechnung, dieses Behagen an freiwillig auferlegten Fesseln die größte Verwunderung — und es war unmöglich, nicht eine gewisse Analogie zu finden zwischen diesen Spielen der Einbildungskraft des Componisten und manchen seiner musikalischen Combinationen, wenn sich in denselben einem bestimmten Motive, einer lange auszuhaltenden Note, einem andauernden Akkorde, alles Andere fügen muß. — Auch der Pflanzenanalyse widmete sich Cherubini in jenen Zeiten mit großer Vorliebe. Seine Gattin erzählte mir, daß er Monate lang Tag für Tag den jardin des plantes besuchte. Die Natur ist die Mutter der Mütter, bei welcher verstimmte Kinder stets hoffen dürfen, wieder Ruhe der Seele und Vertrauen zum Leben zu finden.

Eine geringfügige Veranlassung führte den Meister zu seiner Kunst zurück. Auf dem Lande bei dem Prinzen von Chimay verweilend, wurde er von den Notabilitäten des kleinen Ortes um eine kirchliche Composition für den Festtag ihres Heiligen angegangen. Wie leicht der Schlummer des Genius ist, und wie schnell dieser bei der leisesten Berührung erwacht, zeigte sich auch hier. Die große dreistimmige Messe in F-dur war das Product dieser Anregung — der innere Bann war gehoben. Nach der Rückkehr der Bourbonen fiel auch der äußere. Im Jahre 1816 von Ludwig XVIII. an die Spitze der königl. Capelle gestellt, schrieb Cherubini von jetzt an jene zahlreichen Compositionen für die Kirche, welche seinem Namen einen noch dauernderen Ruhm verleihen sollten, als seine dramatischen Schöpfungen es gethan.

Seitdem der hohe Ernst, die tiefsinnige Strenge der alten Meister der Kirchenmusik mehr oder weniger verloren gegangen waren, hatte sich nach und nach eine Schreibweise in dieselben eingeschlichen, die man eigentlich gänzlich stillos nennen muß. Man war durch die Oper in den Besitz eines großen

Reichthums von Ausdrucksmitteln gelangt — man hatte den Reiz des Sologesangs, der orchestralen Begleitung empfunden — man war auch vielfach darauf angewiesen, den hohen Herren, auf deren Kosten Musik gemacht wurde, die Zeit, die sie dem höchsten Herrn zu widmen für schicklich hielten, angenehm zu vertreiben. Trotzdem wollte man doch mit den Erinnerungen an die kunstvollen Formen, welche vorzugsweise als ein Eigenthum der religiösen Musik angesehen wurden, nicht ganz und gar brechen. Einiger fugirten Sätze glaubte man, als dem lieben Gott besonders angenehm, nicht entbehren zu können. Daß aber gerade an geweihter Stätte, gleichviel in welcher Form, die reinste und tiefste Empfindung alles Andere beherrschen müsse, daran wurde wenig gedacht. Eine gewisse gemüthliche, genügliche Heiterkeit, die sich übrigens mit dem Gottesdienste sehr wohl vertragen zu haben scheint und auch heute noch verträgt, war vorherrschend; — einzelne Componisten, die stylvoll sein wollten, wurden trocken, — andere, die Wirkung hervorzubringen suchten, kamen bis an die Grenzen der Frivolität. Wenn man bedenkt, wie viel in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und auch noch im ersten Viertel des unsern für die Kirche geschrieben worden, und wie unendlich wenig davon sich auch nur halbwegs über dem Strome gehalten hat, so überschleicht Einen ein Gefühl von fast katzenjämmerlichem Mißbehagen. Das Mozart'sche Requiem leuchtet fast als der einzige kostbare Edelstein hervor aus einem Plunder von Glasperlen und matt gefärbten Kieselsteinen.

Ueber diese musikalischen Schutthaufen, zu welchen auch mehrere unserer größten Meister beigetragen, erhoben sich die für die Kirche geschriebenen Werke Cherubini's wie Pyramiden. In ihnen tritt ein Meister an uns heran, ausgerüstet mit allen Mitteln der höchsten Kunstfertigkeit, die zu handhaben ihm zur zweiten Natur geworden — mit individueller Erfindungsgabe — mit unabhängiger Manneskraft — mit trotzigem Willen, geistvollem Erfassen und sicherem Können. Die Ergebnisse der strengen Studien, denen er sich in seiner Jugend mit so andauernder Beharrlichkeit hingegeben, zeigen sich in jeder Stimme, in jedem Tacte. Während er sich die Freiheit harmonischer Behandlung, welche uns die letzten Jahrhunderte geschaffen, zu Nutze macht, bleibt er, wenn auch nicht dem Buchstaben, doch dem Sinne nach, einer gewissen keuschen Strenge treu, die, wie Hefen, dem Material seiner Erfindung eine gesunde Herbigkeit verleiht. Sogar die äußerliche Bedingung, der er sich meistens fügen mußte, möglichst kurz sich zu fassen, wurde ihm ersprießlich, indem sie ihn abhielt, seinem Hange nach allzu breiter Ausführung nachzugeben. Der Mangel jenes melodischen Stromes, welcher ihm in seinen dramatischen Werken schadete, macht sich hier kaum fühlbar. Denn die in sich selbst vollendete Melodie ist vor Allem Ausdruck des Individuums. Wo, der Bedeutung nach wenigstens, ein Volk seine Empfindungen ausklingen läßt, muß Vielstimmigkeit vorherrschen, der Einzelne darf sich nicht hervordrängen, das Gemeingefühl muß in seiner Einheit das Product der Mannigfaltigkeit sein. Ein stark ausgesprochener Sinn für das Hohe lag in Cherubini's Natur — ist er auch nicht immer erhaben, so bleibt er doch stets vornehm. Am innigsten ist er in der Klage, während seine energische Kraft oft etwas Trotziges hat und auch sein

Jubel zuweilen eine allzu glänzend schillernde Farbe annimmt. Aber die Entfernung von aller gemüthlichen Philisterhaftigkeit, der Stempel ernster Meisterschaft, der überall aufgeprägt ist, halten den Hörer stets in einer höheren geistigen Sphäre — ist man nicht immer ergriffen, so bleibt man doch fortwährend bedeutend angeregt.

Und so wird gegen die Behauptung, daß Cherubini der größte Kirchencomponist dieses Jahrhunderts sei, wol kaum etwas eingewendet werden können. Beethoven's „Missa solemnis" kann hier nicht in Betracht kommen. Es ist eine titanenhafte dramatisch-symphonisch-oratorische Composition, welcher die Worte der Messe als Grundlage dienen, — aber sie findet in der Kirche nicht ihre Stelle.

Cherubini hat neben seinen bekannten Messen in F-dur, D-moll und der Krönungsmesse zur Salbung Carl's X., eine sehr große Anzahl einzelner kurzer Kirchenstücke geschrieben. Es lag dies an der eigenthümlichen Einrichtung des Gottesdienstes in der königl. Capelle der Tuillerien. Um denselben abzukürzen, las gewöhnlich der Priester nur eine stille Messe, während welcher Zeit ein Kyrie, Gloria oder Credo, und eine Motette aufgeführt wurden. Eine erstaunliche Anzahl einzelner Cherubinischer Compositionen für die Kirche harrt noch in den Schränken der Familie des Meisters einer künftigen Veröffentlichung.

Ich darf aber diese Besprechung der kirchlichen Arbeiten Cherubini's nicht verlassen, ohne eines Werkes zu gedenken, welches wol sein vollendetstes genannt werden darf — ich meine sein Requiem, componirt zur Erinnerungsfeier des Todestages Ludwig's XVI. Fast einzig steht es in der musikalischen Literatur da. Die überirdische Schönheit, Gedanken- und Gefühlstiefe einiger Sätze in der Mozart'schen Todtenmesse hat Cherubini freilich nicht erreicht. Aber Mozart's Werk ist bekanntlich von seinem göttlichen Meister nicht vollendet worden — es steht nicht in allen seinen Theilen auf gleicher Höhe, und der Styl desselben ermangelt jener ausgleichenden Einheit, welche auch das minder glücklich Erfundene nicht in auffälliger Weise zurücktreten läßt. Im Cherubini'schen Werke scheint Alles, soweit es die Worte irgend zulassen, die Entfaltung zu sein jener einzigen ewigen unendlichen Lamentation der Menschheit: „Staub bist du und zu Staub sollst du werden". Welch demuthvolles Flehen, welch ängstliches Klagen, welche Bangigkeit vor dem einstigen Strafgericht! Und wie am Schlusse alles Leben sich aufzulösen scheint in einen verhallenden Seufzer! In der Fuge, deren Textesworte den Herrn an das Versprechen gemahnen, welches er einst Abraham und seinem Geschlechte gegeben, erwacht freilich der trotzige Contrapunktist, und er mahnt weniger, als er, auf seinem Rechte bestehend, *pocht* — vielleicht bedurfte aber das Werk einer solchen Episode, um nicht allzu niederbeugend zu wirken. Und welche Einfachheit der angewendeten Mittel! — welche Farbe im Orchester! — welch ewig gültige urvocale Behandlung der Stimmen! Hätte Cherubini nur dies eine Werk hinterlassen, es würde hinreichen für alle Zeit, um jeden wahren Jünger der Tonkunst zu ihm hinauf schauen zu lassen als einem der außerordentlichsten, der hehrsten Meister!

Im Winter des Jahres 1835 (der liebenswürdige Bellini war im vorher-

gehenden Herbst seinen zahllosen Freunden entrissen worden) fand ich Cherubini eines Tages an einer großen Partitur schreibend. Auf meine bescheidene Anfrage nach dem Inhalt ließ sich der greise Meister folgendermaßen vernehmen: „Nach dem Tode Bellini's wollte man in der Madelaine ein Requiem für ihn singen, der Pfarrer wollte keine Sängerinnen zulassen, und so gab es Aergerniß. Ich will nicht, daß bei meinem Tode sich Aehnliches ereigne, und schreibe deshalb eine Todtenmesse für Männerstimmen — so dürfen sich die Herren um meinetwillen wenigstens nicht zanken."

Das Werk wurde beendigt, veröffentlicht und 7 Jahre später nach der Bestimmung, die ihm der Meister gegeben, aufgeführt. Es steht weit hinter dem ersten Requiem zurück, aber man staunt, wenn man die Partitur liest und bedenkt, daß sie die Arbeit eines 75jährigen Greises war.

Seit der Composition der „Abenceragen", welche im Jahre 1813 an der großen Oper kalt aufgenommen worden waren (die reizende Ouverture hat sich in den deutschen Concertsälen eine Art von Popularität gewonnen), hatte Cherubini sich nur noch an einigen, von mehreren Componisten gemeinschaftlich anzufertigenden Gelegenheitsopern betheiligt und schien der Scene entsagt zu haben. Aber noch einmal zog man ihn hervor aus seinem friedlichen Conservatoriumsasyle, zu einer Fahrt auf dem stürmischen Meere, wo der Wind der Volksgunst die Wogen bewegt. Zur Musik einer noch im vorigen Jahrhundert geschriebenen Oper, „Konkowghi" genannt, die im Pulte des Componisten geblieben war, verfertigten Scribe und Compagnie ein neues Buch, aber während die Librettisten glaubten, ihre Verse nur anpassen zu müssen, schrieb Cherubini eine größtentheils ganz neue Partitur. „Alibaba", im Sommer 1833 aufgeführt, hatte keinen Erfolg. Es war zur Zeit meines Aufenthaltes in Frankreich, aber ich war während jener Monate von Paris abwesend. Bei meiner Rückkehr sprach mir Rossini von dem Ereigniß und sagte unter Anderm: „Der arme Cherubini, wie sie mit seiner schönen, saubern Partitur umgingen! Wie sie sie strichen und verstümmelten! Das Herz mußte sich ihm im Leibe wenden! Wirken konnte die Musik freilich nicht!" So schloß dieser Theil von Cherubini's tondichterischer Thätigkeit. Im zwanzigsten Jahre hatte er die erste Oper auf die Bühne gebracht — im dreiundsiebenzigsten die letzte! Und gar manche vergeblich.

Ist die Anzahl der Werke, welche Cherubini für Orchester geschrieben, keine große und stehen die meisten im Zusammenhang mit seinen dramatischen Compositionen, auf die moderne Entwicklung der Instrumentalmusik waren sie von der größten Wichtigkeit. Wo fänden sich bei ihm vorhergehenden Tondichtern Orchestersätze von der Kraft und Leidenschaft, von dem Pathos und dem rhythmischen Leben der Ouverture und der Zwischenactsmusiken der „Medea", wo eine Ouverture, welche in diesen Beziehungen mit der zum „Wasserträger" zu vergleichen wäre? Unser trefflicher Hauptmann erzählt in seinen Briefen, wie ihn die Einleitung der letztern mit ihren geheimnißvollen Harmonien, den kühnen Einsätzen der Bässe, und der packenden Steigerung in's Allegro hinein, durch lange Zeit fast ausschließlich beschäftigt habe. Alles das ist seitdem tausendfach nachgeahmt, variirt und überboten worden, und dennoch muthet es

uns stets wieder frisch an, wie alles wahrhaft Ursprüngliche. Um mich eines jetzt beliebten Ausdrucks zu bedienen: Cherubini hat in jenen Stücken Beethoven und Weber, Schumann und Wagner — geahnt. Auch seine andern Ouverturen, welche seit so langer Zeit einen werthvollen Theil unserer Concertrepertoire bilden, sind größtentheils wahre Cabinetsstücke geistreich erfundener, lebendig und interessant entwickelter Motive. Sie ermangeln jedoch eindringlicher Melodieen, auch theilweise intensiver fortreißender innerer Wärme, und wenn sie dem Kunstverständigen stets ein frischer Quell bleiben von anregender Belehrung, so geht ihr Eindruck auf das größere Publicum nicht leicht über den des Wohlgefallens hinaus.

Auch in der Kammermusik hat Cherubini Werke geliefert, die seiner würdig sind, wenn sie auch wenig Wirkung ausgeübt. Namentlich das erste seiner sechs Streichquartette, welches er als ein Fünfziger geschrieben, enthält eine große Anzahl feiner und piquanter Züge — das Scherzo gibt sogar eine Ahnung von Mendelssohn's Stücken dieser Gattung — wurde aber zu einer Zeit veröffentlicht, zu welcher Mendelssohn längst seine eigenthümlichsten Sachen publicirt hatte. Als ich Paris verließ, im Jahre 1836, beschäftigte sich Cherubini mit der Composition eines Streichquintetts und sagte mir mit der Unbefangenheit eines Jünglings, er wolle jetzt auch ein halbes Dutzend dergleichen schreiben. In einem Briefe an mich vom 22. November 1837 heißt es darüber: „Ich habe mein sechstes Quartett und ein Quintett soeben beendigt. Cela m'occupe et cela m'amuse, car je n'y mets pas la moindre prétention. Diese Arbeiten füllen meine Zeit angenehm aus — ich schreibe sie ohne alle Ansprüche." Das Quintett ließ er jedoch in seinem Hause aufführen zum Erstaunen der Spitzen der Pariser Kunstwelt — er war damals achtundsiebenzig Jahre alt.

Als ich, ein siebenzehnjähriger Jüngling, zum ersten Mal nach Paris kam, war ich auf nichts begieriger, als Cherubini zu sehen, an welchen ich einen Empfehlungsbrief von meinem Meister Hummel mitbrachte. Ich hatte mir die Erscheinung des Mannes ebenso imponirend gedacht, als es der Eindruck seiner Werke auf mich gewesen war, und fühlte mich etwas enttäuscht, als ich beim Eintritt in sein Cabinet einen kleinen hagern Mann vor mir sah. Diese Enttäuschung sollte nicht lange währen. Der Blick des alten Herrn war von durchdringendem leuchtendem Feuer, prächtige weiße Locken umgaben seinen verhältnißmäßig hohen Kopf, und die Gesichtszüge, obschon ziemlich verwittert, zeigten doch die Linien früherer fast regelmäßiger Schönheit. Das Ganze seiner Erscheinung machte jedoch eher den Eindruck eines vornehmen Staatsmannes, als eines Tondichters. In einem seiner besten Bilder hat Ingres das bedeutende Antlitz Cherubini's in weniger gemalter als in Farben gemeißelter Wahrheit der Nachwelt aufbewahrt. Das Organ Cherubini's hatte einen Anflug von Trockenheit, und der Ton, in welchem er sprach, auch wenn er bester Laune war, klang oft heftig, ärgerlich, zuweilen fast mürrisch. Sonderbarer Weise hatte ein fünfzigjähriger, fast ununterbrochener Aufenthalt in Paris gewisse Eigenheiten der italienisch-französischen Aussprache nicht zu verwischen vermocht. Eine jugendliche Lebendigkeit durchsprühte sein Gespräch, seine kurzen

Sätze klangen scharf, einschneidend, oft ironisch angehaucht; nicht leicht sprach er Bedeutungsloses — und das Schweigen verstand er gründlich.

Cherubini war zu jener Zeit Director des Conservatoriums, nachdem er durch eine lange Reihe von Jahren einer der Inspectoren und Professoren gewesen. Die Strenge seiner Verwaltung, welche seinem Ernste und seiner Gewissenhaftigkeit entsprang, soll sehr vortheilhaft auf das, vor seiner Leitung etwas verrottete Institut gewirkt haben. Er hielt mit Zähigkeit fest an dem Buchstaben des Gesetzes, und seine gewöhnliche Antwort: „ça ne se peut pas" — „das geht nicht an," war fast sprüchwörtlich geworden. Daß hinter dieser abweisenden Art doch ein fühlendes Herz schlug, hatte ich bei einem meiner ersten Besuche zu bemerken Gelegenheit. Ich frug ihn nämlich, ob ich nicht ein paar Bände aus der Bibliothek des Conservatoriums mit nach Hause nehmen könne. Die Antwort war: „Ça ne se peut pas, c'est défendu" — „das ist verboten." Insistiren durfte ich nicht und das Gespräch nahm eine andere Wendung. Als ich mich zu empfehlen im Begriffe war, höre ich plötzlich die Frage: „Was wollten Sie denn eigentlich unserer Bibliothek entlehnen?" „Motetten von Palestrina" erwiderte ich. „Nun gut," sagte der alte Herr in fast zuthulichem Tone, „ich werde sie mir bringen lassen und dann — sollen Sie sie haben."

Als meine gute Mutter später nach Paris zog und sich als ein nützliches Mitglied seines Whistquartettes bethätigte, wurde mein Verhältniß zu ihm und seiner Familie vollends ein sehr vertrauliches. Eine Freundlichkeit, die er mir in den letzten Stunden vor meiner definitiven Abreise von Paris erzeigte, oder eigentlich die Art und Weise, wie er sie mir zu Theil werden ließ, ist zu bezeichnend, als daß ich sie unerwähnt lassen dürfte. Ich hatte ihn um Ueberlassung eines Manuscriptes gebeten. Am letzten Sonntage meines Aufenthaltes zur Familientafel eingeladen, legte er mir vor Tische zwei Partituren vor, zwischen welchen er mir die Wahl ließ. Ohne viel hineinzublicken, griff ich nach der dickeren und wollte sie einstecken, als das wohlbekannte „Non, ça ne se peut pas" an mein Ohr klang. Diese Stücke hatten nämlich nach Buchstaben und Zahlen ihren bestimmten Platz in seiner Bibliothek und durften demselben unter keiner Bedingung entzogen werden. Am folgenden Dinstage aber erhielt ich eine Abschrift der begehrten Partitur (es ist die eines sehr schönen Agnus Dei), welche der unermüdliche Mann innerhalb der beiden dazwischenliegenden Tage mit zitternder Hand, aber mit der saubersten Zierlichkeit angefertigt hatte.

Einige Briefe, die ich später von ihm erhielt, sind in einem Tone und in Ausdrücken so zärtlichen Wohlwollens abgefaßt, daß man den gestrengen Director mit seinem: „Ça ne se peut pas" nie würde herauslesen können. Auch glaube ich nicht, daß Aehnliches auszusprechen ihm möglich gewesen wäre.

Bis zu welchem Grade sein Ordnungssinn fast zur fixen Idee bei ihm geworden, zeigt ein Zug aus seinen letzten Lebensstunden. Seine Taschentücher waren mit fortlaufenden Zahlen versehen und er gebrauchte sie diesen gemäß. Als er nun in schweren Todeskämpfen dalag und kalter Schweiß ihm von der Stirne rann, gab man ihm ein frisches Taschentuch, welches aber unglücklicherweise nicht die Nummer trug, an welcher die Reihe war. Er wies es ab und verlangte Nummer sieben, die in jenem Momente allein berechtigte Ziffer. Und den Trotz,

den er einst dem mächtigen Kaiser gegenüber kund gethan, kehrte er jetzt gegen den allermächtigsten Beherrscher der Erdenkinder, gegen den Tod, hervor. „Ich will nicht sterben" — „je ne veux pas mourir," rief er wiederholt aus. Der König mit dem Sensenscepter hörte freilich nicht darauf — konnte er doch zur Entschuldigung sagen, schon ein Uebriges gethan zu haben.

Die Lebensweise Cherubini's zu jener Zeit war eine überaus einfache und regelmäßige. Schon zwischen 9 und 10 fand er sich täglich auf dem Conservatorium ein, von welchem er nur wenige Schritte entfernt wohnte. Er hatte dort einen geräumigen Salon mit einem großen Vorzimmer, welches durch doppelte und dreifache Thüren den Lärm der streichenden, tutenden und hämmernden Schüler abhielt. Vor einem Tischchen sitzend, auf welchem Schreibmaterialien, Notenpapier und gewöhnlich auch die Tabaksdose lagen, empfing er Jeden, der sich anmelden ließ, arbeitete, wenn er allein war, und blieb bis gegen Ende des Nachmittags. Mit der strengsten Regelmäßigkeit wohnte er jeden Sonnabend der Sitzung der musikalischen Section der Akademie der Künste bei. Abends spielte er gewöhnlich eine Partie Whist mit dem ganzen Ernste, mit der ganzen Heftigkeit seines Wesens. Ich glaube nicht, daß er viel las. Erste Aufführungen, auch Generalproben neuer Opern, namentlich seiner Freunde und Schüler, hörte er sich an, wie er auch die Concerte im Conservatorium regelmäßig besuchte und bei den endlosen Prüfungen in seiner Schule mit der unerschütterlichsten Ausdauer präsidirte. Halévy, der ein Lieblingsschüler von ihm gewesen, wurde der intimste Freund des Hauses und der Familie. Cherubini hatte ihm ganz besonderes Wohlwollen geschenkt, was ihn jedoch nicht abhielt, ihm zuweilen unangenehme Aufrichtigkeiten zu sagen. So blieb er einstmals bei der ersten Aufführung einer neuen Oper desselben während mehrerer Acte gänzlich stumm. „Aber Meister," brach Halévy endlich aus, „Sie sagen mir ja gar nichts." „Ich mache es wie Du," antwortete der Meister, „Du sagst mir auch nichts."

Als ich einige Wochen in Paris gewesen war, noch voll von jener so gut gemeinten, gewissenhaften, aber doch schließlich nicht zu rechtfertigenden deutschen Exclusivität, sah ich eines Tages Cherubini und Rossini, diese musikalischen Antipoden, Arm in Arm auf dem Boulevard spazieren. Ich war starr vor Erstaunen über dies für mich unglaubliche, abnorme, ja fabelhafte Ereigniß, dessen Erklärung jedoch sehr nahe lag. Die beiden berühmten Tonsetzer lebten im freundschaftlichsten Einverständniß, und später rühmte sich Rossini mir gegenüber, der geschickte und glückliche Unterhändler bei der Verheirathung von Cherubini's jüngerer Tochter gewesen zu sein.

Die Erwähnung dieses wunderschönen und lieblichen Mädchens erinnert mich daran, daß ich von Cherubini's Familienverhältnissen zu wenig gesprochen. Seine Gattin, eine stattliche, kluge Matrone, die die Spuren früherer Schönheit auf das ausgeprägteste zeigte, mochte mehr Einfluß auf ihn ausüben, als es den Anschein hatte, wenigstens in Allem, was sein häusliches Leben betraf. Nach französischer Sitte sprach sie von ihrem Gemahl stets als von Monsieur Cherubini — aber immer in der herzlichsten Verehrung. Die älteste Tochter, an einen französischen Officier Namens Turquas verheirathet, eine äußerst lebendige,

lebenslustige Frau, hatte ein anmuthiges Töchterchen, zu jener Zeit das einzige Enkelkind des Meisters. Sie, die Mutter, wußte manche interessante Züge von ihrem Vater zu erzählen. Cherubini bewohnte damals ein Haus, in welchem er dreißig und mehr Jahre früher schon einmal ansässig gewesen. „Hier in diesem Zimmer," sagte mir Frau Turquas eines Tages, „schrieb Papa den Wasserträger. Er saß an einem kleinen Tischchen am Fenster — dort hinten an der Wand war ich mit meinen Spielgenossinnen. Ueber eine festgezogene Linie durften wir uns nicht hinausbewegen — aber innerhalb jenes Raumes konnten wir's so toll treiben, als wir mochten." Alles, was er also von äußerer Ruhe für seine Arbeit verlangte, war, daß man ihm nicht allzu nahe kam!

Cherubini's einziger Sohn, Salvador, ein liebenswürdiger, gebildeter, schöner Mann, war in seinen Jünglingsjahren mit dem berühmten Champollion in Egypten gewesen und hatte an der Erklärung der Hieroglyphen mitgearbeitet. Er hing an seinem Vater mit unendlicher Liebe. Die jüngste Tochter heirathete einen ausgezeichneten Archäologen, den Professor Rossellini in Pisa — ich hatte wenig Gelegenheit mehr, sie im Familienkreise in Paris zu sehen, werde aber nie vergessen, daß ich mit ihr in derselben Loge der ersten Aufführung von Rossini's „Wilhelm Tell" beiwohnte.

Bei der großen Thätigkeit, der Cherubini fast bis an sein Lebensende treu blieb, waren die Stunden, die er zu Hause zubrachte, im Allgemeinen mehr der Ruhe und Zerstreuung gewidmet. An den Sonntagen pflegte er die Seinen mit einigen Freunden an seiner Tafel zu vereinen und fühlte sich offenbar in dieser Umgebung wohl, wenn er auch nicht viel davon an den Tag legen mochte. Jedenfalls zeigte sich die väterliche Fürsorge in der vortrefflichen Erziehung, die er seinen Kindern hat angedeihen lassen. Unter seinen nachgelassenen Papieren findet sich ein sauberes, fast elegantes Heft, in welchem alle Ausgaben, die er für sie von ihrer Geburt an gemacht, auf's genaueste eingeschrieben sind. Jedes der Kinder hat darin eine abgeschlossene Rubrik. Seine peinliche Sorgsamkeit erstreckte sich auf Alles und Jedes, was ihn, seine Kunst und seine Familie betraf.

Während seiner langjährigen Thätigkeit als Professor und Director des Conservatoriums hat unser Meister eine große Anzahl von Solfeggien, Bässen, Melodieen und mehrstimmigen Sätzen für die Lehrstunden und die Prüfungen der Anstalt geschrieben, welche theilweise gestochen, theilweise in Abschriften verbreitet sind — dies ist jedoch das Geringste, was er als Lehrer geleistet. Als solcher behauptet er in der Geschichte der Musik in Frankreich einen ganz einzigen Platz — er hat, der Erste, die ernsten, tiefen Lehren des Tonsatzes nach Paris gebracht, und die Kunstfertigkeit, welche die französischen Componisten dieses Jahrhunderts so wesentlich unterscheidet von ihren Vorgängern, ist der Hauptsache nach sein Werk. Auch Diejenigen, welche nicht seinen Unterricht im strengsten Sinne des Wortes genossen, wie z. B. der liebenswürdige Boieldieu, lernten von ihm, und Spontini hätte ohne seine Hilfe die Instrumentation der „Vestalin" kaum zu Stande gebracht. Die Orchesterstimmen derselben waren schon zweimal ausgeschrieben worden, aber es wollte und wollte nicht klappen, bis der Componist seine Zuflucht bei Cherubini suchte. Die Rechnung für alle diese Copialien

war von einer ganz abnormen Höhe geworden. Napoleon, der in Alles hineinblickte, fand sie absurd und verordnete, daß die Kosten des Ausschreibens einer Oper nie eine bestimmte Summe überschreiten dürften. So erzählte mir der wahrheitsgetreue Cherubini.

Am 15. März 1842 verschied der eminente Mann. Elf Jahre später aber sollte mir das Glück eines Begegnisses zu Theil werden, welches ich fast eine persönliche Begegnung nennen möchte. Seine gleichfalls bis in's höchste Alter frische und rüstige Wittwe erlaubte mir nämlich, einen halben Tag in dem Cabinette zu verweilen, in welchem seine Handschriften in derselben Ordnung wie zu seinen Lebzeiten eingeschlossen waren. Ich habe zu jener Zeit über diesen Besuch in einem in der „Kölnischen Zeitung" veröffentlichen Briefe berichtet, und derselbe ist nochmals abgedruckt worden in der kleinen Sammlung meiner Aufsätze, welche unter dem Titel „Aus dem Tonleben unserer Zeit" erschienen ist. Einiger Einzelheiten kann ich aber nicht unterlassen auch hier wieder Erwähnung zu thun. So z. B. einer Anzahl dicker Bände, welche eigenhändige Abschriften der Werke Clari's, Conti's und Anderer, auch der Psalmen Marcello's enthalten. Diese letzteren copirte er als sechzigjähriger Mann und erwiderte auf die Einwendungen, welche seine Gattin gegen diese Arbeit machte: „Was versteht Ihr Weiber davon? Als ob man nicht immer zu lernen suchen müßte?" Ferner eines kleinen Büchleins, das durch die Schönheit der Handschrift an die vollendetsten Manuscripte erinnert, und welches eine Sammlung von sechzig Canons von seiner Composition enthält. Aecht charakteristisch ist denn auch wieder die peinlich genaue Angabe der Zeitdauer, die am Schlusse aller seiner Partituren für die Capelle bis zu halben und Viertels-Minuten verzeichnet ist, und ein Blatt seiner eigenen Handschrift in einem einer Autographensammlung zugehörigen Hefte, welches den französischen Operncomponisten gewidmet und hiedurch vervollständigt ist. Es sind dort Schätze beisammen — so unschätzbar, daß Niemand im Stande zu sein scheint, sie zu bezahlen. Denn sie sind, so viel ich weiß, immer noch in den Händen der Nachkommenschaft des Meisters und könnten den Schmuck und den Reichthum der bedeutendsten Nationalbibliothek bilden.

Die Florentiner haben vor etwa zehn Jahren ihrem berühmten Landsmann in Santa Croce, dem Pantheon Italiens, ein prachtvolles Monument errichtet, — in der Nähe Dante's, Michelangelo's, Galilei's prangt jetzt auch der Name Cherubini. Ob man zur Lebzeit desselben je eine Note von ihm in der herrlichen Stadt am Arno aufgeführt, ist wenigstens sehr fraglich. Aber die nationale Eitelkeit, die die Menschen veranlaßt, ihre großen Mitbürger, oder vielmehr in ihnen nach ihrem Tode sich selbst zu ehren, hat zuweilen das Gute, daß sie dann auch zur Betrachtung und zum Verständniß von deren Werken führt. Hoffen wir, daß dies auch hier sich bewähren möge!

Ueber die Lebenskraft des Brahmanismus.

Von

Professor **Max Müller** in Oxford.

Am 3. December 1873 hielt ich, auf Wunsch meines Freundes Dr. Stanley, meine Laienpredigt über Missionen in Westminster Abbey*). Daß ein Laie eine öffentliche Ansprache an die Gemeinde in einer englischen Kirche halten sollte, war schlimm genug; daß aber dieser Laie ein Deutscher war, war doch noch schlimmer. Die Aufregung auf allen Seiten war groß. Es fehlte nicht an Männern, welche der kühnen That des Decans von Westminster öffentlich ihren vollen Beifall zollten, und zwar waren es Männer von hoher Stellung im Staat und von anerkannter Autorität in der Kirche. Eigen war es, wie auch namentlich Missionare von weit und breit mir ihren innigen Dank aussprachen für das, was ich von ihrem Wirken und Trachten in meiner Rede gesagt. Aber die Intoleranten im Lande tobten und wütheten. Keine Worte schienen stark genug, um ihren Unwillen gegen den Decan und ihren Schauder über die ketzerischen Ideen auszudrücken, die ich öffentlich in einer englischen Kirche ausgesprochen. Man sandte Petitionen an die Bischöfe, man drohte mit Processen; ein berühmter Rechtsgelehrter verkündigte mir in den Times, daß ich mindestens ein halbes Jahr Gefängniß erhalten würde.

Auf all' dies Treiben und Toben antwortete ich natürlich mit keinem Wort. Ich hatte lange genug in England gelebt, um zu wissen, daß namentlich in diesem Lande keine gute Sache jemals durch eine Verletzung des Gesetzes gefördert werden könne, und weder der Decan noch ich selbst würden den Schritt gethan haben, den wir thaten, hätten wir nicht vorher ein Gutachten von der höchsten juristischen Autorität zu unsern Gunsten erhalten. Wir wußten, daß das Gesetz des Landes dem Decan von Westminster die Machtvollkommenheit gibt, einen Vortrag in seiner Kirche selbst von einem Laien halten zu lassen. Das Uebrige nahmen wir gern auf unsere Schultern. Die Ansichten, welche ich bei dieser Gelegenheit über Religionen und Missionen öffentlich aussprach, hatte

*) Eine Missionsrede in der Westminsterabtei am 3. December 1873, gehalten von F. Max Müller. Mit einer einleitenden Predigt von A. P. Stanley, D. D. Decan von Westminster. (Straßburg, K. J. Trübner.)

ich schon früher in meinen Vorlesungen über Religionswissenschaft*) dargelegt. Ob diese Ansichten orthodox oder heterodox sind, das können Andere weit besser beurtheilen als ich. Ich halte sie einfach für wahr, und in meinem Alter ist es nicht sehr wahrscheinlich, daß bloßer Widerspruch, Schmähungen, oder gar Drohungen mich abschrecken sollten, die Ueberzeugungen auszusprechen, die ich mir, mögen sie nun wahr oder falsch sein, im Leben über diese Dinge erworben habe.

Während ich aber auf solche Ausbrüche von bloßem Aerger keine Rücksicht nahm, ergriff ich mit Freude die Gelegenheit, welche mir durch eine Gegenschrift von Mr. Lyall geboten wurde, um einige meiner Ansichten, die ich in meinem Vortrag über Missionen ausgesprochen, und die, wie es schien, mißverstanden werden konnten, ausführlicher und klarer darzulegen. Mr. Lyall ist einer von den hervorragendsten Mitgliedern der englischen Regierung in Indien, und seine Entgegnung auf meinen Vortrag in Westminster Abbey erschien bereits im Juliheft der Fortnightly Review, 1874, unter dem Titel: „On Missionary Religions". Leider hatte der Verfasser, als er seine Entgegnung schrieb, meinen Vortrag noch nicht vollständig in Händen, sondern nur Auszüge davon, wie sie in den Times vom 5. December 1873 erschienen waren. Nun sind schon die Grenzen eines Vortrags an sich sehr eng, und wenn ein umfassender Gegenstand wie der, welchen ich zu behandeln hatte, in sechzig Minuten zusammengedrängt werden muß, so kann es wol geschehen, daß nicht nur Die, welche uns mißverstehen wollen, sondern auch Die, welche ehrlich urtheilen möchten, etwas ganz Anderes in dem, was gesagt, und in dem, was nicht gesagt ist, entdecken, als was der Redner beabsichtigte. Und wenn dann ein so zusammengedrängter Vortrag von Neuem auf eine Spalte der Times reducirt wird, dann ist, was Mr. Lyall in diesem Falle zugestoßen ist, kaum zu vermeiden. Mr. Lyall tadelt mich geradezu, daß ich Thatsachen und Ansichten übersehen hätte, die ich, wie er jetzt gesehen haben wird, ausdrücklich in meinem Vortrag erwähnt habe. Er tadelt mich z. B., daß ich die Bemerkungen von Sir George Campbell nicht angeführt, welche dieser indische Staatsmann in dem officiellen Report über die Regierung von Bengalen von 1871—72 niedergelegt habe. Sir George Campbell habe daselbst ausdrücklich gesagt, daß es ein Irrthum sei, die Religion der Indier als eine der nichtbekehrenden Religionen zu betrachten, da selbst das Kastensystem dem Eintritt von neuen Mitgliedern durchaus keine unübersteigbaren Hindernisse entgegenstelle; sodann da Indier, wenn sie wünschen, und wenn sie nur nicht in die bereits bestehenden Kasten eingreifen, jeder Zeit eine neue Kaste gründen können, und da die Brahmanen stets bereit sind, Alle aufzunehmen, die sich ihnen unterwerfen und ihr Geld bezahlen. Jeden Tag, sagt Sir George Campbell, können wir mit eigenen Augen sehen, wie man eitle Indier zu Rajputs macht.

Nun ja, eben diese Sätze aus dem Bericht von Sir George Campbell, die

*) Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft, vier Vorlesungen im Jahre 1870 an der Royal Institution in London gehalten, von F. Max Müller. Straßburg, K. J. Trübner. Zweite Auflage, 1875.

ich, wie Mr. Lyall sagt, hätte berücksichtigen sollen, habe ich berücksichtigt, habe ich wörtlich citirt, nur daß ich außerdem noch die Bemerkungen hinzufügte, die sich in dem dem Parlamente vorgelegten Blue Book finden, nämlich „daß diese Bemerkungen von Sir George Campbell cum grano salis zu nehmen sind".

Sonst jedoch habe ich mich durchaus nicht zu beschweren in Bezug auf die Thatsachen und Argumente, welche Mr. Lyall gegen mich aufführt. Ich glaube allerdings, daß Mr. Lyall, wenn er meine Rede vollständig vor sich gehabt hätte, Manches von dem, was er gegen mich geschrieben hat, anders gefaßt haben würde; aber ich glaube dennoch, daß es gut war, daß seine Bemerkungen, so wie sie sind, in die Oeffentlichkeit traten, so daß sie von Allen, die ein lebendiges Interesse für die Eingeborenen Indiens und für christliche Missionen haben, sorgfältig erwogen werden können. Was ich im Folgenden beibringen werde, soll hauptsächlich zu einer gegenseitigen Verständigung zwischen uns führen; denn in Bezug auf alle wirklich wichtigen Fragen scheint es mir, daß zwischen mir und Mr. Lyall kein sehr großer Abstand ist.

Da mein Vortrag in Westminster Abbey kurz nach dem Erscheinen meiner „Einleitung zur Religionswissenschaft" gehalten wurde, so setzte ich allerdings einige der dort behandelten Gegenstände als bekannt voraus. Zu diesen gehörte namentlich die Bedeutung, welche wir bei einer wissenschaftlichen Behandlung der Religionen den heiligen Schriften einer jeden Religion zugestehn müssen. Wenn also Mr. Lyall sogleich auf der Schwelle seines Aufsatzes bemerkt, daß unsere Ansichten von dem Charakter der verschiedenen Religionen, wie wir sie uns von einem vergleichenden Studium ihrer heiligen Schriften bilden, sehr wesentlich durch eine Beobachtung der Religionen selbst, in ihrer äußeren Form und ihrem Einfluß auf ein ganzes Volk, berichtigt werden müssen, so drückt er eine Ueberzeugung aus, der ich ebenso huldige, wie er selbst. Nachdem ich die Bücher aufgezählt hatte, welche von den großen religiösen Genossenschaften in Indien als heilig und canonisch anerkannt werden, und nachdem ich bemerkt, daß ihr Umfang so groß sei, daß kein Gelehrter sie alle studiren könne, fügte ich hinzu (p. 102): „Und selbst dann würde unser Blick noch immer nicht all die heiligen Zufluchtsstätten erreicht haben, in die sich der Geist des indischen Volkes zurückgezogen hat, um über die Räthsel des Lebens nachzudenken, oder um sich durch Bußen und Peinigungen der grausamsten Art von den Versuchungen und Fesseln dieser zeitlichen Existenz zu befreien. Indien ist fruchtbarer an religiösen Secten gewesen, als irgend ein anderes Land, und soweit unsere Blicke in die Vergangenheit dieses merkwürdigen Welttheils zurückreichen, sehen wir sein religiöses Leben in unzählige Mittelpunkte zertheilt, die nur durch die Kunst und die unermüdliche Wachsamkeit einer priesterlichen Kaste den äußeren Anschein einer gewissen dogmatischen Einheit erhalten konnten."

So weit stimmen wir also ganz überein. Wir müssen uns aber bei allen wissenschaftlichen Aufgaben hüten, ihre Lösung durch Bedingungen, die menschlicher Weise nicht erfüllt werden können, unmöglich zu machen. Es ist natürlich sehr wünschenswerth, daß alle örtlichen und zeitlichen Verschiedenheiten im Glauben und Cultus einer Religion genau studirt werden; aber es ist eben einfach unmöglich für einen einzelnen Menschen, dies durchzuführen. Keiner von uns

könnte sagen, daß er selbst seine eigene Religion kenne, wenn wir, um uns eine richtige Ansicht vom Christenthum zu bilden, vorher erst die Lehren und Formen einer jeden christlichen Secte genau zu untersuchen hätten. Es gilt hier vom vergleichenden Studium der Religionen, was vom vergleichenden Studium der Sprachen gilt. Man könnte natürlich sehr leicht beweisen, daß Niemand Englisch versteht, der nicht alle Dialekte des Englischen kennt, selbst die eigenthümlichen Ausdrücke der Matrosen und Bergleute und die gemeinen Schimpfworte der Schenken und Gefängnisse. Man könnte ja mit vollstem Recht behaupten, daß die Schriftsprache nie die wirklich lebendige Sprache eines Volkes sei, daß ein Fremder seinen Shakespeare, Milton und Byron lesen mag, und doch nicht im Stande sei, die Verhandlungen im Parlament, oder das Geschwätz der Verkäufer und Käufer auf dem Markte zu verstehn. Alles dies ist wahr, aber nichtsdestoweniger lernen wir Englisch, Deutsch, Französisch, oder irgend eine der todten Sprachen, wie Griechisch, Lateinisch, oder Sanskrit, und verlassen uns dabei ausschließlich auf Grammatiken, die eben doch wieder auf die Schriften einiger classischer Schriftsteller begründet sind. Und wenn wir uns überhaupt mit diesen Sprachen beschäftigen, wenn wir sie wissenschaftlich studiren, sie analysiren und zu classificiren versuchen, so müssen wir uns wiederum zu diesem Behuf fast ausschließlich auf classische Werke von anerkanntem Werth verlassen.

Es ist ganz ebenso und kann kaum anders sein, wenn wir an das Studium der Religionen gehen, mag es nun für praktische oder rein wissenschaftliche Zwecke geschehen. Nehmen wir den Fall, daß ein Indier eine Kenntniß der christlichen Religion zu erlangen wünschte; würden wir ihm rathen, erst nach Rom, dann nach München, nach Petersburg, nach Athen, nach Oxford oder Berlin zu gehn, um dort Predigten von römischen Katholiken, von Altkatholiken, von griechischen Christen und von Protestanten zu hören, oder die Journale dieser verschiedenen christlichen Secten zu studiren, damit er sich aus diesen zerstreuten Eindrücken ein Gesammtbild von dem wahren Wesen und Wirken des Christenthums machen könne? Würden wir ihm nicht vielmehr rathen, die Bibel zur Hand zu nehmen und etwa die Gesangbücher der christlichen Gemeinden, um sich so eine Anschauung zu bilden von dem, was die christliche Religion sein will und ist? Ich glaube, Mr. Lyall würde finden, daß eine Religion weit eher zu „einem mysteriösen Etwas" wird, wenn wir sie im Herzen eines jeden einzelnen Gläubigen zu entdecken suchen, oder in den endlosen Formeln der Secten und Parteien, als wenn wir sie in den Büchern studiren, die von allen Gläubigen als heilig anerkannt werden, so weit auch einzelne Individuen oder ganze Secten in der Erklärung von gewissen Stellen und in der Anwendung der Lehre auf Cultus und Moral von einander abweichen. Man studire immer die Dialekte der Sprachen und die Dialekte der Religionen so genau als möglich; man beachte sogar die Eigenheiten jedes Landes, jeder Stadt, jedes Dorfes, jeder Familie; aber man vergesse nicht, daß für ein wissenschaftliches Verstehen das Einzelne dem Allgemeinen untergeordnet werden muß, und daß man bei zersplitternden Studien Gefahr läuft, wie das deutsche Sprichwort es so treffend ausdrückt, den Wald vor lauter Bäumen nicht zu sehen.

Dies zur Vertheidigung der Methode, welche ich stets bei der Behandlung

der sogenannten „Buch-Religionen" befolgt habe, indem ich meine, daß jede Religion zunächst aus ihrem eigenen Munde, d. h. aus ihren heiligen Schriften, beurtheilt werden muß. Obgleich jeder einzelne Gläubige für seine Religion verantwortlich ist, so kann doch nicht eine Religion für jeden einzelnen Gläubigen verantwortlich gemacht werden. Selbst wenn wir das Princip der fortwährenden Entwickelung auf die Religionen anwenden, selbst wenn wir jedem Einzelnen das Recht der freiesten Auslegung im vollsten Maße zugestehen, so bleiben doch stets für den Religionshistoriker die heiligen Schriften die letzte und höchste Instanz.

Es mag ganz wahr sein, wie Mr. Lyall bemerkt, daß es eine böse Mode sei, bei allen großen historischen Namen anzunehmen, daß sie etwas Bestimmtes, etwas Symmetrisches, ein organisches Ganze bedeuten. Ich streite nicht dagegen, daß es namentlich bei asiatischen Institutionen, wie er sagt, unmöglich ist, sie genau nach Regeln und formellen Definitionen zu beschreiben. Ich glaube nur, daß Mr. Lyall, wenn er seine Aufmerksamkeit auf europäische Institutionen gewendet hätte, auch hier dieselben Schwierigkeiten gefunden haben würde. Eine Definition des Christenthums, im weitesten Sinne des Wortes, ist ebenso schwer, als eine Definition des Brahmanismus; und die englische Constitution ist ebenso wenig symmetrisch, als das Kastensystem in Indien. Wollen wir aber von diesen Dingen sprechen, so müssen wir sie nothgedrungen definiren, und dabei bleibt uns schließlich denn doch nichts übrig, wenn es sich um Religionen handelt, als dieselben so zu definiren, wie wir sie in ihren heiligen Schriften finden. Ich glaube, Mr. Lyall hat nur einmal den Versuch zu machen, das Papstthum oder selbst den Protestantismus zu definiren, und er wird finden, daß die Schwierigkeiten überall dieselben, aber daß auch schließlich die Lösung dieselbe ist.

Wir kommen nun zu einem wichtigeren Punkte. Ich hatte in meinem Vortrag über Missionen die sechs großen Religionen der Welt in zwei Classen getheilt, bekehrende und nichtbekehrende. Zu der ersten Classe rechnete ich die buddhistische, christliche und mohammedanische, zur zweiten die jüdische, brahmanische und zoroastrische Religion. Hätte ich die gute alte Regel befolgt, keine technischen Ausdrücke zu gebrauchen, ohne sie vorher definirt zu haben, so würde wahrscheinlich Mr. Lyall nie daran gedacht haben, diese meine Eintheilung anzugreifen. Ich glaubte aber, daß es aus dem ganzen Charakter meines Vortrags hätte klar sein müssen, daß ich unter bekehrenden Religionen nur solche verstände, in denen die Pflicht, die Wahrheit zu verbreiten und Ungläubige zu bekehren, vom Stifter oder dessen unmittelbaren Nachfolgern zu einer heiligen Pflicht erhoben worden ist. So hatte ich z. B., indem ich die Bedeutung des Wortes Proselyt, προσήλυτος, erklärte, bemerkt, daß es buchstäblich allerdings Jemand bedeute, der zu uns gekommen, nicht Jemand, zu dem wir gehen, und daß, wenn wir den buchstäblichen Sinn des Wortes betonen wollten, wir selbst eine sich so abschließende Religion, als die jüdische, als proselytisch bezeichnen könnten. Proselyten gab es allerdings auch bei den Juden, aber es waren eben Proselyten im etymologischen Sinne des Wortes, Leute, die zum Tempel kamen, nicht Leute, die man zum Tempel eingeladen. Der englische Adel schließt neue Ankömmlinge nicht aus, aber Niemand

wird sagen, daß er proselytisirt, d. h. daß er Proselyten macht; und ebenso wäre es ein bloßes Spielen mit Worten, wollten wir, wie Mr. Lyall meint, die Brahmanische Religion zu den proselytisirenden rechnen, weil auch sie ihre Thore nicht fest gegen neue Eindringlinge verschließt. Lesen wir die heiligen Bücher der Brahmanen, und wir werden in ihnen kein Wort des Willkommens für Neubekehrte finden; und so lange die Brahmanen diese Schriften als die höchste Autorität für ihren Glauben anerkennen, haben wir kein Recht, dem Brahmanismus etwas zuzuschreiben, was in directem Widerspruch mit seinen heiligen Büchern steht. Nehmen wir einen andern Fall. Das Verbrennen der Wittwen war ursprünglich auch dem Brahmanismus fremd; als es aber eingeführt worden war, fälschte man eine Zeile im Rig-Veda, um eine Autorität für diese unmenschliche und unbrahmanische Sitte zu gewinnen*). Nie scheint man ein ähnliches Bedürfniß in Bezug auf die Bekehrung der Ungläubigen zum Brahmanismus gefühlt zu haben, und dies zeigt eben, daß, obgleich ein Zulassen zu gewissen brahmanischen Privilegien jetzt leichter sein mag als zur Zeit des Visvâmitra, Bekehrung in unserm Sinne nie als eine heilige Pflicht vom brahmanischen Gesetz anerkannt worden ist.

Da jedoch Mr. Lyall nicht der Einzige ist, der der brahmanischen Religion einen bekehrenden Charakter beizulegen sucht, da Andere sogar für die jüdische und für die zoroastrische Religion dasselbe versucht haben, so scheint es nicht überflüssig, diesen Punkt nochmals etwas genauer zu erörtern.

Bis vor Kurzem war ein orthodoxer Jude, glaube ich, stolz darauf, daß er und seine Glaubensgenossen sich nie dazu herabgelassen, ihre Religion unter den Christen durch dieselben Mittel zu verbreiten, durch welche die Christen die ihrige unter den Juden zu verbreiten suchen. Auch die Parsis schienen, wie die Quäker, nur mit großer Vorsicht neue Mitglieder zum Genuß der Privilegien zuzulassen, die ihnen durch Mitgliedschaft in einer angesehenen und einflußreichen Gemeinde zu Theil werden. Und die Brahmanen galten wahrlich als die Letzten, die „Land und Wasser umziehen, daß sie einen Jüdengenossen machen".

Plötzlich ist dies Alles wie umgewandelt. Ein bekannter Rabbiner in London ist außer sich, daß ich der jüdischen Religion den Geist der Bekehrung abgesprochen. Er hält eine Predigt, um zu zeigen, daß ich seine Religion verunglimpft, und behauptet, daß die Juden, obgleich sie allerdings keine Missionen besäßen, doch mit allen Kräften an der Bekehrung der Menschheit gearbeitet hätten. Auch ein englischer Schriftsteller, der Rev. Charles Voysey, ein Geistlicher der englischen Kirche, aber ein entschiedener Freidenker, hat den Beweis zu führen gesucht, daß der Bekehrungsgeist den Juden nicht fremd sei, aber seine Beweise sind mehr aus den frommen Wünschen einiger Propheten, als aus der Geschichte des jüdischen Volkes entnommen. Die Thatsachen und Beweisgründe, die man vorbrachte, überzeugten mich durchaus nicht, daß ich den historischen Charakter der jüdischen Völker falsch dargestellt, und da ein andrer einflußreicher Rabbiner in London, der Herausgeber der „Jewish World", die Vertheidigung meiner Ansichten übernahm, so glaubte ich mich der Pflicht überhoben, die Predigt des

*) Vergleiche „Essays" von Max Müller; Band II, Seite 30.

Dr. Adler im Einzelnen zu beantworten. Ich freue mich jedoch zu hören, daß die hierdurch angeregte Streitfrage nicht ohne praktische Folgen bleiben wird. Man sagt, daß sich in London eine Missionsgesellschaft unter den Juden gebildet hat, um zu zeigen, daß, wenn Bekehrungseifer ein Beweis der Lebenskraft einer Religion sei, die jüdische vor dieser Probe nicht zurückschrecke. „Wir haben etwas durchgesetzt," schreibt der Rev. Charles Voysey, „und haben sie aufgeschüttelt; und laßt uns nicht vergessen, daß unsere Aufforderung nicht mit Erstaunen und Unwillen abgewiesen wurde, sondern daß man uns die Versicherung gab, daß viele der eifrigsten Mitglieder der jüdischen Gemeinde schon oft an dieses Werk gedacht, und sich unter einander berathen hätten, wie sie Missionsbestrebungen von Neuem in's Leben rufen könnten. Es wird nicht lange dauern, so werden sie uns den praktischen Beweis liefern, daß der Geist der Mission auch unter ihnen noch lebendig und wirksam ist." Und an einem andern Orte: „Die Juden werden bald zeigen, ob ihre Religion todt oder lebendig sei, und werden den andern Religionen auf demselben Felde der Mission entgegen treten, ja ihnen vorangehn in diesen Tagen eines aufgeklärten Glaubens, und nach Begriffen suchen, die der Gottheit würdig sind, ebenso wie in alten Zeiten die jüdische Religion hoch über alle Religionen der Menschheit erhaben war."

Aehnliche Stimmen ließen sich bald nach dem Erscheinen meines Vortrags auch von Bombay aus, von den Parsis, hören. Auch die Schüler des Zoroaster wollten nicht zugeben, daß ihre Religion im Sterben liege, und daß dieses allmälige Absterben seinen Grund im Mangel des Bekehrungsgeistes unter ihnen habe. So lesen wir in dem „Oriental" vom April 1874: „Die Parsis beschäftigen sich jetzt mit der Frage, ob es wirklich gegen den Glauben Zoroaster's sei, Andere zu ihrem Glauben zu bekehren. Obgleich sie zugeben, daß Zoroaster selbst gegen alle Bekehrungsversuche war, so sind doch die meisten Parsis der Ansicht, daß die große Abnahme in der Zahl ihrer Glaubensgenossen Versuche zur Vermehrung ihrer Secte durchaus nothwendig mache."

Schließlich erhebt Mr. Lyall seine Stimme von Calcutta aus, und behauptet, daß während der letzten zwei Jahrhunderte der Brahmanismus in Indien an Ausdehnung gewonnen habe, während Islam und Christenthum an Zahl verloren hätten. „Die Anzahl Derer," so schreibt er, „die in jedem Jahre in Indien zum Brahmanismus übertreten, ist größer als die Gesammtanzahl der Bekehrten aller andern Religionen. Die Anzahl der während der letzten Jahre zum Brahmanismus Uebergetretenen muß enorm sein; und," fährt er fort, „wenn das Wort Proselyt Den bezeichnet, der zu uns kommt, und nicht nothwendig Den, der dazu aufgefordert und überredet worden ist, so kann der Brahmanismus getrost die am meisten proselytenmachende Religion genannt werden." Ja, wenn dem so wäre, wenn wir dem Worte Proselyt eine ganz andere Bedeutung beilegen könnten als die, welche es im Englischen hat, dann würde ich allerdings Mr. Lyall vollkommen beistimmen. Aber es hat eben diese Bedeutung nicht, und es ist klar, daß ich es nie in diesem Sinne gebraucht habe. Hätte ich unter bekehrenden Religionen nichts weiter verstanden, als Religionen, die an Zahl zunehmen, indem sie Diejenigen einlassen, welche um Einlaß bitten, Religionen, welche sagen: „Klopfet, so wird euch aufgethan," nun ja, dann freilich

könnte der Brahmanismus, wenigstens in einigen seiner historischen Phasen, auf diesen Namen Anspruch machen. Das aber, was nach meiner Auffassung das Wesen einer bekehrenden Religion ausmacht, ist etwas ganz Anderes. Es ist, wie ich in meinem Vortrag sagte, der Geist der Wahrheit im Herzen der Gläubigen, der sich in Wort und That zu offenbaren strebt, und der nicht ruht, bis seine Botschaft allen Menschen verkündet worden, ja der nur eine Wahrheit von der ganzen Menschheit anerkannt sehen will.

Es ist eben dieser Geist, welcher gewissen Religionen ihren eigenthümlichen Charakter leiht, namentlich der christlichen, aber auch, obgleich in weniger starkem Maße, der buddhistischen und mohammedanischen. Es ist dies nicht ein bloß äußerlicher Charakter, auch ist es von keiner wesentlichen Bedeutung, ob die Bestrebungen der bekehrenden Religionen einen zahlreichen Erfolg haben oder nicht. Der Unterschied liegt viel tiefer, und das Christenthum war eine bekehrende Religion, als es nur erst zwölf Apostel zählte. Jeder Christ hat die Pflicht, seine Ueberzeugung vor Gott und Menschen zu bekennen, jeder Christ hat die Pflicht, für die Verbreitung der christlichen Wahrheit selbst zu kämpfen. In diesem Sinne ist jeder Christ von Anfang an ein Apostel, ein Missionar gewesen. Auch Mr. Lyall erkennt diesen unterscheidenden Charakter des Christenthums an, und wenn er von dem Zuwachs des Brahmanismus spricht, so zeigt seine eigene Sprache, wie wenig er dieses Wachsen als eine natürliche Entwickelung der indischen Religion von innen heraus betrachtet. Er spricht von den Völkern, welche das Hügelland bewohnen, oder die in den unbebauten Jungles von Indien leben, als von selbst in den Brahmanismus zerschmelzend. Er sagt, daß die ethnologische Scheidewand, wie sie Mr. Hunter in seinen „Annals of Rural Bengal" beschrieben, wie eine bröckelnde Küste von alten Formen des Aberglaubens, unwiederbringlich in den Ocean des Brahmanismus hinabstürze. Und selbst, wo er von Fällen spricht, wo nicht-arische Eingeborene von den Brahmanen zum Uebertritt eingeladen werden, so bekennt er, daß dies nicht etwa geschieht, weil die Brahmanen den Irrglauben der Eingeborenen zerstören, ihre Seelen retten und die Wahrheit zu verbreiten wünschen, sondern ganz einfach, weil sie sich Geld und Einfluß unter den Eingeborenen zu verschaffen suchen. Aehnliche Fälle zeigen sich ausnahmsweise auch hie und da in der alten Geschichte Indiens, ja ich hatte ein merkwürdiges Beispiel davon in meiner „Geschichte der Alten Sanskrit-Literatur" aufgeführt. Die Rathakaras nämlich, die Wagenbauer oder Stellmacher, wurden zu den Vedischen Opfern zugelassen, wahrscheinlich weil man sie brauchte; und da ihr Stammführer den Namen Vribu hatte, so wies man ihnen, wol nach bloßer Klangähnlichkeit, die alten Vedischen Götter, die Ribhus, als ihre Schutzgötter zu. Dies waren aber bloße Ausnahmen, concessions aux nègres, Zugeständnisse, die man dem Drucke der Verhältnisse machte: an eine Bekehrung der Eingeborenen, aus Wahrheits- und Menschenliebe, dachte kein brahmanischer Priester. Wenn nun Mr. Lyall offen zugesteht, daß eine Religion, welche so fast gegen ihren Willen ihre Thore öffnet, nicht im wahren Sinne des Wortes zu den bekehrenden Religionen gerechnet werden kann, wo ist dann der Unterschied zwischen ihm und mir? Der Brahmanismus wächst durch Agglomeration, das Christenthum, der Islam und

der Buddhismus durch innern Trieb. Dieser Unterschied bildet die Grundlage meines ganzen Vortrags, und wenn ihn Mr. Lyall nicht bemerkte, so muß ich mich entweder sehr unklar ausgedrückt haben, oder Mr. Lyall hat in dem kurzen Abriß meines Vortrags, der ihm beim Schreiben seiner Erwiderung allein zugänglich war, nur das in ihm gefunden, was er zu finden erwartete.

Weit berechtigter ist ein andrer Einwurf, den mir Mr. Lyall macht, indem er bestreitet, daß der Brahmanismus zu den todten Religionen gerechnet werden könne. Ein solcher Ausspruch konnte mißverstanden werden, und war vielleicht zu stark. Was ich sagen wollte, war einfach, daß die Verehrung des Siva und Vischnu derselben geistigen Schicht in der Entwickelung der Menschheit angehöre als die Verehrung von Jupiter und Apollo. Im neunzehnten Jahrhundert ist sie ein Anachronismus, und für den Zweck, den ich im Auge hatte, nämlich um uns eine Ansicht vom Ausgang des Kampfes zwischen den großen Weltreligionen der Gegenwart zu bilden, konnte der Brahmanismus allerdings als bereits hors de combat betrachtet werden. In Bezug auf die großen Fragen, die zwischen Christenthum, Mohammedanismus und Buddhismus noch der Entscheidung harren, ist der Brahmanismus, trotzdem daß er in Indien 140½ Millionen von Anhängern zählt, so gut wie todt. Für eine mögliche Bekehrung von Christen, Mohammedanern und Buddhisten ist der Brahmanismus so gut wie todt. Er kann Sonthals, Gonds, Bhils und ähnliche halbwilde Racen mit ihren grobgehauenen Sumpfgötzen auflecken, ja ihnen bessere Ideen von der Gottheit, einen milderen Gottesdienst geben, und sie so langsam auf eine höhere Stufe der Bildung erheben; aber um irgend eine der starken Positionen des Buddhismus, des Mohammedanismus und des Christenthums zu stürmen, dazu ist der Brahmanismus machtlos und so gut wie todt. Der Mohammedanismus, ich sage es nochmals, hat seine Festungen zur Vertheidigung wie zum Angriff, man denke namentlich an seinen strengen Monotheismus und seinen Glauben an eine göttliche Vorsehung im Größten wie im Kleinsten. Der Buddhismus hat einen unwiderstehlichen Reiz für gewisse Stimmungen der menschlichen Seele, die bei ganzen Menschenracen fast zum Nationalcharakter geworden sind, und diesem Reize haben selbst einige unserer hervorragendsten Mystiker nicht widerstehen können. Der Brahmanismus, so weit er sich in der Verehrung des Siva und Vischnu und ihrer Incarnationen zeigt, hat nichts der Art aufzuweisen. Selbst in Indien, wo er mit tausend Wurzeln am Boden hängt, wurde er vom Buddhismus geschlagen, und wenn er später seine verlorene Stellung wieder gewann, so geschah dies nicht sowol durch Wort und Liebe, als durch Eisen und Blut. Auch der Kampf zwischen Brahmanismus und Mohammedanismus in Indien war von beiden Seiten weit mehr politisch als religiös, und wo wir von Bekehrung aus wahrer Ueberzeugung hören, da weicht der Brahmanismus dem reineren Lichte des Islam, und nicht leicht wird ein Verehrer des Allah je vor einem Steinbilde des Vischnu niedersinken.

Daß der Brahmanismus eine große Anzahl von Anhängern hat, daß seine Widerstandskraft sehr bedeutend ist, das habe ich nie geleugnet; ja ich habe nicht einmal gewagt, dem Brahmanismus einen sehr baldigen Untergang zu prophezeien. Im Gegentheil hatte ich gesagt: „Der Brahmanismus mag sein

Leben fristen, wie der Löwe und der Tiger in Bengalen, aber die frische Luft des freien Geistes und das Vordringen höherer Bildung führen unzweifelhaft seinen Untergang herbei. Religionen haben oft ein langes Scheinleben; die gedankenlose Menge nimmt sie an, weil sie nun einmal da sind und nichts Besseres zu finden ist." Und wiederum: „Es ist ganz wahr, es gibt Millionen von Kindern, Frauen und Männern in Indien, die sich vor dem Götzenbilde Vischnu's niederwerfen, mit seinen vier Armen, auf einem Wesen, halb Mensch, halb Vogel, reitend, oder schlummernd auf der Schlange; die den Siva verehren, ein Ungethüm mit drei Augen, nackend auf einem Stiere reitend, mit einer Kette von Schädeln um seinen Hals. Es gibt menschliche Wesen, die an einen Gott des Krieges, Kârtikêya, glauben, mit sechs Gesichtern, auf einem Pfau reitend und Bogen und Pfeil in seinen Händen haltend; ja, die einen Gott des Gelingens, Ganesa, anrufen, mit vier Händen und einem Elephantengesicht, und sitzend auf einer Ratte. Beim hellen Lichte des neunzehnten Jahrhunderts wird das Bild der Göttin Kâlî durch die Straßen ihrer eigenen Stadt, Kâlikâta oder Calcutta, getragen, ihr wildes, zerzaustes Haar bis zu den Füßen reichend, mit einer Halskette von Menschenköpfen, ihre Zunge zum Mund heraushängend, ihr Gürtel triefend von Blut. Alles dies ist vollkommen wahr; aber wenn man irgend einen Hindu fragt, der lesen, schreiben und denken kann, ob dies denn die Götter sind, an welche er glaubt, so wird er nur über unsere Leichtgläubigkeit lächeln. Wie lange dieser lebendige Tod der indischen Volksreligion noch dauern wird, kann Niemand sagen; für unsere Zwecke aber, und um uns ein Urtheil über den Ausgang des Kampfes zwischen den großen Religionen der Menschheit zu bilden, kann diese Religion schon zu den todten gerechnet werden."

Ich frage Mr. Lyall, ist dies wahr oder nicht? Er geht ja viel weiter als ich. Er sagt, „er wolle durchaus nicht leugnen, daß der Brahmanismus urplötzlich brechen, schmelzen und verschwinden möge." Würde er dasselbe vom Buddhismus, vom Islam, vom Christenthum sagen? Er selbst lenkt unsere Aufmerksamkeit auf die Beschreibung, welche Gibbon von der alten Religion Roms im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt macht, und zeigt, wie ähnlich sie dem gegenwärtigen Zustande des Brahmanismus in Indien ist. Hier wie dort finden wir „den toleranten Aberglauben des Volkes, der durch keine Anforderungen eines speculativen Systems beschränkt ist", „den frommen Polytheisten, den Furcht, Dankbarkeit, Neugierde, ein Traum, ein Omen, eine eigenthümliche Krankheit, oder eine Reise in die Ferne stets geneigt machen, neue Glaubensartikel zu schaffen und die Anzahl seiner Schutzengel zu vermehren"; sodann „die geistreiche Jugend, die in jeder Schule die Religion der großen Masse zu verachten und zu verwerfen lernt"; „die Philosophen, welche mit Nachsicht auf die Irrthümer des Volkes blicken, genau die Gebräuche ihrer Väter beobachten, und andächtig die Tempel ihrer Götter besuchen"; „die Obrigkeit, welche den Nutzen der Religion als Stütze der Civilregierung kennt und würdigt u. s. w." Wenn nun in jenem zweiten Jahrhundert ein Historiker, der mit der Pathologie der Religionen vertraut ist, seine Ueberzeugung ausgesprochen hätte, daß trotz der Anzahl der Gläubigen, trotz ihres Alters, trotz ihres naturwüchsigen Charakters, trotz ihres politischen und socialen Einflusses, trotz ihrer

Tempel und Priester, trotz ihrer Schulen von Philosophen, die alte Religion des Jupiter ihre Lebenskraft verloren habe, todtkrank, ja wirklich schon todt sei, hätte er dann so Unrecht gehabt? Man mag mir einwenden, daß ähnlicher Verfall sich auch bei anderen Religionen zeigt, daß kindisch ausstaffirte Puppen in christlichen Cathedralen herumgetragen, daß die Gläubigen aufgefordert werden, Thränen von den Augen der Heiligenbilder herabrollen zu sehen, Wein anzubeten, der zu Blut geworden, um von noch gräßlicheren Verirrungen zu schweigen, die man selbst von protestantischen Kanzeln über das Wesen des Abendmahls hört, — und daß wir trotzdem die christliche Religion nicht als todtkrank oder todt bezeichnen würden. Alles dies bestreite ich nicht, und ich glaubte, ich hätte in dem, was ich über die verschiedenen Wiederbelebungen des Brahmanismus vom 12. bis zum 19. Jahrhundert gesagt, genugsam angedeutet, daß auch bei Religionen neues Leben aus anscheinend hoffnungsloser Verwesung entspringen kann. Wenn wir also das Brahmanismus nennen wollen, was wir in den Secten des Râmânuja und Râmânanda, oder in der Poesie des Kabir, in der Weisheit des Nânak, in den ehrlichen Bestrebungen von Ram Mohum Roy, wie in dem erhabenen Trachten von Keshub Chunder Sen erblicken, dann allerdings hat Mr. Lyall Recht, daß der Brahmanismus noch nicht todt, daß er im Gegentheil zu neuem Leben erwacht ist.

Aber gerade auf diesem Punkte ist es eigen, zu sehen, wie Mr. Lyall so wenig Vertrauen zu diesem neuen Leben des Brahmanismus, namentlich in der jüngsten, unter dem Namen des Brahmoismus bekannten Phase, an den Tag legt. Er hatte früher gesagt, daß der Brahmanismus, obgleich er möglicher Weise urplötzlich zusammenbrechen und verschwinden könnte, wahrscheinlicher sein Pantheon vereinfachen und vergeistigen, seine Theologie in ein festes System bringen, seine Moral durch symbolisirende Auslegung herabstimmen, dogmatische Extreme vermeiden, und im Allgemeinen sich mehr und mehr mit den Gesetzen der neuern Wissenschaft in Einklang setzen werde. Er hatte sehr beifällig die Aussprüche competenter Beobachter des indischen Geistes erwähnt, nach denen wir jeden Augenblick „eine große reformatorische Bewegung im Brahmanismus erwarten könnten, sobald sich ein begabter und entschlossener Prophet unter den Indiern erhebe.“ Als ich aber zu verstehen gab, daß ein solcher Prophet wirklich schon erstanden sei, und daß wir im Brahmoismus, wie ihn Ram Mohun Roy, Debendranath Tagore und Keshub Chunder Sen, jeder in seiner Weise gepredigt, den ersten Anfang einer Umwandlung des Brahmanismus zu einem reineren Glauben zu erkennen hätten; wenn ich hinzufügte, daß dieser Brahmoismus, wenn ihn auch die christlichen Missionare nicht als ihr Werk anerkennen wollten, unzweifelhaft das Werk Derer sei, die als wahre Missionare den Indiern gezeigt, was ein christliches Leben sei, und die, wenn sie auch nicht auf den Straßen gepredigt, Alle, die sich ihnen genaht, im Geiste der Wahrheit und der Liebe empfangen, da schrickt Mr. Lyall zurück und sagt: „Dieser Brahmoismus, wie ihn Keshub Chunder Sen predigt, scheint so eine Art von europäischem Unitarierthum zu sein. So weit man ihn verstehen kann, hat er offenbar weder logische Festigkeit, noch überhaupt einen locus standi zwischen Offenbarung und reinem Rationalismus. Er geht entweder zu weit, oder nicht

weit genug." „Ein Glaube," fügt er hinzu, „der nur inbrünstige Gefühle und erhabene Vorstellungen von Moralität enthält, hat nicht das Ansehen oder die Natur von solchen Religionen, wie sie früher das Herz großer Nationen gewonnen haben, auch glaubt man in Indien durchaus nicht, daß der Brahmoismus im Wachsen sei."

Mutatis mutandis ist dies ganz dasselbe, was etwa ein orthodoxer Rabbi vom Christenthum gesagt haben würde. Wir müssen Geduld haben. Es ist nicht meine Art, zu prophezeien; aber, obgleich ich nicht mehr jung und sanguinisch bin, davon bin ich fest überzeugt, daß eine Sache, die mit solcher Ehrlichkeit, solcher Reinheit, solcher Aufopferung vertheidigt wird, wie der Brahmoismus, früher oder später, unter diesem oder unter einen andern Namen, den Sieg erreichen muß. Glaubt denn Mr. Lyall, daß das Christenthum der Unitarier gar kein Christenthum sei? Findet er logische Festigkeit in der Dreieinigkeitslehre? Hält er reinen Rationalismus ganz unverträglich mit Offenbarung, im ursprünglichen Sinne dieses so arg mißbrauchten Wortes? Kann er irgend einen Reformator nennen, von dem man nicht gesagt hat, daß er entweder zu weit, oder nicht weit genug gegangen? Der Brahmoismus mag nicht gerade so wie die Religionen des Alterthums sein; müssen denn aber die Religionen der Zukunft gerade so sein, wie die Religionen der Vergangenheit? Dies sind jedoch Fragen, die zu langen theologischen Discussionen führen könnten, und diese sind hier nicht an Ort und Stelle. Es ist ja möglich, daß Mr. Lyall's Ansicht über den jetzigen Zustand des Brahmoismus richtig ist, und daß ich mich getäuscht habe. Er lebt in Indien und sein persönlicher Verkehr mit den Anhängern dieser neuen Lehre gibt ihm bessere Gelegenheit zum Urtheilen, als ich habe, da ich nur Keshub Chunder Sen selbst und einige seiner Schüler persönlich kenne, im Uebrigen mich auf Bücher und Briefe verlassen muß. Auf der anderen Seite ist jedoch auch zu bedenken, daß zu große Nähe unseren Blick oft verwirrt, und daß, um den Bewegungen einer Schlacht zu folgen und den wahrscheinlichen Ausgang eines großen Kampfes zu beurtheilen, eine gewisse Entfernung vom Schlachtfelde auch ihre Vortheile hat, und daß die besten Richter in Indien nicht immer die besten Richter von Indien gewesen sind.

So weit aber stellt sich nun, wie ich hoffe, eine vollständige Uebereinstimmung zwischen Mr. Lyall und mir heraus, daß, wenn Brahmoismus und ähnliche religiöse Bewegungen als Reformen und Wiederbelebungen des Brahmanismus betrachtet werden dürfen, auch ich den Brahmanismus nicht als todt erklären würde. Wir müssen dann nur nie vergessen, daß wir Brahmanismus in zwei ganz verschiedenen Bedeutungen gebrauchen. In einem Sinne ist es der krasseste Götzendienst, im anderen der erhabenste Cultus des Geistes. Der vulgäre Brahmanismus behauptet das Dasein zahlreicher göttlicher Persönlichkeiten; der Brahmoismus scheut sich selbst vor dem Attribut der Persönlichkeit, als einer zu menschlichen Auffassung des höchsten Geistes. Der Brahmanismus macht den Priester zu einer Art Gottheit auf Erden; der Brahmoismus lehrt die Priesterschaft aller Menschen. Der Brahmanismus ist auf Schriften gegründet, welche die Menschen heilig nennen; der Brahmoismus kennt keine heiligen Offenbarungen außer der Stimme, die wie ein „still sanftes Sausen"

im Herzen jedes Menschen sich vernehmen läßt. Die beiden sind wie Nord und Süd, und die Anhänger dieser beiden Glaubensformen hassen sich, wie Menschen ihres Glaubens wegen sich nur hassen können.

Mr. Lyall erzählt uns von einem begeisterten Propheten Ghasi Dás, der sechs Monate in der Wüste lebte und dann vor das Volk trat, indem er den Armen und Unwissenden den Glauben des wahren Namens (Satnám) predigte. Er versammelte ziemlich eine halbe Million Menschen um sich und starb im Jahre 1850. Er entlehnte seine Lehre aus der bekannten indischen Secte der Satnámis, und obgleich er brahmanische Mißbräuche verdammte, so hatte er doch seine eigenen Kastenregeln, und sein Nachfolger wurde schließlich ermordet, nicht wegen Unglaubens, sondern weil er sich gewisse brahmanische Abzeichen und Privilegien angemaßt. Mr. Lyall meint nun zwar, und ich will es nicht bestreiten, daß diese Secte, nach einiger Zeit, wieder ganz von selbst zu einem etwas modificirten Brahmanismus zurückkehren wird, aber trotz alledem kann man doch nicht mit Mr. Lyall sagen, daß eine Reform, deren Anhänger von den Brahmanen ermordet werden, weil sie sich gewisse brahmanische Abzeichen und Privilegien anmaßen, dennoch den Brahmanismus vertrete.

Wenn ich vom Brahmanismus als todt sprach, so meinte ich den vulgären, orthodoxen Brahmanismus, der öffentlich von den Brahmanen patronisirt wird, so sehr sie ihn auch im Geheimen verachten, nicht aber den Cultus des Brahma oder des höchsten Geistes, welcher in Indien seit der Zeit der Upanischaden bis auf den heutigen Tag bestanden hat, und dessen letzte Phase den Namen des Brahmoismus erhielt — ein Cultus, der so rein, so erhaben, so wahrhaft menschlich und wahrhaft göttlich ist, daß jeder Mensch, der ihn begreift, sich zu ihm bekennen kann, ohne abtrünnig zu werden, sei er nun Jude, Heide oder Christ.

Es ist in der That eine niederschlagende Thatsache, daß auf demselben Boden und in demselben Volke zwei so entgegengesetzte Formen des Glaubens nebeneinander bestehen können, wie Brahmanismus und Brahmoismus. Man verliert dabei fast sein Vertrauen auf den einheitlichen Ursprung und die einheitliche Bestimmung des menschlichen Geschlechts. Und doch ist es so, nicht nur in Indien, sondern auch bei uns. Menschen, die sich Christen nennen, sind in ihrer Auffassung des Göttlichen und des Menschlichen, in den Gründen ihres Glaubens, selbst in den Grundsätzen ihrer Moral so weit von einander verschieden, als in Indien die Verehrer des Ganesa, „des Gottes des Gelingens, mit vier Händen und einem Elephantengesicht und sitzend auf einer Ratte," und die Verehrer des höchsten Brahma. Es gibt auch ein Christenthum, das todt ist, wenn es auch noch Millionen von Anhängern zählt; aber ich glaube, es gibt auch ein Christenthum, das Leben hat, wenn es auch nur zwölf Apostel aufweisen kann. Auch in Europa stehen die beiden Parteien sich feindlich gegenüber, „hassen sich wegen ihres Glaubens, wie sie sich kaum wegen ihres Handelns hassen würden". Was die Einen Wahrheit nennen, nennen die Andern Irrthum; was bei den Einen Glauben heißt, heißt bei den Andern Unglauben. Die Zeit ist gekommen, wo eine offene Aussprache stattfinden muß, wo wir den Worten, die wir in Sachen des Glaubens gebrauchen, eine klare, feste Bedeutung geben

müssen. Offenheit, Ehrlichkeit führen viel eher zu einem gegenseitigen Verständniß, und flößen uns, selbst wo unsere religiösen Ueberzeugungen weit von einander abweichen, wenigstens Achtung vor unsern Gegnern ein, während vage Formeln, ängstliches Schweigen und schlaffes Nachgeben alle wahre Religion, alles wahre Christenthum, d. h. Liebe zum Menschen, gegründet auf Glauben an Gott, zu Grunde richten.

Wenn Mr. Lyall glaubte, daß es der Zweck meines Vortrages in Westminster Abbey war, die Bestrebungen der Mission zu entmuthigen und zu lähmen, so irrt er sich und wird seinen Irrthum erkannt haben, nachdem er den vollständigen Abdruck meines Vortrages gelesen. Nein, im Gegentheil, ich kenne gar keinen höhern Lebensberuf, als den eines wahren Missionars. Ich versuchte, die Wirksamkeit des einfachen väterlichen Missionars gegen herabsetzende Beurtheilungen zu vertheidigen. Ich versuchte zu erklären, weshalb die blos casuistische Mission so geringen Erfolg habe, indem ich zeigte, wie wenig selbst unter uns durch Controversen erreicht wird. Und ich glaubte, die Missionen zu neuen Hoffnungen zu ermuntern, indem ich auf den indirecten, ja unbewußten Einfluß hinwies, den jeder Mensch, der in Indien oder sonstwo ein wahrhaft christliches Leben führt, auf Alle ausübt, die mit ihm in Berührung kommen. Es ist möglich, wie Mr. Lyall etwas sarkastisch bemerkt, daß für's Erste „die Missionare mir kaum zugeben werden, daß das Wesen des Christenthums nicht in seinen Glaubensartikeln, sondern in christlicher Liebe bestehe; denn man schickte sie aus, um die heilige Schrift zu verbreiten, und diese erkläre deutlich, daß, was wir glauben und nicht glauben, im buchstäblichen Sinne des Wortes, eine brennende Frage ist;" das heißt doch wol, daß wir für unsern Glauben oder Nichtglauben nach unserm Tode zu brennen haben. Nun, das mag sein oder nicht; jedenfalls aber scheint es mir, daß Diejenigen, welche, wie Mr. Lyall, „auf Gottesliebe gebaute Nächstenliebe" für „seichte Moralität" erklären, vergessen haben müssen, daß ein Höherer als sie erklärte, daß „in diesen zweien Geboten hanget das ganze Gesetz und die Propheten". Was sind die meisten Glaubensartikel, als abstracte und abstruse Erklärungen, die saubere Arbeit von Päpsten und Concilien, in denen vom wahren Wesen des Christenthums oft keine Spur zu finden ist? Dadurch, daß man solche Artikel an die Stelle der einfachen Lehre Christi gesetzt und einen Glauben an diese sogenannten positiven Artikel zu einer brennenden Frage, im buchstäblichen Sinne des Wortes, gemacht, sind wir soweit gekommen, daß ehrliche Männer sich und uns gefragt haben: Sind wir noch Christen? Versuchen wir's doch einmal „mit Experiment und Beobachtung", wie die Naturforscher sagen, und setzen wir an die Stelle jener sogenannten christlichen Glaubensartikel den ältesten, einfachsten und positivsten Glaubensartikel des Stifters unserer Religion, „wahre Nächstenliebe, gegründet auf wahre Gottesliebe," und ich glaube, die Ehrlichsten unter uns werden dann sich fragen: Wann werden wir endlich Christen sein?

Onkel Martin's Vermächtniß.

Novelle

von

Levin Schücking.

(Schluß.)

VI.

Es war nach dem Nachteſſen im Hauſe des Forſtmeiſters, bei dem es ſehr ſtill zugegangen. Der Forſtmeiſter hatte faſt keine Silbe geſprochen, die zwei Eleven auch ſehr wenig, da Franz begreiflicher Weiſe zu heiterem Gedankenaustauſch nicht aufgelegt war und immer nur ſehr trockene und zerſtreute Antworten gegeben hatte. Den verlangten Brief hatte er glücklich zu Stande gebracht und geſchrieben, nur mit der Clauſel, daß es zu hoffen ſei, der Vetter Paul werde am Ende ſeinen Entſchluß doch noch ändern. Der Briefbote, der um acht Uhr durch den Wald kam, hatte ihn abgeholt und zugleich die Briefe und die Zeitungen für den Forſtmeiſter gebracht. Jetzt ging der Letztere in dem gewölbten Speiſeſaal, dem alten Thurmgemach, auf und ab, und Franz ſaß auf der in der tiefen Fenſterniſche angebrachten Bank unter einem geöffneten Fenſter und las — es war das ſein gewöhnliches abendliches Amt — dem Forſtmeiſter die Zeitung vor.

Er hatte ſich durch eine Menge politiſchen, ihm ſehr trocken ſcheinenden Stoffes durchgearbeitet; er hatte eine Abhandlung über die in Hinterafien ſich vorbereitenden weltgeſchichtlichen Kataſtrophen begonnen; der Forſtmeiſter aber hatte ihn zum Glück dabei unterbrochen und ihm geſagt:

„Ueberſchlag' das nur, Franz — geh' gleich zu den vermiſchten Nachrichten über, die hinterindiſche Politik und die Pläne Jakub Chans von Kaſchgarien intereſſiren mich heute nicht."

„Mich auch nicht, Vetter Paul, wahrhaftig nicht. Alſo die „Vermiſchten"; es gibt heute eine ganze Spalte voll!"

Franz begann ſie zu leſen. Er las zuerſt einen Bericht über eine verunglückte Luftſchifffahrt; dann fuhr er fort: „In Monaco hat wieder eines jener

tragischen Ereignisse stattgefunden, welche sich mit einer gewissen Periodicität an diesen Spielhöllen zu wiederholen . . .“

Franz unterbrach sich. Er blickte auf, und als ob er dem ihm begegnenden Blicke des Forstmeisters ausweichen wolle, zum Fenster hinaus; dabei sagte er mit einer unsicher klingenden Stimme: „Wie dunkel es schon wird! Ich sehe nicht mehr gut und will erst Licht kommen lassen.“

Er warf das Zeitungsblatt auf den nächsten Tisch und ging hinaus, um die Lampe hereinbringen zu lassen. Während er abwesend war, nahm der Forstmeister das fortgelegte Blatt auf; er trat damit zum Fenster und las die angefangene Notiz ruhig bis zu Ende; dann legte er die Zeitung leise seufzend wieder hin und begann wieder auf- und abzuschreiten.

Als Franz mit einer Dienerin, welche eine brennende Lampe auf den Tisch gestellt, zurückgekommen und nun sich des Zeitungsblattes wieder bemächtigt hatte, fuhr er zu lesen fort, einen genauen Bericht darüber, wie viel Meter der Gotthard-Tunnel in den letzten Wochen vorgerückt sei. Der Forstmeister blieb neben ihm stehen. „Weshalb übergehst Du die angefangene Notiz aus Monaco, welche Deine plötzlich so schwach gewordenen Augen vorhin nicht mehr lesen konnten?“

„Ach — ich vergaß,“ versetzte Franz stotternd. „Soll ich sie nachholen?“

„Nein, ich las sie unterdeß schon. Bemüh' Dich nicht. Ich danke Dir für Deine Rücksichtnahme.“

„Rücksichtnahme, Vetter Paul . . .“

„Nun ja“ — fügte der Forstmeister, sein Auf- und Abschreiten fortsetzend hinzu — „das war es doch von Dir? Ich sehe, wie heute so schnell in meine Verlobung, bist Du auch in eine frühere Lebensepisode von mir eingeweiht, und scheust Dich deshalb, in meiner Gegenwart gewisse in Spielhöllen vorkommende Katastrophen zu berühren . . .“

„In der That, Vetter Paul, Sie werden mir nicht übel nehmen, wenn ich . . . wenn ich vielleicht recht dumm und thöricht war, indem ich glaubte, es könne Ihnen eine Erinnerung an eine alte und längst vergessene Geschichte peinlich sein und . . .“

„Wer hat sie Dir nur erzählt? Und natürlich unter einem gründlich falschen Lichte dargestellt? Durch Deine Taubenpost kannst Du das doch nicht erfahren haben?“ Franz antwortete nicht; es kam ihm dabei zu Statten, daß der Forstmeister in diesem Augenblick sich unten am fernsten Ende des weiten Gemachs und schon außerhalb des Lichtkreises der Lampe befand. Dort blieb dieser eine Weile schweigend stehen. Dann wieder heraufkommend sagte er:

„Da ich sehe, daß Du doch einmal darum weißt, so magst Du nun auch die Wahrheit erfahren, den ganzen Grund dessen, was mich einst vor Jahren zu einer unüberlegten und thörichten Handlung der Leidenschaft hinriß. Es wird zugleich eine Lehre für Dich sein — nicht als ob ich just dächte, daß Du in ähnliche Lagen gerathen und Dich zu ähnlichen Thorheiten verführt fühlen könntest — nicht darum; aber Du wirst daraus sehen, wie wunderlich und launenhaft plötzlich das Schicksal uns fassen und in Abgründe schleudern kann, aus denen wir uns dann nur retten, indem wir uns fest und unentwegt an unserer Ehre festklammern . . “

Franz verfolgte bei dieser ernsten Einleitung die Gestalt seines aufrecht und die Hände auf den Rücken legenden und jetzt langsamer dahinschreitenden Vetters mit höchst gespannten Blicken.

„Du kannst Dir," fuhr dieser fort, „dabei Deine Cigarre anzünden, denn mit dem Vorlesen ist es nun doch zu Ende, und meine Erzählung ist lang."

Franz zog schweigend sein Etui hervor und der Forstmeister begann:

„Es mögen bereits zehn Jahre sein; ich war ein wenig weiter, als Du heute bist, ich hatte bereits das Oberförster-Examen hinter mir und wartete auf eine Anstellung, und da ich bis zu einer solchen ziemlich frei über meine Zeit verfügen konnte, so benützte ich sie, um eine Badereise zu machen. Ich hatte in einem Badeorte freilich für meine Gesundheit, die Gottlob nichts zu wünschen übrig ließ, wenig zu suchen. Aber ich wußte eine entfernte Cousine da, die ich seit Jahren liebte — die, während ich noch pflichtgetreu in's Colleg wanderte, einen viel älteren Mann, einen Landarzt, geheirathet hatte — ihre Verwandten hatten darin eine vortreffliche Versorgung für sie gesehen; — aber Du weißt ja, denk' ich, selbst, wie Eugenie Lindner ihren Mann sehr bald verloren hat und es um ihre und ihres Töchterchens Versorgung übel ausgesehen hätte, wenn nicht der gute Onkel Martin sie zu sich genommen, der freilich schon damals einer solchen aufmerksamen und liebevollen Pflegerin, wie sie ihm von diesem Augenblicke an wurde, gar sehr bedurfte. Er war leidend, oft von der Gicht geplagt, von Nervenschmerzen gepeinigt — trotzdem eine Natur von unverwüstlicher Heiterkeit und einer sich stets gleich bleibenden Güte. Ihm hatten die Aerzte die Badereise verordnet, Eugenie ihn begleitet, und ich reiste nun wieder Eugenie nach Wiesbaden nach — längst ihr erklärter Verehrer und entschlossen, sie als die Meine heimzuführen, sobald ich die gewünschte Anstellung erhalten, die ich spätestens bis zum Herbst hoffte."

„Sie waren also damals schon mit Eugenie Lindner verlobt?" schaltete Franz schüchtern ein.

„Verlobt? Nun ja, wenn Du so willst — nicht eigentlich ausgesprochen und öffentlich verlobt — ein Fremder hätte immerhin unser Verhältniß als vetterliche Freundschaft betrachten können; doch fühlte ich mich ihrer Neigung sicher und ließ mir nicht einfallen, daß sie meine Hand ausschlagen werde, sobald ich im Stande war, ihr ein Schicksal zu bieten."

„Wir amüsirten uns vortrefflich in Wiesbaden; der Onkel machte Ausflüge mit uns nach Mainz, nach Frankfurt, nach Homburg — aber da Ausflüge und Amusement die Stunden eines langen Tages nicht immer ausfüllen können, gerieth ich unglücklicher Weise an den Spieltisch und ließ mich von ihm fesseln, obwol ich mir bewußt war, daß ich dabei immer Herr über mich selber blieb, und daß Eugenie Unrecht hatte, wenn sie mir Vorwürfe über meine neue Leidenschaft machte. Eben deshalb ließ ich mich nicht bekehren und spielte weiter, mit abwechselndem Glücke natürlich, aber doch mit Glück, so daß ich endlich mehrere hundert Thaler Gewinnüberschuß hatte; am nächsten Tage vermehrte sich dieser Gewinn noch beträchtlich; am folgenden Tage aber schmolz er bis auf einen sehr geringen Rest zusammen, und ich muß leider gestehen, daß die Leidenschaft, der Spieldämon mich nun doch mehr, als ich's ahnte, in den

Krallen hatte. Ich wollte meinen Verlust durchaus wieder einbringen, spielte in sich immer mehr steigernder Aufregung planlos — verlor den letzten Rest und noch die hundert Thaler, die ein neben mir mit vielem Glück spielender Heidelberger Student mir vorschoß, fast mir aufdrängte . . . ."

„Ich mußte mich endlich geschlagen zurückziehen — ganz außer mir vor grimmer Bitterkeit. Am meisten bedrückte mich, daß ich völlig außer Stande war, dem Heidelberger Studenten, der am andern Morgen in der Frühe abreisen wollte, sein Geld zu ersetzen. In peinlichster Unruhe lief ich im Park umher, über Mittel und Wege nachdenkend, rasch zu jenen hundert Thalern zu kommen — und doch hatte ich kein anderes, als mich Eugenie zu entdecken und ihre Hülfe anzuflehen, obwol ich voraus sah, daß sie, die gegen mein Spielen mehrmals geeifert hatte, nicht gar zu leicht erweicht sein und mir eine schöne Predigt halten werde. Aber was half es, ich mußte mich in die demüthigende Lage finden, ihr gegenüber, und ging, sie in ihrer Wohnung aufzusuchen. Wir wohnten in einem Hôtel, ich im zweiten Stock, der Onkel Martin mit Eugenie, deren Jungfer und seinem treuen Diener im ersten, in einem Flügelbau, der ganz von ihm in Beschlag genommen war. Als ich diesen betrat, fand ich Eugenie im Zimmer des Onkels, der, wie ich im Hereinkommen schon wahrgenommen hatte, im großen unteren Lesezimmer in ein Zeitungsblatt vertieft saß. Eugenie stand vor dem Schreibtisch des Onkels, und bei meinem raschen Eintreten schien sie zu erschrecken und hastig eine der Schiebladen des Schreibtisches zuzustoßen."

„Was haben Sie, Eugenie?" sagte ich, neben sie tretend — „Sie scheinen mir da Onkel Martin's Billet-doux und geheime Correspondenz durchzustöbern?"

Sie athmete von ihrem Schrecken auf, und mit einem schlauen Lächeln sehr glückselig zu mir aufblickend, flüsterte sie:

„Nicht das — ich entdecke ganz etwas Andres. Sehen Sie, Paul — der gute, gute Onkel!" Dabei zog sie die zugestoßene Lade wieder auf, nahm ein Etui heraus und öffnete es. Es enthielt einen reizenden Schmuck, nichts übermäßig Kostbares, aber eine sehr hübsche und eigenthümliche Arbeit, ich glaube, man nennt es etruskisch — und so etwas war damals in Deutschland noch ganz selten. Der Schmuck bestand aus Brosche, Ohrgehängen und Knöpfen und glänzte verführerisch auf dem dunkelblauen Sammt des Etuis.

„Sehen Sie, Paul," sagte Eugenie — „Sie, Sie haben, wett' ich, vergessen, daß morgen mein Geburtstag ist; aber der gute Onkel denkt daran, denkt so daran!"

„O, vergessen hab' ich das keineswegs, Eugenie," rief ich aus, „obwol ich die Galanterie des Onkels darum nicht weniger bewundere — — es ist ja der Schmuck, den wir neulich in Frankfurt auf der Zeil beschauten. Es lagen ihrer zwei ganz gleiche im Schaukasten des Juweliers, Sie machten uns darauf aufmerksam und konnten sich von dem verführerischen Anblick gar nicht losreißen."

„Und nun hat der gute Onkel sich das gemerkt und den Schmuck von Frankfurt kommen lassen, um ihn mir morgen zu schenken! Wie gütig das von ihm ist — wie rührend gütig! Es macht mir eine ganz namenlose Freude — wirklich, ganz unbeschreiblich!" Eugenien strahlte in der That die Freude

eines Kindes aus den Augen — sie hatte, sagte sie, nie in ihrem Leben etwas geschenkt erhalten, was ihr solche Freude machte.

„Aber, daß der Onkel den Schmuck so in seinem Schreibtisch offen liegen läßt," bemerkte ich, „das ist doch unvorsichtig!"

„Freilich — er hat, als er hinausging, in der Zerstreuung vergessen, den Schlüssel von seinem Schreibtisch abzuziehen," versetzte sie — „ich sah ihn stecken, als ich eben hier eintrat, und machte so die Entdeckung."

„Und mit Ihrem Fürwitze, Sie böse Evatochter, verderben Sie nun dem Onkel Martin die Freude, Sie morgen überraschen zu können."

„O nein, o nein," rief sie lebhaft, den Schmuck an seine Stelle zurücklegend und die Lade zuschiebend, aus — „der Onkel darf im Entferntesten nicht ahnen, daß ich hier war und sein Geburtstagsgeschenk gesehen habe — das vor Allem nicht!"

„Ich werde es ihm nicht verrathen, Eugenie — dagegen müssen Sie mir einen anderen Gefallen thun — nein, mehr als das, einen Liebesdienst erweisen — oder noch mehr als das, mich aus einer grimmen Noth retten . . ."

„Aus einer grimmen Noth retten?" fiel sie betroffen mich anschauend mir in's Wort.

„Aus einer ganz grimmen Noth. Sie besteht darin, daß ich an der Bank meinen letzten Thaler verloren habe, daß ich einem mir sonst ganz unbekannten Heidelberger Studenten ihrer hundert schuldig bin und, weil dieser morgen in der Frühe abreisen will, sie noch heute Abend ersetzen muß. Sie, Eugenie, führen des Onkels Reisekasse und sind sein Finanzminister; Sie müssen mir die hundert Thaler leihen auf so lange, bis ich mir von Hause habe Geld kommen lassen können."

Sie hatte mich ruhig, ohne ein Wort einzuwerfen, diese Rede vollenden lassen, bei der mir ein wenig der Schweiß auf die Stirne getreten war; auch jetzt, wo ich schwieg, antwortete sie nicht gleich, sondern fuhr fort, mich mit ihren großen Augen zu fixiren — nur sah ich, daß ein leichter Wechsel der Farbe auf ihre Züge getreten war.

„Sie antworten mir nicht, Eugenie?"

„Was soll ich Ihnen antworten? Mir muthen Sie zu, ich soll Sie aus einer Verlegenheit retten, in welche Ihre abscheuliche Spielleidenschaft Sie gebracht hat? Mir, die Ihnen immer gesagt hat, daß es Ihnen noch einmal so gehen würde? Und die dabei tauben Ohren predigte? Hat mir Ihr Spiel nicht Verdruß, nicht bittern Verdruß genug gemacht?"

„Verdruß? Ihnen?"

„Nun ja, was anders, wenn ich sah, wie Sie fortspielten, während Sie doch wußten, daß ich es nicht wollte, daß es mich kränkte, mich empörte?"

„Mein Gott, Eugenie, daß es Sie so verdroß, daß es Sie empörte, das wußte ich sicherlich nicht!"

„O, das wußten Sie recht gut, ich habe es offen genug gezeigt; aber Ihre Spielleidenschaft war stärker als Ihre — Ihre Rücksicht für mich; und nun halten Sie sich an Ihr geliebtes Spiel, ich werde Ihnen nicht helfen, wahrhaftig nicht, im Gegentheil, ich freue mich, daß Sie endlich eine Lehre bekommen

und daß ich gerächt werde. Denn das müssen Sie wissen, Vetter Paul, ich bin sehr, sehr rachsüchtig, und ich freue mich, ja, ich freue mich, daß Ihnen ganz recht geschieht!"

„Aber Eugenie," rief ich aus und hielt sie am Arme fest, da sie sich wandte und zornig davon gehen wollte — „das ist Ihr letztes Wort nicht, kann es nicht sein! Begreifen Sie denn die Verlegenheit nicht, in der ich bin? Meine Ehre fordert es, daß ich dem fremden Menschen sein Geld zurückgebe — meine Ehre — wahrhaftig, wenn ich ihm gestehen müßte: ich habe Dein Geld angenommen und es verspielt und kann es Dir nicht zurückgeben — so möchte ich mich gleich nachher todtschießen aus Verzweiflung . . ."

„Ach, Ihre übertriebenen Reden machen keinen Eindruck auf mich," versetzt sie zornigen Tons und sich von mir losmachend — „helfen Sie sich selber, ich thu' es nicht, ich thu' es ganz bestimmt nicht, ganz sicher nicht, ich will es nicht!" Und damit schoß sie zornig davon, fort über den Corridor und in ihr gegenüberliegendes Zimmer hinein, das sie, wie ich hörte, heftig verriegelte, als ob sie sich vor einer weiteren Belästigung von mir sichern müsse!

Daran dachte ich freilich nicht im Entferntesten. Ich blickte ihr mit einem äußerst gemischten Gefühle nach — dem der Entrüstung über ihre Härte, der Empörung über die abscheuliche Grausamkeit, womit sie mich strafen wollte — und doch auch wieder mit einem gewissen Gefühl von Glück, weil sie mir verrathen, wie tief sie sich das, was ich gegen ihren Wunsch gethan, zu Herzen genommen, und weil sie mir dies Zeichen Ihrer Neigung auch ganz unverhohlen eingestanden hatte. Ich begab mich nun ebenfalls in mein Zimmer oben im Hôtel und setzte mich zunächst hin, um nach Hause zu schreiben, damit mir Geld gesendet werde. Als dies geschehen und ich dann den Brief selbst zur Post gebracht hatte, kam ich in das Hôtel zurück; ich wollte rasch mein Nachtessen einnehmen, um mich darauf wieder in das Conversationshaus und zum Spiele zu begeben, wo ich den Heidelberger finden und ihm mein unangenehmes Geständniß machen wollte — auch mit den letzten vier oder fünf Thalern, die ich oben in meinem Schreibtisch noch vorgefunden hatte, den letzten Versuch machen, ob mir das Glück nicht noch im letzten Augenblick zu Hilfe komme.

Im Speisesaale unten fand ich den Onkel, der eben hier seine frugale Abendkost einnahm, während Friedrich, sein Diener, neben ihm stand und beide eifrig mit einander sprachen.

„Ist Eugenie nicht zum Essen mit Ihnen herunter gekommen, lieber Onkel?" fragte ich den alten Herrn, den ich mich gewöhnt hatte, so zu nennen, obwol die beiderseitige Verwandtschaft uns nicht so nahe rückte.

„Frau Eugenie hat Migräne, Paul," versetzte der Onkel mit einem spöttischen Aufzucken der Lippen; „Migräne — man weiß, was das bei den Damen sagen will. Geh jetzt, Friedrich," wandte er sich zu seinem Diener, „geh hinauf, ich komme bald nach und will früh zur Ruhe gehen, weil ich sehr ermüdet bin — vergiß nicht, mir meinen Nachttrunk hinzustellen. — Migräne," fuhr er dann, während sein Diener ging, zu mir gewendet fort, „und das, müssen Sie wissen, Vetter Paul, nicht ohne einen guten Grund. Um Ihnen zu gestehen, um was es sich handelt — sie hat einen Verdruß gehabt, unsre

liebe Frau Eugenie, einen recht ärgerlichen Verdruß...." Ich erschrak, in der Voraussetzung, daß ich der Sünder sei, der ihr den Verdruß gemacht; darüber aber ward ich bald beruhigt, als der Onkel, seine Stimme dämpfend, fortfuhr:

„Sie müssen wissen, Paul, daß ich mir die Freude habe machen wollen, ihr morgen an ihrem Geburtstage — Sie wissen, daß morgen ihr Geburtstag ist? — ihr morgen einen hübschen, feinen Schmuck zu schenken — solch' einen, wie wir damals in Frankfurt ausgestellt sahen — die hübsche etruskische Arbeit, erinnern Sie sich, der Schmuck, der Eugenien so gefiel..."

„Gewiß erinnere ich mich — es waren solcher kleinen Garnituren zwei ganz gleiche da — auf der Zeil war es."

„Richtig, auf der Zeil war es, wo sie auslagen."

„Nun, und was weiter?"

„Nun ist mir der Schmuck, den ich ihr kommen ließ, gestohlen worden."

„Gestohlen — o das ist ja unmöglich! Gestohlen, sagen Sie, Onkel?"

„So sag' ich und so ist es, gestohlen! Und das ist so wenig unmöglich, daß es eigentlich ein Wunder gewesen wäre, wenn es nicht geschehen wäre. Denn ich alter Esel, in meiner albernen Zerstreutheit — Sie kennen ja diese leidige Zerstreutheit, Paul, — ich lasse, als ich vor ein paar Stunden in den Lesesaal hinuntergehe, nicht allein wie immer meine Thür unverschlossen, sondern auch noch den Schlüssel in der Schublade meines Schreibtisches stecken, worin ich den Schmuck gelegt hatte! Nun bitte ich Sie, Paul — in einem solchen Hôtel, in dem Menschen aller Art aus- und eingehen!"

„Aber wer kommt in Ihre Wohnung, Onkel?"

„Meine Wohnung — ist sie was Andres, als ein Taubenschlag? Das läuft hinein, hinaus. Gäste, Zimmermädchen, Kellner, Handwerker!"

Ich schüttelte betroffen den Kopf.

„Ja, ja, so ist es," fuhr er flüsternd fort. „Es war so dumm von mir. Und nicht dumm allein, auch schlecht, einen Menschen so in Versuchung zu bringen! Es ist immer schlecht, den Menschen die Gelegenheit zum Sündigen so nahe zu legen — immer! Deshalb will ich auch nicht, daß über die Sache ein Wort weiter verloren wird, vor Allem nicht, daß man dem Wirth etwas davon sagt. Der arme Teufel würde erschrecken, einen schönen Lärm machen, so daß ich gar noch mit der Polizei zu schaffen bekäme — ich will das durchaus nicht. Ich habe allein die Schuld und will allein die Sache tragen. Nur kein Aufheben davon gemacht, nur nichts gesagt, nur nicht Verdacht gegen eine Menge Leute, die am Ende ganz unschuldig sind, wach gerufen. Wir hätten in den nächsten drei Tagen keine Ruhe mehr im Hause!"

„Sie nehmen die Sache philosophisch, Onkel — man könnte doch im Stillen die Polizei..."

„Ich bitte Sie, die Polizei! Nur das nicht! — Philosophisch, sagen Sie, nehm' ich die Sache? Nun ja. Soll ich das nicht? — Soll ich mich durch eine Sache, die nicht zweihundert Thaler werth ist, um meinen Gemüthsfrieden bringen lassen? Aber freilich, Frau Eugenie nimmt sie nicht philosophisch, gar nicht — sie nicht! Sie hat Migräne davon bekommen, Migräne!"

Der Onkel lachte dabei so schelmisch über diese Migräne, daß es mich fast

verletzte um Eugeniens willen. Zu der leichten Art, womit er seinen Verlust nahm, konnte ich nur den Kopf schütteln. Doch wußte ich, daß das ganz in seinem Charakter lag. Bei aller Güte war er doch auch wieder der richtige alte Junggeselle, das heißt ein Egoist, und wußte mit einer wahren Virtuosität sich alles Unangenehme und Unbequeme fern zu halten. Wo auf der einen Seite seine Ruhe, auf der andern Geld in Betracht kamen, war Geld ihm kein Gegenstand. — Mit Eugenien fühlte ich ein tiefes Mitleiden — sie hatte sich so innig auf den Schmuck gefreut, eine solche helle Freude darüber hatte aus ihren schönen Augen mich angeleuchtet! Zu thun, zu überlegen war freilich nichts; der Onkel wollte schon bald von der Sache gar nicht mehr reden hören und brach auf, und ich ging jetzt doppelt verstimmt und gedrückt zum Conversationshause. Dort begann ich mit vollständig erloschener Hoffnung zu spielen — nur um das Letzte zu thun, was mich aus meiner Verlegenheit reißen könne, und sieh, mit den paar Thalern, die ich zu setzen hatte, gewann ich, gewann immer mehr, setzte in wachsendem Uebermuth immer höher und war nach etwa einer Stunde über alle Noth hinweg — ich hatte mehr als vierhundert Thaler, fast fünfhundert vor mir liegen. Dann folgten ein Paar Rückschläge, das Glück schien sich zu wenden. Nun hörte ich auf. Es kostete mich eine Anstrengung, aufzuhören — aber ich zwang mich, und dabei gelobte ich mir fest, nie im Leben wieder zu spielen. Dann suchte ich meinen Heidelberger auf, um ihm sein Darlehn zurückzuzahlen. Ich fand ihn an dem nächsten der grünen Tische.

„Ah — es ist gut, daß Sie kommen," sagte er; „ich habe verloren; außerdem will ich fort."

„Fort, jetzt in der Nacht? — Es muß halb elf sein?"

„Ich fahre auf einer Locomotive," versetzte er, „die sogleich abgehen wird; der Oberingenieur der Eisenbahn, den ich kenne und der vorhin hier war, hat eben ein Telegramm bekommen, das ihn zwingt, sofort nach Frankfurt zu dampfen. Es ist da auf der Linie weiter oben etwas vorgefallen, wobei man ihn braucht. Er wird mich umsonst auf einer Locomotive mitnehmen. Er ist zum Bahnhof gegangen, sogleich heizen zu lassen..."

„Ah!" sagte ich, von einem plötzlichen Gedanken ergriffen, „geht die Locomotive alsdann sogleich hierher zurück und würde Ihr Freund, der Ingenieur, am Ende auch mich mitnehmen?"

„Das Letztere gewiß gern — das Erstere weiß ich nicht. Haben Sie Lust, mitzufahren?"

„Wenn ich noch in der Nacht zurückkehren kann — ja."

„Kommen Sie mit zum Bahnhof — wir können ja sehen — ihn fragen."

Wir gingen zum Bahnhof. Der Oberingenieur stand harrend auf dem Perron; im Hintergrunde zischte und glühte eine Locomotive und lugte mit ihren großen Feueraugen in die Nacht, während man den Wasserguß, der sich eben in sie einschüttete, rauschen und das Zischen ihres Dampfkessels übertäuben hörte. Nachdem der Student mich ihm vorgestellt, versicherte mich der Ingenieur, daß ihm meine Begleitung auf seiner nächtlichen Fahrt sehr angenehm sein würde, daß die Locomotive am andern Tage auf dem hiesigen Bahnhof in Dienst gestellt werden müsse, also, wenn sie ihn in Frankfurt abgeliefert habe, sogleich

hierher zurückkehre, und daß ich deshalb nur mit ihm und seinem jüngern Freunde aufsteigen solle; eine solche Fahrt durch eine schöne Sommernacht sei etwas ganz Lustiges.

Und darin hatte der Mann recht. Das Feuerroß war nach kurzer Frist herangerollt, wir stiegen auf den Tender, auf welchem wir auf einer Holzbank zur Seite Platz nehmen konnten, und glitten nun über die Schienen dahin, rascher und rascher fortgezogen, bis endlich auf der freien Bahn draußen das rasselnde und stampfende Ungeheuer vor uns in eine ganz rasende Gangart überging und uns vorwärts riß, als wirbele uns irgend ein Planet, der in derselben Nacht noch rund durch seine Bahn wolle, dahin. Unser Zug war leicht, und die Männer, die er trug, fünf Männer in Allem, fürchteten sich nicht. Zuweilen freilich grauste mir doch. Ich stand auf dem Tender, mit der Hand mich festhaltend, um aufrecht zu bleiben, und schaute dem Spiel des Lichtscheins zu, wie ihn die Locomotive vor sich herwarf über dunkle Gegenstände, die, einen Augenblick blitzschnell beleuchtet, während dieses Augenblicks höchst wundersame und märchenhafte Formen annahmen, so daß mir von Zeit zu Zeit ganz traumhaft zu Muthe, ganz schwindelig wurde; daß mir war, als rasten wir von einer toll gewordenen elementaren Gewalt erfaßt durch eine toll gewordene Welt, in der die bekannten und unterscheidbaren Gegenstände, die Barrieren, die Wärterhäuser, die Gartenthore, die Baumgruppen, die Stationsgebäude alle lebendig und wie von unsrer Tollheit angesteckt wurden. Es lag etwas furchtbar Aufregendes in dieser rasend schnellen Nachtfahrt; ich war erregt von meiner Scene mit Eugenien heute, von meinem Spiel, von meinem Glück, von meinem Einfall, dessen Ausführung mich stolz machte, von meinem Triumph über Eugenien, die nun morgen sich besiegt erklären und eingestehen mußte, daß das Spiel unter Umständen doch eine recht gute Sache sein könne. Doch trieb mich wahrhaftig nicht dies Verlangen, sie beschämen und über sie triumphiren oder gar mich für ihre Härte rächen zu wollen. Der Gedanke an ihren Verdruß, um ihr schönes Geburtstagsgeschenk gekommen zu sein, der Wunsch, sie wieder froh, ihr den verdorbenen Festtag wieder zu einem schönen und glücklichen zu machen, das Verlangen natürlich auch, ihr dadurch meine Liebe zu beweisen und ihre Verzeihung zu verdienen, daß ich sie früher gekränkt — das war es, was mich trieb, mit einem Wort, Liebe und Uebermuth und Lust am flotten Streich.

Wir kamen noch vor Mitternacht in Frankfurt an — ich dankte meinem Oberingenieur, der dem Locomotivführer befahl, mit der Rückfahrt auf mich zu warten, bis ich von einem Gange in die Stadt zurückgekommen, und dann begab ich mich zur Zeil, wo ich Mühe hatte, meinen Juwelier zum Oeffnen seiner festverschlossenen Thüre zu bringen und den seltsamen Kunden, der in so verdächtiger Stunde kam, in seinen Laden einzulassen. Zu meiner Freude war die zweite Garnitur, die er mit einer Sendung andrer Sachen kürzlich aus Italien erhalten, noch unverkauft. Ich legte Hand darauf, zahlte 290 Gulden dafür — der Juwelier betrachtete meine an der Bank gewonnenen Cassenscheine mit sehr forschendem Auge — und verbarg ganz glücklich meinen Schatz in der Brusttasche. Dann eilte ich zum Bahnhof zurück, wo man eben den letzten Kohlen-

sack auf meinen Tender ausschüttete und nach einigem Zögern, das die nöthige Umstellung der Locomotive verursachte, die Rückfahrt antrat." —

Der Forstmeister machte hier eine Pause. Er ging, nachdem er eine Weile in die Flamme der Lampe auf dem Tisch geschaut, zu einem Nebentisch, wo er sich ein Glas Wasser eingoß und leerte. Dann nahm er seinen Gang wieder auf, nur langsamer schreitend, und sagte:

„Ich will, was nun folgt, kürzer machen, Franz, und Dich mit all' diesem Detail verschonen, das Dich ohnehin wenig interessiren kann. Es genügt, wenn ich Dir das Ergebniß und die Folge dieser meiner tollen Nachtfahrt angebe, die ich unternommen, um Eugenien eine Freude zu machen. Ich kam heim noch vor drei Uhr. In unser Hôtel in Wiesbaden eingelassen, schritt ich leise in die Wohnung des Onkels — ich war sicher, daß auf den Teppichläufern, die sich durch alle Corridore hinzogen, Niemand meine Schritte hörte, ich Niemand störte; ich öffnete in der Wohnung des Onkels die erste Thür rechts, hinter der sein Diener Friedrich schlief, neben dem Zimmer seines Herrn, der ihn seiner Gesundheit wegen immer neben sich haben mußte; ich rüttelte Friedrich aus dem Schlaf auf, legte mein Schmucketui auf seine Bettdecke und sagte: „Geben Sie das dem Onkel, sobald er in der Frühe erwacht und nach Ihnen klingelt. Sagen Sie ihm nur, ich hätte es gebracht. Hören Sie? Gute Nacht, Friedrich!" — Ich ging wieder, eben so leise, wie ich gekommen, davon, stieg zu meiner Wohnung hinauf, warf rasch die Kleider ab und mich auf's Bett, wo die erste Morgendämmerung, die schon in meine Fenster graute, mich nicht verhinderte, in einen tiefen und festen Schlaf zu sinken.'

Allzu tief und fest leider für einen Mann, der am Morgen des Geburtstags einer Geliebten dieser einen schönen Strauß überreichen und vor den andern Freunden mit seinen Glückwünschen da sein will. Es war nach neun Uhr, als ich erwachte, es war halb zehn beinahe. Eilig springe ich auf, diesen Murmelthierschlaf, in den mich die Ermüdung der Nachtfahrt versetzt hatte, verwünschend, greife nach meinen Kleidern und — erblicke einen gesiegelten Brief auf meinem Tische. Ich nehme ihn und sehe, daß ihn Eugeniens Hand adressirt hat; er muß schon am vorigen Abende von ihr gekommen und mir dahin gelegt sein; bei meinem nächtigen Kommen hatte ich ihn natürlich nicht wahrnehmen können. Ich reiße ihn auf — und stehe starr: Eugenie schreibt mir: Ah — das ist etwas, das ich nie und nimmer geglaubt hätte. Daß man in der Spielleidenschaft dahin kommt, sich zu erschießen, das ist erhört; daß man dadurch zum Dieb wird, das nicht! Sie, Niemand anders als Sie, Paul, haben dem Onkel den Schmuck genommen, mit dem er mir eine Freude machen wollte; als ich Sie heute neben der unverschlossenen Schreibtischlade in seinem Zimmer stehen ließ; Niemand anders kann es gethan haben, denn eben weil der Schreibtisch unverschlossen war, habe ich, nachdem Sie sich entfernt hatten, das Zimmer des Onkels ganz genau gehütet, und ich weiß ganz bestimmt, daß Niemand hineingekommen ist. Sie haben den Schmuck genommen und sich darauf das nöthige Geld verschafft, um das, was Sie mir als eine „Ehrenschuld" darstellten, zu zahlen. Läugnen Sie nicht. Ich bin grenzenlos empört. Ich hätte es nie,

nie, nie von Ihnen für möglich gehalten. Schaffen Sie noch heute Abend den Schmuck zurück, sonst sag' ich dem Onkel, wer ihn gestohlen hat! —

So ungefähr lautete Eugeniens Brief. Das war sein Inhalt, waren seine Worte. Du begreifst, Franz, daß ich diese Worte anstarrte, daß sie mir den Schweiß auf die Stirn trieben, daß mir schwindelte . . . daß ich dann nach Luft ringend in einen Sessel sank. Auf diesen Brief hatte ich durch das, was ich gethan, mitten in der Nacht die Antwort gegeben. Auf diese Anklage, ich sei ein Dieb, hatte ich das Geständniß auf Friedrich's Bettdecke geworfen — das Schuldgeständniß, das volle Geständniß war von mir wie von einem ertappten Schuft geleistet — Eugenie hatte jetzt längst ihren Schmuck, beim ersten Frühstück, das seit einer Stunde vorüber sein mußte, hatte der Onkel ihr freudestrahlend den Schmuck übergeben und dabei gesprochen: sieh Kind, der Dieb, der mir gestern das Geburtstagsgeschenk stahl, muß über Nacht in sich gegangen und reuig geworden sein — er ist heut in der Frühe in Friedrich's Kammer gekommen und hat es diesem auf die Bettdecke geworfen. Und Eugenie — wie hatte sie es aufgenommen? War es ihr verbittert durch den Gedanken, daß ich . . . ach, was ging es mich an, wie sie es aufgenommen, ich war von ihr ein Dieb genannt worden, sie hielt mich dafür, sie hielt den Beweis davon in ihrer Hand, ich hatte ihr Herz verloren für immer, nein, ich hatte es nie besessen, sonst wäre sie nicht im Stande gewesen, mich so abscheulich zu beschuldigen, mich einen Dieb zu nennen, mir solche Worte zu schreiben! Ich saß, saß und starrte auf den Boden, starrte zum Fenster hinaus in die leere Luft, weinte, sprang auf, griff nach dem Revolver, der über meinem Bett hing, spannte ihn, warf ihn heftig mit einem Fluche auf das Bett zurück, rannte durch das Zimmer, griff die Waffe wieder auf, setzte sie auf die Stirn und schoß einen der Läufe ab . . . ."

„Aber — Vetter Paul," fuhr hier Franz athemlos auf — „das — das war ja fürchterlich unvernünftig!"

„Freilich!" sagte der Forstmeister kalt — „das war es!"

„Sie konnten ja so leicht, so sehr leicht beweisen . . ."

„Beweisen? Nun ja, ich konnte allerlei beweisen! Für's Erste konnte ich nichts beweisen, gar nichts! Wäre ich hinunter geeilt und hätte Eugenien zugerufen: ich bin nicht der Dieb, dieser Schmuck da ist in der Nacht von mir aus Frankfurt geholt, so hätte sie mir geantwortet: in der Nacht geht kein Zug nach Frankfurt, kommt keiner von da an. Daß ich mit einem Extrazuge hinübergeflogen und zurückgekehrt, lautete wie eine unwahrscheinliche Erfindung. Ich konnte dann freilich im Laufe des Tages Zeugen vom Bahnpersonal herbeibringen, ich konnte an den Juwelier telegraphiren — nun ja, ich konnte am Ende beweisen, daß ich einen andern Schmuck, nicht den gestohlenen, Friedrich gebracht. Aber war damit bewiesen, daß ich den ersten, ursprünglich in der Hand des Onkels gewesenen nicht doch gestohlen, zu einem Händler gebracht, mit dem erhaltenen Gelde glücklich gespielt und dafür dann einen Ersatz im zweiten herbeigeschafft, erschrocken durch die Drohung in Eugeniens Brief? Und dann mußt Du nicht denken, daß ich das Alles damals mir klar und genau überlegt und durchdacht hätte — was war da viel zu überlegen — für das,

was ich in voller Freude meines Herzens ausgeführt, war ich so belohnt worden, Eugenie hatte mich einen Dieb genannt, sie, die Frau, die ich liebte, von deren Liebe ich meine ganze Zukunft bedingt fühlte, an der mein ganzes Leben hing, konnte mir solche Worte in's Gesicht werfen, konnte mir einen solchen Beweis der Verachtung geben, konnte dadurch für immer und ewig jedes Band zwischen uns zerreißen . . . das war das Entsetzliche bei der Sache, das, was mich in den Tod trieb, weil ich glaubte, danach nicht mehr leben zu können. Ich hatte eben damals ein heißes, leidenschaftliches Blut, und zu stolz zur Vertheidigung meiner Ehre, einem so abscheulichen Vorwurf gegenüber, griff ich zum Revolver und schoß mir eine Kugel vor den Kopf."

Franz war längst aufgesprungen, und mit dem Rücken an den Tisch gelehnt, den immer noch auf- und abgehenden Forstmeister mit den Blicken nicht verlassend, sagte er in athemloser Spannung:

„Und dann, wie ging es weiter? Ihre Verwundung war nicht tödtlich, man kam Ihnen zu Hilfe, Frau Lindner erfuhr, daß sie Ihnen Unrecht gethan?"

„Letzteres wol nicht, Franz, wenigstens weiß ich nichts davon — und bin weit entfernt, sie darum zu fragen. Vielleicht, wenn ich sie heute früge, würde sie sagen, ja, ich glaube nicht mehr, daß Sie je ein Verbrecher sein konnten. Vielleicht! Vielleicht auch nicht. Und wenn sie es sagte, weiß ich, ob sie mir die Wahrheit sagt, ob sie nicht dennoch im Grunde ihrer Seele von meiner Schuld überzeugt ist? Das Einzige, was ich weiß, ist, daß wir getrennt sind für immer. Mag sie mich für einen Dieb halten oder zu andern Gedanken darüber gekommen sein — es bleibt ungefähr dasselbe; meine Ehre verbietet mir, ihr gegenüber je ein Wort über die Sache zu verlieren.

Franz antwortete nicht gleich darauf. Nach einer Pause sagte er lebhaft und wie aus Gedanken auffahrend: „Aber Ihre Verwundung, Vetter Paul?"

„Meine Verwundung, Vetter Franz — nun ja, die war denn doch schwer genug; man eilte auf den Schuß herzu, fand mich, nicht schön, fürcht' ich, anzuschauen auf dem Boden daliegend, das Gesicht mit Blut überströmt, und oben an der Stirn, die noch jetzt ein wenig gefurcht davon ist, einen tüchtigen Riß im Schädelknochen zeigend. Aerzte wurden geholt, brachten mich wieder zum Bewußtsein, pflasterten mir den zersprengten Kopf wieder zusammen — dann kam ein schweres Wundfieber, eine Zeit des Phantasirens — Eugenie hat mich, glaub' ich, treulich während dieser Zeit gepflegt; als ich aber aus meinem Zustand wieder zu vollem, klarem Bewußtsein erwachte, saß eine Schwester, die zu mir geeilt war, an meinem Bett — der Onkel Martin und Eugenie waren, als sie gehört, daß ich außer Gefahr, abgereist — Eugenie wol mit der doppelt festen Ueberzeugung von meiner Schuld: mein Selbstmordversuch war ja auch so gut wie ein Schuldbekenntniß! Weshalb hätte ich mich sonst todtschießen brauchen! Und das ist die Moral von der Sache — eine doppelte Moral. Du siehst, was dabei herauskommt, wenn ein junger Mensch zu eifrig ist, den Frauen zu dienen, und zu rasch zum Revolver greift, mit dem eben nichts zu beweisen ist!"

Der Forstmeister hatte diese Worte mit einer großen spöttischen Bitterkeit gesagt. Er schwieg dann und Franz wagte erst nach einer Pause die Frage:

„Und dann — was wurde dann?"

„Was sollte dann geworden sein? Wir sahen uns lange nicht mehr, Eugenie, der Onkel Martin und ich — bis ich hier die Stelle bekam, die mich in ihre nächste Nähe brachte. Nun nahm der Onkel, der wol nie aus der Sache klug geworden ist, den Verkehr wieder auf — ich ließ ihn mir gefallen, da ich ja nicht den mindesten Grund hatte, mit dem guten Onkel auf einem gespannten Fuße zu leben. Und da er meine und Eugeniens Neigung von früher her kannte, da er unsre jetzige gegenseitige kühle Haltung nicht begriff und oft darüber spöttische Scherze machte, die zeigten, daß sie ihn verdroß, hat er uns endlich durch sein Testament zusammenbringen wollen. Ich habe mich in die Bedingung dieses Testaments gefügt, so weit nöthig — aber natürlich auch nur so weit — zwischen Frau Lindner und mir bleibt der Abgrund unübersteiglich für immer — und Du begreifst es jetzt!" —

„Ich begreife es," sagte Franz mit einem sehr schweren Seufzer. Nach einer Pause hub er wieder an: „Aber Eines ist mir dennoch unklar — ich meine . . ."

„Was meinst Du, Franz?"

„Der Onkel Martin hat sich doch wunderlich dabei benommen. Sein Schmuck ist ihm gestohlen — er erhält am andern Morgen durch seinen getreuen Friedrich einen andern zugestellt, kurz darauf macht sein Vetter einen Selbstmordversuch — das sind doch Vorgänge, die ihn in Bewegung bringen, die ihn veranlassen mußten, zu forschen und zu untersuchen . . ."

„Ohne Zweifel. Deine Bemerkung ist ganz scharfsinnig, Franz. Der Onkel Martin wird sich mit Eugenie schon ausgesprochen haben, wie das Alles zu deuten sei, und leider wird Eugenie eine Erklärung nur zu sehr in Bereitschaft gehabt haben. Sie konnte ihm ja sagen, in welcher Geldnoth ich am Tage vorher gewesen, wie ich den Schmuck genommen, aber auf ihren Brief mit seinen Drohungen hin in der Nacht wieder herbeigeschafft, und mich am Morgen dann in dem Verdruß darüber und vielleicht auch wegen neuer Spielschulden, die ich gemacht, habe todtschießen wollen. Es war ja Alles einfach und lag so klar auf der Hand. Sie haben dann die Güte gehabt, meine Handlung vor der Welt mit meiner Spielleidenschaft zu erklären — und der Onkel hat endlich, wie ich dies schon sagte, die Güte so weit getrieben, Alles zu vergessen, mir Alles zu verzeihen und — es nur unverzeihlich zu finden, daß ich nicht ebenfalls Alles vergaß und nicht meine Bewerbung um Eugenie wieder aufnahm!"

Franz nickte ein paar Mal mit dem Kopfe und schwieg. Der Forstmeister sprach ebenfalls nicht mehr. Er nahm einen an der Wand hängenden grauen Sommerhut und ging aus dem alten Thurme auf der außen angebrachten kleinen Stiege in den im Mondlicht daliegenden Garten hinab.

V.

Franz brachte nach dieser merkwürdigen Enthüllung eine höchst unruhige und aufgeregte Nacht zu; und dann hat wol noch nie eine inhaltschwerere und mehr Kopfzerbrechen machende Berathung stattgefunden, als am Nachmittage des andern Tages von ihm und zwei andern Personen gehalten wurde, welche im

Schatten eines üppig wuchernden hohen Hollunderstrauchs, der wieder im Schatten eines hohen alterthümlichen Bauwerks stand, gehalten wurde. Dies Bauwerk war der ursprüngliche und seiner Zeit vielleicht recht stattliche aussehende Hauptbau auf dem Gute der Frau Lindner, obwol er nur von Fachwerk aufgeführt war und ein riesiges Strohdach ihn bedeckte. So glich er einem gewöhnlichen Bauerhof, war aber viel größer, eine große eiserne Windfahne krönte die Stirn der Giebelseite, und am andern Ende hatte er den Raum zu dem Ausbau einer besondern Wohnung geboten, zu einer Küche mit zwei Kammern, in denen ein friedliches stilles Ehepaar, Frau Martha mit ihrem Gespons, dem Gärtner Stephan, lebte, während den übrigen Theil des langgedehnten Hauses der Pächter der Ländereien von Frau Lindner einnahm. Für die Herrschaft hatte weiter unten, dem Flusse näher gerückt, Onkel Martin das hübsche neue im Villenstil aufgeführte Haus gebaut, welches wir kennen, und in dem er gewohnt hatte, seit er sich von seinem nie sehr anstrengenden Geschäft als „stiller Theilhaber" in einem großen Eisenwerk zurückgezogen. Im Schatten dieses Pachthofs also saßen, nachdem Frau Martha drei Strohsessel auf den grünen Rasenplatz hinausgetragen, der zwischen dem Hollunderbaum und dem Stück Leinen, das sie im Baumhof bleichte, frei geblieben — hier saßen Fräulein Eva, der Forstbeflissene Franz und die Gärtnerfrau mit einer kleinlauten und hülflosen Bestürztheit zu Rath, die sonst nicht im Charakter von ihnen allen lag. Denn Frau Martha war eine entschlossene, kluge Frau, die wußte, was sie an der Welt hatte und wie sie die Menschen nehmen mußte, und die sich viel auf ihren einfachen Mutterwitz zu Gute that, mit dem sie immer am besten ausgekommen sei. Am besten war sie wol ausgekommen, weil sie eine herzensgute, für alle hilfbereite Person war, die wieder alle Menschen gern hatten.

Franz hatte sich nach Tisch mit Eva an der Krähenhütte getroffen, und nachdem er ihr die merkwürdigen, die ganz unglaublichen Dinge enthüllt, von denen erfüllt er dort auf sie geharrt, hatte sie ihn sofort mit sich genommen. Ganz außer Athem, roth glühenden Kopfes, — „pustend wie Blasebälge," hatte Martha ausgerufen — waren sie bei dieser angelangt, um ihr das Alles anzuvertrauen und zu hören, was sie sagen werde, und welchen Rath sie geben könne . . . Frau Martha war ja damals, als Eva schon herangewachsen, mit deren Mutter als ihr Mädchen in Wiesbaden gewesen; sie mußte doch auch über das Alles mitsprechen können, und Eva war auch fest überzeugt, daß sie jetzt werde einen Rath zu geben haben.

Frau Martha aber schien diese Hoffnung täuschen zu wollen. Als Franz ihr die ganze Geschichte seines Vetters Paul, wie er sie von ihm vernommen, erzählt hatte, sah sie mit ihren runden, blauen, ein wenig zu weit auseinanderstehenden Augen völlig rathlos drein — sie war so betroffen, daß sie sprachlos, die Hände auf ihre wohlgerundeten Knie schlagend, bald Franz, bald Eva anstarrte.

„Das ist eine Geschichte," rief sie aus, „wie sie Einem gar nicht träumen sollte — eine Geschichte, wie sie nicht einmal in den Büchern steht!"

„Freilich," sagte Franz, „aber wenn sie der Forstmeister so erzählt, so ist sie auch ganz genau so vorgefallen, darauf verlassen Sie sich, Martha!"

„Nun gewiß verlaß ich mich darauf, gewiß! Und wissen Sie, Herr Franz, daß ich mir jetzt auch schon einen Vers daraus machen kann?"

„O Martha, Du kannst Dir einen Vers daraus machen — wie das?" rief Eva aufathmend aus.

„Wenn der Forstmeister damals dem Onkel seinen Schmuck nicht fortgenommen und dann in der Nacht wiedergebracht hat, wie Deine Mutter bis auf diese Stunde glauben muß, sondern wenn er einen zweiten, ganz gleichen geholt hat, dann sind doch auch ihrer zwei dagewesen."

„Natürlich sind ihrer zwei dagewesen."

„Und der erste ist gestohlen worden und nie wieder gekommen, und dieser Diebstahl ist an Allem Schuld!"

„Freilich, dieser Diebstahl ist an Allem Schuld, aber mein Vetter Paul hat ihn nicht begangen, der Forstmeister nicht, darauf können Sie das Sacrament nehmen, Martha," fiel lebhaft Franz ein.

„So laß Martha doch weiter reden, Franz," sagte Eva, ihre Hand, wie ihn zur Ruhe verweisend, auf seinen Arm legend.

„Der Forstmeister nicht — nein, der Forstmeister nicht," fuhr Frau Martha fort, „sondern dieser habgierige Schlaukopf von Friedrich. Wenn Deine Mutter das Zimmer ihres Onkels so scharf gehütet hat und weiß, daß Niemand hereingekommen ist, nachdem der Forstmeister gegangen war, so kann ihn nur eines von uns beiden, die fortwährend durch die Zimmer gingen, genommen haben, — ich oder der Friedrich. Und ich, das wißt Ihr, ich habe ihn nicht. Also der Friedrich — der! Er war immer ein hinterhaltiger Mensch, der sich nie mit Anderen einließ, um nur ja nicht in die Lage zu kommen, einen Groschen von seinem Gelde opfern zu müssen, der sich nie ein Vergnügen oder einen guten Bissen, den er nicht geschenkt bekam, gönnte; ja, ja, er war immer die Tugend und die Solidität selber, und statt ihm deshalb zu mißtrauen, wegen all' seiner Gerechtigkeit und Nüchternheit, meinte der Onkel Martin Wunders, welch Juwel er an dem Friedrich habe. Er hat den Schmuck gemaust und sich dabei gesagt, in solch einem Hôtel, in dem all' die Menschen ein- und ausgehen..."

„Aber," fiel Franz lebhaft ein, „Sie sagten ja eben selbst, Martha, daß Niemand als Sie und Friedrich in des Onkels Zimmer gekommen..."

„Es hätten aber jeden Augenblick noch Andere kommen können — die Kellner, der Hausknecht, der Wasser zu bringen pflegte, das Stubenmädchen, das nach den Lampen sah, um Petroleum aufzugießen, wo es nöthig, und was weiß ich, wer Alles — kurz der Friedrich konnte immer seiner bösen Lust nachgeben, mit dem Gedanken, daß auf ihn, den bewährten treuen und redlichen Friedrich, kein Verdacht falle. Daß Frau Lindner das Zimmer des Onkels von dem ihrigen aus im Auge hielt, daß Niemand Fremdes in der That mehr hineingegangen ist, das konnte er nicht wissen! Als ihm dann in der Nacht der zweite Schmuck von dem Forstmeister gebracht wurde — da hat er diesen dann freilich dem Onkel Martin schon übergeben müssen, und der Onkel Martin und Frau Lindner haben ihn für den ersten, von Friedrich gestohlenen gehalten!"

„Martha, so wird es wol sein, so muß es sein," sagte Eva nachdenklich — „ich wollte nur, es hälfe uns etwas, zu wissen, daß es so ist!"

„Weshalb hilft es uns nicht," rief Franz aus, „wenn wir, nein, wenn Sie, Frau Martha, alles dies der Frau Lindner erzählen, so muß sie doch sehen, wie Unrecht sie meinem Vetter Paul gethan hat."

Frau Martha nickte ein paar Mal leise mit dem Kopfe, dann strich sie nachdenklich ihr blondes Scheitelhaar glatt und dann schüttelte sie den Kopf wieder so heftig, als ob sie alles eben Geglättete wieder wirr schütteln wolle.

„Nein, nein," sagte sie — „ich fürchte, damit erreicht Ihr nichts, Kinder; Ihr kennt solch eine Frau nicht, wie Frau Lindner ist. Wenn der ein aufrichtiges Menschenkind ein ehrliches Wort sagt, so glaubt sie ihm schon, vorausgesetzt, dies Wort geht den Nachbar Müller in der Mühle oder den Hofschulzen dort unten an; wenn aber das Wort sie selber angeht, sie selber an's Herz faßt und wie ein glühend Schwert ihr durch die Brust fahren muß — dann glaubt sie's nicht so ohne Weiteres, eine solche Frau, wie sie, nicht; und das kann auch Niemand von ihr verlangen, daß sie's glauben soll, was sie so unglücklich macht. Sie glaubt's nicht eher als sie's glauben muß und mit Händen greifen kann. Wenn Einer den Friedrich mit der Faust am Kragen packte und herbeischleppte und vor ihr auf die Kniee stieß und zwänge, daß er's gestände... dann freilich, dann wär's etwas Anderes! Da das aber ein schweres Ding sein wird und, fürcht' ich, nicht ausführbar, auch wenn wir alle drei unsere Kräfte daran setzen thäten, so weiß ich nicht, was da nun zu machen ist, Eva. Denn das mußt Du wissen, Kind, die Sache ist Deiner Mutter eine schwere Last geworden, die sich auf ihr Leben gelegt hat — als wenn Du auf die gelbe Kettenblume da hinter Deinem Stuhle im Grase, die eben aufgehen und eine Blume werden will, einen Kieselstein legst — sie quält sich dann wol so weiter, aber mit dem Aufblühen und Wachsen hat es ein Ende. Es hat etwas an ihrem Leben gezehrt und genagt, das habe ich immer gewußt, und ich war auch nicht so dumm, nicht zu durchschauen, daß es mit des Herrn Paul tollem Streich, sich todtschießen zu wollen — wegen Spielverluste, sagte der Onkel Martin und sagten die Leute damals — zusammenhing. Aber *wie* es eigentlich zusammenhing, und *was* dahinter steckte, daß ihr von dem Tage an das Leben wie verbittert und sie, die lebenslustige, heitere Frau, die so hell lachen konnte und sich immer so elegant nach den schönsten neuesten Moden trug, nun erst so recht wie eine Wittwe war, und Kleider auf und an sich hatte, die schon vor drei Jahren nicht mehr Mode gewesen, und etwas in sich hatte wie einen nagenden Wurm — seht, das hab' ich eben erst durch Euch erfahren! Und wolltet Ihr jetzt vor ihr mit der Sache herausplatzen und ihr zumuthen, sie solle sich sagen, daß sie alle die Jahre hindurch eine Thörin gewesen, eine rechte Sünderin, daß sie gegen einen ehrlichen Mann ein böses Mißtrauen gehegt und ihren Nebenmenschen verdammt, ohne ihn erst zu fragen und ohne zu untersuchen, und sich und ihm dadurch das Leben verdorben — dann wäre das ganz der verkehrte Weg, den Ihr einschlüget, und zum Ziele kämt Ihr damit am allerwenigsten. Denn davon mögt Ihr sicher sein, über die ganze Sache nachgedacht und sie sich von allen Seiten überlegt, das hat sie schon, in all' den stillen, einsamen Stunden, die sie seitdem hier verlebt hat; und wenn Einer so umhergeht ohne vielen Zuspruch von anderen Menschenkindern und mit wenig anderem Vergnügen in der Welt,

als die kleinen Späße und Schelmereien eines lebenslustigen Onkels anhören zu müssen, mit dem es doch so trübselig immer mehr bergab geht — dann wird der Mensch nicht glaubhafter für das, was ihm vorkommt, und nicht duldsamer und liebreicher für seinen Nebenmenschen, sondern er wird schärfer und bitterer und sieht, daß die Welt schlecht ist, und wird argwöhnisch und verstockt und herzenshärtig. — Solch eine Sache, Herr Franz, ist just wie der böse Schwamm an der Eiche neben der Hausecke da — das ist erst nur ein kleines Gewächs so groß wie ein Fingerhut, das sich in der Nacht aus dem Bork herausschiebt, und mit einem Finger kann man's abbrechen — wenn aber Niemand kommt, der's abbricht, so wächst es dicker und breiter, immer sacht fort, bis es wie ein klumpiges Stück der Eiche selbst ist und einer schon mit der Axt kommen muß, um es herunterzuhauen. Und dann, dann ist die Eiche an der Stelle wund für Lebenszeit." Das war Frau Martha's Rede und Frau Martha's Ansicht von der Sache, und man mußte gestehen, daß sie nicht viel Tröstliches für die jungen Leute hatte.

„Also Sie glauben, Martha," sagte Franz nach einer Pause, „daß, wenn ich oder wenn Eva Frau Lindner das Alles, was ich jetzt von meinem Vetter Paul gehört habe, offen erzählte, sie uns gar nicht glauben würde?"

Frau Martha schüttelte den Kopf und seufzte. „Der Forstmeister ist selbst Schuld, daß sie es nicht glauben würde," sagte sie dann. „Warum hat er es nicht gleich, nicht schon vor Jahren wenigstens dem Onkel gesagt? Warum hat dieser Mann solch einen verstockten Hochmuth und Dünkel gehabt..."

„O Martha," fiel Franz ein, „begreifen Sie nicht, daß ein Mann von tiefem Ehrgefühl nicht sagen kann: ich bin kein Dieb?"

„Ei was, die Wahrheit kann man immer sagen! Und," setzte Martha hinzu, „hat er's doch jetzt Ihnen gesagt!"

„Das ist etwas Anderes — er liebte Frau Lindner, er glaubte, ein Recht auf ihr Vertrauen zu seinem Charakter zu haben, und ward darum so in seiner innersten Seele empört..."

„Wohl, wohl, mit dem Allen kommen wir aber nicht weiter! Frau Lindner würde sich sagen: jetzt, wo er vor der Welt seine Verlobung mit mir erklärt hat, und solch ein wunderliches Verhältniß ihn wol drücken mag, läßt er mir diese unwahrscheinliche Geschichte zu Ohren kommen! Grade jetzt! — Nach zehn Jahren erst! — Nach zehn Jahren muthet er mir zu, ich soll mich als eine böse, argwöhnische Närrin, die ich alle die Zeit hindurch gewesen, betrachten! Nein, Herr Franz, Frau Lindner würde Ihnen nicht glauben, das ist meine Meinung, wenn Sie sie verlangen; denn warum? Wenn sie ihn für einen Mann hielt, der einen Schmuck stiehlt, so kann sie ihn auch für einen Mann halten, der eine solche Geschichte erfindet!" — Darauf ließ sich nichts erwidern; Eva seufzte und sagte: „Wenn der Friedrich den Schmuck doch nur noch hätte und man ihn ihm abkaufen und der Mama vorlegen könnte — dann sähe sie's doch selber mit eigenen Augen, daß ihrer zwei dagewesen."

„Unmöglich wäre das nicht," rief Franz aufspringend aus — „man könnte es versuchen — ich will's versuchen, oder wenn der Schmuck längst eingeschmolzen

ist, versuchen, irgend etwas Anderes aus ihm herauszubringen — er soll mir Rede stehn ..."

„Nehmen Sie sich in Acht vor dem — der ist schlau und durchtrieben," sagte Frau Martha kopfschüttelnd.

„Wo ist er jetzt, wo wohnt er?"

„In der Stadt — schon seit fünf Jahren hat er sich da verheirathet, in ein Wirthslocal hinein, und spielt da nun den Hospes — ist auch ein wohlhabender Mann, dafür hat er gesorgt, und braucht sich seine Schande nicht für Geld abkaufen zu lassen ..."

„Einerlei — ich will's nun einmal versuchen," rief Franz aus — „noch heute Abend geh' ich in die Stadt — es sind kaum anderthalb Meilen bis dahin," setzte er in seinem Eifer hinzu; „wie heißt des Friedrich Wirthschaft, Frau Martha?"

„Zum blauen Lamm."

„Gut — im blauen Lamm werde ich dann einkehren und den Friedrich vornehmen; ich komme morgen in der Frühe zurück. Reden Sie mir nicht ab. Ich will dem Friedrich schon zusetzen. Wie? Das überleg' ich mir schon im Gehen."

Martha schien, da sie seinen entschlossenen Willen sah, auch gar nicht abrathen zu wollen. Sie sorgte nur für einige Erfrischungen, die Franz zu sich nehmen sollte, bevor er seinen Marsch antrat, und versprach auch, ihren ältesten Knaben in's Forsthaus zu senden, um dort darüber Beruhigung zu geben, daß Franz für die Nacht nicht heimkehrte. Dann brach er in der That auf.

Eine Strecke weit und bis zur staubigen Chaussee begleitete Eva Franz, auf den Pfaden, die durch's hohe Korn liefen, und sie nahmen wiederholt sehr zärtlichen Abschied. Endlich war Franz allein unter den Chausseepappeln, in deren Schatten er sich hielt; und nun rasch ausschreitend, begann er nachzudenken, wie er die Sache bei Friedrich angreifen wolle. Schlimm war nur, Franz gelang das ernste Nachdenken nie recht, wenn er ging — er war nicht so angelegt wie Jean Jaques, der nur im Gehen recht arbeiten konnte, und zum peripatetischen Philosophen war er nicht geboren. Die Vögel verdarben es, die über ihn hinflogen, der Lockruf der Wachtel aus den Kornfeldern, ein windschief gewachsener Baum mit Mistelgestrüpp auf dem Ast, das weiße Wiesel, das quer über die Chaussee lief und im nächsten Kleefeld verschwand. Auch die Leute, die ihm begegneten, Wallfahrer, Handwerksburschen, bekittelte Viehhändler — es ist nicht viel daran zu sehen, an solchen Passanten, aber man schaut doch auf, wirft einen prüfenden Blick auf das fremde Menschenkind, wünscht ihm einen guten Abend und geht weiter.

So kam es, daß Franz endlich im blauen Lamm stand, ohne eine Idee von einem planmäßigen Vorgehen im Kopfe zu haben, und sich aus der quer durch's Haus laufenden Einfahrt von einem Knecht in die Herrenstube weisen ließ.

In dem geräumigen Zimmer waren die gewöhnlichen Tische mit ihren Stuhlreihen daneben und den gewöhnlichen Fidibusbechern darauf, die gewöhnlichen Lithographien an den Wänden und die gewöhnlichen zahllosen Fliegen auf allen Gegenständen. Wie gesagt, keine Spur von einer Idee, wie er die Sache an-

greifen solle, hatte Franz, als er in das Wirthszimmer trat; und als ihm der Wein, den er bestellte, gebracht wurde, kam ihm auch nichts dergleichen aus dem Gedanken erzeugenden und den Geist beflügelnden Rebensaft, der freilich mit seiner eigenthümlichen Säure mehr für erhitzte durstige Wandrer als für Leute, die der Stärkung ihrer Imagination bedürfen, berechnet schien. Auch nichts dergleichen kam ihm aus den ziemlich sprechenden scharfen Zügen des Wirths Friedrich, als dieser eintrat und in gewöhnlicher Wirthsmanier mit seinem Gast zu discuriren anfing, nach „woher?" und „weß Zeichens" forschend; es kam ihm nichts dabei, als der Eindruck, daß dieser Friedrich ein gewandter, verständiger und ruhiger Mann sei, der immerhin ein wenig scharf auf seinen Vortheil sein mochte, aber doch ganz anders, als er sich nach Martha's Reden vorgestellt — viel behäbiger und menschenfreundlicher.

Also, wie gesagt, keine Idee, wie er von dem, was er vorhatte, beginnen solle bei diesem Manne, hatte Franz; und wie sehr er nun auch das Gespräch mit ihm zu verlängern suchte, wie er ihn festhielt, indem er ihn vom Forstmeister Laudenbach, bei dem er Eleve sei, unterhielt und von allerlei Jagd- und Waldsachen, was ihm nur einfiel, sprach, und endlich sogar vom Onkel Martin, den er kaum je gesehen hatte — es kam ihm keine. Denn seltsamer Weise ging der Wirth auf alle diese Gesprächsthemas zwar mit Interesse, aber mit größter Gemüthsruhe ein, die nur ein in seinem Gewissen sich frei fühlender Mann zeigen kann — sprach nur Gutes von allen Leuten, und erzählte vom Onkel Martin mit einer ganz aufrichtig scheinenden Anhänglichkeit.

Aber war und blieb Franz bei dem Allen so völlig ohne eine Vorstellung, wie er es anfangen solle, einem so reputirlich aussehenden Manne das Geständniß eines Diebstahls abzugewinnen, und wie er nur den Muth finden werde, überhaupt davon zu beginnen, bis ihm endlich im Gefühl der Hilflosigkeit förmlich beklommen und schlecht zu Muthe ward, so hatte er etwas Anderes, Etwas, das besser war, als alle Ideen und alle Pläne, und dies war — Glück!

Das Glück trat für ihn in das Wirthszimmer ein in Gestalt der noch ziemlich jugendlichen, mit einer gewissen Eleganz gekleideten und lächelnd den Gast begrüßenden Frau Wirthin zum blauen Lamm, die von einem Besuche heimzukommen schien und wol deshalb sich ein wenig herausgeputzt haben mochte; namentlich mit zwei auffallend schönen goldenen Ohrgehängen.

VI.

Es war am andern Tage; Frau Lindner saß in ihrer schwarzen Trauerkleidung, die sie um den Onkel Martin trug, in ihrem Salon am offenen Fenster, eine Häkelarbeit im Schoße, und ein Buch, in das sie sehr vertieft schien, in der Hand. Zuweilen ließ sie auch das Buch in den Schoß sinken und blickte gedankenvoll, als ob sie über Etwas, das sie eben gelesen, nachsinne, in's Freie, so daß sich ihr edles und klares Profil mit den feinen Zügen und den langen Wimpern, die ihrem Gesichte etwas Kindliches gaben, vom dunkel sich umziehenden Himmel abhob, an welch letzterem ein Gewitter heraufzusteigen schien. Die Thüre öffnete sich leise und Eva trat ein; sie ging langsam und fast zagen Schrittes durch das Zimmer und stellte sich hinter den Sessel ihrer Mutter.

Diese wandte erst nach einer Weile den Kopf zu ihr herum, strich mit der Hand sanft den Scheitel ihres Töchterleins glatt und sagte dann, den Arm um Eva's Taille legend und zugleich wieder ihre Blicke dem Horizont zuwendend:

„Wo warst Du so lange, mein Kind?"

„Ich war auf dem Pachthofe bei Martha, Mütterchen."

„Und was habt Ihr da verhandelt?"

„Ich nicht viel mit Martha — Franz war da, er ist in der Stadt gewesen und hatte nun mit Martha zu verhandeln."

„Er — mit Martha? Und war Deine Gegenwart dabei nöthig? Höre, Eva, ich liebe das durchaus nicht, daß Du mit Franz Zusammenkünfte auf dem Pachthofe hast!"

„Aber Mama, wenn man sich doch trifft, ganz zufällig..."

„Ihr sollt Euch nicht „ganz zufällig" treffen — ich will das ein- für allemal nicht; ich weiß, Franz hat nicht übel Lust, Dir den Hof zu machen und sich hier die Zeit durch eine leichtsinnige Tändelei mit Dir zu vertreiben..."

„Aber, Mama, leichtsinnig ist Franz durchaus nicht, und wenn er sich nun ernsthaft um mich bewerben wollte..."

„Wie thöricht Du reden kannst! Franz sich um Dich bewerben! Ein Mensch, der erst eben die Schulen hinter sich hat — und vor sich noch viele Jahre, bis er es zu Etwas bringt..."

„Bin ich denn nicht jung genug, um bis dahin warten zu können?"

Frau Lindner sah ihre Tochter mit einem Blick an, in welchem etwas von Betroffenheit, fast von Erschrecken lag.

„Eva," sagte sie lebhaft, „ich fürchte, dieser junge Mensch hat Dir in der That schon Dinge in den Kopf gesetzt, die mehr als thöricht sind. Warten, sagst Du, auf Franz warten, bis er es zu Etwas gebracht hat? Und wenn er nun es niemals zu Etwas bringt, denn das fürchte ich..."

„O Mama!"

„Ja, ja, das fürchte ich — ich habe Franz beobachtet und er macht mir den Eindruck eines harmlosen Menschen von großer Unbedeutendheit und ohne alle Anlagen zu jener Entschlossenheit und Energie, die ich vom Manne verlange, von dem Manne insbesondere, dem ich einst meine Tochter in die Arme legen soll. Thatkraft, geistige Schärfe, Ehrgeiz verlange ich vom Manne, nicht schlaffe Gutmüthigkeit..."

„Ach, Mama, Du bist aber sehr hart und ungerecht gegen Franz, und das betrübt mich mehr, als ich Dir sagen kann."

„Ei, das betrübt Dich schon so sehr..."

„Ja," fuhr Eva hastig fort, „um so mehr, als Du mir nun sicherlich die Frage verneinst, mit der ich zu Dir komme!"

„Mit einer Frage? Mit welcher?"

„Ob ich mir wol von Franz Etwas schenken lassen dürfe — etwas sehr Werthvolles?"

„Nein, das darfst Du unter keinen Umständen, Dir Etwas schenken lassen! Ich bitte Dich! Und gar noch etwas Werthvolles? Was will er Dir schenken?"

„Dies!“ sagte Eva, indem sie aus der Tasche in ihrem Kleide ein Etui hervorzog und es mit zitternder Hand ihrer Mutter in den Schoß legte.

„Dies?“ sagte Frau Lindner, indem sie lässig das Etui öffnete; und dann, als sie den Inhalt erblickte, rief sie noch einmal betroffen: „Dies?“

„Ja, dies!“

„Aber das ist ja mein Schmuck!“

„Nicht Deiner, aber ein ganz gleicher wie der, den Du oben in der Commode liegen hast, jedoch niemals trägst. Willst Du, daß ich hinauf laufe und ihn Dir zur Vergleichung herbei hole? Dann gib mir Deine Schlüssel.“

Frau Lindner starrte den Schmuck an.

„Es ist nicht nöthig,“ sagte sie dann. „Aber sag' mir, wie um's Himmelswillen kommt Franz zu solch einem Schmucke?“

„Es ist das freilich eine merkwürdige Geschichte,“ versetzte Eva. „Franz war in der Stadt und logirte im blauen Lamm, dem Wirthshause, weißt Du, das jetzt Friedrich gehört.“

„Ich weiß, ich weiß!“

„Und da hat Franz die Wirthin den Schmuck tragen sehen, und Friedrich hat ihm dabei erzählt, daß das der Schmuck sei, den vor Jahren, als Du mit dem Onkel und dem Forstmeister in Wiesbaden gewesen, der Forstmeister in der Nacht mit einem Extrazuge für Dich aus Frankfurt geholt, weil am andern Tage Dein Geburtstag war.“

„Für mich aus Frankfurt geholt?“ sagte, gespannt ihr Gesicht zu Eva emporgerichtet haltend, Frau Lindner.

„So ist es — denn, hat Friedrich erzählt, der Onkel Martin, der immer zu solchen Scherzen und Schelmstücken aufgelegt gewesen, habe Euch aufgebunden, es sei ihm ein Schmuck, den er Dir am folgenden Tage habe schenken wollen, im Hôtel gestohlen worden. Und das hat der Forstmeister natürlich geglaubt, und um Dich zu entschädigen, ist er in der Nacht nach Frankfurt gefahren, hat diesen Schmuck dort gekauft und ihn in der Morgenfrühe Friedrich zugesteckt, daß er ihn dem Onkel gebe ...“

Frau Lindner hatte, während Eva so sprach, sich erhoben; sie hatte mit der einen Hand das Etui auf ihren Arbeitstisch gelegt, mit der andern hielt sie sich an der Rückenlehne ihres Sessels, und Todtenblässe im Antlitz, sagte sie:

„Eva — was sagst Du mir da — der Onkel hatte mir aufgebunden — aufgebunden, daß ihm ein Schmuck gestohlen sei ... diese Diebstahlsgeschichte war eine Erfindung?“

„Eine Erfindung, Mama, die der Onkel ersonnen hatte, um Dich zu strafen. Du mußt nämlich wissen, daß Friedrich Dich hatte in des Onkels Zimmer gehen sehen und bemerkt hatte, wie Du dort neugierig den Schreibtisch, in welchem der Onkel die Schlüssel hatte stecken lassen, musterteſt, und wie Du so ganz vor der Zeit das Geschenk entdecktest, mit dem Onkel Martin Dich doch am andern Tage überraschen wollte. Später war auch der Forstmeister in des Onkels Zimmer zu Dir gekommen und auch ihm hatteſt Du den Schmuck gezeigt. Das hat Friedrich denn gleich dem Onkel rapportirt und der Onkel ist böse geworden, daß ihm so die Freude, Dich am andern Tage zu überraschen,

verdorben worden, und um Dich zu strafen und dann doch an Deinem Geburtstage wieder überraschen zu können, hat er mit Friedrich verabredet, sie wollten sagen, der Schmuck sei ihm aus seinem offenen Schreibtische gestohlen worden."

Frau Lindner stand sprachlos. Sie athmete schwer, es war, als ob sie nach Luft ringen müsse, sie sah geisterbleich in ihrer Tochter Antlitz — aber sie sprach kein Wort — keine Silbe. Eva blickte verlegen, scheu und geängstigt über diese Wirkung ihrer Erzählung zu ihrer Mutter auf. Mit zitternder Lippe, aber dem Tone derselben erzwungenen Unbefangenheit fuhr sie fort:

„Der Onkel hat Dir denn auch seinen richtigen, nicht gestohlenen Schmuck an Deinem Geburtstage in der Frühe überreicht; ein wenig kleinlaut, weil Friedrich ihm schon bei seinem Erwachen einen zweiten Schmuck gebracht hatte und er nun doch bereut hat, den Forstmeister zu solch einer Extravaganz verführt zu haben. Er hat Friedrich gesagt, er soll um Gotteswillen nur schweigen von der Sache, damit der Forstmeister, der ein schrecklich ehrgeiziger junger Mann sei, sich nicht krank ärgere, sich mit seinem tollen Eifer, mit seiner ganz unnützen Nachtfahrt auf einem Expreßzuge nur grenzenlos lächerlich gemacht zu haben. Wenn der Forstmeister herunterkomme, werde er ihm schon selbst sagen, daß er sich unnütze Mühe gegeben, daß Du Dein Geschenk schon habest, daß er seines sich von Friedrich zurückgeben lassen und versuchen solle, von dem Frankfurter Juwelier sein Geld wieder zu bekommen. Der Forstmeister ist aber gar nicht herunter gekommen — er ist plötzlich — plötzlich, glaub' ich, sehr krank geworden, und als Friedrich ein paar Tage später zu ihm hinaufgegangen, um ihm den Schmuck wiederzuerstatten, ist er in einen unbeschreiblichen Zustand gerathen und hat Friedrich zugerufen, er solle ihm das Etui aus den Augen bringen, er solle es selber behalten oder in's Wasser werfen — Friedrich hat das Erstere vorgezogen und den Schmuck behalten. So ist es gekommen, daß ihn gestern Friedrich's Frau, die Wirthin im blauen Lamm, getragen und Franz ihn gesehen und ihm heute morgen abgekauft, um ihn mir zu schenken; ihm eigentlich nicht, sondern der Wirthin, die gesagt hat, daß er ihr viel zu auffallend und werthvoll für eine Person ihres Standes sei, und daß sie auch nur ein paar Mal die Ohrgehänge getragen, aber die Brosche nie. Was meinst Du nun, Mama, kann ich den Schmuck als Geschenk von Franz annehmen?"

„Laß ihn da — laß ihn da liegen, Eva," rief Frau Lindner aus schwergepreßtem Herzen wie mit einem Aufschrei der Angst — und dann geh, geh, laß mich mit mir allein — ich muß mit mir allein sein — geh!"

Eva ging lautlos — sie schlich fast auf ihren Zehen, und in der Thür einen scheuen, besorgten Blick auf ihre Mutter zurückwerfend, zum Zimmer hinaus. — Frau Eugenie aber blieb wie versteinert stehen, wo sie stand, und mit bleicher Lippe flüsterte sie vor sich hin: „Ich wußte es ja, ich wußte es ... und hab' es verdient, ... o, daß ich's bis dahin kommen ließ!"

VII.

Franz stand um dieselbe Tageszeit ungefähr im Arbeitszimmer des Forstmeisters, bei dem er eben erschienen war, sich als zurückgekehrt von seinem Ausfluge in die kleine Nachbarstadt zu melden.

„Ich begreife nicht, welch ein Einfall es von Dir war, Franz, die Nacht in M. zuzubringen!"

„Aufrichtig gesagt, lieber Vetter Paul, und um aus meinem Herzen kein Hehl zu machen — ich hatte für mich selber in M. nicht viel zu suchen; aber das, was Sie mir am vorgestrigen Abende aus Ihrem Leben anvertrauten, hat mich dazu geführt. Die Sache, müssen Sie wissen, ging mir arg im Kopfe herum, und auch ein wenig im Herzen; es war mir allerlei dabei nicht ganz klar, und ich hatte doch nicht den Muth, Sie mit Fragen zu belästigen; und so dachte ich, Du gehst einmal nach M. und sprichst darüber mit dem Friedrich, dem Wirth im blauen Lamm — Sie wissen doch, der Friedrich, der so lange Diener bei dem Onkel Martin war ..."

„Ich weiß, ich habe davon gehört, daß er sich in eine Wirthschaft hineingeheirathet hat — aber ich bitte Dich, wie konntest Du so indiscret sein, Etwas, das ich Dir im größten Vertrauen, in der festen Voraussetzung, daß Du dies zu achten wissen werdest, anvertraute ..."

„Zürnen Sie mir nicht, Vetter Paul, die Sache ließ mir nun einmal keine Ruhe — und der Friedrich mußte doch in Alles so eingeweiht sein, daß man, ohne irgend eine Indiscretion zu begehen, mit ihm davon reden konnte ..."

Der Forstmeister stand auf und runzelte sehr zornig die Stirn.

„In der That, Franz," rief er aus, „wenn ich vermuthet hätte, daß Dir..."

„Daß mir die Sache so zu Herzen gegangen," unterbrach ihn Franz, „so würden Sie mir Ihr Vertrauen gar nicht geschenkt haben, Vetter Paul? Das betrübt mich, und es wäre auch nicht gut gewesen; denn ich wäre alsdann jetzt nicht im Stande, Ihnen eine Mittheilung zu machen, die Sie frappiren wird."

„Und welche wäre das?"

„Friedrich hat mir erzählt, daß der Onkel Martin — er muß doch ein curioser Kauz gewesen sein, dieser Onkel — sich damals einen recht schlechten Spaß mit Ihnen erlaubt hat. Denken Sie, er hatte durch Friedrich erfahren, daß Frau Lindner ihm in seinem Schreibtisch gekramt, und daß sie das Geschenk gesehen, mit welchem er sie an ihrem Geburtstage hat überraschen wollen — und um sie dafür zu strafen, hat er ihr vorgespiegelt, das Geschenk sei gestohlen worden!"

„Vorgespiegelt — Friedrich hat Dir erzählt, es sei das nichts als ein schlechter Spaß des Onkels Martin gewesen?"

„Das hat Friedrich mir erzählt. Ein schlechter Spaß. Das Geburtstagsgeschenk ist durchaus nicht gestohlen gewesen, sondern hat nur in einer andern und jetzt wohlverschlossenen Lade seines Schreibtisches gelegen — der Onkel hat es am andern Morgen Frau Lindner feierlich überreicht und caustisch lächelnd dabei gesagt: Du mußt wol recht eifrig zum heiligen Antonius, der die verlorenen und gestohlenen Sachen wiederbringt, gebetet haben, denn siehe, mein Geschenk zu Deinem heutigen Festtage hat sich wieder eingefunden; der heilige Antonius hat über Nacht einen Engel geschickt, der es wiedergebracht — da ist es, und ich hoffe, wenn ich Dich jetzt auch nicht mehr damit völlig überraschen kann, so kann ich Dich doch immer noch damit erfreuen!"

„Aber," rief jetzt der Forstmeister aus — „das wäre ja ganz entsetzlich,

ganz zum Verzweifeln, so das Opfer eines dummen und frivolen Spaßes des alten Mannes geworden zu sein."

„Schlechte Späße, denk' ich, Vetter Paul, haben schon öfter und mehr Unheil angestiftet!"

„Und wie ist es denn nur möglich, daß er von dem Schmucke, den ich in der Nacht herbeischaffte, nicht gesprochen, nichts Eugenien gesagt hat?"

„Ueber Ihre Nachtfahrt, Vetter Paul, über diese romantische und so grenzenlos unnütze Ritterthat hat er im Stillen viel gelacht — aber er hat Eugenie nichts davon gesagt und auch Friedrich darüber zu reden verboten, weil er Sie nicht in Frau Eugeniens Augen hat lächerlich machen wollen; auch weil er gefürchtet hat, Sie würden zu ärgerlich und zu gekränkt darüber werden und zu böse und zornig gegen ihn, der Sie mit seiner Diebstahlsgeschichte so arg hinter's Licht geführt hatte. Nach kurzer Zeit und bevor noch der Onkel Sie gesehen und gesprochen, an dem Morgen haben Sie dann selbst, Vetter Paul, sich außer Stand gesetzt, mit Ihnen über eine solche Sache zu sprechen."

Der Forstmeister stand und starrte den Sprechenden an, er schien ihn gar nicht mehr anzuhören, nur die Worte: „Das ist ganz unglaublich, ganz unglaublich!" stieß er heraus.

„Aber wahr," rief Franz aus; „Friedrich besaß noch den Schmuck, den Sie ihm damals auf die Bettdecke geworfen haben. Er behauptete, er habe ihn Ihnen zurückbringen wollen, Sie hätten aber in unbeschreiblicher Aufregung ihm zugerufen, er solle ihn in's Wasser schleudern. Es muß wol in den Phantasien Ihres Wundfiebers gewesen sein. Als ich ihm dann sagte, daß er mir den Schmuck anvertrauen müsse, daß ich ihn brauche, um ihn Frau Lindner vorzulegen, die dann ihren eigenen, den vom Onkel Martin geschenkten daneben legen und so mit eigenen Augen sehen könne, daß Sie nicht der reuige Sünder gewesen, der den ersten wiedergebracht — in Schrecken und Angst ob ihres drohenden, unvernünftigen Briefes — da hat Friedrich ihn mir gerne überlassen und ich habe ..."

„Was hast Du?" fuhr der Forstmeister wild auf.

„Ich habe den Schmuck Eva gegeben, die ihn ihrer Mutter gebracht hat."

„Ah — das ist zu viel —" rief der Forstmeister erbleichend aus, „Du hast es gewagt, ihr den Schmuck, als von Dir, von mir kommend, zuzuschicken?"

„Beruhigen Sie sich, Vetter Paul," entgegnete Franz, scheu zu dem furchtbar ergriffenen Manne aufblickend — „so ist es nicht geschehen. Wir haben's wohl überlegt, Eva und ich, und auch ..."

„Und auch — nur heraus damit, wer noch? wem noch hast Du mitgetheilt, was ich Dir doch sagte in der festen Voraussetzung, Du werdest niemals mit einer Silbe, nur mit einem Hauch mein Vertrauen verrathen?"

Franz, der einsah, wie er sich ganz im richtigen Augenblicke besonnen und das Wort: Frau Martha, noch ehe es zu spät war, verschluckt habe, versetzte ein wenig stammelnd: „Aber so beruhigen Sie sich doch, Vetter Paul, ich wollte ja nur sagen: wir haben's wohl überlegt und auch wohl gefühlt, daß wir uns hier nicht direct einmischen dürften, daß das nicht unsere, Even's und meine Sache war. Eva hat ihrer Mutter gesagt, es sei ein Geschenk von mir."

„Ein Geschenk von Dir — aber so mußte sie doch ihrer Mutter erklären, wie es in Deine Hände kam?"

„Das . . . nun ja das," entgegnete Franz kleinlaut, „mag sie gethan haben."

„Mag sie gethan haben!" eiferte der Forstmeister wie in großer Verzweiflung darüber . . . „mag sie gethan haben," wiederholte er dann tonlos und wie tief ergriffen . . . und wie selbst nicht mehr wissend, was er sagte, zum dritten Mal: „mag sie gethan haben!"

Er ließ sich in seinen Sessel gleiten, stützte den Kopf auf die Hand, und während seine Brust sich krampfhaft hob und senkte, schien er so in schmerzliche Gedanken zu versinken, daß er offenbar Franzens Gegenwart gar nicht mehr wahrnahm. Franz glaubte die Rolle, die er nach der Verabredung mit Frau Martha und Eva an diesem Morgen im Schatten des Pachthofhollunders übernommen, zu Ende geführt zu haben — mit welchem Erfolge freilich, darüber war er ängstlich unsicher, als er jetzt möglichst unhörbar das Zimmer verließ. Möglichst unsicher auch, was nun bei seiner Heldenthat, den verhängnißvollen Schmuck erobert zu haben, am Ende herauskommen werde, stieg er auf den Thurmspeicher und meldete durch einen geflügelten Boten Eva, daß er gethan, wie es verabredet worden, daß er den Stein in's Rollen gebracht und, wenn sie das ihrerseits gethan, die beiden rollenden Steine sich hoffentlich nicht zu hart begegnen würden. Franz war sehr stolz auf diese schriftstellerische Wendung, die in Bleistift niedergekritzelt ein brauner Täuberich aus Eva's Schlag unter seine Flügel nahm und windschnell nach dem heimathlichen Gute trug.

Als Franz dann sich auf dem Hofe umtrieb, sich mit seinem Caro beschäftigte und ihm doch nur sehr getheilte Aufmerksamkeit schenkte, da er von Zeit zu Zeit seine Augen still beobachtend durch den blauen Luftraum irren ließ, als ob ihm von oben irgend ein Segen, von da herab irgend ein Rückgruß und eine Gegenkunde kommen müsse, wurde er plötzlich dadurch überrascht, daß er des Forstmeisters Reitpferd gesattelt und gezäumt um die Hausecke kommen sah. Ein Knecht brachte es vor die Brücke — dort kam schon der Forstmeister ihm entgegen, schwang sich in den Sattel, und — Franzens Herz schlug freudig auf, als er nach wenigen Minuten, in denen er mit den Augen still dem Reiter die Lindenallee hinab gefolgt war, sich sagen durfte, der Weg, den der Vetter Paul eingeschlagen, sei kein andrer, als der, welcher zu Eugeniens Landgut führte.

VIII.

Und in der That, das war sein Weg. Er war sehr blaß, als er in Eugeniens Wohngemach trat, und schritt wie zögernd auf sie zu, als sie mit einem leisen Ausruf des tiefsten Erschrockenseins aufsprang und ihm einen raschen Schritt entgegen machte und dann wie an den Boden geheftet stehen blieb. Aber sein Blick ruhte dabei groß und voll auf ihr und seine Stimme war fest, als er sagte:

„Eugenie, ich weiß, es ist meine Pflicht, in dieser Stunde zu Ihnen zu kommen. Sie machen sich eben einen tiefschmerzlichen Vorwurf, Sie fühlen sich elend aus Zorn über sich selbst — ich habe mir das gesagt, ich habe es in

Ihrer Seele mitgefühlt, wie schwer unglücklich Sie sich fühlen müssen, und darum komme ich, Ihnen zu sagen, daß Sie das nicht sollen, daß Sie sich nicht unglücklich fühlen sollen, da wir Beide ja nicht Schuldige, sondern nur die bedauernswerthen Opfer einer abscheulichen Lüge waren . . . in Folge dieser Lüge konnten Sie nicht anders handeln und nicht anders denken, als Sie gehandelt und gedacht haben. Nein, Sie konnten nicht anders, und wenn ich es verlangte, wenn ich im Stillen und schweigend Sie deshalb verurtheilte, so war das nur — meine Leidenschaft für Sie, die mich irren ließ, wie uns die Leidenschaft immer irren läßt. Geben Sie mir die Hand, Eugenie, und sagen Sie mir, daß Sie jetzt sich keine bittern Vorwürfe machen wollen!"

Eugenie reichte ihm langsam die Hand und ließ sie eine Weile in der seinen. Sie sah ihn dabei mit einem wehmüthigen Lächeln an.

„Es ist edelmüthig von Ihnen, Paul, daß Sie kommen, um mir die Last meiner Vorwürfe abzunehmen. Ich fühle ganz, wie edelmüthig es ist! — Aber wer sagt Ihnen denn, daß sie so schwer und erdrückend seien? Ich habe eine Schuld gegen Sie begangen, eine große und schwere Schuld, trotz Allem, was Sie sagen. Aber, mein Gott, ich war damals so erregt, Alles sprach so laut, so schrecklich gegen Sie, daß ich doch wol Verzeihung für meinen heftigen, ungerechten Brief verdiente. Glauben Sie denn nicht, daß ich sehr bald mir sagte, ich habe Ihnen Unrecht gethan?" —

„Das sagten Sie sich?"

„Gewiß, Paul, das sagte ich mir, und ich habe keiner Aufklärung, wie sie mir heute Morgen gebracht ist, dazu bedurft — es stand längst in meiner Seele unerschütterlich fest, daß ich Ihnen Unrecht gethan, wenn auch Alles damals wider Sie gesprochen, daß Sie nun und nimmer einer gemeinen Handlung fähig seien — aber was auch in meiner Seele fest stand, das war, daß ich es Ihnen nie verzeihen könne, daß Ihr gekränkter Ehrgeiz so viel stärker sein konnte, als Ihre Liebe zu mir!"

„Meine Liebe zu Ihnen? Aber gerade weil sie so groß war . . ."

Sie schüttelte traurig den Kopf.

„Hätten Sie mich geliebt, Paul," sagte sie, „so hätten Sie mich nicht alle diese Jahre hindurch strafen können — alle diese langen, elenden Jahre voll Gram und Schmerz hindurch, in denen Sie mir durch Ihr hochmüthiges Schweigen sagten: es ist mir gleichgültig, was Du über mich denkst. Ich hätte das Mittel Dich zu überzeugen, daß Du mir Unrecht thust, dicht zur Hand: aber ich rühre die Hand nicht um Deinetwillen. Ich könnte zu Dir gehen und Dir sagen, ich bin unschuldig, das Wort allein schon würde genügen; aber ich bin zu stolz, es auszusprechen — sehen Sie, das, Paul, das hat mir wehe gethan, daß Sie so denken, so handeln konnten, daß Ihr Schweigen die fortwährende Strafe für mich sein sollte, daß Sie mir zeigen wollten, wie ich Ihre Liebe für immer verloren habe, das war es, was uns trennte und schied . . ." Eugenie entzog ihm ihre Hand und Paul sah, daß sich ihre Augen plötzlich mit Thränen füllten.

Er sah sie höchst betroffen an.

„Eugenie," sagte er dann schmerzlich lächelnd — „daß ich, ich nun doch der

Schuldige sei, das habe ich nicht geahnt! Aber wenn es so ist und Sie mir nun meine Schuld, diese Schuld nicht verzeihen, so stehen wir ja da, so geschieden und getrennt wie immer!"

Sie nickte heftig mit dem Kopfe, aber sie verhüllte auch ihr Gesicht mit ihrem Tuche, um ihre überquellenden Thränen zu verbergen.

Der Forstmeister stand starr. Er stand und schaute sie an, als ob er nicht recht begriffe, was mit ihm vorgehe; dann plötzlich wie aus seinem Traum erwachend, rief er heftig aus:

„Eugenie, sagen Sie mir das noch einmal, sagen Sie mir es laut und ausdrücklich, daß Sie mir das, was Sie meine Schuld nennen, und was mir doch nur durch meine Ehre geboten schien, nun und nimmermehr verzeihen können — dann beim Himmel bleibt mir Nichts übrig, als diesem elenden Leben des gegenseitigen Zornes und Nichtverzeihens, diesem Leben, das nun lange genug an mir gezehrt hat und das mir unerträglich geworden ist, ein Ende zu machen. Ich werde dies Mal den Revolver fester halten als damals in Wiesbaden! Darauf verlassen Sie sich!"

„Um Gotteswillen," rief Eugenie zu Tode erschrocken aus, indem sie ihr Tuch fallen ließ und auf ihn zueilte, um ihre beiden Hände auf seine Schultern zu legen und durch ihre Thränen flehend zu ihm aufzublicken — „um Gotteswillen, was wollen Sie thun! Paul, Paul, lieben Sie mich denn noch immer — die Frau, die Sie so schwer beleidigte?"

„Ach, Eugenie, Sie sagen mir ja selbst, daß Sie mich längst nicht mehr verurtheilten, und daß ich nur, nur ich eine Schuld habe, die Schuld des Hochmuths! Aber diese Schuld beweist Ihnen ja am besten, wie sehr ich Sie liebe, und durch Alles, was ich innerlich litt diese Jahre hindurch, ist diese Liebe nur noch mehr eine furchtbare Leidenschaft geworden. Hätte ich Sie nicht geliebt, wie leicht wäre es mir dann geworden zu sprechen — so leicht wie es mir geworden ist, Franz gegenüber mich auszusprechen. Aber Ihnen gegenüber..."

Eugenie ließ ihn nicht ausreden — sie legte ihr Gesicht an seine Brust und verbarg es daran und schluchzte: „O Paul, Paul, ich glaube wir zwei alten Leute sind ein paar recht thörichte Kinder gewesen!" —

Am Abende dieses Tages hatte Eugenie eine lange, inhaltreiche Unterredung mit ihrem Töchterchen, an deren Ende Eva sie stürmisch umarmte.

„O Mama," sagte sie dabei, „wie gut bist Du, daß Du mir das Alles gesagt hast ... wie lieb ist es von Dir — wenn ich jetzt auch sehe, daß Franz gar nicht so viel Heldenmuth hätte anzuwenden brauchen..."

„Franz? Welchen Heldenmuth hätte er denn anzuwenden gebraucht?"

„Ja sieh, als der Forstmeister ihm sein Vertrauen geschenkt hatte, da faßte er den festen Entschluß, Dich mit seinem Vetter zu versöhnen und den bösen Irrthum, den Du zu hegen schienst, gründlich aufzuklären. Wir..."

„Ihr?"

„Nun ja, wir — glaubst Du, er unternähme Etwas ohne meinen Rath? O das darf er gar nicht! Also wir setzten bestimmt voraus, daß Du nicht werdest von Deiner Ueberzeugung von der Schuld des Forstmeisters zurück-

zubringen sein, wenn wir Dir den handgreiflichen Beweis, daß Du unrecht habest, nicht vor Augen legten — jenen Beweis, den, wie auch Martha meinte, nur der Friedrich im Besitz haben könne, den er verheimlicht und in seine Tasche gesteckt haben werde, war Martha überzeugt —"

„Also auch Frau Martha war in Eure Verschwörung gezogen?"

„Verschwörung — welche Ausdrücke, Mama! es war höchstens eine Verschwörung gegen den Friedrich — und nun hättest Du sehen sollen, wie entschlossen, wie männlich und energisch Franz die Sache auf sich nahm. Auf der Stelle entschloß er sich, in die Stadt zu gehen und nicht zu ruhen und zu rasten, bis er Friedrich auf irgend eine Weise gezwungen, ja gezwungen, seinen Raub herauszugeben; er hatte auch sicherlich einen klug durchdachten, vortrefflichen Plan, wie er ihn mürbe machen wolle, den Friedrich; aber den sagte er uns nicht, und eilte in die Stadt — o ich sage Dir, Mama, er glühte vor Begeisterung, und Jason ist nicht mit mehr Heldenmuth ausgerückt, um das goldene Vließ zu erobern, als Franz in die Stadt."

Frau Eugenie sah sie betroffen an und schüttelte lächelnd den Kopf.

„Und jetzt," fuhr Eva eifrig fort, „jetzt, Mama, sagst Du gewiß nicht mehr, daß er unmännlich und unentschlossen sei? Jetzt, Mama, nicht wahr, wenn er jetzt um mich wirbt..."

„Soll ich fürchten, daß ich gegen solch' einen Jason mit einem Nein gar nicht mehr aufkäme?" fiel ihr Frau Eugenie in's Wort. „Nun ja," fuhr sie den Arm um ihrer Tochter Schulter legend und ihr ernsthaft in's Auge blickend, fort, „das müßt' ich am Ende! Und was ich noch ernster fürchten müßte, das ist, wie ich sehe, daß ich mit einem Nein zu spät käme! Was ist da nun zu thun? Aus des Forstmeisters und meiner Reise wird nun auch nichts: Ihr werdet Euch den Sommer hindurch nahe bleiben, und dieser neue Argonaut wird die Zeit benutzen, mein Töchterchen immer schwärmerischer an seine Heldennatur glauben zu machen..."

„Mußt Du denn nicht selbst bekennen," fiel lebhaft Eva ein, „daß er allein es ist, der Alles zum Guten zu wenden verstanden hat..."

„Und deshalb meinst Du wol, wäre es sehr undankbar von mir, wenn ich ihm nicht zur Belohnung mein Kind gäbe! Eigentlich habt Ihr doch nur ein kleines Complott gegen uns gemacht und es mit vertheilten Rollen ausgeführt! Aber was kann ich gegen so kluge junge Leute machen, ich in meinem Bewußtsein, selbst nicht ganz weise gewesen zu sein? und deshalb, wenn Franz eben so heldenmüthig gegen sein Staatsexamen ausrückt und eben so glücklich sich ein gutes Zeugniß darin erobert — und Dir treu bleibt..."

„Treu!" lachte Eva in glücklichster Zuversicht auf und umarmte stürmisch ihre Mutter und schloß ihr den Mund mit Küssen. —

Eva durfte diese Zuversicht freilich hegen. Das sagte auch der Forstmeister am andern Tage seiner Braut, als diese ihm ihr Gespräch mit Eva mittheilte; Franz ist der treueste Mensch unter der Sonne, sagte er. Und was Frau Eugeniens andre Bedingung angeht, so sahen wir mit Vergnügen aus dem neuesten Amtsblatt, daß in Folge genügend bestandenen Staatsexamens Franz heute bereits mit dem Titel Oberförster bekleidet ist.

Weihnachtliche Rundschau.

Die letzten Jahre haben uns mit einer Fülle von Prachtwerken beschenkt, wie sie vorher, in Deutschland wenigstens, Jahrzehnte nicht hervorgebracht haben. Reisebeschreibungen mit Abbildungen der Länder und Völker, Veröffentlichungen großer Kunstsammlungen, Illustrationen zu allen classischen und nicht classischen Dichtungen, von Homer bis zu Fritz Reuter, Facsimilecopien berühmter Aquarelle, Bilder von allen Enden der Welt und dieser ganze Vorrath in allen Mitteln der Darstellung, Stahlstich und Kupferstich, Holzschnitt, Steindruck, Buntdruck und photographischem Druck der verschiedensten Art, in einer Massenhaftigkeit und Ausdehnung, von der frühere Perioden kaum eine Vorstellung hatten.

Die Leichtigkeit des modernen Verkehrs, welche das Gebiet der Studien und der wünschenswerthen Reiseerinnerungen so sehr erweitert hat, vor Allem aber die Vermehrung der Reproductionsmittel, haben der künstlerischen Thätigkeit die kräftigsten Anstöße gegeben.

Was wir als das erfreulichste Gesammtresultat dieser Arbeiten bezeichnen müssen, ist die Erweiterung der künstlerischen Ausdrucksmittel. Während man sich im Anfang dieses Jahrhunderts mit recht dürftigen Kupferstichen behalf, welche durch noch kahlere Stahlstiche abgelöst wurden, hat sich in den dreißiger Jahren der Holzschnitt neu belebt und der Steindruck kam als ganz neue Erfindung hinzu. Als die Photographie in die Reihe trat, schien es, als ob alle anderen Vervielfältigungsweisen, besonders für Ansichten von Stadt und Land, absterben müßten. Aber das Gegentheil trat ein.

Nachdem sich die Photographie im Sturmschritt alles Materiales im weitesten Umkreise der bewohnten und unbewohnten Erde bemächtigt und im Stereoskopbild das Unerhörteste von Naturtreue geschaffen hatte, fing das Publicum an, des gebotenen Rohmaterials überdrüssig zu werden und, sobald einmal das Bedürfniß der Neugierde gestillt war, mit um so größerem Ernst künstlerische Darstellungen zu fordern.

Wir können jetzt bereits mit freudiger Genugthuung auf eine Reihe deutscher Prachtwerke hinweisen, welche die gegebene Aufgabe in glänzender Weise gelöst haben.

Unter dem Titel „Italien, eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna", ist bei Engelhorn in Stuttgart jetzt ein Prachtwerk abgeschlossen, auf das die deutsche Kunst mit Recht stolz sein darf. Eine ganze Reihe von Künstlern, darunter Namen von bestem Klang, haben zusammen gearbeitet, um dieses Werk mit mehr als 400 Bildern zu schmücken, welche von der rühmlichst bekannten Anstalt von Adolf Cloß in Stuttgart in Holzschnitt ausgeführt sind.

Der Plan des Werkes ist durchsichtig und einfach. Die Wanderung beginnt auf den großen Heerstraßen vom Norden her; über den Mont Cenis, den Gotthard und den Brenner dringt man vor und überall in bester Gesellschaft jugendlich frischer Künstler, welche das Geschaute in größeren und kleineren Bildern festhalten, bald nur in leichter Skizze die kühn hingebauten Felsennester in ihren Umrissen andeuten, bald wieder die reichen Prachtbauten der alten Städte mit sorgfältigster Treue in

allen Einzelheiten wiedergeben. Die Landschaft, die Architekturen und das Volksleben boten ausschließlich den Stoff, von der Darstellung der berühmten Gemälde und Sculpturen ist völlig Abstand genommen. Dieser scheinbare Mangel gereicht dem Werke zum unzweifelhaften Vortheil. Fast alle ähnlichen französischen und englischen Werke kranken daran, daß sich zur Darstellung der alten Kunstwerke doch nur Zeichner finden, welche in ihren Leistungen hinter allbekannten Meisterwerken der Kupferstichkunst weit zurückbleiben; die genial schaffenden Künstler ziehen es vor, aus den Ansichten des Landes und des Volkes Neues hervorzubringen. Es kommt dazu, daß sich, dem historischen und Stilcharakter der Kunstwerke entsprechend, die Darstellungsweise vielfach ändern müßte und somit eine störende Unruhe in das Buch hineingebracht würde.

Bei den Bildern, die uns in diesem „Italien" gegeben werden, haben wir durchweg neu und selbstständig Erschautes. Sie sind nicht alle gleichwerthig und auch nicht alle von derselben Auffassung ausgehend; aber gerade darin liegt ein besonderer Reiz des Buches. Wir befinden uns in einem erlesenen Kreise von Künstlern, von denen jeder, seiner Eigenart gemäß, andere Eindrücke empfangen hat und zur Geltung bringt; nirgends herrscht Schablone oder Bildermacherei. Den Ansichten von Lindemann-Frommel, dessen hochclassische ideale Auffassung durch so manche früheren Meisterwerke bekannt ist, reihen sich am nächsten an die zahlreichen Bilder von Rudolph Schick. Er lebt in der Empfindungsweise, die uns Deutschen für Italien die gewohnteste, ich möchte fast sagen: die heiligste ist; in Allem, was sich ihm bietet, zwischen Trümmern und Lumpen, sieht der Künstler den Kern ewiger hoher Schönheit, die er in anmuthigen Linien harmonisch ausklingen läßt. Noch kräftiger und schöpferischer, besonders in den landschaftlichen Blättern, sind die herrlichen Zeichnungen von Albert Hertel, die zu den Perlen des Buches gehören. Er ist der Meister der großen charakteristischen Linien, denen sich das Nebensächliche unterordnet. Mehr malerisch wirken die Blätter von Cloß, Kanoldt und Schoenleber, unter denen auch ganz vortreffliche Leistungen. Unter den Architekturen möchte wol Bauernfeind den Preis davontragen, der eine merkwürdige Sicherheit und Treue mit vollkommen malerischer Gesammthaltung verbindet.

Die Verschiedenheit der Auffassung wirkt noch lustiger unter den figürlichen Bildern. Die Italiener von Schick und Hübner sind die directen Nachkommen der Schöpfungen Leopold Roberts, anmuthig bewegt und nie die Grenzen der schönen Linie überschreitend. Keller betont mehr das Malerische der Erscheinung und bringt es in einzelnen Blättern, wie in der Einfahrt in die blaue Grotte, zu einer mächtigen Wirkung. Die Berliner dagegen stellen mit nüchterner Ruhe die wirkliche Erscheinung mit allen ihren Schwächen dar, Anton von Werner hat ein klares Auge und Skarbina zeigt mit schonungslosem Humor den Italiener der heutigen Straße mit den großcarrirten Hosen und wilden Geberden.

Man kann es nicht genug anerkennen, mit welcher Umsicht hier jeder Künstler an seine richtige Stelle gesetzt ist; nur mit einer Darstellungsweise können wir uns nicht befreunden: das ist die von Dill, der alle Figuren in französische Manirirtheit auflöst. Es ist unmöglich, hier alles Schöne und Verdienstliche hervorzuheben; aber Namen wie Heilbuth, Riefstahl, Kaulbach dürften nicht unerwähnt bleiben. Der Text von Stieler, Paulus und Kaden gibt einen angenehm lesbaren Faden, ohne sich auf tiefergehende Erörterungen einzulassen. Das Werk ist jetzt mit der 27. Lieferung abgeschlossen und wird zu Weihnachten in reichgeschmücktem Einbande erscheinen.

In demselben Verlage und in gleicher Anordnung erscheint das „Schweizerland", von dem bis jetzt eine sehr stattliche Lieferung ausgegeben worden ist, mit trefflichen Bildern von Calame, Riefstahl u. A.

Ebenfalls nur in seinem Beginne liegt ein ähnliches vielversprechendes Lieferungswerk vor: „Die Schweiz von Gsell-Fels", im Verlage von Fr. Bruckmann, für welches eine Schaar auserlesener Künstler gewonnen ist.

Es schließt sich dieses Werk einer Reihe verwandter Publicationen desselben Verlages an, welche Italiens Städte und ihre Umgebungen vorführen werden.

Als erster Band dieser Serie liegt abgeschlossen vor: „Venedig von Gsell-Fels", ein sehr anziehendes Werk in vortrefflicher Ausstattung. Außer den höchst verdienstlichen Architekturbildern von Choulant sind noch die Photographien nach berühmten Gemälden zu nennen. Den größten Reiz erhält das Werk aber durch vier Photographien nach Aquarellen von Passini, welche diesen genialen und anmuthigen Künstler in seinem eigentlichen Elemente finden lassen. Das erste zeigt Kinder, welche in einer Gondel mit ihren Gemüsekörben zu Markte fahren, das zweite eine Lagunenbrücke, das dritte Mägde am Ziehbrunnen, das vierte eine Scene des Carnevals, alle gemalt mit der vollen überzeugenden Naturwahrheit und dabei einer künstlerischen Feinfühligkeit, die alles Abstoßende vermeidet und selbst das Unschöne freundlich vermittelnd einfügt.

Noch ist indessen die Reihe der reich illustrirten Reiseliteratur keineswegs abgeschlossen. Bei Kröner in Stuttgart erscheint die „Rheinfahrt" mit Schilderungen von Stieler, Wachenhusen und Hackländer und Zeichnungen hervorragender Künstler, unter denen sogar Knaus und Vautier nicht fehlen. In den bis jetzt vorliegenden Heften sind eine ganze Galerie vorzüglicher Ansichten von Schoenleber und Püttner, sowie die Architekturen von Ritter besonders hervorzuheben. In diesem Werke ist, wie es dem Rheinlande gebührt, auch der großen Vergangenheit gedacht und in historischen Bildern an manche Gestalt der Sage und Geschichte angeknüpft. Es ist wol die erste derartige Darstellung des deutschen Rheingebiets, in welcher auch das Elsaß sich wieder, neu vereint, den alten Schwesterlanden anschließt.

Alle vorhergenannten Werke haben, wie das kaum anders sein kann, eine gewisse Verwandtschaft in Anlage und Ausführung. Andere Ziele verfolgt das eben begonnene Lieferungswerk „Durch's deutsche Land" von B. Mannfeld (Berlin, Alexander Duncker). Es gibt, in vortrefflichen Radirungen, von der Hand eines Künstlers malerische Ansichten deutscher Städte und Landschaften ohne bestimmte Reihenfolge, einzig geleitet von der künstlerischen Freude an dem Erschauten. Die erste bis jetzt erschienene Lieferung verspricht, für die Zukunft, einen künstlerischen Ertrag. In demselben Verlage erschienen die Aquarelle von „Potsdam und Umgebung" von Christian Wilberg, prachtvoll in Farbendruck ausgeführte Blätter, welche der wenig gekannten landschaftlichen Schönheit der Mark endlich einmal zu ihrem Rechte verhelfen.

Unter den Farbendrucken muß noch eines der stattlichsten neueren Unternehmen Erwähnung geschehen, welches jetzt abgeschlossen vorliegt: „Carl Werner's Nilbilder", 24 Aquarelle, in Buntdruck von Seitz in Wandsbeck. Hier vereint sich Alles, die künstlerische Vollendung der Originale, die Treue der Nachbildung und die Tüchtigkeit des begleitenden Textes, den Brehm und Dümichen verfaßt haben, um eine Musterpublication herzustellen. Die Mehrzahl der Blätter gibt das alte Aegypten der Pyramiden, daneben gehen aber auch sehr reizvolle Bilder des jetzigen malerischen Lebens. Die Blätter werden auch einzeln für den Zimmerschmuck abgegeben.

Von andern artistischen Neuigkeiten sind zu erwähnen: Die Silhouetten zu Heine's Liedern von Heinrich Braun (Berlin, Alexander Duncker), welche viele geistreiche Züge enthalten. Freilich ist in diesem Felde der frühverstorbene Konewka unerreicht geblieben, dessen „Lose Blätter" mit Gedichten von Trojan (Berlin, Paul Bette) jetzt in zweiter Auflage erschienen sind. Es sind nur fünf Blätter, unter denen aber Stücke, wie der Spaziergang und die sieben Lebensalter, zu dem Reizvollsten gehören, was wir in modernen Illustrationen besitzen.

Von dem Werke „Aus altrömischer Zeit", Culturbilder von Theodor Simons, mit Illustrationen von Alexander Wagner (Berlin, Gebr. Paetel), sind bisher zwei Lieferungen erschienen. Mit einer seltenen Verbindung von archäologischer Kenntniß und künstlerischer Gestaltungsfähigkeit vereinigen sich hier Schriftsteller und Zeichner, um lebensvolle Bilder von dem Rom der Cäsarenzeit zu geben. Die Gla-

diatorenkämpfe, das Wagenrennen, ein Gastmahl und eine Hochzeit sind der Inhalt der ersten beiden, in jeder Hinsicht vorzüglich ausgestatteten Hefte.

Mit viel leichterem Gepäck schreitet ein anderes Buch in die Welt, „Der erste Ball", 9 Radirungen nach Zeichnungen von Koegler (Stuttgart, Jul. Hoffmann). Es ist eine Kindergeschichte in Rococotracht. Er liebt sie, sie liebt ihn und er und sie werden schließlich von der Mutter — ausgelacht. Das ist allerliebst gezeichnet und von J. Trojan mit den anmuthigsten Versen begleitet.

Unter dem Titel „Kennst Du das Land" bringt Marie Remy Studien nach italienischen Blumen und Früchten, zwanzig Blätter in Farbendruck (Düsseldorf, Breidenbach). Die fleißigen und geschmackvollen Darstellungen der ausgesucht schönen Pflanzen werden unsren malenden Damen gewiß sehr willkommen sein.

Der Weihnachtstisch ist wieder einmal reich besetzt und manches Gute steht wol noch aus, dessen später gedacht werden muß.

Julius Lessing.

Der obigen Aufzählung von Prachtwerken „für den Weihnachtstisch" möchten wir noch die bei Fr. Bruckmann erschienenen Illustrationen zu Victor Scheffel's berühmter Dichtung „Ekkehard" hinzufügen, große photographische Blätter nach Zeichnungen bewährter Münchener Meister. Es verleugnet sich in ihnen nicht die Schule Kaulbach's und das Vorbild der Goethe-Galerie, sowie ähnlicher Werke. Liezen-Mayer, Gabriel Max, Seitz, Flüggen, Dietz, Schraudolph und Grützner theilen sich in die Ehre des Erfolges.

Die Blätter sind mit jenem künstlerischen Geschick und reicher malerischer Disposition behandelt, welche die moderne Münchener Schule auszeichnet, viele von ihnen von hohem poetischen Reiz und feinfühliger, künstlerischer Vollendung.

Volkswirthschaftliche Rundschau.

Die Ziele der deutschen Münzpolitik.

Als im Frühjahr 1873 der Entwurf zu dem deutschen Reichsmünzgesetze an die Oeffentlichkeit gelangte, war fast keine einzige Kritik über denselben zu lesen, die nicht an jenem Passus gestrauchelt wäre, welcher das Wann und Wie der definitiven Goldwährung behandelte. „Es sei nicht zu ermessen," meinte damals die Reichsregierung, „welcher Zeitraum zur Ausführung der völligen Silberbeseitigung erforderlich sein werde." Es wurde daher die Wahl der Mark als künftiger Rechnungseinheit auch mit Rücksicht darauf für zweckmäßig erachtet, „daß durch das einfache Verhältniß derselben zum Thaler die Möglichkeit geboten werde, für eine nahe Zukunft die definitive Ordnung des Münzwesens und Einführung der Markrechnung mit der Maßgabe in Aussicht zu nehmen, daß die Silbermünzen der Thalerwährung behufs Erleichterung und Beschleunigung des Uebergangs einstweilen als Münze des Marksystems in Umlauf bleiben." Aber auch das Parlament und seine hervorragendsten Führer auf diesem Gebiete konnten sich diesem Bangigkeitsgefühl des künftigen Geld-definitivums nicht ganz entziehen. „Ich finde," sagte damals Dr. Ludw. Bamberger, „verschiedene Ausdrücke angewendet, welche sich mir von selbst erklären sollten, welche von wichtiger Bedeutung sind, und welche bald miteinander sich deckend abwechseln, bald ineinander überfließen: ich nenne als solche die Ausdrücke Reichsgoldwährung,

Reichsmarkwährung, Reichsmarkrechnung, reine Goldwährung, Außercoursſetzung, definitive Regelung." Bamberger forderte damals Beruhigung; ihm dränge ſich das Gefühl auf, daß in dem Momente, wo dieſer Thaler etablirt ſein werde, unter dem Namen Reichsgoldwährung — der Vertreter der Reichsregierung hatte damals in der That behauptet, die geſetzlich ausgeſprochene Ermächtigung zur Silbereinziehung ſichere zwar die Goldwährung nicht, doch ſei es ein weſentlicher Schritt der Geſetzgebung, der dahin führte, daß wir heute (Anfangs 1873) eine Doppelwährung im Grunde nicht mehr haben — im Herzen der preußiſchen Regierung wenigſtens Etwas ſprechen werde, wie mit den Worten zum Augenblick ſagend: „Verweile doch, du biſt ſo ſchön."

Schon damals hatte der beredte Anwalt des Goldguldens, Dr. Weibezahn in Köln in ſeiner Brochüre: „Der Abſchluß der deutſchen Münzreform" mit richtigem Blick vorausgeſagt: „Sobald die letzte Zahlung der franzöſiſchen Regierung an die deutſche Reichskaſſe geleiſtet, d. h. die letzte Urſache der hohen Wechſelcourſe auf Deutſchland beſeitigt ſein wird, wird der umgekehrte Fall Zahlungsleiſtungen in Edelmetall ins Ausland vortheilhaft erſcheinen laſſen und werden hierzu ausſchließlich die neuen Reichsgoldmünzen Verwendung finden, während die ſilbernen Währungsmünzen ſowie auch ſelbſtverſtändlich Papiergeld und Banknoten in Deutſchland zurückbleiben werden." Er ſah in der thunlichſt raſchen Einführung der reinen Goldwährung das einzige Ventil gegen dieſe Eventualität.

Damit hätten wir einem oberflächlichen Blicke in das Arſenal Raum gegeben, aus dem mit dem Momente, als die Weibezahn'ſche Prophezeihung Wahrheit wurde, alle politiſchen und wirthſchaftlichen Gruppen, denen die derzeitige Reichsregierung irgendwo einmal ein Hühnchen des Selbſtintereſſes zertreten hatte — und wem hatte beiſpielsweiſe das Bankgeſetz nicht ein particulares Wehe zugefügt! — ihre Waffen der Polemik holten. Die ephemere Preſſe der letzten zwölf Monate weiß davon zu erzählen.

Am 1. Januar 1876 tritt nach einer jüngſten Bundesrathsemanation die deutſche Reichswährung in Kraft, alſo gerade jenes Etwas, das man vor $2^1/_2$ Jahren noch für einen Hermaphroditen zwiſchen reiner Gold- und Doppelwährung reichsſeitig erklären zu können glaubte. Wer wäre da berechtigter zur Frageſtellung, „ob parallel mit der formalen Vorbereitung des definitiven Abſchluſſes (unſerer Münzpolitik) auch die materielle Vorbereitung in energiſcher Weiſe gehandhabt worden ſei", als derſelbe politiſch und volkswirthſchaftlich gleich hoch geachtete Parlamentarier, der heute mit einer gewiſſen Genugthuung auf die von ihm im Verein mit andren Autoritäten, z. B. Profeſſor Soetbeer gerathene, möglichſt raſche Veräußerung der Silbervorräthe und Einführung von Münzſcheinen zurückblicken kann, beides Rathſchläge, welche die Erfahrungen der letzten Jahre heute in weit günſtigerem Lichte präſentiren würden?

In der ſoeben zur buchhändleriſchen Verſendung gelangenden Brochüre „Reichsgold"*) hat in der That L. Bamberger dieſe Frage angeſichts des erwähnten Anlaſſes geſtellt, mit ihr aber zugleich auch eine Reihe von andern — ſagen wir es nur — größtentheils unnützen Fragen beantwortet, welche Unwiſſenheit, „Büchergeiſt" und Böswilligkeit in den letzten Monaten erfunden hat. Die ebenſo wiſſenſchaftlich präcis, als auch wieder gemeinfaßlich genug geſchriebenen „zwanzig Vorträge" bieten in der That auf zweihundert Seiten eine gedrängte Darſtellung der poſitiven und negativen Seite, — des Sollens und Wollens der Ziele der deutſchen Münzpolitik.

Mit meiſterhafter Hand hat vor Allem unſer Gewährsmann das Negativ unſerer deutſchen Münzpolitik gezeichnet. Er war dazu um ſo mehr befugt, als ſeine wiſſenſchaftliche Beobachtungsgabe gerade auf dieſem Felde durch die langjährigen Erfahrungen, welche der Leiter eines hervorragenden Bankgeſchäftes in Paris gewinnen

*) „Reichsgold", Studien über Währung und Wechſel von Ludw. Bamberger. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1876.

mag, in einem Grade verschärft sein muß, wie er selten volkswirthschaftlichen Schriftstellern zu eigen sein dürfte. Er zeigt uns auf der einen Seite, auf welcher Sandbank unsere deutsche Wirthschaftspolitik stranden mußte, wenn wir uns in dem alten Fahrwasser unserer Münzzustände hätten forttreiben lassen, — er führt uns auf der andern Seite auch in den Hafen, dem wir uns anvertraut hätten, wenn wir uns von den Freunden der Doppelwährung hätten lotsen lassen. Wie gefährlich Bamberger die neueste Brise, welche zu Gunsten des doppelten Münzmaßes aufgesprungen zu sein schien, erachtet, beweist uns die Ausführlichkeit, welche er vor Allem diesem Theile seiner Ausführungen sichtlich schenkt.

Bereits vor Ausbruch des französischen Krieges waren die Wechselcourse Deutschlands (auf's Ausland) so ungünstig geworden, wie in der ersten Hälfte des Jahres 1875, d. h. die Abwesenheit von Forderungen zur Compensation von Schulden (ungünstige Handelsbalanz), verbunden mit erschwerter Beschaffung geeigneter Zahlungsmittel zum auswärtigen Gebrauch (innere Entartung der heimischen Währung), hatte den Wechselcours der deutschen Handelsplätze auf's Ausland wesentlich höher hinaufgetrieben als auf den Paricours, ja als auf den Paricours, vermehrt um die Kosten der Versendung und Umschmelzung . . . Die deutschen Geschäftsleute verfielen zu Ende der sechziger Jahre der Auffassung, daß in dem Steigen des Wechsels auf Frankreich und England ein Phänomen *vorübergehender* Natur aufgetreten sei . . . So fühlten sie sich auch veranlaßt, auf das Phänomen der Gegenwart eine Speculation zu gründen, welche das Phänomen der Zukunft rechtfertigen sollte . . . . Dem Berliner *Weinkäufer* trat nicht der Danziger Getreide*verkäufer* gegenüber, sondern ein Bankier, welcher ihm einen Wechsel auf Paris anbot . . . . Das hohe Gebot hatte den Bankier zur Speculation auf den Umschlag in's Gegentheil gelockt, und nun gab er dem Weinkäufer einen Wechsel in der Hoffnung, später, zunächst vor Ablauf der üblichen Frist von 3 Monaten, umgekehrt einen Getreideverkäufer zu finden, der keinen Verkäufer mehr aufzutreiben im Stande wäre, und der dann seine Forderung ebensoweit unter dem Paricourse abtreten müßte, wie die fictive über denselben abgetreten worden war . . . . Es fügte sich hierbei, daß der Speculationstrieb zusammentraf mit einer andern Richtung des deutschen Geldgeschäftes, und beide sich wechselseitig begünstigten . . . . Tausende von Kaufleuten und Industriellen arbeiteten mit einem nicht zur Hälfte oder zum Viertel wirklichen Betriebscapital. Der Rest wurde ergänzt durch Creditbenutzung in Gestalt von Wechselziehungen auf creditgewährende Bankiers — Reitwechsel, d. h. solche, welche nicht bestimmt waren, bei Verfall ausgeglichen, sondern durch Erneuerung in's Unendliche fortgesetzt zu werden . . . . nicht blos aus deutschen Industrieplätzen auf deutsche Wechselplätze, sondern auch auf ausländische . . . . Zu der chronischen Krankheit des Capitalmangels trat die acute des Mangels an Compensations- und Zahlungsmitteln hinzu und dem entsprechend ward das Reizmittel der Wechselspeculation auf das altgewohnte Stimulanz der Wechselreiterei gesetzt . . . . Es bedurfte nicht einmal einer übergroßen Katastrophe, in der es gilt, Farbe zu bekennen, d. h. mit vollwerthigem Metall zu zahlen, so schossen wir unaufhaltsam die schiefe Ebene hinab zu der österreichischen Papierwährung . . . . Die ungünstigen Geld- und Wechselverhältnisse Deutschlands zum Auslande wurden nun zwar auf 3—4 Jahre durch die außerordentlichen Gegenwirkungen der Kriegserfolge unterbrochen, beziehungsweise umgekehrt, um alsbald nach ihrer Ausgleichung von Neuem, und zwar mit verstärkter Gewalt hervorzutreten. Der Dienst, den unsere frühere Münzordnung oder vielmehr Münzunordnung dabei verrichtet, hatte nicht darin bestanden, uns vor dem Mißverhältnisse zu bewahren, sondern uns unempfindlich dagegen zu machen; die wichtige Aufgabe, die unserer großen Reform vorbehalten war und welche zu erfüllen ihr gelang, sogar noch bevor sie halbwegs zur Ausführung gekommen, beruhte darin, daß sie uns die Augen öffnete, daß sie als Warnsignal die Abweichung unserer Umlaufmittel von der richtigen Bahn verkündigte, alle Betheiligten aufforderte, diesem verhängnißvollen Lauf Einhalt zu thun.

Hätte uns aus dieser Misère wirklich die Doppelwährung herausgeholfen? „Ernste Vertheidiger der Doppelwährung," bemerkt Bamberger unter Anderm sarkastisch, „solche, welche den Gegenstand nicht mißhandeln, weil sie mit Hilfe ihrer Ignoranz ihrem religiösen oder politischen Zelotismus zu dienen suchen, haben behaupten wollen, das sei gerade der Vorzug dieser Doppelwährung, daß sie, wenn ein Metall sich vertheuere und deshalb wegziehe, das andere dafür einschiebe: im Moment solchen Ausspruches haben sie ganz und gar vergessen, was Geld ist, ... daß mit dem Augenblick der Unterschiebung des minderwerthigen Metalls an Stelle des höherwerthigen eine Verschiebung der Preisverhältnisse unfehlbar eintritt." Und an andrer Stelle: „Es giebt kein Ding, dessen Bestimmung es so durchaus widerspricht, Gegenstand der Speculation zu werden, als das Geld. Diese Bestimmung, allgemeinster und dauerhaftester Maßstab des Tauschwerthes für alle Gegenstände zu sein, findet gerade ihre Verneinung in starker Veränderlichkeit von Moment zu Moment und von Ort zu Ort, welche die Voraussetzung aller Speculationen ausmacht." Nun wird aber gerade jede der Schwankungen, wir wir sie zwischen den beiden Edelmetallen von Monat zu Monat an der Londoner Metallpreisskala beobachten können, „gerade von Denen bezahlt, welche den Niveauveränderungen nicht so rasch folgen konnten, wie Die, welche an der großen Schüssel des Verkehrs stehen". „Alle schwer beweglichen Güter bleiben in dem Maße, als sie von der Landesgrenze entfernt sind, unberührt von der Preisveränderung, welche zunächst die Gegenstände des Zwischenverkehrs trifft." „Auch der Landmann verkauft seine Ernte noch um die alten Preise, wenn er seine Bedürfnisse von Import- und Exportartikeln bereits höher bezahlt. Trotz alledem, hörte man bei uns, wie oft! dreist drauf los behaupten, die Goldwährung werde das Leben, namentlich für den kleinen Mann, vertheuern!"

Rathen uns etwa diese Erwägungen zur Silberwährung? Holland, über dessen, für unsere Frage ganz besonders lehrreiche, Münzgeschichte sich unser Autor des Weiteren verbreitet, Deutschland, selbst der lateinische Münzbund durch seine Beschränkung der Silberausprägung haben heute thatsächlich die Alleinherrschaft des Goldes anerkannt; die drei skandinavischen Staaten beeilen sich zur reinen Goldwährung überzugehen, die Vereinigten Staaten von Nordamerika verkünden den künftigen Eintritt in dieselbe. „Selbst Oesterreich, dessen Papiergeld nahezu auf die Höhengleiche des Silbers gekommen, nicht Dank der Verbesserung seines Papiers, sondern Dank der Verschlechterung des Silbers, besinnt sich, und mit Recht, ob es diese Gelegenheit ergreifen soll, um ebenen Weges vom Papier zum Silber überzugehen, was vor Jahren noch seinen schönsten Wünschen entsprochen hätte." „Soweit die historische Forschung zurückgreift, von den ältesten Zeiten Aegyptens und Asiens bis heute ist noch niemals der Werth des Silbers, am Golde gemessen, so niedrig gewesen, wie in unsern Tagen." Auch den Vorwurf, als ob Deutschlands Silberdemonetisirung an der gegenwärtigen Sachlage schuld wäre, weist Bamberger schlagend zurück. Hier nur das Eine: „Die Einfuhr von Silber nach England aus der ganzen Welt belief sich in den letzten Zeiten auf etwa 300 Millionen Mark, und die Silberproduction blos der Vereinigten Staaten, die bis Ende der fünfziger Jahre 50,000 Dollars jährlich aufbrachte, belief sich 1873 auf $42^1/_2$ Millionen, d. h. das Neunfache, oder auf mehr als das Doppelte unseres deutschen Silbereinzugs."

Wir kommen damit, wie wir es oben ausdrückten, zum Wollen und Sollen der deutschen Münzpolitik. Das „Sollen" drängt Bamberger in den Grundsatz zusammen: „die beste Lösung der Aufgabe lag in der größten Schnelligkeit." Ist diese Aufgabe gelöst angesichts des von der öffentlichen Meinung mit so großem Schrecken beobachteten langmonatlichen Abflusses unserer neuen Goldmünzen? Wir können hier dem Verfasser unmöglich folgen in seine überzeugenden Ausführungen darüber, daß die deutsche Goldausfuhr keineswegs erst durch die Münzreform ermöglicht, nicht einmal durch sie erleichtert wurde, — über die, in der Fähigkeit auszuwandern bestehenden, Grundbedingungen jeder guten Münze — über die Utopie einer Weltmünze und von Münzconventionen, welche er an dem 1857er deutsch-österreichischen Münzvertrage

und der lateinischen Münzconvention exemplificirt — über die classische Darstellung der Bedeutung des Wechselcourses, welche lebhaft an die gleich klare Erörterung der Bankdiscontopolitik in seiner vorjährigen Schrift „Die Zettelbank vor dem Reichstag" erinnert; wir können ihm ebensowenig, an diesem Platze, in die schlagenden Parallelen der deutschen mit den französischen, holländischen, belgischen Münzverhältnissen folgen. „Das Gold," sagt er in letzterer Beziehung sehr richtig, „welches, wie uns triumphirend entgegengehalten wird, aus der deutschen Münze in die brüsseler wandert, geht nicht dahin, um den Umlaufsschatz des belgischen Volkes zu bereichern, sondern — um mit Agio weiter verkauft zu werden."

Dennoch verneint unser Autor die oben gegebene Frage nicht ganz, nur trifft sie ihm nicht das Gesetz, sondern die Ausführungsmethode. Können wir heute in dieser Beziehung noch etwas thun, um der Zukunft vorzubeugen? So lange der Abs. 1 des Art. 15 des Münzgesetzes besteht, nein. Hier räth er dann, daß die alten Thaler lieber aufgegeben werden sollen, daß für diese Münzen eine Periode geschaffen werde, in welcher sie nicht mehr die ebenbürtigen Genossen der Reichsgoldmünzen, aber dennoch nicht sammt und sonders eingezogen sein werden. In diesem Zwischenstadium sollen sie als silberne Scheidemünze aushelfen, bis die neuen Stücke in genügender Zahl hergestellt sein werden. Da Art. 15 zur Außercourssetzung ermächtigt, kann dieselbe Macht sie ohne eine Gesetzesnovelle auch zu Scheidemünze, d. h. in nicht höherem Betrage als 20 Mark annehmbar, degradiren. Wie schon Eingangs erwähnt, hatten die früheren Rathschläge Bamberger's, rascher mit der Silbereinziehung und der Silberabstoßung vorzugehen und provisorisch Münzscheine auszugeben, nicht die wünschenswerthe Beachtung gefunden. Die Geschichte der Thatsachen hat dem Rathgeber Recht gegeben. Hoffen wir, daß der neue Rathschlag, der interessanter Weise gleichzeitig und unabhängig von ihm principiell von zwei andern hochgeachteten deutschen Volkswirthen, Professor Erwin Nasse auf dem socialpolitischen Congresse in Eisenach und von Max Wirth in der Augsb. Allg. Zeitung, kräftigst unterstützt wird, bessere Rücksicht findet. Den Nachweis, daß die dazu nöthigen Vorbereitungen, also insbesondere für die Bestimmung des Art. 9 des Münzgesetzes, welcher die Reichskasse verpflichtet, künftig jeden ihr in Thalermünze angebotenen Betrag von 200 Mark gegen Gold umzuwechseln, mit aller erdenklichen Anstrengung betrieben zu werden verdienen, halten wir durch Bamberger's „Reichsgold" voll erbracht.

Dr. Jos. Landgraf.

Berliner Chronik.

Die Theater.

Mitte November 1875.

Manches Neue, aber nichts, was irgend eine größere oder tiefere Bedeutung beanspruchen könnte, ist in den letzten Wochen an uns vorübergegangen: Tagesarbeit der Theater, die aber wohl oder übel zu Ende gebracht werden muß. Wie das Publicum am Morgen seine Zeitung, will es am Abend seine theatralische Aufführung haben. Es liest die Zeitung vielleicht nicht, es besucht das Theater nicht; aber in einer Großstadt würde ihm etwas von seinem Leben fehlen, wenn die eine einmal nicht erschiene und die Pforten des anderen geschlossen wären. Nur zu sehr vergessen Diejenigen, die sich mit einer Reform des Theaterwesens tragen, diesen Zustand der Dinge. Ein „weihevoller" Betrieb eines Handwerks kann nicht verlangt werden; genug, wenn es in dieser täglichen Tretmühle je zuweilen Stunden der Erhebung und der Weihe gibt. Die beständige Klage, daß es vordem doch anders war, ändert die Gegenwart nicht. Man kann die Eisenbahnen, die telegraphischen Depeschen, den Sturmlauf der Ereignisse nicht wieder wegschaffen und die Tage zurückrufen, wo ein „neues Stück" wochenlang den Stoff für das Gespräch der Stadt und für die Zeitung abgab. Da wir nicht leben können, wie wir wollen, laßt uns leben, wie wir müssen: der Spruch des Terenz paßte vor zweitausend Jahren und paßt noch heute vortrefflich für das Theater.

Das Nationaltheater fährt fort, seinem naiven Publicum Tragödien vorzuführen. Ein talentvoller, lyrisch angehauchter Schauspieler, Herr Robert, gastirt mit Glück auf jener Bühne in Schiller'schen und Shakespeare'schen Heldenrollen. Gar Manches ist in seinem Spiel und Vortrag äußerlich; die ergreifende Melancholie, die ihm seine Verehrer zuschreiben, erscheint mir oft weinerlich und langweilig: aber, wie die Zeiten einmal sind, ist Herr Robert mit seiner ansprechenden Persönlichkeit, seiner Lebhaftigkeit und dem Wohllaut seiner Sprache ein trefflicher, auf einem Volkstheater sogar ein hervorragender Schauspieler. Seinem Gastspiel verdanken wir die Aufführungen des Schiller'schen „Demetrius" mit der Laube'schen Fortsetzung und des „Don Juan d'Austria" von Albert Lindner. Der Demetrius-Stoff gehört zu denjenigen, die immer wieder von den Dichtern ergriffen werden, obgleich noch keinem auch nur ein mäßiger Erfolg gelohnt hat. Zum Theil mag dies an den Dichtern liegen, zum größern Theil ist es der Fehler des Stoffes: es gibt da einen glänzenden, vielversprechenden Anfang, aber ein klägliches Ende. Dem poetischen Demetrius geht es wie dem historischen. Sobald die „Falschheit" des Demetrius erkannt ist, bleiben ihm nur zwei Auswege: entweder spielt er seine Rolle als Usurpator im Stil der Macbeth und Richard III. fort, oder er verzweifelt und geht an dem inneren Zwiespalt zu Grunde. Die Gestalt verliert in dem einen wie in dem anderen Falle ihre Originalität und das Ende

läßt keinen starken Nachklang in der Seele des Zuschauers zurück. Wie Schiller diese Klippen umschifft haben würde, entzieht sich jeder Beurtheilung; sein flüchtig entworfenes Scenarium, das weit über Raum und Zeit eines Theaterabends hinauswächst, bietet dafür keine genügende Anleitung; sehr möglich indessen, daß Schiller den tragischen Schwerpunkt des Ganzen in die Czarin Marfa, die Mutter des Demetrius, gelegt hätte. Die Laube'sche Ausführung des Schiller'schen Entwurfes leidet nur an einem Fehler, aber dieser Fehler ist ein unheilbares Herzübel: der Theaterdirector übernimmt es, den Dichter fortzusetzen. Daraus kann für jedes feinere Gefühl nur eine Mißgeburt entstehen. Uebrigens hat Gustav Kühne schon einmal denselben Versuch gewagt; sein „Demetrius", im Schauspielhause im Jahre 1858 aufgeführt, bestand aus dem Schiller'schen ersten Act und vier daran gehängten Kühne'schen Acten. Das glänzende, farbenreiche, bunt- und wildbewegte Bild des polnischen Reichstages wird immer fesseln; in seiner vollsten Kraft redet hier Schiller's Genius zu uns; die Erzählung des Demetrius, das Schwanken des Königs Sigismund, der trotzige Widerspruch Sapieha's, der Tumult, der Aufstand der Versammlung sind von einer fortreißenden Wirkung; in der dramatischen Literatur aller Völker gibt es wenige Scenen, die sich damit vergleichen ließen. Ich begreife nicht, warum man diesen Act nicht als Fragment spielt: als ob die Shakespeare'schen Königsdramen mit ihren langweiligen, abgerissenen und unvermittelten Staatsactionen etwas Anderes als Fragmente wären! Die Gewalt des ersten Actes trägt denn auch die Zuschauer im Nationaltheater über die Dürre und Prosa der übrigen Abtheilungen hinweg; das Ihrige thun die schauspielerische Kraft des Herrn Robert und die vielen wechselnden Bilder des Stückes dazu. Das Trauerspiel Albert Lindner's ist eine frühere Arbeit des Dichters; ich vermag nicht zu sagen, in wie weit sich der jetzige „Don Juan d'Austria" von dem unterscheidet, der vor einigen Jahren auf der Bühne erschien. Ueber eine Art chinesischen Schattenspiels ist diesmal Lindner nicht hinausgekommen; wie in der „Bluthochzeit" und in „Katharina II." überwiegt auch in dieser Dichtung das Phantastische das Historische, ja stellt es völlig auf den Kopf. Ich kann solchen Verstümmelungen der Geschichte gegenüber immer nur fragen: was zieht denn den Dichter zu geschichtlichen Stoffen, Begebenheiten und Figuren, wenn er ihnen doch jede Wahrheit und Wirklichkeit nimmt, wenn es ihm keineswegs um ein historisches Portrait, sondern einzig um ein Phantasiebild zu thun ist? Die Anrufung Schiller's nützt nichts; Schiller folgt streng genug seinem Vertot, seinem Tschudi; daß diese Autoren im Irrthum waren, konnte er bei dem damaligen Stand der Forschung nicht wissen. Zu diesem Phantastischen und Schattenhaften gesellt sich ein zweiter Fehler: die Figuren gleichen zu sehr Copien. Lindner's „Don Juan d'Austria" schillert chamäleonartig als Hamlet, Carlos und Posa; Philipp II. kann die Erinnerung an und die Verwandtschaft mit dem Schiller'schen Philipp nicht zurückweisen. Wie schade, daß Lindner's großes Talent, mit seinem starken Zuge zum Melodramatischen, es nicht über sich gewinnen kann, einen historischen Stoff realistisch zu behandeln, etwa wie Vitet in seinen „Scènes historiques de la Ligue", einem Buche, das leider von unsern deutschen Dramatikern kaum gelesen, sicherlich nicht studirt wird.

Wie das Nationaltheater das Trauerspiel, so pflegt das Residenztheater mit besonderer Vorliebe das moderne Sittenbild. Damit ist es vor allen andern Theatern der Stadt — die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne ist längst zu einer bloßen Filiale des Pariser Offenbach'schen Theaters herabgesunken — auf Anleihen bei den Franzosen angewiesen. Wenn dort die Ernte mißrathen, empfindet das Residenztheater die Folgen. Gerade ein Jahr ist seit der Aufführung des Dumas'schen „Monsieur Alphonse" vergangen, und noch immer sucht das Theater nach einem Stück von ähnlicher Wirkung und langdauernder Beliebtheit. „Die Sphinx", „Eine vornehme Ehe", „Das Idol" sind nach wenigen Aufführungen von der Bühne verschwunden: hinuntergelacht worden, wäre der richtige Ausdruck. In den letzten Wochen hat man wieder zu Sardou's alter Komödie „Nos intimes" gegriffen, die in

hübscher Ausstattung, bei dem sehr munteren und charakteristischen Spiel der Nebenrollen und der Liebenswürdigkeit der jugendlichen Liebhaberin, eines Fräuleins Mathilde Ramm, sich einzubürgern scheint. Daß wir Deutsche auf dem Gebiet des Sittendrama's beinahe gar nichts leisten, ist eine Wahrheit, die jeder neue Versuch, den wir in dieser Gattung wagen, bestätigt. Es fehlt uns mit der Kenntniß der dramatischen Technik auch die Kenntniß und Gewohnheit der Gesellschaft. Nichts Tolleres, als die Wunderlichkeiten, die uns neulich in einem Schauspiel „Die Gesandtin" von A. W. vorgeführt wurden. Ein regierender Herzog, der ohne viel Umstände eine alternde Dame, die Wittwe eines ehemaligen englischen Gesandten, heirathen will; dem eine halbverrückte Lady den Text über Hoffitte und „das, was sich schickt", liest und der seinerseits einen Duellanten ohne Gericht und Wahrspruch zum Tode verurtheilt; die Fabel eine abenteuerliche Mischung aus englischen Sensationsnovellen und verbrauchten melodramatischen Effecten; eine Moral, die den Verbrecher, der einer Mutter vorlügt, ihr Kind sei gestorben, zum edlen Mann und die arme Mutter, die sich doch selbstverständlich — sie ist in London und ihr Kind in Deutschland — ihres „todten" Kindes nicht annehmen konnte, zur Schuldigen stempelt — und die ganze, ebenso kindische wie ungeheuerliche Fratze in Farben gemalt — in Farben, wie sie Soulié und Eugène Sue anzuwenden liebten! Solche Mißgeburten schrecken denn freilich in gleicher Weise Directoren und Publicum, Schauspieler und Dichter von weiteren Versuchen ab. Aber trotz alledem muß die Kritik bei ihrer Behauptung bleiben, daß nur auf diesem Wege die Erneuerung der dramatischen Poesie zu finden ist.

Wird uns das Stadttheater dem Ziele ein wenig näher bringen? Herr Hugo Müller, gleich bekannt als Verfasser bühnengerechter, sentimental angehauchter Volksstücke wie als Schauspieler, hat seit dem 1. November die Direction dieses Theaters übernommen und verspricht, daraus eine Stätte für das deutsche Lust- und Schauspiel zu machen. Den guten Vorsätzen spende ich den besten Segenswunsch, aber ich sehe im Voraus, daß dies ein eiteles und vergebliches Unternehmen sein wird. Ungünstig gelegen, ein kahler Saal, hat das Stadttheater immer mit der Noth zu kämpfen gehabt; der Golem wohnt in diesen Mauern, und ich fürchte sehr, daß ihn auch Herr Hugo Müller nicht daraus vertreiben wird. Es gebricht an schauspielerischen wie an dichterischen Kräften, um so viele Bühnen, wie wir sie haben, lebendig zu erhalten. Mehr als die Hälfte könnten ohne Schaden für sich eingehen; für die Kunst und das Publicum würde es ein Segen sein. Nichts beweist, allen Klagen der Dichter, daß ihre herrlichen Dichtungen die Menschen zaubergewaltig in die öden Theater zwingen würden, zum Trotz, die Armuth unserer dramatischen Literatur schlagender, als daß der neue Director sein Theater mit einem älteren, noch dazu in Berlin bekannten Schauspiel von ihm selbst eröffnete und ein ebenfalls schon dreijähriges Stück von Anzengruber darauf folgen ließ. Hugo Müller's Schauspiel „Fürst Emil" erschien unter dem Titel „Zwei Brüder" im Frühjahr 1868 im Schauspielhause: eine verschwommene Hofgeschichte aus einem Lande, das auf keiner Karte zu finden ist, mit phantastischen Figuren, einem problematischen Fürsten, einer schattenhaften Mignon, Eichendorff'sche Romantik aus „Ahnung und Gegenwart", ihrer duftigen Schleier entkleidet und in das grobe Kleid von Bühnenphrasen gesteckt, nicht ohne ein gewisses theatralisches Geschick, aber die Fabel in ihrer Verwickelung und Lösung zu dürftig, die Figuren zu leblos, die Idee zu wenig herausgearbeitet, um eine fesselnde Wirkung auszuüben. Umgekehrt fehlt Anzengruber's „Elfriede", das ich zuerst im Mai 1873 auf dem Wiener Burgtheater ohne Erfolg darstellen sah, durch die Gefühlsrohheit der Ausführung. Die Idee ist nicht unglücklich: durch einen Zufall — aus weiter Ferne bringt ein Reisender der Heldin die Nachricht von dem Tode ihres Jugendgeliebten — kommt es in einer modernen Ehe, die ohne jede Neigung der Herzen, nur aus den gewohnten Alltags-Rücksichten und -Ueberlegungen geschlossen worden ist, zu einer lebhaften Scene zwischen den Gatten, die sie bis hart an die Grenze des Bruches führt. Anzengruber ist ein scharfer, unbarmherziger Charakter-

schilderer; seine Unkenntniß der gesellschaftlichen Formen bewahrt ihn vor allen jenen Verheimlichungen der Wahrheit, vor jenem schillernden Firniß, an den wir im Verkehr mit den Andern gewöhnt sind. Seine Figuren erscheinen gleichsam in ihrer natürlichen Blöße; die Handlung des Mannes ist roh, er entreißt der Frau den letzten Brief, den ihr der ehemals Geliebte mit sterbender Hand fern in Ostindien geschrieben, und wirft ihn in's Feuer; das Wort der Frau überstürzt sich in maßloser Heftigkeit; der aus Asien heimkehrende Doctor Knorr ist von einer beneidenswerthen Urwüchsigkeit und Grobheit, die nur dadurch etwas von ihrer Natürlichkeit verliert, daß er behauptet, sie von den Asiaten gelernt zu haben — Chinesen und Inder sind die höflichsten aller Menschen, welche die Sonne bescheint. Der Zuschauer würde sich ohne Zweifel leichter mit der Peinlichkeit des ganzen Vorgangs aussöhnen, wenn sich im Zusammenstoß dieser herben und trotzigen Charaktere nun eine wirkliche Tragödie entwickelte; Anzengruber aber hat Furcht vor den Geistern, die er heraufbeschworen, und bringt mit allerlei kleinen theatralischen Hausmitteln nicht nur eine Versöhnung zwischen den beiden Gatten, sondern noch überdies „späte Rosen", eine Liebe nach siebenjähriger, trostlos langweiliger Ehe hervor. Die gelungenste Figur, die auch ihren grob-gutmüthigen Charakter und ihre roh-materialistische Ueberzeugung beibehält, ist der Weltreisende. Machte „Fürst Emil" einen befremdlichen, so macht „Elfriede" einen abstoßenden Eindruck. Anzengruber's naturalistisches Talent ist für eine so schwierige Aufgabe, wie die Darstellung einer Ehe in der gebildeten Gesellschaft, nicht geschaffen; der Fabrikarbeiter, der vortrefflich mit dem Hammer umzugehen weiß, ist noch lange nicht der Ingenieur, der die Maschine erfindet. Unser Theater leidet nur zu sehr an den Autodidakten, die sich darauf tummeln und sich in die Brust werfen, im thörichten Wahn, daß Shakespeare auch nichts Besseres gewesen sei, wie sie.

Von der Bühne des Schauspielhauses ist nichts Besonderes zu melden; keine einzige größere Neuigkeit ist auf ihr in den letztvergangenen Wochen erschienen. Hugo Bürger's dreiactiges Schauspiel „Der Frauen-Advocat" wurde am 15. October wiederholt, nachdem es zum ersten Male im Frühjahr bei einer Wohlthätigkeitsvorstellung aufgeführt worden war. Bürger's Talent zeigt sich im „Frauen-Advocaten" von einer gefälligeren Seite, als in den „Modellen des Sheridan". Er steht in diesem neuen Schauspiel recht inmitten des Kreises Benedix'scher Lustspielfiguren, wohin ihn seine Begabung und seine Lebenserfahrung weisen. In dem Titel „Der Frauen-Advocat" verspricht er uns freilich mehr, als er im Stücke selbst zu halten im Stande ist. Im Grunde streiten sich zwei Bewerber um ein reiches Mädchen, ein adeliger Lump und ein bürgerlicher, ebenso geistvoller wie moralisch talentvoller Advocat, der mit Vorliebe als juristischer Beistand gekränkter Frauen auftritt. Die reiche Erbin Pauline ist, wie es die Bühnenpraxis nun einmal mit sich bringt, zugleich der interessante Mädchencharakter; sie will nicht heirathen, weil sie in jeder Bewerbung nur eine Speculation auf ihr Vermögen sieht. Nothwendiger Weise findet sie in dem Advocaten ihr männliches Gegenbild: er wird nie ein reiches Mädchen heirathen. Moreto's „Trotz wider Trotz", aus der romantisch-spanischen Welt in die moderne kleinbürgerliche Sphäre versetzt, spielt sich in einigen Scenen bis zum glücklichen Ende ab. Weder der Fabel noch den Figuren läßt sich eine frischere Originalität nachrühmen, es sind die alten Muster und Schablonen; aber das Ganze geht geschickt in einander, hat im theatralischen Sinne eine angemessene Steigerung der Empfindung und der Verwickelung und zeichnet sich vor so mancher neuen Arbeit durch die natürliche, leicht flüssige Sprache aus: in einigen Zügen läßt sich sogar etwas von einem Komödiendichter erkennen.

Dieselben Mängel, dieselben Vorzüge finde ich in den beiden einactigen Scherzen „Der Seelenretter" von Frau Hedwig Dohm und „Der Zankapfel" von Paul Lindau wieder. Es ist der ewige Theaterthee, in welchem Aufguß, weiß ich nicht. Verwechselungen, Ehestandsscenen, ein alberner Mensch und eine Heirath: wird der Vorfall lustig vorgetragen, haben die Toiletten der Damen „Chik", so lachen

wir eine halbe Stunde, und Schriftsteller wie Schauspieler haben ihren Zweck erreicht. Beide Stücke verdienen nur in Hinsicht ihres munteren und witzigen Dialogs, der ein so ausgesprochenes Berliner Gepräge trägt, daß er einzig „unter uns" vollkommene Geltung haben kann, Beachtung. Leider geht es hier nicht immer ganz sauber ab; in dem Verlangen, um jeden Preis witzig zu sein, wird Frau Hedwig Dohm zuweilen herausfordernd und Paul Lindau platt. Es gibt eine gewisse Grenze des guten Geschmacks, aber freilich, wer sie nicht in der Empfindung hat, dem läßt sie sich nicht zeigen. Das Thema der Frau Hedwig Dohm: eine anständige Frau wird für eine Kameliendame gehalten und ein Professor der Kirchengeschichte wirft sich zu ihrem „Seelenretter" auf, hat seine heikliche Seite — heiklig? Da höre ich Viele sagen, daß sie durchaus nichts Unanständiges darin sehen. Ich bescheide mich; mir ist es in meinem Pedantenthum noch niemals eingefallen, eine Dame in der Wohnung meines Freundes für Marguerite Gautier zu halten; Andere mögen andere Erfahrungen haben. Die Zusammenstellung beider Stücke, die so viele Aehnlichkeiten mit einander besitzen, selbst der Dialog ist auch mit feinerem Gehör kaum von einander zu unterscheiden, schadete bei der ersten Aufführung dem Lindau'schen „Zankapfel". Ich vermuthe, daß er bei den späteren Aufführungen ein dankbareres Publicum gefunden hat. Zugleich mit diesen Lustspielen wurde ein einactiges Schauspiel „Marius in Minturnae" von Hans Marbach mit bedeutendem Erfolge aufgeführt. Hans Marbach gehört zu unseren jüngeren Dramatikern, denen es sauer genug gemacht wird, auf der Bühne sich dem Publicum zu zeigen. Die Schuld ihres langsamen Vorwärtsbringens liegt indessen nicht allein bei den Bühnenleitern; zwei Principien stehen sich hier einander schroff gegenüber. Die Dichter wollen von ihren entlegenen, wunderlich krausen und seltsamen Stoffen nicht lassen; die Directoren wissen, nicht aus der Theorie, aber aus der Praxis, daß den wenigsten Tragödien eines modernen Dichters ein günstiger Theaterstern leuchtet. Ich vermag nach einer fünfzehnjährigen kritischen Arbeit nur ihre Ansicht zu bestätigen: „Das Glück war niemals mit den Hohenstaufen". Noch neulich hat Otto Roquette's „Der Feind im Hause" neues Zeugniß dafür abgelegt. Wie es ihre Pflicht war, hat sich die Kritik durchweg günstig über die Dichtung ausgesprochen; weder in der ersten noch in der zweiten Aufführung hat es dem Dichter und den Schauspielern an erfreulichem Beifall gefehlt: dennoch ist das Trauerspiel nicht über die vierte Vorstellung hinausgekommen. Viel geeigneter als die Hofbühne erscheint mir die des Nationaltheaters zur Aufführung neuer Trauerspiele. Das Publicum des Schauspielhauses ist blasirt und kritisch, es verlangt im Allgemeinen mehr nach Unterhaltung als nach Erhebung, es setzt, mehr unbewußt als bewußt, dem Werke des modernen Dichters die classischen Dichtungen entgegen. Gerade die entgegengesetzten Eigenschaften zeichnen das Publicum des Nationaltheaters aus: Harmlosigkeit, naive Unkenntniß, der Wunsch nach gewaltigen Schicksalen. Dazu kommt, daß die Hofbühne nur eine, die Zahl der Trauerspiele aber Legion ist. Aber ich lenke ein — es ist klar, daß auch die ruhigste Erörterung die Dichter nicht von der Unmöglichkeit, all' ihre Stücke aufzuführen, überzeugen wird. Ich zeigte einmal einem dramatischen Poeten die Trauerspiele, die ich in einem Vierteljahr zur „Durchsicht und Besprechung" erhalten; wohlgezählt waren es ihrer fünfunddreißig. Er gestand zu, daß ich dieselben nicht alle durchlesen könnte, „aber", sagte er bitter, „ich hätte Sie für klüger gehalten, vierunddreißig dieser Manuscripte hätten Sie in's Ofenfeuer werfen sollen, nur meines verdiente gelesen zu werden!" Hans Marbach ist mir vor Jahren durch ein Trauerspiel „Timoleon" bekannt geworden, das neben manchen Wunderlichkeiten ergreifende Züge und in der Mutter des Timoleon eine wahrhaft tragische Figur besaß. Sein „Marius in Minturnae" ist ein altrömisches Genrebild, etwa wie die kleineren Bilder Alma Tadema's. Wie Marius, vor Sulla fliehend, in der Nähe Minturnae's entdeckt und gefangen genommen wird; wie die Bewohner beschließen, den gefährlichen Mann zu tödten, und einen cimbrischen Sclaven in das Gefängniß schicken, um Marius zu erschlagen; wie dieser aber mit zornigem Antlitz und drohender Stimme den Mörder zurückschreckt,

ist von Plutarch erzählt worden. Marbach hat diese Anekdote geschickt erweitert; nicht in das öffentliche Gefängniß, Marius wird in das Haus einer vornehmen Römerin gebracht, die er in ihrem Ehescheidungsproceß, als Consul den Spruch fällend, schwer beleidigt hat. Die Gegenüberstellung des gereizten Weibes, das in Marius zugleich den Plebejer und den Verletzer seiner Ehre haßt, und des greisen, von den Beschwerden und dem Elend der Flucht zusammengebrochenen Helden ist besonders glücklich gelungen. In feinen und doch charakteristischen Uebergängen vollzieht sich in Marius der Umschwung aus der Schwäche in die frühere Heldenhaftigkeit; in Fannia die Läuterung aus der Rachsucht zum Mitleid und zur Großherzigkeit. Mit künstlerischem Verständniß ist die Handlung gegliedert und gesteigert: die Wirkung würde noch größer sein, wenn wir die Scene zwischen Marius und dem Sclaven sich vor unsern Augen abspielen sähen und nicht aus dem Munde des Fliehenden den Vorfall vernähmen. Die kraftvolle, in sich gedrungene Sprache zeigt nur hier und dort moderne Töne und Farben. Im Ganzen eine originale, gehaltreiche Dichtung, die von Fr. Erhartt, Herrn Berndal und Herrn Kahle, der einen gutmüthigen Epicuräer und Senator von Minturnae spielte, trefflich dargestellt wurde. Leider macht eine Schwalbe noch nicht den Sommer. Meine pessimistischen Ansichten über die dramatische Dichtung der Gegenwart werden an diesem Schillertage durch den Beschluß der vom Kaiser eingesetzten Commission zur Prüfung der in dem dreijährigen Zeitraum von 1872—1875 erschienenen Dramen bestärkt: keines von all' diesen Stücken ist des Schillerpreises für würdig erkannt worden. Nicht der böse Wille der Theaterkritik, in der, wie man ihr höhnisch vorwirft, sich kein Lessing befindet — als ob unter den Umständen, in deren Zwang die Kritik arbeitet, ein Lessing entstehen könnte! — ganz andere Dinge verhindern es, daß unter den Dramatikern kein Schiller sich erhebt. Bevor es nicht einem großen Talente gelingt, die unabweislichen Forderungen des modernen Geschmacks und der modernen Bühne mit den Ansprüchen idealer Kunst durch ein Compromiß, wie es Molière, Calderon und Lessing ihrer Zeit gethan, auszugleichen, wird an eine Erneuerung des deutschen Theaters nicht zu denken sein. In meinen Augen ist es besser und angemessener, daß die Commission keinen Preis ertheilt, als daß sie einen Kranz verschenkt, den nachher das Theaterpublicum erbarmungslos zerzaust: wir haben die Beispiele.

Karl Frenzel.

Die neue Opernsaison in Berlin.

Mitte November.

Während in London die musikalische Saison gerade im Frühling und Sommer ihre üppigsten Blüthen treibt, während in anderen Weltstädten wenigstens die Oper kaum zu pausiren pflegt, verläuft uns Berlinern die schönste Zeit des Jahres so gut wie sang- und klanglos. Die ersten Veilchen und Maiblumen treiben selbst die muthigsten unter unseren Concertgebern in die Flucht, und um die Mitte des Juni stellt die königliche Bühne ihre Thätigkeit ein. Auf zwei Monate sind die officiellen Opernferien bemessen. Wie sie aber schon mehrere Wochen früher in einem durch Urlaub decimirten Personal und einem lückenhaften Repertoire ihren Schatten vor sich her werfen, so erstreckt sich ihre Nachwirkung gewöhnlich bis in die zweite Hälfte des September. Am übelsten fahren bei der langen musikalischen Fastenzeit des Sommers die Fremden, welche während der Reisesaison in hellen Haufen herbei-

ziehen und gern alle Herrlichkeiten der Hauptstadt in wenigen Tagen durchkosten möchten. Was ihnen aber dann auf dem Gebiete der Musik geboten wird, beschränkt sich auf Gartenconcerte und, von unseren kleineren Theatern veranstaltete, Operettenaufführungen. Wie es scheint, wird zunächst unser öffentliches Kunstleben den Druck der über die Welt so unerwartet hereingebrochenen und mit so erbarmungsloser Hartnäckigkeit in alle Verhältnisse sich einwühlenden wirthschaftlichen Krisis schwer genug empfinden. Während sonst um diese Zeit sämmtliche Concertsäle ihre Pforten bereits weit aufgethan, haben bis jetzt fast allein die in der Gunst des Publicums längst eingebürgerten Unternehmungen, wie die Sinfonie-Soiréen der königlichen Capelle, das Joachim'sche Quartett, die Aufführungen der Singakademie und des Stern'schen Vereins sich hervorgewagt. Indem ich mir die Musterung über das hier Gebotene für einen späteren Bericht verspare, will ich zuvörderst auf die neue Opernsaison einen raschen Blick werfen.

Die königliche Bühne hat die drei musikalisch-dramatischen Novitäten des vergangenen Winters wieder auf ihre Tagesordnung gesetzt. Den bedeutenden Eindruck, den ich von Rubinstein's „Makkabäern" empfangen, vermochte die erneuerte Bekanntschaft nicht abzuschwächen. Der gesunde Realismus einer mannhaft empfindenden, frisch zugreifenden, allem verschwommenen oder überreizten Wesen gänzlich abholden Natur hat dem Werk seinen kräftigen Stempel aufgeprägt. Leah und Judah, die beiden Hauptträger der Handlung, ragen weit empor über den Durchschnittswuchs moderner Operncharaktere und in den so breit angelegten Chören entfaltet sich die stolzeste Pracht der Töne. Von den reichlichen Beifallsäußerungen eines vollzählig besetzten Hauses geleitet, traten die „Makkabäer" ihren zweiten Jahrgang an. Auch Wüerst's „A-ing-so-hi" hat keine Einbuße in seinen freundschaftlichen Beziehungen zum Publicum erlitten und ebensowenig Taubert's „Cesario". Ueber den letzteren mögen mir noch ein paar Bemerkungen gestattet sein.

Im Repertoire der Bühne ist Wilhelm Taubert, der ein Menschenalter lang im Opernhaus den Tactstock geschwungen, schon durch zwei frühere Werke vertreten gewesen. Seine komische Oper „Jogelli", die vor etwa zwanzig Jahren ihr Glück beim Berliner Publicum versuchte, wurde von diesem mit ganz ungerechter Kälte zurückgewiesen. Ein günstigeres Schicksal war dem Macbeth beschieden, er brachte es zu einer Reihe von Wiederholungen. Daß die Heimath der Taubert'schen Muse nicht das Theater ist, darüber kann sich eine unbefangene Würdigung ebenso wenig täuschen, wie den Werth der zierlichen Gastgeschenke unterschätzen, die es von ihm erhalten. Schmuck und sauber ist es in diesen Partituren wie in einem jungfräulichen Schlafgemach. Alles zeugt von dem liebevollen Walten eines feinfühligen, auch der leisesten Berührung mit dem Häßlichen gänzlich abgekehrten Sinnes. Auf tausenderlei artige Dinge fällt unser Blick, und jedes von ihnen steht an der rechten Stelle. Immer folgen die Stimmen und namentlich die Instrumente froh und behend ihrem sorglichen Führer. Für den Mangel eines kräftigeren dramatischen Gehaltes entschädigt bis zu einem gewissen Grade die bunte Fülle kleiner lyrischer Blüthen. Diesen Charakter trägt auch das neueste Werk, welches freilich seine Vorgänger in der gefälligen Miniaturarbeit der Zeichnung wie in dem Schmelz der Farben nicht ganz zu erreichen vermag. Seiner Substanz nach bekennt er sich zu jener musikalischen Romantik älteren Stiles, die in Spohr und Weber ihre vornehmsten Vertreter gefunden. Nur specifisch deutsche Klänge fallen in unser Ohr, die Tonsprache hat es fast durchweg verschmäht, von der italienischen oder französischen Oper Almosen zu heischen. Ihrem Gewissen gereicht diese spröde Enthaltsamkeit zwar zur Ehre, den so breit ausgeführten komischen Partien im Cesario ist sie indessen theuer zu stehen gekommen. Einige Tropfen südlichen Buffogeblüts würden nicht geschadet haben. Ungleich besser sind die rein lyrisch gearteten Scenen gerathen. Wol blieb ihnen der urkräftige Athem, die ungebrochene Elementargewalt der Leidenschaft versagt. Ein zartes, weiches, zwar nicht in seinen geheimsten Tiefen bewegtes, aber doch von jedem Eindruck rasch ergriffenes Gemüth spricht sich in ihnen aus.

In ihrem eigensten Stimmungsgehalt wie in den knappen Formen zeigen sie den liedartigen Charakter. Einen heutzutage selten gewordenen Vorzug darf Taubert für sich in Anspruch nehmen, den einer gewissen Naivetät, die mit sicherem Tact ebenso sehr das Gewaltsame und Paradoxe wie die platte Alltäglichkeit meidet. Angeborener, durch den Erwerb der Bildung noch verfeinerter Sinn für die Schönheit der äußeren Erscheinung weist ihm überall Weg und Ziel. Die unüberwindliche Scheu vor jeder Härte und Schärfe des Ausdrucks kommt freilich sehr leicht in die Gefahr, an die Stelle des wirklichen Gefühls die bleichen Schatten der Convenienz treten zu lassen, und der „Cesario" bietet dafür zahlreiche Belege. Schwer büßte die Musik für die große Unfreiheit und Aengstlichkeit, mit der der Text dem Gang des Shakespeare'schen Stückes auf Schritt und Tritt folgt. Die Partitur ist dadurch zu einem ungebührlichen Umfang angeschwollen und hat manche Elemente aufnehmen müssen, die sich theils dem Vermögen der Tonsprache überhaupt, theils dem individuellen Wesen des Componisten spröde entziehen. Nur noch drückender wurde die Last auf den Schultern des letzteren durch den unter dem streng ästhetischen Gesichtspunkte gerechtfertigten Umstand, daß der gesprochene Dialog gänzlich bei Seite blieb. Die Möglichkeit zu einem einigermaßen handlichen Libretto war nur dann gegeben, wenn es der ursprünglichen Dichtung lediglich den Rohstoff entlehnte. Für die Glanzpunkte des Werkes halte ich den charakteristischen Chor der Wache, vor Allem das erste Finale, ein in den reichsten Wohllaut getauchtes Stimmungsbild, das den würzigen Duft der Sommernacht, den auf den Wellen schimmernden Mondschein, den kühlen Hauch des Meeres in sich eingesogen; ferner die Serenade des Junker Christoph und das instrumentale Vorspiel des dritten Acts. Gegenüber der Shakespeare'schen Komik versagte sich dem Componisten der Ausdruck. Die Tongestalten, mit denen er ihren siegreichen Humor einzufangen getrachtet, sind ohne Ausnahme steif, trocken, erkünstelt.

Zu den lobenswerthesten Eigenthümlichkeiten unserer Hofbühne gehört der bevorzugte Platz, den im Repertoire seit jeher die classische Oper eingenommen. Gluck's letzte gewaltigste Schöpfungen sind uns eine lebendige künstlerische Habe geblieben. Die „Alceste" ruht zwar jetzt länger als zwanzig Jahre, aber der „Orpheus" und die beiden „Iphigenien" haben immer von Neuem ihr Stichwort empfangen, ebenso die „Armide", die auch in der gegenwärtigen Saison schon einmal an der Reihe gewesen. Niemand wird leugnen, daß die plastischen Gestalten des antiken Mythus dem Gluck'schen Genius einen ungleich gemäßeren Stoff geboten, als die farbenschimmernde Romantik des Mittelalters. Dennoch hat das Werk, welches von dieser Besitz zu ergreifen getrachtet, vor seinen hellenischen Geschwistern Einiges voraus, das namentlich gegenüber der Empfindungsweise des modernen Opernpublicums schwer in's Gewicht fällt. Das letztere ist nicht geneigt, auf eine mannigfach bewegte, an Gegensätzen reiche, also der Tonsprache die größtmögliche Vielseitigkeit des Ausdrucks gestattende Handlung zu verzichten, und eine solche entfaltet sich in der „Armide". Dazu kommt, daß ihr dritter Act alle anderen Gebilde des Meisters an dramatischer Schlagkraft und Bedeutsamkeit noch überragt. Machtlos ist bereits ein Jahrhundert an diesem monumentalen Prachtbau der Töne vorübergeglitten. Nie sind Haß und Liebe, die beiden stärksten Beherrscher des menschlichen Herzens, zu einem gewaltigeren Ringen miteinander aufgerufen worden. Für die über alle Beschreibung bewunderungswürdige Scene besitzt die königliche Bühne in den Damen Voggenhuber und Brandt zwei treffliche Darstellerinnen.

Von Mozart sind zur Zeit vier Werke in unserem Opernhause heimisch. Während die letzten Aufführungen des „Idomeneo" und des „Titus" bis in die Tage der Johanna Wagner zurückreichen, „Così fan tutte" sich schon seit einigen Jahren nicht mehr blicken ließ, gehören „Figaro", „Don Juan" und die „Zauberflöte" zu dem dauernden Bestande des Repertoires, desgleichen die „Entführung", der ich noch einige Worte schulde. Als Morgengabe hat unsre nationale Oper „Belmonte und Constanze" von dem Genius Mozart's empfangen. Sechsundzwanzig Jahre zählte der Meister, der sie ihr dargebracht, und so gut wie unberührt war die Gattung, um

die es sich hier handelte. Dieser doppelte Umstand mußte seinen Einfluß auf die Tonsprache üben, ihm vor Allem dankt sie den ihr eigenen leuchtenden Glanz der Jugend, den üppigen Frühlingsduft der Empfindung. Unter dem rein künstlerischen Gesichtspunkte wird man nicht anstehen, dem „Figaro" und „Don Juan" vor der „Entführung" bei Weitem den Vorzug zu geben, aber die in ihr so frohlockend sich offenbarende Naturfrische der Stimmung und des Ausdrucks finden wir in den späteren Schöpfungen kaum zum zweiten Mal wieder. Es ist eine Lust, in den Briefen des Componisten nachzulesen, wie wohlgemuth er den dargebotenen Stoff ergriff, wie rasch das Werk unter seinen Händen gedieh, wie innig seine Freude gewesen, wenn er sah, daß es gut war. Jedoch noch ungleich froher und stärker bewegt es unser Gemüth, während wir alles das aus den Tönen heraus hören, und sie reden deutlich genug. Man kann behaupten, daß die italienischen Opern des Meisters mehr der Vergangenheit zugekehrt sind, seine beiden deutschen mehr der Zukunft. In jenen erkennen wir die reifen, süßen Früchte einer in weite Ferne zurückreichenden Entwickelung, deren tiefsten, edelsten Gehalt sie zum erschöpfenden Inbegriff zusammenfassen. In der „Entführung" und der „Zauberflöte" sproßte dagegen eine Fülle neuer Keime und Triebe auf, die mit ihrer überschwenglichen Lebenskraft das weitere Gedeihen und Wachsthum unseres vaterländischen Musikdrama's zum guten Theil genährt. Der „Fidelio", die Werke Spohr's, Weber's und aller Späteren geben davon Zeugniß; sie haben insgesammt vorzugsweise an diejenigen Gestalten des erlauchten Vorgängers angeknüpft, die ihr innerstes Empfinden aus deutschem Wort und deutschem Wesen geschöpft. Nicht weniger als der innere Werth einer Oper entscheidet über ihr Schicksal vor dem Publicum die Besetzung. Dank der letzteren ist die „Entführung", mit der man früher eine Reihe erfolgloser Experimente gemacht, bei uns endlich wieder zu Ehren gekommen. Fräulein Groffi bringt zur Partie der Constanze, dieser Zwillingsschwester der Königin der Nacht, einen bis in die Mitte der dreigestrichnen Octave hinaufreichenden Sopran, seltene Leichtigkeit und Ausdauer im Gebrauch des höchsten Registers, eine für die verwegensten Künste der Bravour gerüstete Fertigkeit, endlich jene Ruhe und Vornehmheit der Auffassung und des Ausdrucks, die zu den Grundelementen der Rolle gehört. In ihren Arien, den einzigen vergilbten Sätzen der Partitur, spiegelt sich durchaus die Primadonna assoluta des älteren Stils. Gerade deshalb ist die Aufgabe so dornig, weil sie Eigenschaften verlangt, welche die moderne Oper fast ganz außer Cours gesetzt. Das Blondchen des Fräulein Lehmann bleibt der munteren Derbheit, dem leichtblütigen Uebermuth der kecken, zungenfertigen Redseligkeit dieser Zofe aller Zofen auch nicht das Geringste schuldig, ohne doch nach irgend einer Seite hin des Guten zu viel zu thun. Die reichsten Gaben hat der Componist auf seinen Osmin gehäuft, den urkräftigen Typus des Baßbuffo, und unter sämmtlichen mir bekannten Darstellern des Charakters ist Herr Fricke weitaus der beste. Für die Partie des Belmonte müssen wir uns zur Zeit mit Gästen behelfen. Seit dem Abgang der Herren Schott und Link ist nämlich beinahe das ganze lyrische Tenorfach verwaist. Schon manche Hände haben sich nach der erledigten Erbschaft ausgestreckt, aber bis jetzt ohne jeden Erfolg. In dem letzten Bewerber (er erschien als Tamino in der „Zauberflöte" und als Leopold in der „Jüdin") präsentirte sich ein so ungeschliffener Naturalist, daß man sich in der That verwundern mußte, weshalb man ihn nicht gleich aus der Probe heimgesandt, statt vor versammeltem Publicum zwei hoffnungslose Versuche mit ihm zu machen. Die Armuth der Gegenwart an lyrischen Sängern entspringt aus keinem mißgünstigen Spiel des Zufalls, sie hat ihren triftigen Grund. In dem Kampf um das Dasein bildet sich bekanntlich alles Lebendige seinen Existenzbedingungen an, und zu ihnen gehört recht eigentlich die Bereitschaft unserer Tenore für die schwere dramatische Arbeit der Meyerbeer'schen, Verdi'schen und Wagner'schen Oper. Durch die Raoul, Propheten, Manrico, Tannhäuser und Lohengrin wurde der Boden verwüstet, auf welchem die Belmonte, Octavio, Tamino, die Minnesänger Weber's, Rossini's und Bellini's gediehen. Ausgestorben, fast bis auf den letzten Mann, sind jene Spender süßen Wohl-

lauts. Zertrümmert liegt ihre goldene Leyer im Winkel — sie war viel zu gebrechlich für das gewaltige Geschlecht, welches sich heutzutage innerhalb der eingestrichnen Oktave tummelt.

Wollte ich hier ein Gesammtbild von der Leistungsfähigkeit unsrer ersten Gesangsbühne entwerfen, es würde nicht eben erfreulich ausfallen. Die letzten fünf bis zehn Jahre haben weitklaffende Lücken im Personal zurückgelassen. Pauline Lucca ist längst über alle Berge, fort ist auch Theodor Wachtel, welchen die Natur zum Ersatz für seine geistigen Defecte mit einem Tenor von unverwüstlichem Wohllaut beschenkte. Verstummt ist der liebliche Sopran der Harriers-Wippern, und nur der Bariton des Herrn Betz strahlt in altem Glanze. Wol besitzen wir noch Herrn Niemann und Frau Mallinger, aber die Stimme des Einen wie der Andern hat bereits in den Gladiatorenspielen des heutzutage den gesammten Bühnengesang beherrschenden Realismus ihr bestes Theil eingebüßt. Dankbare Aufgaben für sein eminentes dramatisches Gestaltungsvermögen findet der Erstere jetzt fast allein als Herold Wagner'scher Declamation. In seinem Rinald, Masaniello, Raoul, Eleazar kommt lediglich die heroische Seite zu ihrem Recht. Um den lyrischen Gehalt aller dieser Rollen auch nur einigermaßen auszuschöpfen, fehlt dem Ton der Schmelz und die Biegsamkeit. Frau Mallinger hat das Wagniß, die Valentine ihrem Repertoire einzufügen, mit einem gänzlichen Mißerfolg gebüßt. Während die Künstlerin neuerdings in Wien eine, wie mich dünkt, doch viel zu unglimpfliche Aufnahme gefunden, wird bei uns ihre Bedeutung wenigstens von einem Theil des Publicums beträchtlich überschätzt. Heimisch ist die Stimme in dem ganzen zwischen dem Lächeln und der Thräne liegenden Empfindungsgebiet. Innerhalb dieser Grenzen spricht sie mit überzeugender Beredtsamkeit zum Herzen. Das träumerische Weben und Wogen, das süße Hangen und Bangen der weiblichen Seele gewinnt in ihrem Munde individuellen Ausdruck. Keine Töne hat sie dagegen für den höchsten Jubel der Luft, wie für den Weheruf der Verzweiflung, mit einem Wort, für die tragische Kraft und Größe der echten Leidenschaft, und im Gefühl dieses Mangels läßt sich gar häufig die Darstellerin verleiten, ein Uebriges zu thun, durch ein viel zu unruhiges und absichtsvolles Spiel mit allerlei Schärfen und Spitzen der Charakteristik uns schadlos halten zu wollen. Dabei geht in Sachen der Intonation das Organ nicht selten seine eignen Wege. Die beharrliche Neigung nach der Tiefe ist bei ihm nicht etwa das verrätherische Symptom des herannahenden Alters, sondern lediglich die Folge übermäßiger Anstrengung. Selbst auf die glänzendsten Eigenschaften der Sängerin wirft dieser Umstand einen bösen Schatten. Wenig frommt dem Ohre alle Poesie des Vortrags, wenn es jeden Augenblick störende Eingriffe in seine musikalischen Grundrechte gewärtigen muß. Das individuelle Vermögen hat gewiß in der Welt der Töne einen freieren Spielraum als irgendwo. Es findet da den nachgibigsten Stoff, geschmeidige Formen und dehnbare Grenzen fast überall. Zu den wenigen Dingen, die seiner Machtsphäre gänzlich entzogen sind, gehört aber an erster Stelle die Intonation. Bei ihr handelt es sich um ein mathematisches Gesetz, also um eine schlechthin zu respectirende Thatsache.

Frl. Minnie Hauk, die für den ganzen Lauf der Saison dem Personalverbande unsrer Oper angehört, singt sich immer mehr in die Gunst der Berliner hinein. Sie bringt zu ihrem Beruf einen Ton von unangetasteter Frische, schlagfertigste technische Gewandtheit, endlich eine herzhaft zugreifende, jedes Ding bei seinem Namen nennende, aber darum keineswegs den feineren Gefühlsmischungen und Uebergängen abholde Weise des Ausdrucks. Bis zum dreigestrichenen C schwingt sich die Stimme mühelos auf, und noch ganz nah an dieser Grenze verfügt sie über die duftigsten Klänge. Die Tiefe ist kräftig entwickelt, aber nicht frei von allerlei trübenden Elementen. In Nordamerika geboren und aufgewachsen, hat die Künstlerin diese gutturale Färbung offenbar aus ihrer Muttersprache in den Gesang hinübergenommen. Mit den reichen Gaben, die sie der Natur verdankt, verbindet sie den wohlgesicherten Erwerb einer umfassenden musikalischen Bildung. Ihre Intonation ist stets goldrein, die Gliederung

der Melodie wie des Figurenwerks äußerst correct und nicht minder flüssig, die Behandlung des Dynamischen musterhaft. In den verschiedensten Stärkegraden gehorcht der Ton jedem Gebot des ihn gestaltenden künstlerischen Willens. Ein schönes Piano und Crescendo ist aber immer das untrüglichste Kennzeichen einer guten Schule. Die heutige Theaterpraxis unterscheidet drei Arten von Primadonnen. Die einen cultiviren ausschließlich die weicheren, zarteren Gefühle; sie sind die eigentlichen Repräsentantinnen des ewig Weiblichen und entsprechen ungefähr den jugendlichen Liebhaberinnen des recitirenden Drama's. In dem Munde der anderen rollen die Donner der Leidenschaft, während eine dritte Species das Ohr mit allen Schmeichelkünsten der Virtuosität umgaukelt. Die Stimme des Fräulein Hauk ist nicht unter dem Banne so engherziger Arbeitstheilung groß gezogen. Sie huldigt weder dem Glauben, daß die Vertrautheit mit der Coloratur die jungfräuliche Unschuld der Seele gefährde, noch gibt es für sie eine unübersteigliche Scheidewand zwischen dem lyrischen und dramatischen Gesang. Unter den Zierden ihres Repertoires begegnet uns die zarte Mädchenknospe Pamina, Verdi's heißblütige Aida und bunte, leichtbeschwingte Schmetterlinge, wie die Angela im „Schwarzen Domino" und Rosina im „Barbier".

Die Friedrich-Wilhelmstädtische Bühne bescheerte uns als Novität die dreiactige Operette „Cagliostro" von Johann Strauß. Der Componist, der berufene Nachfolger seines Vaters im Gebiete der Tanzmusik und hier seit einem Menschenalter unermüdlich geschäftig, hat in den letzten Jahren sich plötzlich dem Theater zugewandt und ihm den „Indigo", den „Carneval in Rom", die „Fledermaus", endlich dies neueste Werk rasch hintereinander geschenkt. Bei seinem Sprung aus den Ballsaal in die Oper waren, wie ich glaube, viel weniger innere Gründe im Spiel, als der verführerische Goldglanz der Offenbach'schen Triumphe und die unersättliche Nachfrage, welcher die von Paris geholte Waare allenthalben begegnete. Für eine Partitur von dem Schlage des „Cagliostro" fehlt mir, gerade herausgesagt, jeder Maßstab. Ohne irgend ein seelisches Band zwischen Wort und Ton geht aller Gesang seines ästhetischen Rechtsbodens verlustig. Jene beiden müssen innerlich zu einander gehören, aus den geheimen Tiefen der Empfindung als ihrer gemeinsamen Lebensquelle entspringen, sich wechselseitig ergänzen. Mit einem Texte, dem es an jedem in Sang und Klang löslichen Stimmungsgehalt fehlt, hat die Musik von Haus aus gar nichts zu schaffen. Die Handlung dreht sich um die Schelmenstreiche Cagliostro's in Wien. Er verrichtet eine Wundercur an seinem Diener, der sich anstellen muß, als ob er bei einem Sturze vom Pferde Arme und Beine gebrochen, er verkauft Jugendtränke, macht Gold und wird zuletzt, während er die reiche Braut eines Andern für sich gewinnen will, durch den Verrath seines Gehilfen entlarvt. Auch seine, nur durch eine Scheinehe mit ihm verbundene Frau stößt ihn von sich. Ihre zärtlichen Beziehungen zu einem jungen ungarischen Wildfang bilden das andre Hauptmotiv des Stückes. Etwas harmloser und anständiger, als meist bei Offenbach, geht es allerdings hier her; mit der Gesellschaft liederlicher Dirnen und ihres frechen Anhanges werden wir verschont; das ist aber auch die einzige leidliche Seite, die ich dem Libretto abzugewinnen vermochte. Es bekennt sich durchaus zum grobkörnigsten Possenstil, läßt die Charaktere und Situationen die seltsamsten Sprünge machen und, was am schwersten in's Gewicht fällt, es löst nirgends dem echten gesunden Naturlaut des Gefühls die Zunge, versagt also dem Componisten alle Anregung, aus der er seine Töne schöpfen könnte. Der letztere weiß sich freilich zu helfen. Eine Menge flotter Tanzmelodien schwirren stets in seinem Kopfe umher und müssen sich wohl oder übel den Worten fügen. Die Musik ist ganz äußerlich dem Texte angeklebt, sie trägt deshalb den Tod im Herzen. Ich gehöre wahrlich nicht zu den Pedanten, die einen rechtschaffnen Walzer über die Achsel ansehen. Man braucht noch gar nicht bis zu den höchsten, künstlerisch verklärten Gebilden der Gattung emporzusteigen, die uns Schubert, Weber und Chopin gespendet, um zu gewahren, daß auch in ihr Raum ist für die volle Bethätigung schöpferischer Genialität. Schon bei den Anderen, denen es zunächst nur darum zu thun gewesen, die Füße ihres Publicums in Bewegung zu

setzen, bei Lanner, bei Strauß Vater und Sohn, stoßen wir auf eine Fülle frischer, wohlgemuther Weisen. Aber Alles an seinem Orte und zu seiner Zeit. Wegen des so stark hervorgehobenen rhythmischen Elementes ist die Tanzmelodie wesentlich instrumentaler Natur. Der menschlichen Stimme in den Mund gelegt, wird sie fast immer zudringlich und gemein. Mit gesungenen Walzern und Polkas läßt sich selbst die leichtfertigste Operette nicht abspeisen. Die Musik zum „Cagliostro" enthält aber von Anfang bis zu Ende kaum etwas Anderes. Das Drama dient ihr nur als Maske, die jedoch den Zwang und die Unwahrheit solcher Gaukelei nicht zu überdecken vermag.

Otto Gumprecht.

Der Strousberg'sche Concurs.

Berlin, Mitte November.

Wie sehr sich unsre schnell lebende Zeit auch an die jähen Auf- und Niedergänge blendender Erscheinungen gewöhnt hat, welche die Woge des heutigen Tages hoch emporhebt, um sie am folgenden in die Tiefe zu spülen: das Schicksal des „deutschen Eisenbahnkönigs", des Mannes, der seiner Zeit „Alles kaufte", um, wie ein andrer Welteroberer zuletzt an der Moskwa kläglich zu erliegen, hat dennoch nicht verfehlt, ein allgemeines und lebhaftes Interesse zu erregen. Nicht als ob der Ausgang eines längst für unmöglich gehaltenen Calcüls einen besonnenen Beobachter überrascht oder das individuelle Schicksal des vielumworbenen wie vielgeschmähten Mannes noch vermocht hätte, Antheil oder Gegnerschaft in erhöhtem Maße hervorzurufen. Nichts von alledem war zu gewahren, selbst nicht, oder doch nur in geringem Maße in dem Kreise der unmittelbar Betroffenen. Es soll in wenig Gläubigerversammlungen glimpflicher und säuberlicher hergegangen sein, als in denjenigen, welche unmittelbar vor der Eröffnung des Concurses über das Vermögen des Dr. Strousberg stattfanden. Die Zurückhaltung, welche sich die nothleidenden Forderungsberechtigten auferlegten, der gedämpfte Ton, in dem allerlei unschuldsvolle Vorschläge zur Abhülfe der allgemeinen Noth sich schüchtern hervorwagten, hatte etwas, was an die Klangfarbe der Gespräche Leidtragender gemahnte, welche sich im Trauerhause von der Größe des erlittenen Verlustes unterhalten. Es war, als fordre die Katastrophe hier wie im größeren Publicum Jedermann zu rein historischer Kritik heraus, gleichsam als ob das tiefsinnige Wort Spinoza's: „Res humanas non ridere, non lugere, sed intelligere" — den allgemeinen Maßstab der Betrachtung aufgenöthigt hätte.

Zur Lösung dieser Aufgabe versuchen die nachfolgenden kurzen Betrachtungen einen kleinen Beitrag zu liefern. Mit der Persönlichkeit des daniederliegenden Mannes haben sie es nur in soweit zu thun, als dieselbe von seinem öffentlichen Leben unzertrennlich ist.

Auf die nächste sich darbietende Frage, wie es sich erkläre, daß der allgemein vorhergesehene Schiffbruch des waghalsigen Mannes als vollendete Thatsache dennoch eine allgemeine Bewegung hervorrufen konnte, ergiebt sich die Antwort aus den wahrhaft kolossalen Dimensionen, in denen sein rastloser Speculationstrieb sich bewegte, und welche erst erkennbar wurden, als die Trümmer des ganzen fundamentlosen Gebäudes ringsum den Boden bedeckten. Grundbesitz in allen möglichen Ländern und Provinzen, von der einfachen Baustelle bis zu Palästen, vom Bauergute bis zu fürstlichen Herrschaften, Bergwerke, Gruben, industrielle Etablissements mit eigenen

Arbeiterstädten, Eisenbahnen, Centralbahnhöfen, — und Alles das, verpfändet bis zum letzten Pfennig und darüber hinaus, und daneben eine Schuldenlast, welche die heißblütigsten Sanguiniker zur Resignation stimmt. Ja, das Unheil ist so groß, daß nahezu die Gesammtheit der Gläubiger ihr Heil nur noch von Demjenigen erwarten zu dürfen meint, der dies Unheil angerichtet; er allein, meinen sie, werde den Ariadnefaden zu finden wissen, der aus diesem Labyrinth ins Freie, das heißt zu einer leidlichen Dividende aus der Concursmasse, führe. Die Einsichtigeren aber, die nicht durch Unterpfand gesichert sind, halten sich klüglich still und schreiben ihre Forderung mit einem stillen Seufzer für alle Zeiten ab.

Ihre Resignation ist nicht ohne innere philosophische und calculatorische Begründung. Sie sind in seines Glückes Schiff mit ihm gestiegen und mußten auf große und kleine Havarie, auf Sturm und Schiffbruch gefaßt sein. „Sie werden sich durch den Profit der vorhergegangenen Geschäfte gegen den jetzigen Schaden genügend versichert haben —" ist die landläufige Meinung, und sie wird in den meisten Fällen nicht ohne thatsächlichen Anhalt sein. Der Procentsatz, zu welchem erweislich und ganz offenkundig jetzige Gläubiger des Gemeinschuldners dessen Wechsel discontirt haben, ist wahrhaft ungeheuerlich und beziffert sich in namhaften Fällen nach Hunderten vom Hundert. Unter solchen Umständen kann es nicht befremden, daß die Antipathie gegen den Schuldner einigermaßen durch die moralische Qualification der Gläubiger gemildert wird.

Dies ist der Punkt, von welchem die Beleuchtung des ganzen Strousberg'schen Speculationssystems ihren Ausgang zu nehmen hat. Es wäre thöricht, für das, was seine Tollkühnheit zu vertreten hat, Diejenigen verantwortlich zu machen, welche ihm, um ihres Vortheils willen, zur Verfolgung seiner abenteuerlichen Projecte geholfen haben. Aber es wäre ein Mangel an richtiger Würdigung der Verhältnisse, wenn man statuiren wollte, daß die Gesellschaft, welche dieses System gefördert, an dem Gewinn desselben Theil genommen hat, lediglich mit einer materiellen Einbuße aus dieser Gemeinschaft hervorgegangen sei.

Der Gemeinschuldner, welcher in den Tagen seines ephemeren Glanzes sich jede Art des Luxus gönnen konnte, hat auch, wie es der Natur der Sache entsprach, seine Geschichtschreiber gefunden. In Zeitungsartikeln, Correspondenzen, Feuilletons und Brochüren ist die Mitwelt über die etwas mythisch angehauchte Jugendgeschichte und die spätere glänzende Entwickelung des Mannes, seine Arbeiten, seine Besitzthümer und seine weitaussehenden Pläne des Näheren unterrichtet worden. Alle diese Fragmente zeitgenössischer Geschichte lassen übereinstimmend *eins* vermissen: den Nachweis, daß derselbe Mann, dessen Besitzthum nach Millionen geschätzt wurde, auch nur den hundertsten Theil einer einzigen Million *effectiven* Vermögens besessen habe. An dieser Trivialität — denn als solche muß die Kleinbürgerlichkeit des wirthschaftlichen Standpunkts dem speculativen Geiste erscheinen, — ist der unläugbar eminent begabte Mann zu Grunde gegangen, und mußte daran so sicher zu Grunde gehen, als ein auf losem Sand errichtetes Gebäude dem nahen Untergange bestimmt ist.

Es wäre ohne Zweifel eine interessante und lehrreiche Studie, die wirthschaftlichen und logischen Fehler an der Hand der klar gestellten Thatsachen, Daten und Ziffern im Einzelnen nachzuweisen, auf denen das künstliche Gebäude der Strousberg'schen Finanzwirthschaft basirte. Ob es aber der scharfsinnigsten Kritik jemals gelingen würde, volle Klarheit über diesen unsäglichen Wirrwarr zu verbreiten, ist äußerst fraglich, da ein nicht geringer Theil umfangreichster Operationen lediglich auf Zufall, Laune, oder die uneingestandene bittere Noth des Augenblicks zurückzuführen sind.

Im Großen und Ganzen liegt jedoch die Absurdität des Planes in dem Aufbau der Strousberg'schen Finanzmacht klar genug vor den Augen des unbefangenen Betrachters.

Vor zehn Jahren war Dr. Strousberg ein wenig bekannter Mann. Die Unter-

nehmungen, mit denen er sich bei dem Publicum einführte, waren indessen vollkommen geeignet, ihn populär zu machen. Was eine kümmerliche Wirthschafts-Politik der damaligen Staatsverwaltung immer und immer wieder der Provinz Ostpreußen versagt hatte, das wußte die Gewandtheit und Energie des einzelnen Mannes ihr zu verschaffen: den Segen der lange und dringend begehrten Eisenbahn-Verbindungen. In verhältnißmäßig kurzer Zeit waren die Tilsit-Insterburger und die Ostpreußische Südbahn in Angriff genommen und vollendet worden. — Das Gelingen dieses Projectes hatte die Aufnahme anderer, umfassenderer Pläne zur Folge. In schneller Reihenfolge und meist gleichzeitig schlossen sich daran die Berlin-Görlitzer, die Rechte-Oder-Uferbahn, die Strecken Halle-Sorau-Guben, die Märkisch-Posener Bahn, Hannover-Altenbekener, die Ungarische Nordostbahn und — sein Schmerzenskind, das Rumänische Eisenbahnnetz, — eine Gesammtstrecke von nahezu vierhundert Meilen, hunderte von Meilen von einander entfernt und in vier verschiedenen Staatsgebieten auseinander liegend; von der preußisch-russischen Grenze bis zu den Donaumündungen, — und alles das von einem Hirn ersonnen, von einem Willen gelenkt, von einer Kraft zusammengehalten. Der Rahmen war gefunden, in welchem der neue „Eisenbahnkönig" sich der erstaunten Welt zeigen konnte.

Aber vor dieser seiner eigenen Größe sollte dem Angestaunten bald genug bange werden.

Von den beiden mächtigen Factoren, von denen einer genügt, die größten wirthschaftlichen Unternehmungen zu einem glücklichen Abschlusse zu führen: Capital und Credit, hatte ihm keiner zu Gebote gestanden. Gerade was die gewinnsüchtigen Jobber anlockte, die reichlich gebotene Gelegenheit, an den Chancen gewagter Unternehmungen zu profitiren, das schreckte den soliden Handelsmann, die, ihren altbegründeten Ruf hütenden ehrenwerthen Firmen zurück, und niemals ist es dem als Besitzer von Millionen geltenden Unternehmer möglich geworden, einen einzigen Wechsel bei der Preußischen Bank zu discontiren. So kam es, daß er auch in seiner besten Zeit das erste und unentbehrlichste Lebensbedürfniß in dem riesig aufgebauten Haushalt seiner Arbeiten, das baare Geld, zu ganz unverhältnißmäßig theuern Preisen beschaffen mußte, was wiederum dazu beitrug, seinen Credit vollends zu untergraben.

Der große Gewinn, den Strousberg bei seinen einzelnen Unternehmungen, insbesondere bei den großen Eisenbahnbauten erzielte, war ein durchaus scheinbarer; es war kein reeller Vortheil dabei. Die Anschläge waren hoch genug; aber wie hoch sie immer sein mochten, — er erhielt den Preis in Actien der im Bau begriffenen Bahnen, und da er seinerseits mit denselben Actien wiederum Diejenigen bezahlte, welche für ihn lieferten und bauten, so war auch hier der Preis nach Maßstäben normirt, welche den fluctuirenden Schätzungen dieser fragwürdigen Werthe entsprachen. Für den ihm bleibenden Rest mußte er den Absatzmarkt suchen, und wie viel Tausende Leichtsinniger und Unerfahrener dabei auch ihr Letztes verloren haben, der Gewinn, den der General-Unternehmer selbst davon trug, war kein solcher, der ihn begüterter machte. Die rapide Entwerthung der Mehrzahl, wenn nicht aller dieser Effecten hat die Börse seiner Zeit schaudernd erfahren: den General-Unternehmer hat dieser Umschlag der Conjunctur jedenfalls empfindlicher betroffen, als alle anderen Leidtragenden derartiger Katastrophen, da bei ihm der Multiplicator der Verlustziffer ein unverhältnißmäßig größerer war.

Dazu kam, daß bei allen Anschlägen und Calculationen zwei andere, mit der Entwickelung der wirthschaftlichen Bewegung zusammenhängende Coëfficienten gänzlich außer Acht gelassen waren: die enorme Preissteigerung aller Materialien und die durchgreifende Erhöhung der Arbeitslöhne. Unter Berücksichtigung aller dieser Momente muß sich das Facit mit Nothwendigkeit ergeben, daß, wo das einzelne Unternehmen keinen reellen Gewinn abwerfen konnte, die Größe des Gesammtverlustes mit der Menge gleichartiger verfehlter Speculationen wachsen mußte.

Er ist oben mit einem anderen Welteroberer verglichen worden: dem ersten Napoleon, und es lag allerdings etwas Napoleonisches in seiner Natur und in der

Art seiner wirthschaftlichen Projecte. Nichts lag seinem kecken Unternehmungsgeiste zu fern, keine Aufgabe schien ihm unmöglich; es war nicht seine Schuld, daß die Verfassung des deutschen Reiches, seine Heeresorganisation und Finanzverwaltung, Handel und Industrie des Landes nicht Richtung und Ziel von ihm gewiesen erhielten. Er wäre in jedem Augenblicke bereit gewesen, auch diese Arbeiten in General-Entreprise zu nehmen.

Einem Manne von seinem Einflusse und seinen Verbindungen, der die erlauchtesten Namen alter Adelsgeschlechter neben dem seinigen unter die Prospecte industrieller Unternehmungen setzen durfte, konnte ein Sitz im Parlament nicht fehlen. Es war natürlich, daß er sich im Reichstage der conservativen Partei anschloß. Aber das war nicht der Schauplatz für die ihm gemäße Thätigkeit; das war nicht das ihm bekannte Terrain, hier galt nicht die ihm geläufige Kampfesweise, und ohne irgend welche Spuren einer anregenden Thätigkeit schied er aus diesem Kreise.

Um so lebhafter beschäftigte er das Interesse des Publicums nach anderen Richtungen hin. Für die Hauptstadt des Landes war er auf dem besten Wege, eine Art Vorsehung zu werden. Den materiellen Bedürfnissen Berlins kam er durch Errichtung des Viehhofes und öffentlicher Schlachthäuser entgegen. Zur Versorgung der Einwohnerschaft mit frischem Gemüse erwarb er in der Nähe der Stadt einen beträchtlichen Landbesitz und verband denselben durch einen eigenen Schienenstrang mit der nächstbelegenen Eisenbahn. Die von der Immobilien-Gesellschaft erbauten Markthallen nahm er in Pacht, um auf eigene Hand die Reorganisation der öffentlichen Märkte durchzuführen. Dem geistigen Bedürfniß seiner Mitbürger kam er durch Begründung einer eigenen Zeitung, der „Post", entgegen, der er durch billigen Preis Eingang zu verschaffen suchte; daneben trug er sich mit dem Plane, durch eine wohlfeile „Volksbibliothek" auf die unteren Classen zu wirken. Durch Anlegung einer bedeutenden Bildergallerie erwies er sich als splendider Kunstmäcen, die gelehrte Welt hoffte er durch die projectirte Gründung eines Humboldthauses zu verpflichten; mit einem Worte, es gab kein Gebiet des öffentlichen Lebens, dem sein unruhvoller Thätigkeitstrieb sich nicht zuwandte. Und als ob er alle bisherigen Abenteuerlichkeiten durch eine noch erstaunlichere überbieten wollte, erwarb er die freizulegende Citadelle von Antwerpen, als gälte es, den am Schwarzen Meer verlorenen Einfluß an der Schelde-Mündung wieder zu gewinnen. Vergebene Mühe! Die unerbittliche Logik der Zahlen machte alle diese geräuschvollen Kundgebungen eines rastlosen Schaffensdranges zu einem leeren Mummenschanz, der keinen Nüchternen täuschen konnte.

In dem preisgekrönten Roman Alphonse Daudet's „Fromont jeune et Risler aîné" ist ein sehr interessantes Capitel: „Phantastische Legende des blauen Männchens" enthalten, in welchem die eigenthümliche Mission dieses kleinen Kobolds mit lebendigster Anschaulichkeit geschildert ist. Das „blaue Männchen" ist der spiritus familiaris aller leichtsinnigen Schuldenmacher, welche Wechsel unterschrieben haben. In dem Maße, als der Verfalltag näher rückt, macht sich die Gegenwart des unheimlichen Kobolds auf immer beängstigendere Weise bemerklich, im Wachen und Schlafen, an jedem Orte, zu jeder Tageszeit und auf jede Weise, bald vom Kaminsims, bald aus dem Schornstein, unter dem Kopfkissen hervor und vom Dache her klingt seine schrille Stimme „scharf, wie der ferne Pfiff der Locomotive, hell wie der Hahnenschrei" und mahnt: „der Zahlungstag! der Zahlungstag!"

Dieser Dämon war der stete Begleiter des „Eisenbahnkönigs", auch in seiner besten Zeit, selbst als die großen durchgehenden Summen aus dem Erlöse der Rumänischen Eisenbahnobligationen ihm zeitweise Erleichterung in seinen Dispositionen verschafften, denn auch dieses Hilfsmittel war im Grunde nur „vorgegessenes Brod".

Sein Bestreben war deshalb unablässig darauf gerichtet, diesen Alp einer immer wiederkehrenden Sorge durch eine neue Schöpfung von sich abzuwälzen. Er versuchte es mit der Gründung einer internationalen Bank, der „Imperial Anglo-German-Bank", welche ihm das englische und deutsche Capital zugänglich machen sollte. Das Grundcapital war auf nur drei Millionen Thaler normirt, sollte aber bis auf die

Kleinigkeit von vierundzwanzig Millionen Thalern erhöht werden können. Das Project kam nicht zur Ausführung, die Capitalisten diesseits und jenseits des Canals schüttelten zu dem Ansinnen der Betheiligung den Kopf. — Ein anderer Versuch zielte darauf ab, seinen gesammten Besitz zu mobilisiren und führte zur Bildung der „Allgemeinen Eisenbahn-Bau-Gesellschaft", bei welcher wiederum die ganze höhere und niedere Ordnung der Genossen seiner übrigen Finanzpläne betheiligt war. Aber die Abneigung des Geldmarktes erstickte auch diese Schöpfung im Keime; die Gesellschaft erstand nur, um in Liquidation zu treten. Das Project feierte fünf Jahre später eine klägliche Auferstehung in anderer Form, welche am Schlusse erwähnt werden soll.

In der Geschichte des Verfalls der Strousberg'schen Finanzwirthschaft bezeichnet die Rumänische Krisis des Jahres 1870 die erste Etappe. Von dem Zeitpunkte der Nichteinlösung des fälligen Coupons war der Ruin des Mannes und seiner Unternehmungen unausbleiblich. Die sich daran schließenden Differenzen mit der Rumänischen Regierung, die processualischen Maßregeln gegen ihn, die Mitconcessionaire, die Firma Jos. Jaques und den Geheimrath Ambronn, fanden schließlich und, nachdem des öffentlichen Aergernisses genug gegeben war, durch höhere einflußreiche Verwendung ihren Abschluß in einem Vergleich. Aber damit war nicht allein die Concession selbst verloren, sondern Alles, was der hartverfolgte Mann besaß, ihm aus den Händen genommen, bis zum letzten Heller des Werthes und darüber hinaus verpfändet, und der Nimbus, der ihn bis dahin umgeben hatte, unwiederbringlich geschwunden.

Der Versuch, von einem neuen Mittelpunkte aus die verlorene Position wiederzugewinnen, scheiterte vollkommen. Die Finanzmänner Englands sagten gar nichts zu den großartigen Projecten des Wundermannes, aber sie hielten ihre Taschen zu. Bitter getäuscht kehrte er von London zurück, und setzte von da ab alle seine Energie an den Ausbau der Böhmischen Unternehmungen, unablässig bemüht, die dortigen Etablissements und die Herrschaft Zbirow durch Zuführung der erforderlichen Betriebsmittel in erhöhtem Maße ertragsfähig zu machen.

Der zweite tödtliche Schlag, der ihn traf, war die berühmte Rede Lasker's über das Eisenbahnconcessionswesen in Preußen, welche derselbe am 7. Februar 1873 im Abgeordnetenhause hielt. Der eigentliche Zweck dieser parlamentarischen That, eine gründliche und öffentliche Klarlegung der gerügten Mißstände, harrt zwar immer noch seiner Erledigung; indessen war die moralische Wirkung eine unermeßliche und dem Ansehen der Betroffenen schlug sie Wunden, von denen sie sich niemals erholt haben. Es macht einen seltsamen Eindruck, wenn man diese Rede heute wieder liest und sich an der Hand einiger Zahlenvergleichungen klar macht, wie sehr dasjenige, was der, von den Götzendienern des goldnen Kalbes, von den Fetischanbetern des momentanen Scheinerfolges verketzerte Abgeordnete damals zur Illustration der Verhältnisse anführte, in der Folge bestätigt und überholt worden ist. Man halte nur die damals angegebenen, so niedrigen Course gegen die heutigen, und wenn man selbst die augenblickliche Depression des Geldmarktes reichlich in Anschlag bringt, so hat es doch noch etwas Verblüffendes, wenn man die ganze Kluft in Zahlen übersieht, welche den damaligen (1873) schon niedrigen Coursstand von dem heutigen unterscheidet. Lasker erwähnte damals die nachstehenden Coursnotirungen: Ostpreußische Südbahn-Stammactien: $46\frac{1}{2}\%$ — heute ist der Cours: $23\frac{3}{4}$; Berlin-Görlitz: 117 — heute $32\frac{1}{2}$; Halle-Sorau-Guben: $66\frac{3}{8}$ — heute 8; Hannover-Altenbeken: 84 — heute 10—12; Märkisch-Posen: $67\frac{1}{8}$ — heute 17 — u. s. w. Aehnlich ist das Verhältniß zwischen dem damaligen und dem heutigen Course der Stammprioritäten.

Seitdem war alles Ringen des in seiner Kraft gebrochenen Mannes nur der Kampf des zu Tode getroffenen Gladiators gegen einen unüberwindlichen Feind. In dieser Agonie kam er dahin, von Projecten Rettung zu hoffen, die das Gepräge des Wahnsinns an sich tragen. „Actiengesellschaft für deutsche und böhmische Eisen- und Stahlfabrikate" lautet die vor drei Monaten von ihm im Verein mit den Herren Ferdinand Jaques, H. v. Goldschmidt (Wien) und Bankdirector Landau (Moskau)

gegründete Gesellschaft, in welche er alle seine in Böhmen belegenen Vermögensobjecte und außerdem die Eisensteinbergwerke im Siegerlande und am Harz, die Marienhütte zu Danzig ꝛc. für die Summe von 33 Millionen Mark inferirte. Der Kaufpreis wurde durch Uebernahme von ca. $7^1/_2$ Millionen Hypothekenschulden, im Uebrigen durch Stammactien und Prioritäten gewährt, gleichzeitig aber der ganze Complex der in die Gesellschaft eingebrachten Objecte an den Verkäufer wieder verpachtet! Die vier Gründer haben dann auch die weitere Organisation dieser Actiengesellschaft ganz unter sich arrangirt, sich selbst zu Aufsichtsräthen, Herrn F. Jaques zum Vorsitzenden und dessen Procuristen Maywald zum alleinigen Director bestellt. So war, wie der Concursverwalter in seinem, der Gläubiger-Versammlung erstatteten, Bericht hervorhob, Strousberg in einer Person: Generalpächter, einziger Actionär und — Aufsichtsrath der Gesellschaft. Die Thätigkeit des Directors scheint sich darauf beschränkt zu haben, daß er, nachdem Strousberg und Landau in Moskau gefänglich eingezogen worden, Jaques und Goldschmidt aber in Concurs verfallen, beziehentlich „in formelle Liquidation getreten waren", und da er nicht füglich die Schlüssel auf dem Rathhause abgeben konnte, dem Handelsrichter anzeigte, daß er es müde sei, über Actiengesellschaften in den Böhmischen Wäldern zu herrschen. Seine rein nominelle Herrschaft hatte gerade vierzehn Tage gedauert.

Es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß die Episode Strousberg in unserm öffentlichen Leben bald genug vergessen sein wird. Wer spricht heute noch von Nulandt, Mirès, Pereire? Kaum daß der Ritter von Pont-Euxin noch hier und da erwähnt wird, und des englischen Eisenbahnkönigs Hudson gedachten die öffentlichen Blätter in den letzten Tagen nur noch mit einer Abschiedsnotiz. — Wenn die wirthschaftliche Bewegung wieder zu ihren gesunden und natürlichen Grundlagen zurückgekehrt sein wird, wenn die, durch eine liberale Gesetzgebung geschaffene Erleichterung in der Form der Vergesellschaftung des Capitals nicht mehr als Instrument der Arglist dient, dann werden auch die Schäden heilen, welche die Gesellschaft im wilden Taumel der Gewinnsucht sich selbst geschlagen. Aber zunächst muß die Ueberzeugung festeren Boden gewinnen, daß kein dauernder Vortheil an dem Gewinne haftet, der durch wildes Glücksspiel errungen wird, und daß es keinen wahren Segen gibt, als der aus redlicher Arbeit quillt.

Politische Rundschau.

Berlin, den 15. November.

Mit einem Gefühl fast physischen Mißbehagens, mit einer Empfindung des Angefrösteltseins hatten sich die gewählten Vertreter der deutschen Nation zur Wiedereröffnung des Reichstags in der Hauptstadt eingefunden. Die verlängerte Abwesenheit des Kanzlers vom Sitz der Geschäfte, dumpfe, gänzlich unbeglaubigte, aber darum nicht minder beharrlich umhergetragene Gerüchte von der erschütterten Stellung der beiden Minister Delbrück und Camphausen, das Bewußtsein einer gefährdeten wirthschaftlichen Lage, welche sowol in den Finanzen des Reiches, als in dem materiellen Ergehen der Einzelnen ihren Ausdruck fand, die Unumgänglichkeit einer erhöhten Geldbeschaffung für die Bedürfnisse des Reichs-Staatshaushalts, sei es auf dem Wege neuer Reichssteuern, die keineswegs volksthümlich erscheinen mochten, sei es auf dem Wege der weitern Anspannung der Matrikularbeiträge, welche der Existenzfähigkeit der kleineren Bundesstaaten verhängnißvoll zu werden drohte, die rückschrittlichen Wandlungen, welche man aus dem Entwurfe der Strafgesetznovelle herausgelesen und welche man mit einer angeblichen Umkehr des Kanzlers zu seinen politischen Ausgangspunkten in Zusammenhang bringen wollte, die angekündigten Mehrforderungen des Kriegsministers für das Armeebudget, über deren genaue Ziffern man im Dunkel geblieben war und die Unfertigkeit endlich einer Reihe gesetzlicher Vorlagen, welche dem Reichstage hatten zugehen sollen — Alles dies erklärt insgesammt die wenig hochgehende Stimmung, in welcher die Abgeordneten des Reichs erneut an ihr Tagewerk gingen. Die Thronrede hielt sich in einem geschäftsmäßig-kühlen Tone. Aber was dieser Kundgebung vielleicht an kühnem Gedankenfluge abgehen mochte, ersetzte sie reichlich durch eine ungeschminkte, wahre Darstellung der Verhältnisse, die nichts beschönigte und furchtlos den ökonomischen Mißverhältnissen in's Auge sah; und schon haben auch die Anfänge der Session gezeigt, daß nicht Alles so schwarz aufgefaßt zu werden braucht, als man benöthigt zu sein glaubte, und wie sich beispielsweise nach und nach, aber bereits fühlbar, die Unzuträglichkeiten auszugleichen beginnen, welche die neue Münzreform hervorrufen mußte, so fängt man auch an einzusehen, daß die anderen schwarzen Punkte am Himmel der inneren Politik weit entfernt sind, so gewitterdrohend zu sein, als man im ersten Moment angenommen.

Und dabei gab es auch lichtere Stellen am politischen Horizont. Die Reise des Kaisers Wilhelm nach Mailand war in eitel Jubel getaucht gewesen und die in Folge derselben beschlossene Erhöhung der beiderseitigen diplomatischen Missionen zum Rang von Botschaften soll fortan der neuen Intimität auch nach Außen hin sichtbaren Ausdruck verleihen. Man mag über diese diplomatischen Rangunterscheidungen denken, wie man will, es wird immer von eigenthümlich symptomatischer Bedeutung bleiben, daß die Regierung des Königs Victor Emanuel sich damit zu einem Schritt entschloß, den sie ihrem früheren Verbündeten, Napoleon III., beharr-

lich versagt hatte, so oft auch dieser glanzliebende Monarch einem ähnlichen Wunsche unverblümte Worte geliehen.

Man sagt — und man kann es leichtlich für wahr annehmen — daß das Fernbleiben des Fürsten Bismarck von den Festen in Italien eine gewisse Enttäuschung hervorgerufen habe. Weniger glaubwürdig erscheint, daß man vom Vatican aus die Abwesenheit des Kanzlers benützen wollte, um auf das Gemüth des Kaisers einen Ansturm zu Gunsten des Ultramontanismus in Scene zu setzen. Dieser Versuch ist in Mailand nicht gemacht worden; wol aber vor der Abreise des Monarchen nach Italien in Baden-Baden, wo zunächst im Interesse des einst so hofbeliebten Fürstbischofs von Breslau, Dr. Förster, Schritte gethan wurden, um das gerichtlich eingeleitete Verfahren zur Amtsentsetzung zu inhibiren. Wie zu erwarten, blieb der Erfolg gänzlich aus.

Die Gefahr eines plötzlichen Einlenkens der maßgebenden Factoren in dem Kampf gegen die Anmaßungen der Curie kann überhaupt als überwunden betrachtet werden. Der Ultramontanismus hat in Bayern neuerdings sehr herbe Erfahrungen machen müssen. In unserer letzten Chronik konnten wir nur feststellen, daß König Ludwig an einem Scheidewege angelangt sei. Die unerhörte Adresse der bayrischen Kammer-Mehrheit (von zwei Stimmen) lag vor; eine Andeutung über die Willensmeinung des Monarchen stand noch aus. Man weiß nun, wie der König sich weigerte, die Adresse entgegenzunehmen und die Deputation des Abgeordnetenhauses zu empfangen. Man weiß auch, in welch schneidiger Art er die Redner der ultramontanen Majorität, die seine Person direct in die Debatte gezogen hatten, censurirte. Inmitten dieser, der constitutionellen Form nach vielleicht nicht ganz correcten, aber für den Gedanken der Reichspolitik immerhin erquicklichen Thatsache, daß König Ludwig an seinem in Versailles verpfändeten Königswort nicht drehen noch deuteln lasse, spielte sich eine peinliche Episode ab, durch welche, wie uns scheint, der Graf Arnim, in einem moralischen Sinne, für immer gerichtet sein wird. Ob er die scandalöse Brochüre selbst geschrieben, oder nur das Material zu derselben geliefert, ändert an der Schuldfrage wenig. Hätte ein Hauch adliger Gesinnung in ihm gelebt — er würde unter den obwaltenden Umständen und selbst wenn ihm, nach seiner Meinung, Unrecht widerfahren, geduldet und geschwiegen haben. So trieb er den Kampf um das, was er sein gutes Recht nannte, auf die Spitze und beging in seiner äußersten Verblendung genau Dasjenige, was er von sich abzuweisen suchte. Wie der Spruch des zuständigen Gerichts demnächst über den Pamphletisten lauten möge: die öffentliche Meinung hat, mit seltener Einstimmigkeit, gesprochen, und nicht nur in Deutschland allein, sondern überall.

Ganz im Gegensatz zu dem vielen Lärmen pro nihilo — „um Nichts" oder um die Person des Grafen Arnim, der nachgerade nicht schwerer mehr wiegt, schienen plötzlich die Dinge in der diplomatischen Welt, soweit sich dieselben um die orientalische Angelegenheit drehten, aus dem Rahmen rein akademischer Erörterung heraustreten zu wollen. In Rußland machte sich urplötzlich wieder in den Kreisen der Bevölkerung eine tiefgehende Bewegung zu Gunsten der slavischen Brüder, welche so anhaltend gegen die Bedrückung des Halbmondes kämpften, geltend, nachdem der Gedanke an die national-slavische Mission des heiligen Rußland längere Zeit hindurch zurückgestaut gewesen war; und der vielbesprochene Artikel des St. Petersburger Regierungsanzeigers, welcher eine Wendung in der russischen Orientpolitik anzudeuten schien, ist daher zum großen Theil auf die Bedürfnisse der inneren Politik Rußlands zurückzuführen. Daneben hatte freilich die drohende Sprache dieses gouvernementalen Organs noch den Zweck, eine Palastintrigue in Konstantinopel zu durchkreuzen. Man kennt die hervorragende Rolle, welche General Ignatieff, der russische Botschafter, am goldenen Horn spielt. Im Verfolg jener national-russischen Pläne, die ihn vielleicht ausschließlicher beherrschen, als andere Staatsmänner des Czarenreiches, war es ihm gelungen, durch einen diplomatischen Meisterstreich die Pforte der bisherigen Sympathien zu berauben,

welche sie bei den Westmächten besessen. Man glaubt, die verhängnißvolle Maßnahme der Zinsenreduction auf die Rathschläge des Generals zurückführen zu sollen. Dieser halbe Staatsbankerott der Türkei schädigte Rußland und seine materiellen Interessen in kaum merklicher Weise, während die weiten Absatzgebiete ottomanischer Werthpapiere — England und Frankreich — empfindliche Einbußen zu erleiden haben. So entfremdete sich der Sultan seine sonstigen Freunde, und für die russische Staatskunst war das ein willkommener Anlaß, in Folge der aus Paris und London eintreffenden Proteste, den westmächtlichen Einfluß aus dem Sattel zu heben. Im Divan jedoch schien man sich allgemach des Fehlers bewußt zu werden, den man begangen, und man schickte sich an, das auf finanziellem Gebiete verscherzte Wohlwollen des Cabinets von St. James und der Versailler Regierung dadurch wieder zu gewinnen, daß man politisch sich auf die Seite der Westmächte neigte. Zu diesem Behufe sollte der nordmächtlich gesinnte Mahmudpascha das Großvezirat dem an britische Einwirkungen gewöhnten Hussein-Avnipascha abtreten. In diesem kritischen Momente löste man an der Newa „die journalistische Lärmkanone" des „Regierungsanzeigers", und während man der Stimmung im Innern eine hochklingende Genugthuung bot, sicherte man sich auch in Konstantinopel den nicht ohne Anstrengung durch die Rehabilitirung Mahmudpaschas wiedererrungenen Einfluß.

Inzwischen hatte diese russische Kundgebung in Wien und London und Paris ein eigenthümliches Echo gefunden. In Oesterreich besonders war man peinlich überrascht, bis in die bureaukratisch-officiellen Kreise hinein, während die militärischen Kreise Oesterreichs, die sich ohnehin mit der nicht eben annexionslustigen Politik des Grafen Andrassy kaum hatten befreunden wollen, glaubten nach dem vorliegenden Material schließen zu müssen, daß der Minister des Auswärtigen diesmal die „Dupe" Rußlands gewesen sei, während sie ihn viel lieber als den „Complice" der Petersburger Staatskunst, natürlich auf Kosten der Türkei, begrüßt hätten. Dieser eigenthümlichen Stimmung mußte schließlich Graf Andrassy durch ein eigenes „Mitgetheilt" der officiellen „Wiener Abendpost" entgegentreten, welche behauptete, daß Alles, was von einer der drei Nordmächte in orientalischen Dingen gesagt und gethan worden sei, stets den gemeinsamen Abmachungen durchaus entsprochen habe; woraus genugsam folgte, daß die Worte des Petersburger „Regierungsanzeigers" und das Auftreten Ignatieff's genau den Feststellungen entsprach, welche seit dem August dieses Jahres zwischen Wien, Berlin und St. Petersburg gepflogen worden waren. Kurz, man anerkannte also öffentlich, daß sich die Türkei täusche, wenn sie glaubte, es nur mit Rußland allein zu thun zu haben. General Ignatieff war lediglich das Mundstück der Dreikaiserpolitik gewesen.

Diese intimeren Vorgänge hinderten mittlerweile nicht, daß die diplomatische Action, der Pforte gegenüber, ihren gemessenen Gang weiter ging. In der letzten politischen Rundschau war bereits angedeutet worden, daß der Sultan mittels des Reform-Irade vom 2. October den Reformbestrebungen der Mächte das Prävenire hatte spielen wollen. Man war in Konstantinopel durch die Kundgebungen des St. Petersburger „Regierungsanzeigers" und die Auslassungen des russischen Botschafters darüber in's Klare gekommen, welches Maß von Vertrauen diese ottomanischen Reformversprechungen den Cabineten einflößten. Die Unterhandlungen und Verständigungsversuche der Verbündeten gingen also zunächst dahin, über einen Modus schlüssig zu werden, durch welchen man dem Sultan das Mißtrauen der Mächte zugleich mit dem Winke kundgeben könne, wie dasselbe zu bannen. Eine Collectivnote oder ein ähnlicher Act (identische Note) schien hierzu das geeignetste Mittel. General Ignatieff hatte einen Entwurf ausgearbeitet, den man in St. Petersburg für zutreffend erachtete und sowol in Berlin als in Wien zur Annahme vorlegen ließ. Wie immer in Fällen, welche den Orient betreffen, erklärte sich die deutsche Reichsregierung bereit, diesem Actenstück beizutreten, wenn Oesterreich und Rußland mit dessen Redaction gleich einverstanden wären. Dies war für das Erste nicht ganz der Fall, denn Graf Andrassy hielt es für angemessen, dem Sultan gleich die Natur

der Garantien bekannt zu geben, deren Gewährung die Mächte für unerläßlich hielten, sollten sie anders von einer directen Reformaction abgehalten werden. Der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen machte sich sogar anheischig, einen Entwurf auszuarbeiten, welcher diese Forderungen des Näheren präcisiren solle. Dies ist soeben geschehen, und in Petersburg wie in Berlin dürfte man gegenwärtig in der Lage sein, dieses Andrassy'sche Elaborat auf seinen Feingehalt zu prüfen.

Während Graf Andrassy seine Aufmerksamkeit hauptsächlich internationalen Angelegenheiten zuwendete, war in Cisleithanien wie in Ungarn die innere Lage nicht ganz unbedenklich geworden. Der Druck der ökonomischen Lage lastete ebenso schwer auf den Ministerien, als auf dem Lande. In Cisleithanien mußte der Finanzminister dem Reichsrath das Zugeständniß machen, daß die Zeit des „unsterblichen" Deficit sich wieder eingestellt habe. Das rechnungsmäßige Deficit von 25 Millionen, welches der Minister zugestand, vergrößerte sich unter der Hand der prüfenden Volksvertretung auf 43 Millionen Gulden, und als noch gar das „entgleiste Eisenbahnprogramm" des Handelsministers mit seinen Forderungen an die Leistungsfähigkeit des Staates herantrat, wuchs dieses Mißverhältniß auf 60 und einige Millionen. Gleichzeitig erhob die Schutzzollagitation immer kühner ihr Haupt, und wie sie vorher im Lande selbst eine Propaganda mit ungeahnten Dimensionen in's Leben gerufen, so gewann sie auch im Parlamente immer weitere Kreise. Auch die politisch-oppositionellen Parteien des Reichsraths, die Polen und die staatsrechtlichen Ultramontanen unter Hohenwart, fanden sich auf diesem Terrain, um gemeinschaftlich gegen das cisleithanische Cabinet zu Felde zu ziehen. Freilich hatte zu dieser Allianz der Cultusminister Dr. Stremayr selbst das Meiste beizutragen. Seine Haltung in der galizischen Schulfrage hatte die Polen der Regierung entfremden müssen, ohne ihr die Sympathien der verfassungstreuen Fractionen des Hauses in gleichem Maße zu sichern. Der sogenannte Antrag Wildauer, welcher die Staatscompetenz in Schulsachen auch auf die, bisher in dieser Beziehung Ausnahmsprivilegien genießenden, Kronländer Galizien und Tyrol ausdehnen wollte, erwies sich überhaupt sehr verhängnißvoll für ein Gouvernement, dem klare, unzweideutige Stellungnahme in allen Fragen ein Gräuel zu sein scheint, die auch nur im entferntesten mit clericalen Einflüssen im Zusammenhang stehen. Da der Cultusminister den Polen versprochen hatte, der Wildauer'sche Antrag, der ihr Schulwesen seiner nationalen und ultramontanen Färbung entkleidet haben würde, solle ihnen nicht zu nahe treten, so wußte er ein kaiserliches Rescript zu erwirken, dessen Inhalt den Wildauer'schen Antrag für Galizien unnöthig machte, indem es die Privilegien, welche ein kaiserliches Rescript gegeben, auf demselben Wege wieder zurücknahm. Für Tyrol aber wagte Herr Dr. Stremayr ein gleiches Verfahren dem Monarchen nicht in Vorschlag zu bringen und so kam es, daß er zwar die Polen im Reichsrathe vor den Kopf stieß, aber die eigene Partei, die Verfassungstreuen, keineswegs befriedigte. Er mußte von ihr sogar eine offene Niederlage erleiden, weil er die Einführung der Reichsschulgesetzgebung in Tyrol nicht für „opportun" erklärte.

Minder scharf accentuirt und doch voller Klippen erscheint die parlamentarische Lage in Ungarn. Freilich verfügt Koloman Tisza, der nunmehr auch nominell Cabinetschef geworden, wie er es früher schon factisch gewesen, über die größte Majorität, welche je ein erster Reichstag gesehen. Aber diese größte ist nicht auch zugleich die geschlossenste und zuverlässigste Majorität. Wie alle Minister, welche aus den Reihen der Opposition an's Ruder gelangen, hat auch Tisza den gouvernementalen Nothwendigkeiten manches principielle Opfer bringen müssen. Und während ihm dies seine ehemaligen Gesinnungsgenossen fast als Apostasie verübeln, wissen ihm die alten Deakisten keinen Dank für eine Politik, welche im Grunde darin besteht, jetzt durch die Opposition von ehemals das Programm der früheren deakistischen Cabinette zur Ausführung zu bringen. Jedenfalls ist es von besonderer Wichtigkeit, daß Koloman Tisza jetzt an der Spitze der Geschäfte steht, wo es sich um die Erneuerung des Ausgleichsvertrags mit Cisleithanien, um die Verlängerung des Zoll- und Han-

delsbündnisses, um die Ordnung der Bankfrage handelt. Stände er noch an der Spitze der staatsrechtlichen Opposition, so müßte die Zukunft des Dualismus für arg gefährdet gelten.

In handelspolitischer Beziehung ist es die Haltung Ungarns allein, welche dem in Cisleithanien überwuchernden Schutzzollsystem einigermaßen die Wage hält. Allein die bekannte Nachtragsconvention mit England aus dem Jahre 1868 wird ebensowenig aufrecht stehen bleiben, als der englische Handelsvertrag selbst von 1865. Hier dürften auch, mit Zustimmung Ungarns, bedeutende Aenderungen Platz greifen. In England beginnt man bereits dies einzusehen und die seit geraumer Zeit schon nicht mehr allzufreundliche Stimmung für das Wiener Cabinet vermochte dadurch nicht in ihr Gegentheil umgewandelt zu werden. Das enge Zusammengehen Oesterreich-Ungarns in orientalischen Dingen war der Urgrund all' des Mißbehagens, das man in London empfand und kaum zu verbergen strebte. Mit ziemlicher Ungenirtheit wurde es ausgesprochen, daß für England nur noch der Besitz Egyptens oder wenigstens dessen directe und ausschließliche Beeinflussung in Betracht komme. Diese Erkaltung der britischen Empfindungen für das ottomanische Staatswesen und seine Erhaltung mag sich wol zum Theil auch auf die jüngsten finanziellen Maßnahmen der Pforte und die Einbußen zurückführen lassen, welche man jenseits des Canals in so beträchtlichem Maße dadurch erlitt. Jedenfalls sucht man sich schon jetzt Egypten so viel als möglich zu verbinden und der Höflichkeitsaustausch, zu welchem die Reise des Prinzen von Wales nach Indien Veranlassung gab, auf welcher er die Staaten des Khedive berührte und dessen Sohne die Decoration des „Sterns von Indien" überbrachte, sagt dem Wissenden genug.

Diese Lage scheint auch namentlich in Frankreich Würdigung gefunden zu haben. Herzog Decazes ließ kaum einen Zweifel darüber aufkommen, daß er sich im Orient dem Vorgehen der Nordmächte anzuschließen wünsche. Er hatte den Versuch gemacht, Frankreich auf's Neue in den Vordergrund der diplomatischen Action zu schieben, indem er vertraulich einen gemeinschaftlichen Protest der Cabinete gegen die Finanzmaßnahmen der Pforte in Anregung brachte. Allein dieser Vorschlag fand weder offene Herzen noch offene Thüren. Oesterreich und Italien — beide mit nicht ganz reinem Gewissen — konnten aus leicht begreiflichen Gründen nicht darauf eingehen. Deutschland und Rußland besaßen materiell kein ausreichendes Interesse an einer Bedrängung des Sultans aus diesem Grunde und so blieb nichts übrig, als den Antrag, so schnell, wie er gekommen war, verschwinden zu lassen. Wenn es übrigens ein Trost ist, im Unglück Gefährten zu haben, so blieb ein solcher dem französischen Minister des Aeußeren nicht versagt. Denn ein Conferenzproject, welches der britische Botschafter in Konstantinopel, Sir H. Elliot, seinem dortigen Collegen andeutungsweise nahelegte, blieb gleichfalls ohne das nothwendige Echo. Dagegen gingen im Innern Frankreichs die Dinge einen entschiedeneren Weg. Wir wollen hier nicht des Breiteren von den mehr glänzenden als großen Reden sprechen, welche noch vor dem Wiederzusammentritt der Versailler Nationalversammlung Thiers, Rouher und Gambetta zum Besten ihrer Parteigenossen vom Stapel ließen. Thiers, dessen Auslassung als sein „politisches Testament" bezeichnet wurde, hat, indem er sich immer entschiedener zur Republik bekannte, seinem Standpunct ebensowenig neue Jünger gewonnen, als etwa Rouher, der mit besonderem Nachdruck auf die handelspolitischen Segnungen hinwies, welche das Kaiserreich dem Lande durch den Freihandel vermittelte, oder gar als Gambetta, der plötzlich gethan, was er vor Jahresfrist noch verweigert hatte, und der ohne große Ueberwindung plötzlich „sa queue radicale" mit einem Ruck abschnitt. Diese letzte Wandlung, welche den einstigen Heros von Belleville freilich regierungsfähiger macht, hat schwerlich dazu beigetragen, die Cohäsionskraft der entschiedenen Republikaner zu stärken. Gambetta trat damit auf einen vollkommenen Bourgeoisstandpunct und sein damit bekundeter Umschwung ist nicht minder grell, als derjenige, welchen Emile Ollivier in den letzten Jahren des Kaiserreiches vollzog, als er sich von der Opposition der „Fünf" lossagte, um fortan

für das Zustandekommen des liberalen Kaiserreiches zu wirken. In den energisch republikanischen Kreisen findet Gambetta's Verhalten gegenwärtig dieselbe abfällige Beurtheilung, welche seiner Zeit Gambetta selbst gegen Ollivier so entschieden zu Tage förderte. Der ehemalige Dictator ist überhaupt in seiner Tactik ziemlich wandelbar, und wenn er in der Nationalversammlung, hingerissen durch sein Temperament, auf eigene Faust spricht und agirt, so vermißt man bald genug die ruhigere, logische Ueberlegung an seinen Auslassungen, mit welcher sonst seine doctrinären und doch weltklugen Rathgeber, die Herren Allain-Targé und Challemel-Lacour, die Gambetta'schen Kundgebungen zu imprägniren wissen. Dies trat vornehmlich eben jetzt hervor, als bei Gelegenheit der Berathung des neuen Wahlgesetzes die Frage der Wahlkreisabstimmung oder der departementalen Listenabstimmung principiell zur Entscheidung gelangen mußte. Die Republikaner hielten ehern fest an diesem letzteren Modus, welcher ihren Wahlcomités vom Centrum (Paris) aus gestattete, eine revolutionäre Dictatur über die Geister auszuüben. In der That, kein Wähler ist auf eigene Faust im Stande, sich gleichzeitig über 8 bis 64 Deputirte, die er je nach der Bevölkerungsdichtigkeit seines Departements zu wählen hat, schlüssig zu machen. Da muß die Action der Wahlkomités ausgleichend einwirken. Diese setzen nun an die Spitze der Listen aller zu Wählenden (daher Listenscrutinium) ein paar bekannte Namen, wie Thiers, Victor Hugo, Gambetta 2c.; darauf aber folgen die Namen der von den Wahlleitern für die verschiedenen Departements in Aussicht genommenen unbekannteren Parteimitglieder, welche nun von den Wählern auf Treu und Glauben mit der Parteiliste aufgenommen und gewählt werden. Die conservativen und localen Einflüsse sind bei diesem Verfahren fast durchweg unmöglich gemacht Das Arrondissementswahlverfahren dagegen sichert diesen Factoren allen wünschenswerthen Vorschub. Der Kampf der Partheien, im Ministerium, im Parlamente wogte lange zwischen beiden Principien hin und her. Es wurden die unnatürlichsten Bündnisse angebahnt. Als endlich die reinen Orleanisten, verstimmt darüber, daß man active Officiere und damit auch den Herzog von Aumale, von der Deputirtenwahl ausgeschlossen, sich gegen das Listenscrutinium erklärten, brach Gambetta mit furchtbarer „fougue" gegen sie los und stand nicht an, ihnen gegenüber sogar das Empire als politisch mehr berechtigt gelten zu lassen. Ein solches Verfahren mußte die conservativen Elemente dem schwer erschütterten Cabinet Buffet wieder zutreiben und so ward das Listenscrutinium nach hartem Kampfe zurückgewiesen. Damit ist der künftige Wahlsieg der Republikaner unendlich erschwert. Die conservativen Fractionen der Nationalversammlung sind natürlich nach dieser Entscheidung der Auflösung des Hauses viel geneigter als bisher, da sie ihre Zukunft gesicherter sehen, und so kann man bis Ende dieses Jahres die Auflösung der Nationalversammlung, bis Februar vielleicht schon die Neuwahlen für Senat und zweite Kammer erwarten, wenn in diesem Lande des „Imprévu" nichts Unvorhergesehenes alle Berechnungen kreuzt.

Inzwischen ist aus dem bisher so schweigsamen Präsidenten der Vereinigten Staaten, Grant, wie durch ein Wunder, plötzlich ein Sprechender geworden. Auf einer Rundreise durch's Land hat er, ganz gegen seine Gewohnheit, eine Rede gehalten, in der er für die Fundamentalgüter des Landes — Gewissensfreiheit, Preßfreiheit, und die confessionslose Schule — eintrat; an Spanien hat er eine Verwarnung erlassen in Sachen Cuba's und endlich hat er den Mormonen zu verstehen gegeben, daß ihr Staat im Staate nicht mehr lange geduldet werden könne. Es ist kein Zufall, daß solche entschiedene und wichtige Aeußerungen sich gerade in der jüngsten Zeit auf dem Fuße gefolgt sind. Wie sie ohne dringende äußere Veranlassung gemacht wurden, so hat man sie auch jetzt schon beinahe wieder vergessen, nachdem sie ihren Zweck erfüllt haben. Eine lange Zeit hindurch hatte es nämlich den Anschein, als ob die immer mehr dem Zerfall entgegengehende republikanische Partei den Kampf mit den Demokraten nicht würde aufnehmen können. Da gewannen, in den demokratischen Conventen einiger bedeutender westlicher Staaten — Jowa, Indiana, Ohio — diejenigen Finanzpolitiker die Oberhand, welche, auf die Leichtgläubigkeit

der Massen speculirend, denselben vorspiegelten, eine Vermehrung des Papiergeldes sei gleichbedeutend mit einer Vermehrung des Nationalwohlstandes. Solcher verderblichen Doctrin gegenüber mußten — wenn auch schweren Herzens — Viele mit den Republikanern Unzufriedene zu ihnen zurückkehren. Kaum aber hatte der Umschwung der Dinge in dieser Frage eingesetzt, so führte die republikanische Partei durch Präsident Grant „neue Fragen" in's Feld, welche die Massen beschäftigen und ihnen die Nothwendigkeit der Beibehaltung der regierenden Partei im Amte, klar machen sollten; und wie es scheint, nicht ohne Erfolg. Nicht nur da, wo den „Papiergeld-Verwässerern" — wie die deutsche Presse das Wort „inflationists" mit Vorliebe übersetzt — eine Niederlage zu gönnen, sondern auch in einer Anzahl anderer Staaten, die schon früher eine demokratische Mehrheit ergeben, haben die Republikaner wieder gesiegt. Erfahrungsgemäß bedeutet dieser Sieg, daß die Republikaner auch in der kommenden Präsidentenwahl ihren Candidaten durchsetzen werden. Wer dieser Candidat sein wird, das muß die Zukunft lehren. Schon heute aber ist es nicht nur nicht mehr unmöglich, sondern nicht einmal mehr unwahrscheinlich, daß Grant selbst noch einmal in die Schranken trete. Zwar hat er, wie an dieser Stelle seiner Zeit gemeldet, erklärt, eine dritte Wahl nur annehmen zu wollen, wenn zwingende Umstände ihm dies zur Pflicht machen würden; doch dürfte es, nachdem er soviel wichtige Dinge in der jüngsten Zeit berührt, ihm nicht schwer fallen, solche „zwingende Umstände" herbeizuführen! —

„Ein Name, besser als eine Hausnummer."

Ein sonderbares momentanes Ineinanderrinnen der Bilder der beiden köstlichen Almaviva-Figaro-Opern hat mich, in meiner, in der „Rundschau" II, 2 enthaltenen musikalischen Skizze, „Cherubin" und „Susanne" in Verbindung mit dem Rossini'schen Werke nennen lassen. Ich erwähne hier dieses „lapsus mentis", obwol man mir wol zutrauen wird, daß ich weiß, wo diese Gestalten hingehören.

Wien, November 1875.

M. M. von Weber.

An Neuigkeiten, neuen Auflagen und Fortsetzungen, die der Redaction der „Deutschen Rundschau" bis 20. November zugegangen sind, und deren event. Besprechung nach Gelegenheit vorbehalten werden muß, sind zu verzeichnen:

Albert. — Harte Gesetze von Anny Albert. Stuttgart, Verlag der J. B. Metzler'schen Buchhandlung. 1875.

Armand. — Die geraubten Kinder. Eine Erzählung aus Texas für die Jugend von Armand. Mit 4 Bildern in lithographischem Farbendruck von Professor H. Bürkner. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Aus Wald und Flur. Thiergeschichten für erzählende Mütter, Kindergärtnerinnen und kleine Leser. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Bädeker. — Palästina und Syrien. Handbuch für Reisende, herausgegeben von K. Bädeker. Mit 17 Karten, 41 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. Leipzig, Verlag von Karl Bädeker. 1875.

Balbi. — Adrian Balbi's allgemeine Erdbeschreibung oder Hausbuch des geographischen Wissens. Eine systematische Encyklopädie der Erdkunde für die Bedürfnisse der Gebildeten jeden Standes. Sechste Auflage, bearbeitet von Dr. Carl Arendts. Lieferung 1. 2. Wien, Pest und Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1876.

von Bezold. — König Sigmund und die Reichskriege gegen die Husiten von Dr. Friedrich von Bezold. Zweite Abtheilung. Die Jahre 1423—1428. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1875.

Braun. — Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Von Karl Braun (Wiesbaden). 2 Bände. Zweite, genau durchgesehene und stark vermehrte Auflage. Hannover, Verlag von Carl Rümpler. 1876.

Deetz. — Alexander Pope. Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts nebst Proben Pope'scher Dichtungen von Dr. Albrecht Deetz. Leipzig, A. Mentzel's Verlag. 1876.

Enderes. — Neue Federzeichnungen aus der Thierwelt von Aglaia von Enderes. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartleben's Verlag. 1876.

Engel. — Deutsche Puppenkomödien. Herausgegeben von Carl Engel. IV. Genoveva. Hans Wurst als Teufelsbanner. Almanda, die wohlthätige Fee. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. 1875.

Geibel. — Classisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Berlin, Verlag von Wilh. Hertz (Besser'sche Buchhandlung). 1875.

Gesellschaftswissenschaft. — Die Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft oder physische, geschlechtliche und natürliche Religion. Eine Darstellung der wahren Ursache und der Heilung der drei Grundübel der Gesellschaft: der Armuth, der Prostitution und der Ehelosigkeit. Von einem Doctor der Medicin. 2. Auflage. Aus dem Englischen übersetzt nach der dreizehnten Auflage des Originals. Berlin, Verlag von E. Staude. 1876.

Goethe. — Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Mit einer Einleitung von Michael Bernays. 3 Theile. Leipzig, Verlag von S. Hirzel. 1875.

Görres. — Kritische Untersuchungen über die Licinianische Christenverfolgung. Ein Beitrag zur Kenntniß der Märtyreracte von Dr. phil. Franz Görres zu Düsseldorf. Jena, Verlag von Hermann Dufft. 1875.

Gottschall. — Erzählende Dichtungen von Rudolf Gottschall. Bd. I. Karl Zeno. Dritte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1876.

Grimm. — Fünfzehn Essays von Hermann Grimm. Neue Folge Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1875.

Grote'sche Sammlung. — Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller. Bd. III. Der Rattenfänger von Hameln. Eine Aventiure von Julius Wolff. Mit Illustrationen von P. Grot-Johann, in Holz geschnitten von H. Käseberg und H. Thiele. Berlin, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung. 1875.

Groth. — Ut min Jungsparadies. Dree Vertelln von Klaus Groth. Berlin, Verlag von Georg Stilke. 1876.

Grüner. — Die Geheimnisse der französischen „Causerie". Deutsch-französisches Nachschlagebuch über 20,000 in traulicher sowohl als witziger Redeweise jeden Augenblick vorkommende Ausdrücke, nach den besten (sowohl classischen als modernen) französischen Schriftstellern. Supplement zu allen deutsch-französischen Wörterbüchern. Von J. Grüner, Professor der französischen Sprache am Real- und Obergymnasium des VI. Bezirkes. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 11. Lieferung. Wien, Verlag von Rudolf Lechner. 1875.

Gsell-Fels. — Die Schweiz von Dr. Gsell-Fels. Mit Bildern und Zeichnungen von A. Bachelin, J. Balmer, F. Bocion, G. Cloß, E. T. Compton, O. Frölicher, E. Kirchner, A. de Meuron, E. Rittmeyer, G. Roux, P. Weber, J. Zimmermann u. A. Lieferung 1. München und Berlin, Verlag von Friedr. Bruckmann. 1875.

Gsell-Fels. — Venedig von Dr. Gsell-Fels. Mit Bildern und Zeichnungen von Th. Choulant, Fr. Eibner, E. Kirchner, L. Passini, Ferd. Wagner. München u. Berlin, Verlag von Friedr. Bruckmann. 1875.

de Gubernatis. — F. Dall' Ongaro e il suo epistolario scelto ricordi e spogli di Angelo de Gubernatis. Firenze, Verlag der Tipografia editrice dell' associazione. 1875.

de Gubernatis. — Storia dei Viaggiatori Italiani nelle indie orientali compilata da Angelo de Gubernatis con estratti d'alcune relazioni di Viaggio, a stampa ed alcuni documenti inediti. Publicata in occasione del congresso geografico di parigi. Livorno, Verlag von Franc. Vigo. 1875.

Gurlt. — Die Kriegs-Chirurgie der letzten 150 Jahre in Preußen. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungs-Anstalten am 2. August 1875 von Dr. E. Gurlt, Professor der Chirurgie an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. Berlin, Verlag von A. Hirschwald. 1875.

Hallier. — Reform der Pilzforschung. Offenes Sendschreiben an Herrn Professor De Bary zu Straßburg von Ernst Hallier. Jena, Verlag von Hermann Dufft. 1875.

Hartmann. — Die Denkwürdigkeiten des Kanzlers Hory. Ein Zeit- und Charakterbild des 17. Jahrhunderts. Von Alfred Hartmann, Verfasser von „Junker und Bürger". Berlin, Verlag von O. Janke. 1876.

Haushofer. — Eisenbahnbibliothek für Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamte, sowie für Adspiranten des Eisenbahn-, Post- und Telegraphendienstes. Eisenbahngeographie. Eine Darstellung des modernen Weltverkehrs mit besonderer Berücksichtigung der Eisenbahnen von Dr. Max Haushofer. Lieferung 2—6. Stuttgart, Verlag von Julius Maier. 1875.

Hellwald. — Oscar Peschel. Sein Leben und Schaffen von Friedrich v. Hellwald. Mit dem photographischen Bildnisse Peschels. Augsburg, Verlag von Lampart u. Comp. 1876.

Hermann. — Allein und Frei. Ein Roman von Theodor Hermann, Verfasser von „Wilhelm Wolfschild". 2. Auflage. 2 Bände. Mitau, E. Behre's Verlag. 1875.

Heßlein. — Jüdische Geschichten von Bernhard Heßlein. Berlin, Verlag von Liebheit und Thiesen. 1876.

Hieronymi. — Die Religion der Erkenntniß. Gedankenbeiträge für die religiöse Gestaltung der Zukunft. Von W. Hieronymi, freireligiöser Prediger in Mainz und Darmstadt. Wiesbaden, Verlag von Chr. Limbarth. 1875.

Höcker. — Auswahl beliebter Erzähler des Auslandes von Oscar Höcker. Viertes Bändchen. Dickens, Eine dunkle That (nach: „Barnaby Rudge"). Mit einem Titelbilde von Ludwig Löffler. Fünftes Bändchen. Dickens, In der Schule des Schicksals (nach: „Martin Chuzzlewit"). Mit einem Titelbilde von Ludwig Löffler. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Hoffmann. — Der Waldläufer. Erzählungen aus dem amerikanischen Waldleben von Gabriel Ferry. Für die Jugend bearbeitet von Julius Hoffmann. 2 Bde. in 1 Bde. Mit je sechs Kupfern. Achte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Hofmann. — Dichterweihe. Schauspiel in einem Aufzuge von Friedrich Hofmann. Leipzig, Verlag des Bibliogr. Instituts.

Huber. — Die ethische Frage von Johannes Huber. München, Verlag von Theodor Ackermann. 1875.

Jäger. — Abriß der neuesten Geschichte 1815—1871. Ein Hülfsbuch für den historischen Unterricht in den obersten Classen höherer Schulen und für den Selbstunterricht von Dr. Oskar Jäger, Director des K. Friedrich-Wilhelms-Gymnasiums und der Realschule I. O. zu Köln. Mainz, Verlag von C. G. Kunze's Nachfolger. 1875.

Jensen. — Um meines Lebenstages Mittag. Terzinen von Wilhelm Jensen. Berlin, Verlag von G. Stilke. 1875.

Jókai. Mein, Dein, Sein. Roman von Maurus Jókai. Deutsche, autorisirte Original-Ausgabe. 5 Bde. Berlin, Verlag von O. Janke. 1875.

Jung. — Panacee und Theodicee. Illustrationen, Caricaturen der Gegenwart und Grundlinien einer neuen Weltanschauung. Von Alexander Jung. 2 Thle. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1875.

Kähler. — Der große Kurfürst. Ein geschichtlicher Versuch zur Gedächtnißfeier des Tages von Fehrbellin. Von Kähler, Major im großen Generalstabe. Mit einer Karte. Berlin, Verlag von F. Schneider & Co. 1875.

von Keudell. — Haus Dolling oder das erste Turnier. Sage in zehn Abenteuern von Rudolf von Keudell. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. 1876.

Kinkel. — Mosaik zur Kunstgeschichte von Dr. Gottfried Kinkel, Professor der Archäologie und Kunstgeschichte am Eidgenössischen Polytechnikum in Zürich. Berlin, Verlag von Robert Oppenheim. 1875.

Koscheleff. — Unsere Lage. Aus dem Russischen des A. Koscheleff. Berlin, Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung. 1875.

Kunst und Künstler. — Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit. Biographien und Charakteristiken. Unter Mitwirkung von Ad. Boyersdorfer, K. Bergau, W. Bode, Ed. Dobbert, O. Eisenmann, Jacob Falke, Herm. Hettner, Max Jordan, Gottfr. Kinkel, Carl Lemcke, Jul. Lessing, Herm. Lücke, Franz Reber, R. Redtenbacher, C. A. Regnet, Ad. Rosenberg, Wilh. Schmidt, Alw. Schultz, Ant. Springer, Rob. Vischer, J. Wessely, K. Woermann, A. Woltmann u. A. Herausgegeben von Dr. Robert Dohme, Hofbibliothekar Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt. Lfg. 1. 2. Der systematischen Folge Nr. 5 und 6 u. Nr. 24. Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1875.

Lampert. — Im Herbst gesammelt. Bunte Fahrten von Friedrich Lampert. 2 Bde. Stuttgart, Verlag von Richter u. Kappler. 1876.

Lang. — Transalpinische Studien von Wilhelm Lang. In 2 Bänden. 2 Bände. Leipzig, Verlag von H. Hartung u. Sohn. 1875.

Lange. — Die Arbeiterfrage. Ihre Bedeutung für Gegenwart und Zukunft. Von Friedrich Albert Lange. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Winterthur. Verlag von Bleuler-Hausheer & Co. 1875.

von Laveleye. — Protestantismus und Katholicismus in ihren Beziehungen zur Freiheit und Wohlfahrt der Völker von Emil von Laveleye, corresp. Mitglied des „Institut de France". Autorisirte deutsche Ausgabe mit Vorwort von Dr. J. C. Bluntschli. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1875.

Lehrmittel Katalog. — Allgemeiner Lehrmittel-Katalog. Fünfte, mit Rücksicht auf höhere Lehranstalten bedeutend erweiterte Auflage. Breslau, Verlag von Priebatsch's Buchhandlung. 1876.

Leyden. — Schlichte Gedichte von Eugen Leyden. Zürich, Verlags-Magazin. 1876.

Lichtstrahlen. — Lichtstrahlen moderner Naturwissenschaft und geistiger Erkenntniß, gesammelt aus den Werken von Darwin, Häckel, Virchow, Büchner, Quinet, Goethe, Oscar Schmidt, Strauß, Buckle, Riel, Scheer, Schopenhauer, Hartmann, Tyndall, Carneri, Körner ꝛc. Dresden, Verlag von R. von Zahn. 1876.

Livingstone. — Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873. Vervollständigt durch einen Bericht über seine Leiden und letzten Augenblicke nach den Erzählungen seiner treuen Diener Chuma und Susi von Horace Waller, F. R. G. S. Rector in Twywell, Northampton. Rechtmäßige deutsche Ausgabe, besorgt von Dr. Josef M. Boyes. Mit Portrait, 2 Karten, vielen Illustrationen und Facsimiles. I. u. II. Halbbd. Hamburg, Verlag von Hoffmann u. Campe 1875.

Lübke. — Geschichte der Architektur von Dr. W. Lübke, Prof. der Kunstgeschichte am Polytechnicum und an der Kunstschule in Stuttgart. 5. vermehrte und verbesserte Auflage. 2 Bde. (Bd. I mit 464 Illustrationen in Holzschnitt, Bd. II mit 318 Illustrationen in Holzschnitt). Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. 1875.

Lübke und v. Lützow. — Denkmäler der Kunst zur Uebersicht ihres Entwicklungsganges von den ersten Versuchen bis zu den Standpunkten der Gegenwart. Dritte verbesserte und mit ca. 30 Tafeln vermehrte Auflage. Bearbeitet von Prof. Dr. W. Lübke und von Prof. Dr. C. v. Lützow. Lfg. 1—10. 12. Stuttgart, Verlag von Ebner u. Seubert. 1875.

Ludwig. — Die philosophischen und religiösen Anschauungen des Veda in ihrer Entwicklung. Gratulationsschrift zur Eröffnungsfeier der K. K. Universität in Czernowitz von Alfred Ludwig, K. K. ord. Professor an der Universität Prag. Prag, Verlag von F. Tempsky. 1875.

Märchen. — Drei deutsche Märchen. Dramatisch bearbeitet von Ernst O. Hamburg, Verlag von L. Gräfe. 1875.

Martensen. — Socialismus und Christenthum von Dr. H. Martensen, Bischof von Seeland. Aus dem Dänischen übersetzt von Th. Jörgensen, cand. theol. Kiel, Kommissions-Verlag von K. von Wechmar. 1875.

Meichsner. — Kinderbühne. Theatralische Aufführungen für Mädchen von Cl. von Meichsner. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Messager. — Messager de l'Europe. Journal russe. 1875. August, September, October, November.

Meßmer. — Shakespeare's Macbeth übersetzt und kritisch beleuchtet von Gg. Meßmer. München, Verlag der Literarisch-artistischen Anstalt. 1875.

Meyer's Reisebücher. — Gsell-Fels. — Rom und Mittel-Italien von Dr. Th. Gsell-Fels. Zweite Auflage. 2 Bde. geb. (Bd. I: Mittel-Italien und die Römische Campagna. Mit 5 Karten, 8 Plänen und Grundrissen, 6 Ansichten in Stahlstich und 18 Ansichten in Holzschnitt. Bd. II: Rom. Mit 47 Plänen und Grundrissen, 16 Ansichten und 1 Panorama in Stahlstich und 39 Ansichten in Holzschnitt.) Leipzig, Verlag d. Bibl. Instituts. 1875.

Meyer's Reisebücher. — Gsell-Fels. — Ober-Italien von Dr. Th. Gsell-Fels. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. Mit 10 Karten, 38 Plänen und Grundrissen, 20 Ansichten in Stahlstich, 1 Panorama und 64 Ansichten in Holzschnitt. 2 Bde. Leipzig, Verlag d. Bibl. Instituts. 1875.

Mises. — Kleine Schriften von Dr. Mises. Leipzig, Verlag von Breitkopf u. Härtel. 1875.

Mohr. — Nach den Victoriafällen des Zambesi von Eduard Mohr. Mit vielen Illustrationen in Holzschnitt und Chromolithographie und einer Karte, die Reiseroute angebend, nebst einem astronomischen, einem commerciellen Anhang vom Verfasser und einem geognostischen von Adolf Hübner: Die Südafrikanischen Diamantenfelder. 2 Bde. Leipzig, Verlag von Ferdinand Hirt u. Sohn. 1875.

Morier. — „Selbstregierung". Die deutsche Gemeindeverwaltung auf Grundlage der preußischen Kreisordnung im Vergleich zum englischen Selfgovernment, Von R. B. D. Morier, C. B. englischem Geschäftsträger in München. Deutsch von Dr B. Beta. Mit einem Vorwort von Professor Dr. F. von Holtzendorff. Leipzig, Verlag von H. Hartung & Sohn. 1876.

Mosler. — Kritische Kunststudien von Heinrich Mosler, Maler. Münster, Adolph Russell's Verlag. 1875.

Müller. — Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Vier Vorlesungen im Jahre 1870 an der Royal Institution in London gehalten, nebst zwei Essays „Ueber falsche Analogien" und „Ueber Philosophie der Mythologie" von F. Max Müller. Zweite unveränderte Auflage. Straßburg, Verlag von Karl J. Trübner. 1876.

Müller. — Die jungen Büffeljäger auf den Prairien des fernen Westens von Nordamerika. Ein Naturgemälde zu Lust und Lehre für die reifere Jugend gebildeter Stände von Karl Müller, Verfasser der „jungen Pelzjäger", der „Esperanza", der „jungen Lancéros", der „jungen Boars", der Charakterbilder aus der „Länder- und Völkerkunde". Mit acht Bildern in lithographischem Farbendruck. Dritte Auflage. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Mundarten. — Die deutschen Mundarten im Liede, Sammlung deutscher Dialektgedichte. Nebst einem Anhang: Poetische Proben aus dem Alt-, Mittel- und Neudeutschen, sowie den germanischen Schwestersprachen. Leipzig, Verlag von F. A. Brockhaus. 1875.

v. Olfers. — Neue Novellen von Marie v. Olfers. Berlin, Verlag von Wilhelm Hertz (Besser'sche Buchh.). 1876.

Oswald. — Aus Heimath und Fremde. Drei Erzählungen von E. Oswald. Verf. von „Fern von der Welt Getriebe". Berlin, Verlag von Wedekind & Schwieger. 1876.

Ottmann. — Deutsches Heldenbuch von M. Ottmann. Heft 1. Breslau, Verlag von E. Morgenstern. 1875.

Pagenstecher. — Allgemeine Zoologie oder Grundgesetze des thierischen Baus und Lebens von H. Alexander Pagenstecher, Med. und Phil. Dr., ord. öff. Professor der Zoologie, der Paläontologie und der landwirthschaftlichen Thierlehre, Director des Zoologisch-Zootomischen Instituts und Museums, des Museums für Paläontologie und des Instituts und Museums für landwirthschaftliche Thierlehre an der Universität Heidelberg. I. Thl. Mit 33 Holzschnitten. Berlin, Verlag von Wiegandt, Hempel u. Parey. 1875.

Pierer. — Neuestes Universal-Conversations-Lexikon. Sechste, vollständig umgearbeitete Auflage von Pierer's Universal-Lexikon. IV. Band. 1. Hälfte. Oberhausen und Leipzig, Verlag von Ad. Spaarmann. 1875.

Radenhausen. — Osiris. Weltgesetze in der Erdgeschichte von C. Radenhausen. Bd. II. Hamburg, Verlag von Otto Meißner. 1875.

Rapisardi. — Catullo e Lesbia studi di Mario Rapisardi. Firenze, Verlag von Successori Le Monnier. 1875.

Rau. — Culturgeschichtliche Vorlesungen, gehalten in den Wintersemestern 1872—1873, 1873—1874 zu Offenbach a/M. von Heribert Rau. Pfarrer der freireligiösen Gemeinde zu Offenbach, Verfasser des „Evangeliums der Natur", des „Katechismus der Vernunftreligion" u. s. w. Wiesbaden, Verlag von Chr. Limbarth. 1875.

Réforme Economique. — La Réforme Économique revue bimensuelle des questions sociales, politiques, fiscales, scientifiques industrielles, agricoles et commerciales. Tome premier. 1. Novembre. — 1re Livraison. 1875. Rouen. Redaction et administration rue Guillaume le conquérant. No. 5.

Revue. — Revue de France. 31. Octobre 1875. No. 46. Paris, Verlag d. Bureaux de la revue de France. 1875.

Rinne. — Der orthodoxe Glaube und die orthodoxe Kirche im Hinblick auf das Evangelium vom Reiche. Oder die Versöhnung des Christenthums

mit der Cultur des Geistes. Eine politisch-religiöse Abhandlung von Dr. Karl Friedrich Rinne. Leipzig, Verlag von H. Hartung u. Sohn. 1875.

Rohlfs. — Beiträge zur Entdeckung und Erforschung Afrika's. Berichte aus den Jahren 1870—1875 von Gerhard Rohlfs. Leipzig, Verlag der Dürr'schen Buchhandlg. 1876. Mit dem Stahlstich-Portrait des Verfassers.

Rohlfs. — Drei Monate in der libyschen Wüste von Gerhard Rohlfs. Mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel. 1. Liefg. Cassel, Verlag von Theodor Fischer. 1875.

Rohlfs. — Drei Monate in der libyschen Wüste von Gerhard Rohlfs. Mit Beiträgen von P. Ascherson, W. Jordan und K. Zittel. 2. u. 3. Liefg. Cassel, Verlag von Theodor Fischer. 1875.

Rohlfs. — Geschichte der deutschen Medicin von Heinrich Rohlfs. Stuttgart, Verlag von Ferdinand Enke. 1875.

Sayce. — The principles of comparative philology by A. H. Sayce, Fellow and Tutor of queen's college, Oxford, Member of the royal asiatic society, of the society of biblical archaeology and of the german oriental society; Author of „An Assyrian Grammar", An Assyrian Elementary Grammar and Reading Book etc. etc. Second Edition, Revited and Enlarged. London, Verlag von Trübner u. Co. 1875. gebd.

Scherer. — Geschichte der deutschen Dichtung im Elften und Zwölften Jahrhundert von Wilhelm Scherer. Straßburg, Verlag von K. J. Trübner. 1875.

Schmoller. — Straßburg zur Zeit der Zunftkämpfe und die Reform seiner Verfassung und Verwaltung im XV. Jahrhundert. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungsfestes der Universität Straßburg am 1. Mai 1875 von Gustav Schmoller. Mit einem Anhang, enthaltend die Reformation der Stadtordnung von 1405 und die Ordnung der Fünfzehner von 1433. Straßburg, Verlag von K. A. Trübner. 1875.

Schuhmann. — Eugenius. Eine Römerfahrt von Joseph Schuhmann. Rom, Verlag von Löscher u. Co. 1875.

Schüz. — Vom Schwarzwald ins Morgenland. Reisebilder von Emil Schüz, Doctor der Medicin und Chirurgie, Arzt zu Calw, Mitglied der K. K. zool.-botan. Gesellschaft in Wien, der oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde zu Gießen, für vaterländische Naturkunde in Württemberg, der württembergischen anthropologischen und vieler anderer Gesellschaften ꝛc. ꝛc. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart, Verlag der Hoffmann'schen Verlagsbuchhandlung. 1875.

von Segesser. — Studien und Glossen zur Tagesgeschichte von Dr. A. Ph. von Segesser. Der Culturkampf. 3. Auflage. Bern, Verlag von K. J. Wuß. 1875.

Siegmey. Feurige Kohlen. Feuilletonistische Nadelstiche von Siegmey, Verfasser von „Thüringer Bardenhumor", „Mixed Pickles", „Ritterschnurren vom Rhein". Illustrirt von Gustav Guthknecht. Berlin, Denicke's Verlag. 1875.

Sieyès. — Qu'est ce que le tiers état? par l'abbé Sieyès. Separatabdruck aus der von Sieyès selbst durchgesehenen und vermehrten, von Carl Friedrich Cramer herausgegebenen Sammlung seiner Schriften mit Hinzufügung der Noten des Abbé Morellet. Mit seiner historisch-biographischen Einleitung von Dr. Franz Koppel, Doctor der Geschichte am königl. sächs. Polytechnicum. Dresden, Verlag von R. v. Zahn. 1875.

Sontag. — Vom Nachtwächter zum türkischen Kaiser! Bühnen-Erlebnisse aus dem Tagebuche eines Uninteressanten von Carl Sontag, Mitgliede des Königlichen Theaters in Hannover. Dritte unveränderte Auflage. Bd. I. Dresden-Wien-Schwerin-Dresden. Bd. II. Hannover. Hannover, Verlag der Helwing'schen Hofbuchhandlung. 1876.

Späth. — Samenkörner der Wahrheit. Eine Darlegung der Grundwahrheiten des Christenthums in zweiunddreißig Predigten von H. Späth, erstem Pfarrer an der St. Lambertikirche in Oldenburg. Oldenburg, Verlag der Schulze'schen Buchhandlung. 1875.

Sprenger. — Die alte Geographie Arabiens als Grundlage der Entwicklungsgeschichte des Semitismus von A. Sprenger. Mit einer lithographirten Karte. Bern, Commissionsverlag von Huber u. Comp. 1875.

Spruner. — Die Wege des Glückes. Drama in fünf Acten von C. Spruner. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1875.

Stein. — Die Geschichten des Herodot. Deutsch von Dr. Heinrich Stein, Director des Großherzoglichen Gymnasiums in Oldenburg. 2 Bde. Oldenburg, Verlag von Ferdinand Schmidt. 1875.

Stroehlin. — L'état moderne et l'église catholique en Allemagne par Ernest Stroehlin, Docteur en Théologie. vol. I. L'Allemagne sous le régime des concordats 1742—1870 Genève et Bale, Verlag von H. Georg. 1875

Tagfrey. — Neue Räthsel von Philipp Tagfrey. Breslau, Verlag von Eduard Trewendt. 1875.

Turgénjew. — Skizzen aus dem Tagebuche eines Jägers. Von Iwan Turgénjew. 2 Thle. Autorisirte Ausgabe. Mitau, Verlag von E. Behre 1875.

Uetterodt zu Scharffenberg. — Zur Geschichte der Heilkunde, Darstellungen aus dem Bereiche der Volkskrankheiten und des Sanitätswesens im deutschen Mittelalter, mit besonderer Berücksichtigung der Lagerepidemien und der Militärkrankenpflege in den Kriegen jenes Zeitraumes von Ludwig Grafen Uetterodt zu Scharffenberg, Johanniterordens-Ehrenritter, Mitglied der königlich preußischen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften (in Erfurt). Berlin, Carl Heymann's Verlag. 1875.

Ulrici. — Gott und die Natur von Dr. Hermann Ulrici. Dritte, neu bearbeitete Auflage. Leipzig, Verlag von T. O. Weigel. 1875.

Viehoff. — Schiller's Leben, Geistesentwickelung und Werke, auf der Grundlage der Karl Hoffmeister'schen Schriften neu bearbeitet von Heinrich Viehoff, Professor und Director der Realschule erster Ordnung und der Provinzial-Gewerbeschule zu Trier. 3 Theile in einem Band. Stuttgart, Verlag von Carl Conradi. 1875.

Vogel. — Wissenschaft und Leben, Bilder aus dem Gebiete der Natur und Technik. Eine Gabe für Naturfreunde von August Vogel. Nördlingen, Verlag der C. H. Beck'schen Buchhandlung. 1875.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Dr. Hermann Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

AP
30
D4
Bd.5

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY